# Geschichte

der

# geistigen Entwickelung Europas

von

**John William Draper**
Dr. med. et jur., Professor der Chemie und Physiologie
an der Universität New-York.

Aus dem Englischen

von

A. Bartels.

**Erster Band.**

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

94

# Geschichte
der
# geistigen Entwickelung Europas

von

**John William Draper**
Dr. med. et jur., Professor der Chemie und Physiologie an der Universität New-York.

Aus dem Englischen

von

**A. Bartels.**

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

# Vorrede.

Auf der Versammlung der British Association for the Advancement of Science zu Oxford im Jahre 1860 trug ich einen Umriß des in diesem Werke enthaltenen physiologischen Gegenstandes mit Beziehung auf den geistigen Fortschritt Europas vor, indem ich den historischen Beweis einer spätern Veröffentlichung vorbehielt.

Dieses Buch enthält jenen Beweis. Es soll eine Vervollständigung meines Werkes über „die Physiologie des Menschen" sein, worin der Mensch als Individuum behandelt wurde. In diesem wird er in seinen socialen Beziehungen betrachtet werden.

Der Leser wird aber, denke ich, finden, daß es eine Geschichte des Fortschrittes der Meinungen und Ideen von einem bisher gänzlich vernachlässigten Gesichtspunkte aus ist. Es giebt zwei Arten, philosophische Fragen zu behandeln — eine literarische und eine wissenschaftliche. Manches, was bei einer rein literarischen Behandlung des Gegenstandes im Hintergrunde bleibt, nimmt von selbst eine hervorragendere Stellung ein, wenn seine wissenschaftlichen Beziehungen verglichen werden. Dieser letztern Methode habe ich mich bedient.

Der sociale Fortschritt steht eben so gut unter der Herrschaft natürlicher Gesetze, als körperliches Wachsthum. Das Leben von Individuen ist das Leben von Nationen im Kleinen. Diese Behauptungen zu erweisen, ist der Hauptzweck des vorliegenden Werkes.

Niemand, glaube ich, hat sich bisher der Mühe unterzogen, die Beweise dafür, welche die intellectuelle Geschichte Europas in Ueber-

einstimmung mit physiologischen Principien darbietet, in einer Weise zu ordnen, daß der regelmäßige Fortschritt der Civilisation dadurch hervorträte, oder die Thatsachen, welche andere Zweige der Wissenschaft uns liefern, mit dem Bestreben zu sammeln, die Bedingungen, unter welchen jenes Fortschreiten stattfindet, klar erkennen zu lassen. Diese philosophische Lücke habe ich in nachstehenden Blättern auszufüllen versucht.

So durch das Medium der Physiologie betrachtet, bietet die Geschichte uns eine neue Seite dar. Wir gelangen zu einer richtigern und vollern Würdigung der menschlichen Gedanken und Beweggründe im Laufe der Zeiten.

In der Vorrede zur zweiten Ausgabe meiner „Physiologie", im Jahre 1858 erschienen, wurde bemerkt, daß dieses Werk damals bearbeitet werde. Die Veränderungen, welche seitdem damit vorgenommen worden sind, hatten hauptsächlich zum Zweck, dasselbe mehr zusammen zu drängen. An der Besprechung verschiedener wissenschaftlicher Fragen, wie dem Entstehen der Species, welches neuerdings die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen hat, ist jedoch nicht gerührt worden und sind die darin vorgetragenen Ansichten dieselben, wie in dem früheren Werke von 1856.

# Erstes Kapitel.

## Die Natur wird durch Gesetze regiert.

Gegenstand dieses Werkes. Ich beabsichtige, in diesem Werke den Verlauf, welchen die europäische Civilisation genommen, zu betrachten, festzustellen, in wie weit dieselbe zufällig, in wie weit durch ein Urgesetz vorherbestimmt worden.

Rücken Nationen mit der Zeit wie die irrenden Phantasiegebilde eines Traumes ohne Vernunft und Ordnung vor oder giebt es einen bestimmten, feierlichen Gang, dem sich alles in steter Bewegung, in stetem, widerstandslosen Fortschritte anschließen muß, indem es einer unvermeidlichen Folge von Ereignissen begegnet und dieselben erduldet?

Seine Schwierigkeit und Größe. Die Antwort auf diese Frage ist in einer philosophischen Untersuchung der intellectuellen und politischen Geschichte der Nationen zu finden. Aber wie schwierig ist es, die Masse der Thatsachen, welche man zusammenfassen muß, zu bemeistern, eine so große Anhäufung des Stoffes zu handhaben und ihn von dem klarsten Gesichtspunkte aus zu ordnen! wie schwierig, die Repräsentanten richtig auszuwählen, sie am geeigneten Platze vorzuführen und ein so großartiges und verwickeltes Drama, wie das des europäischen Lebens darzustellen. Denn obgleich der Gegenstand in gewissem Sinne als ein wissenschaftliches Räthsel auftritt, und nur von dieser Seite habe ich ihn zu behandeln, so schwillt er in einem andern zu einem herrlichen Epos, — dem Leben der Menschheit, ihren Kämpfen, ihrer Ruhe, ihrem Gegenstande und Zwecke, an.

Der Mensch ist der Urtypus der Gesellschaft. Individuelle Entwickelung ist das Vorbild der socialen.

Manche haben behauptet, daß weltliche Angelegenheiten nur durch das freiwillige Handeln des Menschen bestimmt werden, Manche, daß die Vorsehung Gottes uns auf jedem Schritte leitet, Manche, daß alle Ereignisse vom Fatum bestimmt werden. An uns ist es, zu untersuchen, was an jeder dieser Behauptungen Wahres ist.

Individuelles Leben ist gemischter Natur.

Das Leben des Individuums ist gemischter Natur. Theils unterwirft es sich dem freien Willensantriebe seiner selbst und Anderer, theils steht es unter der unerbittlichen Herrschaft von Gesetzen. Seine Schätzung der bezüglichen Macht jeder dieser Factoren ändert sich unmerklich, je nachdem es eine Reihe verschiedener Stadien durchläuft. Im frischen Vertrauen der Jugend bildet der Mensch sich ein, daß sehr viel in seiner Macht stehe, in der Enttäuschung des Alters, sehr wenig. Wie die Zeit verstreicht und ehemalige täuschende Vorstellungen verschwinden, lernt er seine sanguinischen Hoffnungen herabsetzen und zeichnet sich eine engere Gränze dessen, was er zu erreichen gedenkt, vor. Die Wirklichkeit des Lebens enttäuscht ihn zuletzt und über den Abend seiner Tage stiehlt sich die unwillkommene Ueberzeugung von der Eitelkeit menschlichen Hoffens. Das, was er errungen, ist nicht das, worauf er gerechnet. Er sieht, daß ihn eine höchste Macht zu unbekannten Zwecken benutzt hat, daß er in die Welt gekommen ist, ohne selbst etwas davon zu wissen und sie wieder verläßt, ohne es zu wollen.

Ein Vorbild des socialen Lebens.

Jeder, der die physische und intellectuelle Geschichte des Individuums zu seinem Studium gemacht hat, wird einräumen, wie überraschend dieselbe die sociale Geschichte in Umrissen erkennen läßt. Das Gleichgewicht und die Bewegung der Menschheit sind rein physiologische Erscheinungen. Doch kann man solch eine Meinung nicht ohne Zaudern offen bekennen, da sie den Stolz und zu viele der Vorurtheile und Interessen unseres Zeitalters beleidigt. Ein Autor, der viele Jahre der Arbeit gewidmet hat, diesen Punkt zu erläutern, bedarf der ernstlichen Unterstützung Aller, welche die Wahrheit schätzen, und bei dem Umfange und der Tiefe des Gegenstandes kann sein Werk auch im besten Falle nur sehr unvollkommen sein und muß die ganze Nachsicht, ja den Edelmuth der Kritik in Anspruch nehmen.

Die ersten Begriffe wilder Menschen.

In der geistigen Kindheit roher Zustände überträgt der Mensch seine Begriffe von sich selbst auf die Natur und da Alles, was er thut, durch sein Belieben bestimmt wird, so betrachtet er alle vorüberziehenden Ereignisse als abhängig von der Willkür einer höhern, aber unsichtbaren Macht. Er giebt der Welt eine Verfassung, wie seine eigene. Dies führt nothwendig zum Aberglauben. Alles, was seltsam, groß und mächtig ist, erfüllt seine Einbildungskraft mit Furcht. Es sind für ihn die äußeren Bezeugungen eines innewohnenden Geistes und daher seiner Verehrung würdig.

Nachdem ihn die Vernunft, durch die Erfahrung unterstützt, von diesen Täuschungen, soweit sie ihn umgebende Dinge betreffen, befreit hat, klammert er sich doch noch an seine ursprünglichen Vorstellungen in Betreff weitentlegener Gegenstände an. In der Entfernung und den unwiderstehlichen Bewegungen der Sterne findet er Beweise für das Ueberirdische und giebt jedem dieser leuchtenden Körper einen dauernden und regierenden Geist. Die geistige Phase, welche er durchmacht, gestattet ihm, an die Wirkung planetarischer Einflüsse auf sich selbst zu glauben.

Der Fetischdienst durch den Sternendienst ersetzt.

Aber wie ihn die Vernunft vom Fetischdienste entfernte, so entfernt sie ihn auch seiner Zeit wieder vom Sternendienst. Vielleicht verläßt er nicht ohne Bedauern die mythologischen Formen, welche er geschaffen, denn lange nachdem es ihm zur Gewißheit geworden ist, daß die Planeten weiter nichts, als leuchtende Punkte ohne irgend einen merkbaren Einfluß auf ihn selbst sind, verehrt er doch noch die Genien, von denen er einst annahm, daß sie dieselben bewohnten; vielleicht erhebt er sie sogar zu unsterblichen Göttern.

Die Vorstellung einer Regierung nach Gesetzen.

Philosophisch zu reden, vertauscht er, stufenweise emporklimmend, seinen ursprünglichen Lehrsatz der Willkür gegen den Lehrsatz des Gesetzes. Wie der Fall eines Steines, das Fließen des Baches, die Bewegung eines Schattens, das Rauschen der Blätter auf physische Ursachen zurückgeführt wurden, so werden auf gleiche Ursachen endlich die Umwälzungen der Sterne zurückgeführt. In Ereignissen und Schauspielen, welche fortwährend an Größe und Erhabenheit zunehmen, entdeckt er die Herrschaft des Gesetzes. Die Gnomen, Genien und Götter, welche ihm Furcht und Verehrung eingeflößt hatten, welche die Ereignisse durch ihre Leidenschaften oder Launen bestimmten, werden endlich durch den edeln Begriff eines einzigen, allmächtigen Wesens ersetzt, welches das Weltall der Vernunft und daher dem Gesetze gemäß regiert.

Dieser Lehrsatz der Weltregierung nach Gesetzen wird nun so lange ausgedehnt, bis dieselbe endlich alle natürlichen Ereignisse umfaßt. So geschah es, daß dieser Satz vor kaum zwei Jahrhunderten durch Newtons Entdeckung, daß die Gesetze Keplers, wonach die Bewegungen der planetarischen Körper sich vollziehen, als mathematische Nothwendigkeit aus einer sehr einfachen, stofflichen Bedingung herfließen und daß die verwickelten Bewegungen des Sonnensystems nicht anders sein können, als sie sind, unendlich an Kraft. Nur Wenige von denen, welche aus der herrlichen Geometrie der „Principia" den Beweis für diese Thatsache herauslasen, sahen die mächtigen, philosophischen Folgen, welche dieser wissenschaftlichen Entdeckung unausbleiblich folgen mußten, ein. Und nun beruht das Erforschen der Himmelserscheinungen in vergangenen Zeiten und alle Voraussagungen künftiger Erscheinungen

Ihre Anwendung auf das Sonnensystem.

an demselben wesentlich auf dem Grundsatze, daß keine Willkür jemals eingreift, sondern daß der riesige Mechanismus sich fühllos kraft eines mathematischen Gesetzes bewegt.

Und auf die Erscheinungen unserer Erde.

Je vollkommener wir daher auf Erden die Ursachen vorkommender Ereignisse begreifen, desto deutlicher sieht man ein, daß sie die Folgen physischer Bedingungen und daher die Ergebnisse von Gesetzen sind. Um nur Ein Beispiel von vielen, welche in Betracht gezogen werden könnten, anzuführen — wer vermag zu sagen, woher die sprüchwörtlich so unbeständigen Winde kommen oder wohin sie fahren? Wenn irgend Etwas den launenhaften Charakter der Willkür trägt, so sind sie es. Indessen würden wir uns täuschen, wenn wir uns einbildeten, daß atmosphärische Ereignisse zufällig seien. Wo soll die Linie gezogen werden zwischen dem ewigen Passatwinde, welcher, aus wohlverstandenen, physischen Ursachen entspringend, wie der Athem des Geschickes langsam, feierlich und unaufhörlich über den Stillen Ocean bläst, und zwischen den Windstößen, in welche er in mehr nördlichen und südlichen Regionen ausartet — Windstöße, welche ohne irgend eine Ursache zu kommen und ohne irgend eine Spur zurückzulassen, wieder vorüberzugehen scheinen? Unter welchem Breitegrade endigt die Herrschaft der Physik und beginnt diejenige des Uebernatürlichen?

Alle Ereignisse im Welthaushalte sind die Ergebnisse gesetzlicher Operationen. Jede Bewegung an den Himmeln oder auf der Erde verkündet uns, daß das Weltall regiert wird.

Aber wenn wir dies von dem Stäubchen, welches in vielfachen, sich um einander wälzenden Sternchen im Sonnenstrahle schwimmt, gelten lassen, sind wir dann auch Willens, die Schlußfolgerungen unserer Lehrsätze zu ziehen und eine gleiche Einwirkung von Gesetzen hinsichtlich lebender, wie lebloser Dinge, hinsichtlich der organischen, wie unorganischen Welt anzuerkennen? Welche Beweise liefert uns die Physiologie in Ansehung dieses Punktes?

Sowie auf die organische Welt.

Die Physiologie hat in ihrem Verlaufe dieselben Phasen durchgemacht, wie die Physik. Lebende Wesen sind als über die Macht äußerer Einflüsse erhaben betrachtet worden und namentlich hat man vom Menschen behauptet, daß er unabhängig von den die Welt, in welcher er lebt, regierenden Kräften sei. Außer jenem stofflosen Bestandtheile, der Seele, welche ihn vor allen lebenden Mitgeschöpfen auszeichnet und zu einem moralischen und verantwortlichen Wesen macht, hat man sich vorgestellt, daß er, wie sie, noch einen andern stofflosen Bestandtheil, die Lebenskraft, besitze, welche in eigenthümlicher Weise alle verschiedenen Thätigkeiten seiner Constitution verrichte.

Namentlich auf den Menschen.

Als man jedoch entdeckte, daß das Herz des Menschen nach den anerkannten Regeln der Hydraulik construirt und durch große Röhren vermittelst gewöhnlicher, mechanischer Mittel, Klappen, mit frischem Zufluß versehen wird, daß das Auge, seine Hornhaut, seine Feuchtigkeit, seine Linse, durch welche die Strahlen auf geeignete Art so gebrochen werden, daß sie sich zu einem Bilde gestalten, seine Iris, welche wie das Diaphragma eines Teleskops oder Mikroskops das Seitenlicht ausschließt und die zugelassene Quantität regelt, nach den feinsten Prinzipien der Optik angelegt, daß das Ohr mit den Mitteln ausgestattet ist, mit den drei charakteristischen Eigenschaften des Tones fertig zu werden — mit dem Trommelfell für die Stärke, seiner schneckenähnlichen Gestalt für den Grad, seinen halbkreisförmigen Kanälen für die Beschaffenheit — als man sah, daß die Luft durch das Heben und Senken des Zwerchfelles, wodurch atmosphärischer Druck ins Spiel kömmt, in die großen Luftröhren gelangt und darauf nach physischen Prinzipien weiter in die äußersten Zellen der Lungen und von da in's Blut befördert wird, dadurch im ganzen Systeme chemische Veränderungen hervorrufend, Hitze entwickelnd und es ermöglichend, daß alle Functionen des organischen Lebens ihren Verlauf nehmen — als diese und sehr viele Thatsachen ähnlicher Art durch die neuere Physiologie in den Vordergrund traten, wurde man natürlich genöthigt, zuzugeben, daß belebte Wesen jene einst angenommene Ausnahme nicht bilden und daß organische Functionen das Ergebniß physischer Ursachen sind.

Im socialen sowohl, wie im individuellen Leben.

Wenn also in den Kammern des individuellen Haushaltes diese natürlichen Triebfedern die Oberhand haben, müssen sie dann nicht auch im socialen Haushalte ihre Wirkung äußern? hat die große schattenlose Wüste nichts gemein mit den Gewohnheiten der Nomadenstämme, welche ihre Zelte in derselben aufschlagen, die fruchtbare Ebene mit Heerden und Hirtenleben, die Bergvesten mit dem Muthe, welcher sie so oft vertheidigte, das Meer mit dem Hange zu Abenteuern.

Fürwahr, beruhen nicht alle unsere Erwartungen von dem Bestande so vieler Einrichtungen auf dem Glauben an den Bestand der sie umgebenden, physischen Bedingungen? Seit Bodins Zeiten, welcher vor fast dreihundert Jahren sein Werk „De republica" veröffentlichte, ist der Grundsatz, daß die Gesetze der Natur nicht dem Willen der Menschen untergeordnet werden können, sondern daß die Regierung sich dem Klima anzupassen hat, genugsam anerkannt. Dies war es, was ihn zu dem Schlusse brachte, daß nördlichen Nationen die Kraft, mittleren die Vernunft und südlichen der Aberglaube am natürlichsten ist.

Einwirkung der Jahreszeiten auf Thiere und Pflanzen.

Im Monat März kreuzt die Sonne den Aequator, indem sie ihre Strahlen reichlicher über unsere nördliche Hemisphäre entsendet. Ihrem Zuge folgend;

breitet sich ein grüner Teppich nach dem Pole zu aus. Die Ueppigkeit steht im Verhältnisse zur örtlichen Pracht. Die Thierwelt wird gleichfalls berührt. Durch die Wärme vorwärts getrieben oder gelockt, beginnen die Zugvögel ihre jährliche Wanderung, mit der sich entfaltenden Vegetation unter ihnen Schritt haltend. Mit dem Herannahen des Herbstes folgt auf dieses geordnete Vorrücken von Licht und Leben ein geordneter Rückzug und nun stellt die südliche Hemisphäre ihrerseits dasselbe herrliche Phänomen dar. Ein Mal in jedem Jahre thut das Leben der Erde einen Pulsschlag, bald herrscht übersprudelnde Lebenskraft, bald Oede. Aber was ist die Ursache von alle dem? Sie ist nur eine mechanische. Die sich um sich selbst drehende Erdaxe neigt sich der Fläche ihrer Ekliptik um die Sonne zu.

Jenes wunderbare Phänomen und seine Erklärung möge uns zur Lehre dienen, möge es uns tief die Wichtigkeit physischer Triebfedern und physischer Gesetze einprägen. Sie treten im Leben und Sterben des Menschen, in persönlicher wie in socialer Hinsicht handelnd auf. Aeußere Ereignisse verweben sich mit unserer Natur, ihre Perioden schaffen Perioden in uns. Tag und Nacht verkörpert sich in unserm Wachen und Schlafen, Sommer und Winter zwingen uns, Kreisläufe in unserm Leben zu beschreiben.

Das individuelle Dasein hängt von physischen Bedingungen ab.

Wer diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird längst zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß die Möglichkeit des menschlichen Daseins auf der Erde von Bedingungen abhängt, welche durchaus materieller Art sind. Da sich das Leben nur innerhalb einer engen Temperaturgränze halten kann, so ist es erforderlich, daß unser Planet sich in einer bestimmten, nur geringen Entfernung von der Quelle des Lichtes und der Hitze, der Sonne, befindet und daß ihre Kugelform so wenig abweicht, um sich dicht einem Kreise zu nähern. Wenn ihre Masse größer oder geringer wäre, als sie ist, so würde das Gewicht aller lebenden und leblosen Dinge auf ihrer Oberfläche nicht mehr dasselbe sein; absolutes Gewicht aber ist eines der Grundelemente organischer Bildung. Eine Veränderung in dem Zeitraume ihrer täglichen Umdrehung müßte, da sie die Länge des Tages und der Nacht berührt, sofort eine verhältnißmäßige Modification in den Perioden des Nervensystemes der Thiere zur Folge haben; eine Veränderung in ihrer Bahn um die Sonne würde, da sie die Dauer des Jahres bestimmt, gleichfalls merkliche Wirkungen hervorrufen. Wenn das Jahr kürzer wäre, würden wir schneller leben und früher sterben.

Animalisches und vegetabilisches Leben durch materielle Bedingungen im Gleichgewicht erhalten.

Im gegenwärtigen Haushalte unseres Globus bilden natürliche Triebfedern als Mittel, denselben zu leiten und zu regeln, seine Stütze. Durch die Hitze wird die Vertheilung und Anordnung der

Pflanzenfamilien bewerkstelligt, durch ihr Verhältniß zur atmosphärischen Luft werden Pflanzen und Thiere im Gleichgewicht erhalten und keinem von beiden gestattet, die Oberhand zu gewinnen. In Anbetracht der Größe dieser Bedingung und ihrer Nothwendigkeit zum allgemeinen Leben könnte sie unaufhörlicher, göttlicher Dazwischenkunft würdig erscheinen, doch geht sie in Wirklichkeit selbstthätig vor sich.

Ebendadurch das Erscheinen und Verschwinden desselben bestimmt.

Von der vergangenen, organischen Geschichte gilt dieselbe Bemerkung. Die Verdichtung der Kohle aus Luft und ihre Einschließung in Lagen bildet einen Hauptabschnitt im organischen Leben der Erde, indem darin die Möglichkeit für das Erscheinen heißblütiger und intellectuellerer Thierfamilien gegeben war. Jenes große Ereigniß wurde durch den Einfluß der Sonnenstrahlen hervorgerufen. Und da derartige Einflüsse mit dem Erscheinen von Organismen in Verbindung stehen, so sind sie auch bei der Entfernung derselben in Betracht gekommen. Von den Myriaden von Species, welche ausgestorben sind, ist zweifelsohne jede durch das Eintreten materieller Bedingungen verschwunden, welche mit ihrer Fortdauer unverträglich waren. Jetzt sogar würde das Fallen von sechs Grad in der mittleren Temperatur eines jeden Breitegrades das Verschwinden der Formen wärmerer Klimate und das Entstehen solcher aus kälteren nach sich ziehen. Eine Schwächung der Sonnenstrahlen während weniger Jahre würde eine andere Vertheilung von Pflanzen und Thieren über die ganze Erde hervorrufen; viele würden gänzlich verschwinden und überall neue Ankömmlinge auftauchen.

Die Fortdauer organischer Formen von der Stetigkeit materieller Bedingungen herrührend.

Die Fortdauer organischer Formen hängt durchaus von der Stetigkeit der materiellen Bedingungen, unter welchen sie leben, ab. Jede Veränderung der letzteren, und wäre sie auch noch so unbedeutend, würde sofort eine entsprechende Veränderung in der Form zur Folge haben. Die gegenwärtige Stabilität im Organismus der Welt ist die unmittelbare Folge des physischen Gleichgewichts und dabei wird es bleiben, so lange die mittlere Temperatur, der jährliche Zufluß von Licht, die Zusammensetzung der Luft, die Vertheilung des Wassers, oceanische und atmosphärische Strömungen und andere Triebfedern dieser Art unverändert bleiben; wenn aber irgend einer von diesen oder von hundert andern Umständen, welche aufgezählt werden könnten, eine Veränderung erleiden sollte, so würde der phantastische Lehrsatz von der Unveränderlichkeit der Species sofort auf seinen wahren Werth zurückgeführt werden. Die organische Welt scheint zu ruhen, weil die natürlichen Einflüsse ein Gleichgewicht erlangt haben. Ein Marmorblock wird auf einer wagerechten Platte stets unbeweglich fest liegen; sobald die Oberfläche derselben sich aber nur ein wenig neigt, wird der Marmor auch herunter rollen. Was würde man von Jemand sagen, der, ihn im Zustande der Ruhe be-

trachtend, behauptete, daß er sich unmöglich von der Stelle bewegen könnte?

Diejenigen, welche keinen Unterschied zwischen dem Racepferde und dem Shetland-Pony, dem Bantam- und dem Schangai-Huhne, dem Windspiel und dem Pudel zu erblicken vermögen, welche durchaus leugnen, daß sich Eindrücke auf die Species machen lassen und in der langen Reihenfolge erloschener Formen, deren vorweltliches Dasein sie anerkennen müssen, die augenscheinlichen Beweise einer fortwährenden und schaffenden Dazwischenkunft sehen, vergessen, daß natürliche Wirkungen eine bestimmte Reihenfolge beobachten, indem ein Ereigniß das andere der Anforderung des Falles gemäß ablöst und so eine Kette bildet, worin jedes Glied am vorhergehenden hängt und das nachfolgende hält.

Eine bestimmte Reihenfolge natürlicher Bedingungen hat bestimmte organische Veränderungen zur Folge.

Indem physische Einflüsse sich einander folgen und in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung zu einander stehen, verhalten sie sich in ihrer Gesammtheit zur organischen Welt im Allgemeinen wie Ursachen und letztere stellt die Wirkung und zugleich die Ordnung der Reihenfolge dar, welche unter jenen besteht und sich in ihr verewigt oder verkörpert. So störte in jenen alten Zeiten, von denen wir gesprochen haben, das Sonnenlicht, indem es auf die Pflanzenblätter wirkte, die chemische Verfassung der Atmosphäre, gab den Anstoß zur Anhäufung eines energischeren Elementes in derselben, verminderte den mechanischen Druck und veränderte den Grad der Ausdünstung vom Meere her, so daß sich eine Reihe von Ereignissen einander so nothwendig folgte, daß ihre Ordnung vorauszusehen ist und daß sie nun ihrerseits auf den vegetabilischen und animalischen Haushalt einwirken. Durch diese regelmäßige Veränderung beherrschten die natürlichen Einflüsse die botanischen Vorgänge und verursachten eine entsprechende Veränderung derselben. Die geregelte Procedur der einen muß durch die geregelte Procedur der andern nachgeahmt werden. Dasselbe gilt vom Thierreiche; die anerkannte Veränderung der materiellen Bedingungen drückt sich in den organischen Wirkungen, in der Kraft der Bewegung, der Energie des Lebens und in der intellectuellen Kraft aus.

Wenn man also solche geordneten Reihenfolgen bemerkt, so muß man sie nicht sogleich einem unmittelbaren Eingreifen, dem Ausflusse weiser Vorherbestimmungen eines willkürlichen Urhebers zuschreiben, sondern sich zuvörderst darüber Rechenschaft ablegen, in wie weit sie von natürlichen oder materiellen Bedingungen, welche in einer bestimmten und nothwendigen Folge auftreten, abhängen, stets des wichtigen Grundsatzes eingedenk, daß eine geordnete Folge unorganischer Ereignisse nothwendig einen geordneten und entsprechenden Fortschritt des organischen Lebens nach sich zieht.

Allgemeine Herrschaft physischer Kräfte über organische Formen.

Von diesem Lehrsatze der Herrschaft physischer Kräfte über organische Formen erkenne ich keine

Ausnahme, selbst nicht beim Menschen, an. Die verschiedenen Außenseiten, welche er in den verschiedenen Ländern bietet, sind die nothwendigen Folgen jener Einflüsse.

Im Falle des Menschen. Wer den Lehrsatz der Einheit des menschlichen Geschlechts vertheidigt, ist genöthigt, die absolute Herrschaft solcher Kräfte über die Organisation des Menschen zuzugeben, da der ursprünglich geschaffene Typus dahin gebracht werden konnte, ein so verschiedenes Aussehen in den verschiedenen Welttheilen anzunehmen, welches sich in Uebereinstimmung mit Klima und andern rein materiellen Verhältnissen befindet. Zu jenen Verhältnissen ist es kaum nöthig, die Lebensweise des Menschen hinzuzufügen, da dieselbe aus ihnen entspringt. Der Lehrsatz der Einheit erfordert als wesentliche Voraussetzung die Zulassung einer durchgängigen Herrschaft physischer Kräfte über das menschliche Aeußere und die menschliche Organisation, denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß, von ein und demselben Stamme ausgehend, alle jene Schattirungen der Hautfarbe und die Verschiedenheiten in der Bildung des Schädels entstanden sind? Die Erfahrung liefert uns überzeugende Beweise dafür, daß dies lauter Veränderungen sind, welche nur allmälig und nicht plötzlich vor sich gegangen sind, sie treten als culminirende Wirkung zu Tage. Sie drängen uns offenbar den Satz auf, daß nationale Typen nicht als etwas von vornherein Bestimmtes und Abgeschlossenes zu betrachten sind, da die anscheinende Unbeweglichkeit in dieser Hinsicht der erlangten Uebereinstimmung mit den Bedingungen, welchen der betreffende Typus ausgesetzt gewesen, zuzumessen ist. Man verändere jene Bedingungen und sofort würde er ebenfalls anfangen, sich zu verändern. Ich wiederhole daher, daß, wer den Lehrsatz der Einheit des menschlichen Geschlechtes gelten läßt, auch in Betracht seines gegenwärtigen Zustandes auf den verschiedenen Theilen der Oberfläche unseres Planeten den nothwendigen Vordersatz desselben, die durchgehende Herrschaft physischer Kräfte, einräumen muß, mögen dieselben nun auf natürlichem oder auf künstlichem Wege durch Civilisation und die Jahrhunderte lange Annäherung der Nationen zur Uebereinstimmung mit den Bedingungen, denen sie ausgesetzt waren, entstanden sein.

Zu demselben Schlusse muß aber auch Derjenige gelangen, welcher den Ursprung verschiedener Racen von verschiedenen Mittelpunkten vertheidigt. Es läuft auf dasselbe hinaus, welchen von diesen Lehrsätzen wir uns aneignen. Beide führen zur Zulassung der Uebergangsnatur typischer Formen, ihrer Veränderungen und ihres Erlöschens.

Menschliche Verschiedenheiten. Die Verschiedenheiten im Aeußern des Menschen wird man am besten gewahr, wenn man solche Nationen näher betrachtet, deren Sitze nach Norden und Süden hin vertheilt sind. Das Ergebniß ist dasselbe, wie wenn ein Reisender langsam einen Meridian entlang zieht, wogegen der Fall ein ganz anderer sein würde,

wenn er die Richtung einer Breitegradlinie einschlüge. Im letzteren sind die Veränderungen des Klimas weit weniger bemerklich und rühren viel mehr von geographischen, als von astronomischen Ursachen her. Bei solchen Wanderungen kommt nie jener schnelle Wechsel der Hautfarbe und der intellectuellen Kräfte vor, wie bei jenen. Obgleich die mittlere Temperatur Europas von Polen nach Frankreich zu sich steigert, hauptsächlich in Folge der Strömung des Atlantischen Oceans, welche die Hitze vom Golf von Mexiko und vom Stillen Ocean herüberführt, so ist diese Steigerung doch weit geringer, als man sie antreffen würde, wenn man dieselbe Entfernung nach Süden hin durchmäße. Vermittelst der Künste der Civilisation kann der Mensch weit leichter die Schwierigkeiten, welche aus Veränderungen längs einer Breitegradlinie, als diejenigen, welche längs einer Mittagslinie entstehen, vermeiden, aus dem einfachen Grunde, weil in jenem Falle diese Veränderungen geringer sind.

Ihre politischen Folgen.

Doch sind es nicht allein Hautfarbe, Entwickelung des Schädels und daher intellectuelle Kraft, welche dadurch berührt werden. Bei Verschiedenheit des Klimas giebt es auch Verschiedenheiten der Sitten und Gebräuche, d. h. Verschiedenheiten in der Art und Weise der Civilisation. Hierüber sind Thatsachen vorhanden, welche unsere ernsteste Aufmerksamkeit verdienen, da Verschiedenheiten in dieser Beziehung unvermeidlich politische Folgen nach sich ziehen. Wenn Gleichartigkeit ein Element der Stärke ist, so muß ein Reich, welches sich nach Osten und Westen ausbreitet, mächtiger sein, als ein anderes, welches nach Norden und Süden hin liegt. Ich glaube bestimmt, daß hierin eine nicht unbeträchtliche Ursache der Größe und Dauer Roms gelegen und daß es die oft ziemlich schwere Regentenaufgabe der Kaiser erleichtert hat. Es herrscht eine natürliche Neigung zur Gleichartigkeit bei östlicher und westlicher, eine Neigung zur Verschiedenheit und zum Widerstreit bei nördlicher und südlicher Richtung vor; daher kommt es, daß das Regieren im letzteren Falle stets den höchsten Grad staatsmännischer Einsicht erfordert.

Die Natur der Uebergangsformen.

Die Uebergangsformen, welche Thiertypen auf Uebergängen von Norden nach Süden hervorzubringen vermögen, sind bei weitem zahlreicher, als diejenigen auf Uebergängen von Osten nach Westen. Letztere sind, obgleich in Beziehung auf den Typus, von welchem sie ausgingen, einen Uebergang darstellend, doch, was die Gegenden betrifft, wo sie vorkommen, dauernd, wie sie denn in der That die Verkörperung der physischen Einflüsse derselben sind. So lange daher diese Einflüsse unverändert bleiben, werden auch die Formen, welche sie hervorbrachten, keine Veränderung erleiden. Für solche dauernde Formen im Falle des Menschen können wir die Bezeichnung des ethnischen Elementes annehmen.

Bedingung von Veränderungen ethnischer Elemente.

Ein ethnisches Element ist demnach noth-

wendig abhängiger Natur, seine Dauer entspringt aus der vollkommenen Uebereinstimmung mit den Bedingungen, von welchen es umgeben ist. Alles, was diese Uebereinstimmung stört, berührt sein Leben.

Der Fortschritt der Nationen gleicht dem der Individuen.

Diese Betrachtungen führen uns vom einzelnen Menschen zu Gruppen von Menschen oder Nationen. Es giebt einen ebenso deutlichen Fortschritt für ganze Racen, wie für den Einzelnen. Es giebt Gedanken und Handlungen, welche specifischen Perioden im einen wie im andern Falle angehören. Ohne Mühe können wir von einer vorliegenden Handlung angeben, welcher Periode sie angehört. Im lärmenden Spiele erkennen wir den Knaben, in emsiger Thätigkeit den gereiften Mann und in schwacher Geschwätzigkeit den Greis. Wir wundern uns, wenn wir Handlungen wahrnehmen, welche dem betreffenden Lebensabschnitte unangemessen sind. Wie es in dieser Hinsicht bei Individuen bestellt ist, so auch bei Nationen. Der Gang der Einzelexistenz giebt in Umrissen den Gang der Raceexistenz und ist in der That ihr Repräsentant im Kleinen.

Staatswesen wie Familien zählen Glieder in den verschiedensten Fortschrittsstadien.

Gruppen von Menschen oder Nationen werden durch dieselben Zufälle aus dem Gleise gebracht oder vollenden denselben Kreislauf, wie Individuen. Manche gelangen kaum über die Kindheit hinaus, Manche kommen plötzlich um, Manche sterben vor Altersschwäche. Aus dieser Mannichfaltigkeit von Ereignissen könnte es hoffnungslos erscheinen, das Gesetz, wonach sie alle gelenkt werden, zu entwirren und klar zu bezeichnen. Unter solchen Gruppen steht vielleicht Jeder in ein und demselben Augenblicke auf einer andern Stufe des Fortschritts, gerade wie man in ein und derselben Familie blühende und bejahrte Personen wahrnimmt. So hat Europa in seinen verschiedenen Theilen Gesellschaften von sehr verschiedenen Zuständen aufzuweisen — hier die rastlose Civilisation Frankreichs und Englands, dort die Genügsamkeit und Unbedeutsamkeit Lapplands. Es könnte scheinen, als ob dieses Gemisch es schwer machte, die wahre Bewegung des ganzen Continents zu ermitteln, namentlich während vergangener und entfernter Zeiten. Ueberdies repräsentiren in jeder Nation die gleichzeitig verschiedenen Klassen, die Gebildeten und Ungebildeten, die Müssigen und Betriebsamen, die Reichen und Armen, die Einsichtigen und Abergläubischen verschiedene, gleichzeitige Stufen des Fortschrittes. Der Eine ist vielleicht sehr weit, der Andere fast gar nicht fortgeschritten. Wie soll man da den wirklichen Bestand eines Falles herausfinden? Welche von diesen Klassen sollen wir als den wahrsten und vollkommensten Typus annehmen?

Obgleich schwierig, ist dieses Auffinden doch nicht unmöglich. Die Frage ist in derselben Weise zu behandeln, wie wenn man eine Familie schätzen wollte, worin Personen vom unmündigen Kinde an

bis zum hochbetagten Greise vertreten sind. Alle Glieder derselben vertreten eine bestimmte Richtung, wenn Manche auch vielleicht zur Unzeit abgerufen werden, ohne ans Ziel zu gelangen. Der Eine wird durch Zufall, der Andere durch Krankheit schwach; allein Jeder wird, wenn man seinen vergangenen und gegenwärtigen Zustand in Erwägung zieht, einen Beleg für die Natur der Bewegung liefern, welche sie im Allgemeinen sämmtlich durchzumachen haben. Um diese Bewegung am bündigsten darzuthun, eignen sich gewisse Glieder einer solchen Familie zu unserem Zwecke besser, als andere, weil sie den Typus derselben schärfer repräsentiren oder weil sie ihre Bahn vollständiger zurückgelegt haben.

Die intellectuelle Klasse der wahre Repräsentant eines Staates.

So sind in einer zahlreichen Völkerfamilie die Einen gereifter, die Andern unmündiger, die Einen sterben frühzeitig, die Andern vor Altersschwäche. Alle weisen sie besondere Eigenthümlichkeiten auf. Es giebt zwischen Verwandten, mögen wir sie in geistiger oder körperlicher Hinsicht betrachten, Unterschiede; doch bezeichnet Jeder auf seiner Stufe die Bahn, welche sie Alle durchlaufen, nur daß der Eine es mehr, der Andere weniger vollständig thut. Daher ist die leitende, die intellectuelle Klasse stets der wahre Repräsentant eines Staates. Sie hat Schritt für Schritt die niedrigeren Stufen zurückgelegt und ist am weitesten vorgeschritten.

Veränderung und Absterben der Mittelglieder die Bedingung individuellen Lebens.

Bei Individuen wird das Leben durch das Entstehen und Vergehen organischer Theile erhalten, sodaß sich kein Theil des Körpers in einem unbeweglichen Zustande befindet, sondern jeder einen unaufhörlichen Wechsel entfaltet. Daher ist der Tod nothwendig die Bedingung des Lebens und je energischer die Verrichtungen einzelner Theile vor sich gehen oder, wenn wir verschiedene Thiere mit einander vergleichen, je thätiger die Art ihres Daseins ist, um so größer ist auch im Verhältnisse der Verbrauch und desto zahlreicher das Absterben der Mittelglieder.

Glieder beim Individuum entsprechen Personen im Staate.

Dem Absterben von einzelnen Gliedern bei Individuen entspricht das Absterben von Personen bei Nationen, deren integrirende Bestandtheile sie sind. In beiden Fällen wird während eines ganz unbeträchtlichen Zeitraumes eine völlige Veränderung vollzogen, ohne daß der ganze Körper, welcher die Summe dieser verschiedenen Theile ist, seine Identität verliert. Jeder Theil oder jede Person tritt in's Dasein, erfüllt die ihm oder ihr zugemessene Pflicht und geht darauf, vielleicht spurlos, wieder unter. Die Entstehung, Fortdauer und Verwesung organischer Theilchen oder Molecülen beim Menschen entspricht der Entstehung, Fortdauer und Verwesung von Menschen bei Nationen. Ernährung und Verfall im einen Falle sind gleichbedeutend mit Wohlbefinden und Verwandlung im andern.

Sprochen im nationalen dieselben wie im individuellen Leben.

Wie das Individuum durch die Action äußerer Kräfte Veränderungen unterworfen ist und denselben keinen Widerstand leistet, auch nicht das mindeste Anzeichen des Besitzes physiologischer Trägheit zu erkennen giebt, sondern sich sogleich jedem Eindrucke unterwirft, so ist es ähnlich mit Gruppen von Menschen, welche zu Nationen zusammentreten. Ein nationaler Typus verfolgt seinen Weg physisch und intellectuell durch Veränderungen und Entwickelungen hindurch, welche denen des Individuums entsprechen und bezüglich durch Unmündigkeit, Kindheit, Jugend, Mannesalter, Greisenalter und Tod repräsentirt werden.

Störung durch Auswanderung.

Dieser regelmäßige Verlauf kann jedoch äußerlich oder innerlich gestört werden. Wenn eine ganze Nation von ihren ursprünglichen Sitzen nach einem neuen Aufenthalte versetzt würde, worin das Klima, die Jahreszeiten und das Ansehen der Natur ganz und gar verschieden wären, so würde sich sofort in allen ihren Theilen eine Bewegung, in Einklang mit den neuen Bedingungen zu kommen, kundzuthun anfangen — eine Bewegung von Jahrhunderte langer Dauer und das Vergehen vieler Generationen bis zu ihrer Vollendung in sich begreifend. Während solch einer Uebergangsperiode würde natürlich ein vermehrter Verbrauch von Leben, ja die Gefahr eines völligen Verschwindens oder nationalen Todes stattfinden; wenn aber einmal die Veränderung vollendet und die erforderliche Uebereinstimmung erreicht worden ist, so würde Alles wieder in geordneter Weise auf der Grundlage der neuen Modification, welche angenommen worden, vor sich gehen. Wenn der zu vollführende Wechsel tief eingreifend ist, indem er ausgedehnte, anatomische Veränderungen, nicht nur im Aussehen der Hautfarbe, sondern auch in der Bildung des Schädels nach sich zieht, so werden ohne Zweifel lange Zeitperioden erfordert werden und viele Generationen von Individuen darauf gehen.

Oder durch Vermischung des Blutes.

Oder ein nationaler Typus kann durch innere Störungen, namentlich durch Vermischung des Blutes, mit größerer Schnelligkeit berührt werden, wobei das Ergebniß einfach von der Ausdehnung, bis zu welcher die Vermischung stattgefunden hat, abhängt. Dies ist eine Störung, welche mathematischer Berechnung fähig ist. Wenn die Vermischung des Blutes nur von beschränktem Umfange und in ihrer Anwendung vorübergehend ist, so wird ihre Wirkung nach nicht allzu langer Zeit, wenn auch vielleicht nie in Wirklichkeit, merklich verschwinden. Dies stimmt mit der Beobachtung philosophischer Schriftsteller, welche darin übereinkommen, daß ein kleiner Stamm, welcher sich mit einem größern vermischt, ihn nur eine Weile zu stören vermag und daß nach dem Verlaufe weniger Jahre der Eindruck aufhören wird, bemerkbar zu sein. Nichtsdestoweniger muß der Eindruck

in Wirklichkeit viel länger dauern, als es äußerlich scheint; das Ergebniß ist dasselbe, als wenn man einer Flüssigkeit den Tropfen einer andern beimischt und darauf noch mehr von der ersten Flüssigkeit hinzuthut. Obgleich man es Anfangs vielleicht für möglich gehalten hätte, die Verfälschung ohne Mühe zu entdecken, so wird dies doch mit jedem Augenblicke schwieriger und nicht lange, so ist gar keine Möglichkeit mehr dazu vorhanden. Dennoch ist der Tropfen zuletzt ebenso gut vorhanden, wie Anfangs, nur daß er versteckt und seine Eigenschaften unterdrückt sind.

Beobachtet man die Befleckung einer zahlreichen Nation von dieser Seite, so würde eine unbedeutende Quantität fremden Blutes unverwischbar und die Störung in jedem Augenblicke einer Berechnung nach dem festgestellten Grade der Verdünnung, welche stattgefunden, fähig erscheinen. Allein man muß nicht außer Acht lassen, daß noch ein anderer Factor mitspricht, welcher energisch darauf ausgeht, Gleichartigkeit zu erzielen, nämlich der Einfluß äußerer, physischer Bedingungen. Das eingedrungene Fälschungselement birgt keine physiologische Trägheit in sich, sondern tritt so schnell als möglich in Einklang mit seinen neuen Umgebungen, hierin denselben Lauf verfolgend, wie das Element, mit dem es sich vermischt.

Nationale Uebereinstimmung wird daher offenbar durch das Zusammenwirken zwei verschiedener Factoren gesichert; der eine besteht in einer allmäligen, aber unvermeidlichen Verdünnung des Blutes, der andere in dem Streben, sich in Einklang mit äußern Naturzuständen zu setzen. Beide vereinigen sich in ihren Wirkungen.

Jahrhunderte lange Veränderungen von Nationen.

Demnach sind Nationen oder Gruppen von Menschen nicht als ein dauerndes Bild, die menschlichen, in fortwährender Bewegung begriffenen Angelegenheiten nicht als willkürlich bald hier, bald dorthin sich wendend, sondern einen vorgezeichneten Lauf innehaltend anzusehen. Gegenwärtige Zustände, welcher Art sie auch sein mögen, sind durchaus vorübergehend. Alle Systeme des öffentlichen Lebens sind daher ephemer. Die Zeit bringt neue, äußere Bedingungen mit sich, die Denkungsart hat sich geändert und mit dem Denken das Handeln.

Ihre Einrichtungen müssen sich entsprechend verändern.

Einrichtungen jeglicher Art nehmen daher an dieser flüchtigen Natur Theil und wenn sie sich auch zu einer politischen Macht gestaltet und daraus die Mittel, einen Druck auszuüben, geschöpft haben, so hat sich ihre Dauer dadurch doch nur wenig verbessert, denn früher oder später entwächst ihnen die Bevölkerung, welcher sie auferlegt wurden, indem dieselbe äußeren Bedingungen folgt, von selbst, und ihr Untergang, wenn auch verschoben, ist darum nicht weniger sicher. Zur Dauer solcher Systeme ist es wesentlich nothwendig, daß in ihrer Organisation ein Gesetz des Wechsels begründet liegt und zwar nicht nur des Wechsels überhaupt, sondern eines Wechsels

in der angemessenen Richtung, derjenigen Richtung, welche die dabei betheiligte Gesellschaft im Begriffe steht, zu verfolgen. Bei einer Vergleichung dieser letzten, wesentlichen Bedingung wird man die Erklärung für das Mißlingen so vieler derartigen Einrichtungen finden. Nur zu allgemein ist die Annahme verbreitet, daß die Angelegenheiten des Menschen durch sein freiwilliges Handeln oder seinen freien Willen bestimmt werden und jener überwältigende Einfluß, welcher sie wirklich regiert, wird dagegen ganz in den Hintergrund gedrängt. Auch im individuellen Leben nimmt man eine gleiche Täuschung an, indem uns der Glaube belebt, daß Alles, was wir thun, durch unsern eigenen Willen oder derjenigen um uns her bestimmt werde und erst am Ende unserer Tage erkennen wir, wie groß die Täuschung gewesen — daß wir in einem Strome fortgeschwommen sind und mit ihm gespielt und gerungen haben, während er uns trotz all unseres eigenwilligen Strebens schweigend und unwiderstehlich an ein im voraus bestimmtes Gestade trug.

Auf obigen Seiten habe ich Analogien zwischen dem Leben von Individuen und dem von Nationen verfolgt. Ein Punkt bleibt noch zu erörtern übrig.

Der Untergang von Nationen.

Nationen wie Individuen sterben. Ihre Geburt stellt ein ethnisches Element dar; ihr Tod, das feierlichste Ereigniß, welches sich unserer Betrachtung darbietet, erfolgt entweder aus äußeren oder innern Ursachen. Reiche sind nur Sandhügel im Stundenglase der Zeit; sie zerfallen von selbst durch den Verlauf ihres eigenen Wachsens.

Nationen wie Menschen suchen sich die Betrachtung ihres Lebensendes fernzuhalten und beschäftigen sich statt dessen mit Auskunftsmitteln, ihren gegenwärtigen Zustand zu verlängern. Sie schmieden Gesetze und Einrichtungen in der täuschenden Hoffnung, daß sie von Dauer sein werden, vergessen dabei aber, daß die Bedingung alles Lebens der Wechsel ist. Tüchtige, moderne Staatsmänner betrachten es als die höchste Aufgabe ihrer Kunst, die Dinge so zu erhalten, wie sie sind oder vielmehr wie sie waren. Allein das menschliche Geschlecht ruht nicht und zerbricht die Bande, mit denen man es für den Augenblick vielleicht zu zügeln vermochte, je länger sie hielten, nur um so gewaltsamer. Kein Mensch kann den Gang des Geschickes hemmen.

Die Zeit an sich ist nicht absolut.

Die Zeit ist für Nationen wie für Individuen nichts Absolutes; ihre Dauer hängt von der Art, zu denken und zu fühlen, ab. Aus demselben Grunde, weswegen das Jahr für ein Kind thatsächlich länger ist, als für einen Erwachsenen, kann man auch sagen, daß das Leben einer Nation in Anbetracht der Art und Weise, wie ihre Angelegenheiten vor sich gehen, nicht länger, als das eines

einzelnen Menschen währt. Es giebt Verschiedenheiten in der Schnelligkeit der Existenz, mögen die Zeiträume sich auch einander gleich sein.

Das Entstehen, Dasein und Erlöschen von Nationen hängt demnach von physischen Einflüssen ab, welche selbst wieder das Ergebniß unveränderlicher Gesetze sind. Nationen sind nur vorübergehende Formen der Menschheit. Sie müssen erlöschen wie die vorübergehenden Formen im Thierreiche. Es giebt ebenso wenig eine Unsterblichkeit für sie, als einen Stillstand für Embryos bei den mannigfachen Gestalten, welche sie im Laufe ihrer Entwickelung annehmen.

Nationen sind nur vorübergehende Formen.

Ihr Lauf ist stets vor-, nie rückwärts gerichtet.

Das Leben einer Nation verfließt also in regelmäßiger Folge, durch ein unwandelbares Gesetz bestimmt, daher man sich bei Schätzung verschiedener Nationen nicht durch das zufällige Aussehen, welches sie darbieten, täuschen lassen darf. Eine philosophische Vergleichung findet dann Statt, wenn man die Art und Weise ihres Ganges im Ganzen oder die periodischen Zeitabschnitte ihres Fortschrittes und nicht ihren augenblicklichen oder vorübergehenden Zustand betrachtet. Mögen sie auch auf Unfälle stoßen, ihr absoluter Lauf wird sich darum doch nie rückwärts, sondern stets vorwärts wenden, selbst wenn sie ihrer Auflösung entgegen gehen, wie bei Individuen, welche in gleicher Weise die Stufen der Kindheit, des Mannes- und des Greisenalters zurücklegen. Pascal war mehr als gerechtfertigt in der Behauptung, daß „eine Reihenfolge von Menschen in ihrer Gesammtheit während des Laufes von Jahrhunderten wie ein einziger Mensch zu betrachten ist, welcher stets lebt und unaufhörlich lernt". In beiden Fällen kann die Art des Fortschrittes, mag sie auch zuweilen unerwartet kommen, doch nie abgerissen sein. Auf jeder Stufe tauchen Ereignisse und Ideen auf, welche nicht nur ihren Ursprung vorhergehenden Ereignissen und Ideen verdanken, sondern sich auch weit in die Zukunft hinein erstrecken und sie beeinflussen. Je nachdem sich dieselben nun drängen oder durch weitere Zwischenräume von einander getrennt sind, zeigt nationales, wie individuelles Leben eine verschiedene Schnelligkeit, welche von der Anspannung des Denkens und Handelns abhängt. Aber gleichviel, wie groß jene Energie sein mag oder mit welcher Schnelligkeit Modificationen stattfinden, einem scharfen Beobachter wird — da Ereignisse und Ideen aus vorhergehenden Ereignissen und Ideen entspringen — mitten in den gewaltsamsten, intellectuellen Schwankungen die Entdeckung nicht entgehen, daß den fortwährenden Veränderungen menschlicher Meinungen ein Gesetz zu Grunde liegt.

Verschiedene Schnelligkeit nationalen Lebens.

Plan dieses Werkes.

Bei der Betrachtung des europäischen Fortschrittes, zu welcher wir uns jetzt wenden, müssen wir uns natürlich vorzugsweise an intellectuelle Phänomene halten, da materielle Vergrößerung

und politische Macht uns nur wenig wichtige, wenn auch immerhin werthvolle Fingerzeige darbieten und unserm Zwecke gewissermaßen in berichtigender Weise dienen. Es lassen sich fünf intellectuelle Kundgebungen aufstellen, nämlich Philosophie, Wissenschaft, Literatur, Religion und Staatswesen. Der Lauf, den wir innezuhalten haben, weist uns zunächst darauf hin, den Fortschritt desjenigen Gliedes der europäischen Völkerfamilie, welches das älteste in Ansehung seines Fortschrittes ist, zu studiren und die charakteristischen Seiten seiner geistigen Entwickelung zu ermitteln. Wir dürfen mit Grund erwarten, daß die jüngern Glieder der Familie uns mehr oder weniger Belege für dieselbe Art des Fortschrittes, welche wir bei Griechenland finden, darbieten werden und daß der ganze Continent, welcher die Summe dieser verschiedenen Theile ist, sich im Laufe der Jahrhunderte in ähnlicher Weise verhalten wird.

Auswahl unter den europäischen Staaten.

Von dem frühesten Zustande Europas — da wir es doch einmal während seiner vorhistorischen Periode zu betrachten haben — kann unsere Kunde natürlich nur unvollständig sein. Doch läßt sich eben diese Unvollständigkeit wohl als ein genügendes Zeichen der wahren Beschaffenheit desselben annehmen. Da die Geschichte uns nicht auszuhelfen vermag, so müssen vergleichende Theologie und vergleichende Philologie uns als Leitsterne dienen. Von jenen Zeiten ausgehend, werden wir die intellectuelle und philosophische Bewegung, welche sich zuerst in Griechenland kundgab, im Einzelnen untersuchen, indem wir ihren Charakter während einer Reihe von Perioden festzustellen und dadurch über die Natur derselben im Ganzen zu urtheilen versuchen. Glücklicher Weise reicht unsere Kunde für diesen Zweck sowohl ihrem Umfange, wie ihrer Deutlichkeit nach aus. Sodann bleibt uns noch übrig, zu zeigen, daß die geistige Bewegung des ganzen Continents im Wesentlichen derselben Art ist, obgleich sie sich, wie es nicht anders sein kann, über weit längere Zeiträume erstreckt. Man wird finden, daß unsere Schlüsse bei Gelegenheit fortwährend durch Beispiele welche die alten Bevölkerungen Asiens und die Ureinwohner Afrikas und Amerikas uns liefern, unterstützt werden und größere Deutlichkeit erlangen.

Unsere Forschung auf das Geistige beschränkt und mit Griechenland beginnend.

Sodann zur Untersuchung von ganz Europa übergehend.

Die fünf Zeitalter des europäischen Lebens.

Da der intellectuelle Fortschritt Europas der Natur des Fortschrittes, welcher im Falle Griechenlands zu beobachten ist, entspricht und dieser seinerseits dem eines Individuums gleicht, so können wir ihn passender Weise in willkürlich angenommene, hinlänglich von einander geschiedene und doch unmerklich in einander übergehende Perioden eintheilen. Diesen auf einander folgenden Perioden werde ich die Benennungen des Alters 1, der Leichtgläubigkeit,

2, des Forschens, 3, des Glaubens, 4, der Vernunft und 5, des Verfalles geben und mich dieser Bezeichnungen bei der Eintheilung meines Gegenstandes in Kapitel bedienen.

Die Welt durch Gesetze regiert.

Aus der Möglichkeit, den Fortschritt eines Continents nach allmäligen, bestimmten Stufen, welche den respectiven Perioden des Einzellebens — Unmündigkeit, Kindheit, Jugend, reifes und Greisen-Alter — entsprechen, zu betrachten, können wir uns eine fruchtbare Lehre ziehen. Es ist dieselbe, welche wir aus Untersuchungen über den Ursprung, die Erhaltung, die Vertheilung und das Erlöschen von Thieren und Pflanzen und ihres Gleichgewichtes unter einander, aus den Veränderungen im Aussehen und der Gestalt des einzelnen Menschen, wie sie durch das Klima bestimmt werden, aus seinem socialen Zustande, sei es der Ruhe oder der Bewegung, aus den Jahrhunderte langen Veränderungen seiner Meinungen und der allmäligen Herrschaft der Vernunft über die Gesellschaft geschöpft haben. Diese Lehre besteht darin, daß die Welt nach einem unwandelbaren Gesetze regiert wird.

Eine solche Auffassung empfiehlt sich der Einsicht des Menschen durch ihre majestätische Größe. Sie läßt ihn das Ewige durch das Verschwinden gegenwärtiger Ereignisse und durch die Schatten der Zeit hindurch erkennen. Von dem Treiben, den Freuden und Leiden der Menschheit deutet sie auf das Unbewegliche, von unsern Wünschen, Bedürfnissen und Schmerzen auf das Unerbittliche. Indem sie das Individuum unter dem Auge der Vorsehung läßt, zeigt sie die Gesellschaft unter dem Finger des Gesetzes. Und die Gesetze der Natur ändern sich nie, noch zaudern oder versagen sie in ihrer Anwendung.

Und doch dem Menschen freier Willen gelassen.

Indem wir jedoch so zum Urgesetze emporsteigen und seine Unwandelbarkeit, Allgemeinheit und durchgehende Herrschaft in der Regierung dieser Welt feststellen, liegt in demselben nichts mit dem freien Handeln des Menschen Unverträgliches. Das Ansehen der Dinge hängt ganz und gar von dem Standpunkte ab, den wir einnehmen. Wer von dem Wirbel einer volkreichen Stadt fortgerissen wird, erblickt nur Handlungen von Menschen und wollte er sich allein nach seiner Erfahrung eine Meinung bilden, so müßte er schließen, daß der Lauf der Ereignisse durchaus nur von der Ungewißheit des menschlichen Wollens abhänge. Wer jedoch eine genügende Höhe erklommen hat, verliert vorübergehende Reibungen aus dem Gesicht und merkt nichts mehr von Hader und Streit. Er nimmt wahr, daß die Bedeutsamkeit individueller Handlungen abnimmt, je mehr das Panorama unter ihm sich ausbreitet. Und wenn er zu dem ächt philosophischen, dem allgemeinen Standpunkte gelangen könnte, von allen irdischen Einflüssen

und Verwickelungen sich frei machend, wenn er sich hoch genug erhöbe, um den ganzen Globus mit Einem Blicke zu überschauen, so würde das schärfste Auge nicht das geringste Anzeichen von freiem Willen oder freier Thätigkeit des Menschen zu entdecken vermögen. Bei dem widerstandslosen, vorwärtstreibenden Schwunge der Erde, bei der dem Räderwerke einer Uhr vergleichbaren Genauigkeit ihrer täglichen und nächtlichen Umdrehung, die wohlbekannten, gemalten Formen ihrer Continente und Meere unter sich, die jetzt nicht mehr dunkel und zweifelhaft sind, sondern ein planetarisches Licht ausströmen — könnte er sich wohl fragen, was aus all dem Streben und Sorgen, den Freuden und Schmerzen des Lebens geworden sei. Je mehr das Selbstbestimmende vor seinem Blicke verschwindet, das Unwiderstehliche dagegen bleibt und jede Bewegung immer deutlicher wird, könnte er wohl geneigt sein, seiner eigenen Erfahrung zu mißtrauen und zu fragen, ob der Sitz so viel unvergänglicher Herrlichkeit zugleich der Ort so viel menschlicher Ungewißheit, ob unter der ungeheuern Größe, Energie und unter dem unwandelbaren Laufe einer rastlosen Welt die Schwäche und Ohnmacht des Menschen verborgen sein könne. Doch bleibt es darum nicht weniger wahr, daß diese sich widersprechenden Bedingungen — freier Willen und Fatum, Ungewißheit und Geschick — neben einander bestehen; über Allem aber wacht das schlaflose Auge der Vorsehung. Nur der Standpunkt ist es, welcher sich verändert hat, aber wie viel hängt auch von demselben ab! In größerer Nähe sammeln wir die allmäligen Errungenschaften menschlichen Forschens, in weiterer Ferne sehen wir die panoramische Erscheinung der Gottheit zur Wirklichkeit geworden. Treffend hat ein Hindu-Philosoph bemerkt, daß, wer am Ufer eines dahinströmenden Flusses steht, seine verschiedenen Theile nach einander und ihrer Ordnung gemäß an sich vorübergleiten sieht, wogegen ihm von einem erhabenen Standpunkte aus das Ganze wie ein regungsloser, silberner Faden, der sich zwischen den Fluren hinwindet, erscheint. Jenem gleicht die sich ansammelnde Erfahrung und das Wissen des Menschen in der Zeit, diesem das unmittelbare und augenblickliche Wissen Gottes.

Veränderlichkeit von Formen und Unveränderlichkeit von Gesetzen.

Giebt es unter allen Gegenständen, welche sich uns darbieten, einen, der nicht das Zeichen ephemerer Dauer an sich trüge? Was die lebenden Geschlechter betrifft, so verlohnt es sich kaum der Mühe, ihnen nur einen Augenblick des Nachdenkens zu widmen, denn die der großen Mehrzahl zugemessene Zeit ist so kurz, daß man sagen kann, wir sehen sie vor unsern Augen geboren werden und sterben. Auf Stämme angewandt, hat dieser Schluß dieselbe Gültigkeit, nur daß sich der Kreis mehrer Tage zu mehren Jahrhunderten ausgedehnt hat. Wenden wir uns von der lebenden zur leblosen Natur, so begegnen wir abermals ihrer auffälligen, kurzen

Dauer. Das Meer gestaltet unaufhörlich seine Küsten um; hart, wie sie sind, geben die Berge fortwährend dem Frost und dem Regen nach; hier erheben, dort senken sich weite Strecken Landes. Nichts vermögen wir zu entdecken, das nicht Veränderungen erlitte.

Formen sind also ihrer Natur nach vergänglich, das Gesetz ist ewig. Blicken wir von den sichtbaren Formen auf das leitende Gesetz, welch ein ungeheurer Unterschied! Von dem Begränzten, Augenblicklichen, Zufälligen, Bedingten, gelangen wir zum Gränzenlosen, Ewigen und Ungebundenen.

Der Gegenstand dieses Werkes ist, die Herrschaft des Gesetzes über menschliche Angelegenheiten zu behaupten.

Das Gesetz ist es, wovon in diesem Werke die Rede sein wird. Bei einer aus flüchtigen Formen zusammengesetzten Welt ist es meine Aufgabe, die Unzerstörbarkeit und Majestät des Gesetzes zu behaupten und zu zeigen, wie der Mensch auf seiner socialen Bahn demselben beständig gehorcht. Ich habe den Leser, vielleicht auf widerstrebenden Pfaden, von den äußern, phantasmagorischen Täuschungen, welche uns umgeben und sich so handgreiflich unserer Aufmerksamkeit aufdrängen, einem Etwas entgegenzuführen, das schweigend und voll Kraft hinter demselben liegt. Ich muß seine Gedanken vom Greifbaren zum Unsichtbaren, vom Begränzten zum Allgemeinen, vom Wechselnden zum Unveränderlichen, vom Vergänglichen zum Ewigen, von den Auskunftsmitteln und Bestrebungen, welche den Menschen so sehr ergötzen, zum Vorherbestimmten und Unwiderstehlichen, das von Gottes Machtgebot ausgeht, lenken.

---

## Zweites Kapitel.

### Europa, seine Topographie und Ethnologie. Seine anfängliche Art zu denken und die fortschreitende Veränderung desselben, wie sie sich im griechischen Zeitalter der Leichtgläubigkeit zu erkennen giebt.

Europa ist in geographischer Beziehung eine Halbinsel und in historischer eine Dependenz von Asien.

Beschreibung Europas.

In seinem westlichen Drittel besteht es aus einem breiten Gebirgskamme, welcher sich in einer gebrochenen und unregelmäßigen Kette vom Japanischen Meere bis zur Bai von Biscaya erstreckt.

Von den beiden Seiten dieser Kette zweigen sich nach Süden halbinselförmige Abhänge und nach Norden ausgedehnte Plateaus ab. Der höchste Punkt dieser Kette in Europa ist der Mont Blanc, 16,000 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben. Die Achse oder die Durchschnittslinie der Höhe bildet jedoch nicht zugleich die der Gestalt, indem die Neigung nach Süden viel kürzer und schroffer, als die nach Norden ist. Die endlosen Ebenen Asiens setzen sich bis nach Deutschland und Holland fort. Eine Armee kann vom Stillen nach dem Atlantischen Ocean, einer Entfernung von mehr als 6000 Meilen, gelangen, ohne auf Höhen von mehr als einigen hundert Fuß zu stoßen. Die geringe Abdachung von Asien nach Europa zu zeigt sich in der respectiven Höhe der beiden Continente über dem Meeresspiegel, indem die Asiens 1132 und die Europas 671 Fuß beträgt.

Die große Pfadzone. Ueber diese offen liegende Fläche haben sich immer und immer wieder die orientalischen Horden nach dem Westen ergossen. Mit einem Ueberflusse an Quellen und Springwassern versehen, aber ohne irgend einen Strom, der im Stande wäre, ernstliche Hindernisse in den Weg zu legen, herrscht auf dieser ganzen Strecke eine Temperatur, welche militärische Bewegungen sehr begünstigt. Sie fällt im Ganzen genommen mit der jährlichen Durchschnittslinie von 50$^{0}$ zusammen, welche zwischen der nördlichen Weingränze, über die hinaus derselbe zu gedeihen aufhört und der Region, welche das Vorkommen des Wildschweines abschließt, angetroffen wird.

Aeußere und innere Zugänglichkeit. Bei solcher Bildung ist Europa nicht nur von Asien aus leicht zugänglich, ein Umstand, der von nicht geringer Bedeutung in seiner alten Geschichte ist, sondern auch eigenthümlich leicht zugänglich im Innern, d. h. von einem Theile desselben zum andern. Ueberdieß ist seine Meereslinie so gebrochen, es besitzt eine solche Menge Einschnitte, welche durch Golfe und Buchten gebildet werden, daß seine Seeküstenlänge im Vergleich zu seiner Oberfläche bedeutender ist, als die irgend eines andern Continents. In dieser Hinsicht sticht es auffallend gegen Afrika ab; in Europa kommt eine Meile Küstenlinie auf je 156 □M. Oberfläche, in Afrika nur auf je 623 eine. Diese ausgedehnte Berührung mit der See vermehrt natürlich bedeutend seine Zugänglichkeit sowohl von innen als von außen her.

Vertheilung der Hitze in Europa. Die jährliche Durchschnittstemperatur der europäischen Länder auf dem südlichen Abhange der Bergachse beträgt 60—70$^{0}$ F.; die Hitze derselben in den nördlicher gelegenen nimmt dagegen allmälig ab, bis der Boden auf der Gränze derselben an den Küsten von Nova Sembla beständig gefroren ist. Was die übrigen Theile des Globus betrifft, so stimmt das Klima nicht mit dem Breitegrade überein, sondern wird durch verschiedene Ursachen, unter welchen die große, atlantische Strömung, der von Amerika kommende Golfstrom und die

Sahara-Wüste erwähnt werden mögen, gestört. Letztere verleiht dem Süden Europas einen ungebührlich hohen Hitzegrad und die ersteren Irland, England und dem ganzen Westen eine milde Temperatur. Vereint drücken sie die jährliche Mitteltemperatur nach höheren Breitegraden hinauf. Wenn es in Europa keine Wüsten giebt, so trifft man daselbst auch nicht jene undurchdringlichen Wälder, wie in tropischen Ländern, an. Von den westlichen Küsten Portugals, Frankreichs und Irlands ausgehend, vermindert sich die Feuchtigkeit, je mehr man sich dem Osten nähert und verschwindet endlich völlig, wenn man bis nach Asien zur Wüste Gobi vorgedrungen ist. Auch giebt es daselbst nicht jene ungeheuern, gleichförmigen Ebenen und in Folge dessen jene ausgedehnte Uebereinstimmung der Menschengeschlechter, wie in Asien.

Aber nicht nur wird durch den Golfstrom und den Südwestwind die Temperatur des europäischen Continents erhöht, sondern es hängt auch von denselben die Ueppigkeit der Vegetation ab, da Ueppigkeit der Vegetation unter Anderm durch die Regenmenge bestimmt wird. Eine Fülle Und die Menge des Regens. desselben verschafft Südamerika seine erstaunlichen Wälder, der Mangel daran läßt in Australien nur schattenlose Bäume mit verschrumpften und spitzigen Blättern aufkommen. Mit zunehmend verminderter Feuchtigkeit treten an die Stelle der grünen Gärten Frankreichs Gobis holzige, mit einem grauen Flaum bedeckte Pflanzen. Physische Umstände beherrschen sowohl das Pflanzen- wie das Thierreich.

Die westlichen Länder Europas werden durch den Einfluß des Südwestwindes, des Golfstromes und ihrer Bergketten reichlich mit Regen versorgt und besitzen eine günstige, jährliche Mitteltemperatur; aber je mehr wir uns den östlichen Bereichen nähern, nimmt die Anzahl regnerischer Tage ab, die durchschnittliche Quantität von Regen und Schnee im Jahre ist geringer und die jährliche Mitteltemperatur niedriger. Auf der atlantischen Seite der Gebirge Norwegens regnet es beständig; die jährliche Wasserhöhe beträgt 82 Zoll, auf der entgegengesetzten Seite jener Gebirge dagegen nur 21 Zoll. Aus ähnlichen Gründen ist Irland feucht und grün und können in Cornwallis Lorbeerbäume und Kamellien im Freien überwintern.

Es giebt sechs Haupt-Regenpunkte — Norwegen, Schottland, das südwestliche Irland und England, Portugal, das nordöstliche Spanien und die Lombardei. Dieselben stehen mit Bergen in relativer Verbindung. Im Allgemeinen vermindert sich die Regenmenge vom Aequator nach den Polen zu, doch wird sie durch den störenden Einfluß hoher Bergrücken bedeutend beherrscht, was in vielen Fällen die Wirkungen des Breitegrades mehr als aufwiegt. Die Alpen üben ihren Einfluß über die Witterungsverhältnisse von ganz Europa aus.

Berge bestimmen demnach nicht nur die absolute Quantität des

Regens, sondern auch die Anzahl der Regentage im Jahre. Das Eintreten der regnerischen Jahreszeit hängt von der Masse von Feuchtigkeit, welche in der Luft vorhanden ist, ab und kommt daher häufiger an der atlantischen Küste, als im Innern vor, wohin der Wind in trocknerem Zustande gelangt, indem viel von seiner Feuchtigkeit durch die Gebirge, welche ihn zu einer größeren Erhebung zwingen, niedergeschlagen wird.

Anzahl der Regentage.

So regnet es an der östlichen Küste von Irland 208, in England etwa 150, in Kasan 90 und in Sibirien nur 60 Tage im Jahr.

Wenn die atmosphärische Temperatur niedrig genug ist, so kommt das verdichtete Wasser unter der Form von Schnee herab. Im Ganzen nimmt die jährliche Schneehöhe und die Anzahl der Schneetage nach Norden zu.

Und Schneetage.

In Rom schneit es $1^1/_2$, in Venedig $5^1/_2$, in Paris 12, in St. Petersburg 171 Tage im Jahr. Dieselben Ursachen, welche der Vertheilung der Hitze Eintrag thun, kommen auch beim Niederschlage von Schnee in Betracht, unter Anderm der Golfstrom und die locale Höhe. So kommt an der Küste Portugals nur selten Schnee vor; in Lissabon schneite es von 1806—1811 gar nicht.

Der Unterschied der Sommer- und Winter-Temperatur nimmt nach dem Innern des Continents zu; die Regenmenge, welche auf der Bergachse am bedeutendsten ist, vermindert sich, je nachdem man nach Norden oder Süden oder von Westen nach Osten sich entfernt; aus ein und derselben Ursache nimmt die Zahl der Regentage zu und die Masse und Dauer des Schnees ab. Diese Thatsachen lehren uns, wie sehr sich in Europa die physischen Gegensätze zusammendrängen und wie viele Klimate darin zur Erscheinung kommen. Daraus folgt nothwendig, daß es viele Menschenarten aufzuweisen hat.

Schwankungen der Isothermenlinien.

Wenn man die Karten der Isothermenlinien betrachtet, so bemerkt man, wie wunderbar jene Linien sich ändern, indem sie nach Norden convex laufen, wenn der Sommer, concav, wenn der Winter sich nähert. Sie halten keineswegs einen Parallelismus mit den mittleren Linien ein, sondern ihre Biegungen ändern sich und verfolgen neue Krümmungen. In ihrem absoluten Laufe bewegen sie sich mit veränderlicher Schnelligkeit und durch keineswegs unbedeutende Räume. Die Linie von 50° F., welche im Januar Lissabon und den Süden Moreas durchzieht, ist im Juli bis zur Nordküste Lapplands vorgedrungen und zieht sich um das Weiße Meer herum. Wie auf einem großartigen, musikalischen Instrumente, dessen Saiten zittern, schlagen die Isothermenlinien Europas und Asiens vor- und rückwärts; doch erfordert es ein Jahr, um einen Wellenschlag zu vollenden.

Europa ist voll von meteorologischen Contrasten und daher von verschieden gearteten Menschen.

In der ganzen Welt beherrschen physische Verhältnisse das menschliche Geschlecht. Den Australier machen sie zum Wilden, den Neger stumpfsinnig, so

daß es ihm noch nicht gelungen ist, ein Alphabet oder die Rechenkunst zu erfinden und daß seine religiösen Vorstellungen noch nicht über die Stufe der Zauberei hinaus gelangt sind. Sie machen, daß der Tartar sich an einem Gerichte Milch ergötzt, während der Indianer es verabscheut. Aus den zwerghaften Geschlechtern Europas werden instinktmäßig Berg- und Hüttenleute. Eine künstliche Beherrschung der Temperatur durch Wohnungen, warm für den Winter und kühl für den Sommer, durch wechselnde, der Jahreszeit angemessene Kleidung und namentlich durch den Gebrauch des Feuers hat den Menschen in Stand gesetzt, in allen Klimaten fortzukommen. Eine einzige Erfindung, das Licht, hat die nutzbare Zeit seines Lebens ausgedehnt; indem sie ihm die Nacht zur Verfügung stellt, hat sie durch den gesellschaftlichen Verkehr, welchen dieselbe anregt, seine Sitten abgeschliffen und seinen Geschmack verfeinert, vielleicht so gut als irgend etwas Anderes zu seinem geistigen Fortschritte beigetragen. Fürwahr, unter den allerersten Bedingungen, welche den Anstoß zur Civilisation gegeben haben, steht sie obenan. Verschiedenheiten der natürlichen Bedingungen lassen verschiedene, nationale Typen, künstliche Erfindungen, neue Abarten entstehen. Wo es vielfache Klimate giebt, wird es auch vielfache Formen von Menschen geben. Hierin, wie wir später sehen werden, liegt der Grund für die Energie des europäischen Lebens und die Entwickelung seiner Civilisation.

Würde Jemand den Einfluß regnerischer Tage auf unsere Gewohnheit zu arbeiten und unsere Gemüthsstimmung selbst im civilisirten Zustande leugnen wollen? Um wie viel nachdrücklicher müssen solche Witterungsverhältnisse auf den mit mangelhafter Kleidung und mangelhaftem Obdach versehenen Barbaren eingewirkt haben! Würde Jemand die zunehmende Schwierigkeit leugnen wollen, das Leben zu fristen, je mehr man sich von den südlichen Halbinseln den strengen Klimaten des Nordens nähert? Es findet ein Zusammenhang zwischen der mittleren Jahreshitze einer Gegend und dem Instinkte ihrer Bewohner nach Nahrung statt. Der Sicilianer begnügt sich mit leichter, mehlartiger Kost und etwas Obst, der Norweger verlangt eine tüchtige Portion Fleisch und dem Lappländer ist sie mit Bärenfett, Thran oder Wallfischspeck zubereitet nicht weniger willkommen. Die Witterungsverhältnisse üben nicht geringen Einfluß auf die Sittlichkeit aus; die Neigung zur Trunkenheit ist der Wirkung des Breitegrades zuzuschreiben. Nahrung, Kleidung und Wohnung stehen in gewisser Verbindung mit den Witterungslinien.

Allein durch künstliche Erfindungen nähert es sich in unsern Tagen einer größern Uebereinstimmung.

Aus ähnlichen Gründen nähern sich die Bewohner Europas mit jedem Jahre einer vollkommneren Uebereinstimmung. Klima und meteorologische Verschiedenheiten werden immer mehr durch künstliche Erfindungen ausgeglichen, woraus nicht nur eine Aehnlichkeit in Sitten und Gewohn-

heiten, sondern auch in der physiologischen Beschaffenheit entspringt. Die Wirkung solcher Erfindungen äußert sich darin, daß die Einflüsse, denen der Mensch ausgesetzt ist, aufgehoben und dem typischen Normalmaße näher gebracht werden; besonders zu beachten aber ist, daß diese Annäherung eine Annäherung in Gefühl und Gewohnheiten, ja selbst in der Art zu denken nach sich zieht.

Die Mittelmeer-Inseln. Auf dem südlichen Abhange der Gebirgsachse treten die historischen Halbinseln Griechenland, Italien und Spanien hervor. Auf ersteres ist unverkennbar der Anfang europäischer Civilisation zurückzuführen. Die ersten Griechen behaupteten patriotisch, daß ihr Klima das geeignetste zum Fortkommen des Menschen sei; jenseit der Gebirge im Norden herrschte cimmerische Finsterniß und ewiger Winter. Dort hauste Boreas, der frostschüttelnde Tyrann. In alten Zeiten betrachtete der Mensch die Kälte als seinen Todfeind. Physikalische Erfindungen haben ihn in Stand gesetzt, dieselbe zu überwinden und nun liegt er in einem schwierigeren und zweifelhafteren Kampfe mit der Hitze.

Das Mittelländische Meer. Jenseit dieser Halbinseln und den Continent im Süden begränzend, dehnt sich das Mittelländische Meer in einer Länge von fast 2000 Meilen aus, Europa und Asien in socialer Hinsicht isolirend, in commercieller dagegen mit einander verbindend. Das Schwarze und Asowsche Meer sind Anhängsel desselben. Mit ihnen zusammen genommen hat es eine Küstenlinie von 13,000 Meilen und umfaßt einen Flächenraum von $1^1/_4$ Million □M. Es zerfällt in zwei Becken, ein östliches und ein westliches, von denen das erstere von hohem, historischen Interesse ist, da es der Schauplatz der Morgenröthe europäischer Bildung war; das westliche wird auf der einen Seite von der italienischen Halbinsel, Sicilien und dem afrikanischen Vorgebirge, Cap Bon, begränzt, auf der andern durch die Straße von Gibraltar abgeschlossen. Die Temperatur beträgt 10 oder 12 Grad mehr, als auf dem Atlantischen Ocean und da viel Wasser verdunstet, so ist es salziger, als jener Ocean. Seine Farbe ist grau, wo es flach, blau, wo es tief ist.

Jahrhunderte lange geologische Bewegung Europas und Asiens und ihre socialen Folgen. Seit unzähligen Jahrhunderten hat sich in Asien eine langsame Hebung der Oberfläche bemerkbar gemacht, die nicht nur seine eigene Topographie, sondern auch die seiner europäischen Dependenzen berührt. Es gab eine Zeit, wo die große Sandwüste Gobi das Bett eines Sees war, welcher durch das Kaspische mit dem Baltischen Meere in Verbindung stand, was nicht nur aus bestehenden geographischen Thatsachen, sondern auch aus geologischen Betrachtungen hervorgeht. Man braucht nur die unvollkommenen Karten, welche über die silurische und selbst die tertiäre Periode erschienen sind, in Augenschein zu nehmen. Die verticale Veränderung Europas während und seit der letzten Periode hat an manchen

Stellen mehr als 2000 Fuß betragen. Die Folgen solcher Bewegungen auf Flora und Fauna einer Gegend müssen im Laufe der Zeit sehr bedeutend sein, denn eine Erhebung von 350 Fuß kommt einem Grade Kälte in der mittleren Jahrestemperatur oder 60 Meilen in horizontaler Linie nach Norden gleich. Und diese langsame Störung hat noch nicht aufgehört; ihre Resultate haben in historischen Zeiten immer wieder furchtbar auf Europa gewirkt, indem die asiatischen Nomadenstämme dadurch gewaltsam die große Pfadzone entlang getrieben wurden; immer wieder sind sie durch solche Bodenveränderungen wasserlos und daher zur Auswanderung gezwungen worden. Manche Flüsse, wie der Oxus und Yaxartes, waren, wie die Geschichte berichtet, mehre Jahre lang ausgetrocknet. Viele berühmte Eroberungszüge fremder Stämme sind eher diesen topographischen Veränderungen, als politischen Einflüssen zuzuschreiben. Man war gewohnt, Ereignisse dieser Art einer periodisch auftretenden Uebervölkerung Centralasiens oder dem Ehrgeize kriegerischer Häuptlinge zuzumessen. Allerdings eignen sich jene Gegenden, wenn man die Beschäftigungen, welche dort getrieben werden, in Betracht zieht, vortrefflich zum Fortkommen des Menschen und ohne Zweifel hat es Fälle gegeben, wo jene Nationen durch ihre Fürsten in Bewegung gesetzt wurden; allein der Geschichtsschreiber unserer Tage kann sich nicht sorgfältig genug an die Gesetze erinnern, welche die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes regeln und an den augenscheinlichen Beweis, daß die Erdkruste nicht stabil ist, sondern sich hier hebt, dort senkt. Die großen Ueberschwemmungen Europas durch asiatische Horden sind viel zu heftig und plötzlich gewesen, als daß sie sich aus einem stetigen Drucke, der das Ergebniß von Uebervölkerung gewesen wäre, herleiten ließen, und zu ausgedehnt für rein kriegerische Beweggründe; vollständiger sind sie aus der Erfahrung einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit, einer unbesiegbaren, physischen Ursache zu erklären, welche in hoffnungsloser Verzweiflung Jung und Alt, Starke und Schwache mit ihren Wagen, ihrem Vieh und ihren Kindern davon treiben konnte. Zu solchen Ursachen gehören Bodenveränderungen und Störungen im Laufe der Gewässer. Die Stämme, welche zur Auswanderung gezwungen waren, wurden die Pfadzone entlang gedrängt, sodaß ihre Bahn sich eine Breitegrad- und nicht eine Mittagslinie entlang bewegte, was aus Gründen, welche im vorhergehenden Kapitel auseinander gesetzt worden sind, ihren Bewegungen größere Leichtigkeit verlieh.

Grad und Ausdehnung dieser Bewegungen.

Geologische Veränderungen treten also als ein Element in der Geschichte der Menschheit nicht nur Asiens, dessen großer Binnensee zum Kaspischen Meere zusammengeschrumpft ist und seine Verbindung mit dem Baltischen Meere eingebüßt hat, sondern auch in der Geschichte Europas auf. Ueberlieferungen von uralten Sintfluten, den allerersten Thatsachen griechischer Geschichte, deuten auf solche

Bewegungen hin; vielleicht gehörte dazu die Oeffnung des thracischen Bosporus. In viel späteren Zeiten begegnen wir beständig Vorfällen, welche von geologischen Störungen herrühren; der Karawanenhandel Kleinasiens ging durch Bodenveränderungen und die Anhäufung von Sand, welcher aus der um sich greifenden Wüste herübergeweht wurde, zu Grunde; die Cimbern wurden durch das Austreten des Meeres über ihre Besitzungen zum Einfalle in Italien getrieben. Es giebt keine Küste in Europa, welche nicht ähnliche Beispiele aufzuweisen hätte; die Rheinmündungen, wie sie zur Römerzeit waren, sind verwischt, die Ostküste Englands ist meilenbreit weggerissen. Am Mittelländischen Meere hat sich die Küstenlinie ganz und gar verändert; Städte, welche einst am Ufer standen, liegen jetzt weit ins Land hinein, andere sind auf den Meeresgrund versunken, Inseln wie Rhodus aus der Tiefe emporgestiegen. Der nördliche Theil des Adriatischen Meeres, einst ein tiefer Golf, ist jetzt ganz flach und viele überhängende Thürme und versunkene Tempel haben der Neigung des Bodens ihren Einsturz zu danken. Am entgegengesetzten Ende Europas liefert die skandinavische Halbinsel einen Beleg langsamer, Jahrhunderte langer Bewegung, indem der nördliche Theil sich allmälig je 4 Fuß und darüber in hundert Jahren über den Meeresspiegel erhebt. Diese Erhebung läßt sich eine Strecke von vielen hundert Meilen lang beobachten und nimmt gegen Norden zu. Dagegen macht sich am südlichen Ende eine langsame Senkung bemerkbar.

Diese langsamen Bewegungen sind weiter nichts, als eine Fortsetzung dessen, was seit Menschengedenken vor sich gegangen ist. Seit der Tertiärperiode haben sich zwei Drittel Europas über dem Meere erhoben. Die norwegische Küste hat 600, die Alpen 2000 — 3000, die Appeninen 1000—2000 Fuß zugenommen, das Land zwischen dem Montblanc und Wien ist zum Vorschein gekommen, seit die angrenzenden Seen von lebenden Wesen bevölkert wurden. Die Interessen nnd Beschäftigungen des Menschen sind so eng mit dem Boden verknüpft, daß Veränderungen desselben in großem Maßstabe unmöglich stattfinden können, ohne schleunigst von entsprechenden, politischen Resultaten begleitet zu sein.

Ureinwohner Europas. In den frühesten Zeiten zeigte sich in Europa eine doppelte Bevölkerung. Eine indogermanische Säule hatte es von Osten her betreten und die Bewohner, auf welche es gestoßen war, in zwei Theile getheilt, indem sie den einen nach Norden, den andern nach Südwesten trieb. Diese Urstämme verrathen in physiologischer Beziehung einen mongolischen Ursprung und Anzeichen von bedeutendem Gewicht lassen vermuthen, daß auch sie vordem Eindringlinge gewesen waren, welche, ihre Wohnsitze in Asien verlassend, die Ur-Ur-Einwohner Europas unterjocht und verdrängt hatten. Doch abgesehen hiervon, haben wir als Ausgangspunkt eine barbarische, der Zauberei ergebene und stellenweise unzweifel-

haft kannibalische Bevölkerung vor uns, welche in den mittleren und nördlichen Theilen Europas ihr Dasein der Strenge des Klimas halber nur mit Mühe fristete. Im Süden gestatteten verwandtere Bedingungen den Anfang zu einer Art von Civilisation, deren Spuren uns vielleicht in den rohen Cyklopenbauten, welchen man hier und dort begegnet, wie den Ruinen von Orchomenos, dem Löwenthor von Mycene und dem Tunnel des Sees Copais, erhalten sind.

Wann diese eindringende indogermanische Säule ihren Einfall machte, ist nicht zu ermitteln. Die Völker-Vocabularien Europas, an die wir uns wegen Auskunft halten müssen, könnten zu dem Schlusse verleiten, daß der Civilisationszustand des erobernden Volkes nicht eben sehr weit vorgeschritten gewesen sein müsse. Sie waren vertraut mit dem Gebrauche der Hausthiere, mit Ackerwerkzeugen, Fuhrwerken und Jochen, auch besaßen sie Boote, Ruder und Steuerruder, kannten jedoch das Fahren mit Segeln nicht. Diese Annahmen scheinen durch den Umstand begründet zu sein, daß die Bezeichnungen für Boot, Ruder und Steuerruder den Sprachen der Abkömmlinge des Hauptstammes, obgleich die Sitze derselben weit auseinander lagen, gemeinsam, die für Masten und Segel aber bei neben einander wohnenden Völkern verschieden sind.

*Ihr gesellschaftlicher Zustand.*

*Ihr Civilisationszustand aus ihren Vocabularien abgemessen.*

In fast allen indogermanischen Zungen sind die Familiennamen Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter relativ dieselben, ebenso Benennungen einer Menge alltäglicher Gegenstände, wie Haus, Thür, Stadt, Pfad. Während dies für Ausdrücke friedlicher Natur zutrifft, fällt es dagegen auf, daß viele von solchen, welche sich auf Krieg und Jagd beziehen, in den verschiedenen Sprachen verschieden sind. Dies scheint zu beweisen, daß die asiatischen Eroberer ein Nomaden- und Hirtenleben führten. Viele, mit einem solchen Berufe in Verbindung stehenden Ausdrücke finden sich weit zerstreut, wie z. B. pflügen, mahlen, weben, kochen, backen, nähen, spinnen, ferner solche für Gegenstände, wie Korn, Fleisch, Speise, Kleidung, Benennungen wilder Thiere, welche Europa und Asien mit einander gemein haben, wie der Bär und der Wolf, desgleichen Worte, welche sociale Einrichtungen bezeichnen, als Tyrann, König, Königin. Die Zahlen von 1—100 fallen im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen und Gothischen zusammen; nicht der Fall ist dies mit 1000, ein Umstand, welcher vergleichende Philologen zu dem Schlusse verleitet hat, daß, obgleich zur Zeit ihrer Auswanderung der geistige Fortschritt so weit gediehen sein mochte, um das Decimalsystem, etwa durch Abzählen an den Fingern, zu erfinden, derselbe doch noch weit davon entfernt gewesen sei, vollendet genannt werden zu können. Den Bewohnern Central-Asiens war das Meer völlig unbekannt, daher gaben ihm die Zweige der auswandernden Säule, je nachdem sie sich nach Norden oder Süden wandten, verschiedene Benen-

nungen. Doch kannten sie das Salz, wie aus dem Vorkommen dieses Begriffes hervorgeht. Aber nicht allein in den Vocabularien finden sich solche Aehnlichkeiten, dasselbe gilt auch von der Grammatik. Herr Max Müller weist nach, „daß im Sanscrit, in der Zendsprache, im Lithauischen, Dorischen, Slavonischen, Lateinischen und Gothischen die Formen des Hülfszeitwortes „sein" sämmtlich Abarten eines gemeinsamen Stammes sind, daß die Uebereinstimmung zwischen der Vedasprache und dem Dialekte, welcher heutzutage von dem lithauischen Rekruten in Berlin gesprochen wird, bei weitem größer, als zwischen dem Französischen und Italienischen ist und daß die wesentlichsten Formen der Grammatik völlig ausgebildet und festgesetzt waren, bevor die erste Trennung der arianischen Familie stattfand."

Doch sollte man nicht übersehen, daß so interessante Schlußfolgerungen, welche sich auf die Sprache, ihre Vocabularien und ihre Grammatik stützen, nicht zu weit getrieben werden dürfen. Der Civilisationszustand der indo-germanischen Race, wie er sich hiernach herausstellt, muß nothwendig niedriger, als der des Mittelpunktes, von welchem sie ausströmte, gewesen sein. Man hat bemerkt, daß dies bei allen auswandernden Bewegungen der Fall ist, Es sind nicht die geistig gebildeteren oder civilisirteren Theile eines größern Gemeinwesens, welche freiwillig daran Theil nahmen, sondern solche, bei welchen der physische und thierische Charakter vorherrscht. Ganz rohe Zweige können einem sehr cultivirten Stamme entsprießen. Natürlich muß die Bewegung, welche wir hier im Auge haben, zu einer chronologisch entfernten, doch nicht so entfernten Periode vor sich gegangen sein, als der Bildungszustand der Eroberer anzuzeigen scheint, wenn man denselben nämlich als Maaßstab für den Bildungszustand desjenigen Landes annehmen wollte, von welchem sie ausgegangen waren. In Asien sind sociale Fortschritte, soweit wir zurückblicken können, stets sehr langsam von Statten gegangen, aber vom ersten Augenblicke an, wo wir der Hindu-Race historisch oder philologisch begegnen, beschäftigt sie sich mit philosophischen und theologischen Fragen von höchster Bedeutung und löst zu ihrer eigenen Genugthuung Fragen, welche schon, um sie aufzuwerfen, einen gebildeten Geist erfordern. Hieraus folgt, daß ihr socialer Fortschritt bereits einen sehr langen Zeitraum in Anspruch genommen haben mußte.

Vermischung des Bluts und der Ideen.

Was uns jedoch hauptsächlich interessirt, ist das Verhältniß zwischen dem eingedrungenen und demjenigen Volke, welches von ersterem verdrängt wurde, die Vermischung der Ideen des einen mit denen des andern, welche aus der Vermischung des Blutes entsprang. In den vorhellenischen Zeiten findet sich die Zauberei der Celten und der Polytheismus der Hindus neben einander. Es unterliegt keinem Zweifel, daß manche philosophische Züge, welche die früheste

Zeit aufzuweisen hat, ihren Ursprung nicht dem einheimischen Boden verdanken, sondern aus einer asiatischen Quelle abzuleiten sind.

Klimatische Veränderung der asiatischen Eroberer.

Außerdem hatte der Zustand der frühesten historischen Zeiten, trotz der Verwirrung, welche noch lange nach dem erfolgreichen und vielleicht langsamen Vordringen der asiatischen Säule fortgedauert haben muß, ein gewisses Gleichgewicht, einen Ruhepunkt nicht nur in socialer, sondern auch in physiologischer Beziehung erreicht. Es erfordert lange Zeit, bis die gegenseitige Stellung von Eroberern und Unterjochten sich ohne fernere Streitigkeiten oder Störungen geklärt hat, lange, bis die Erinnerung an jene Kämpfe erloschen ist. Aber noch weit länger dauert es, bis eine fremde Race in Einklang mit dem Klima der unter ihre Botmäßigkeit gebrachten Länder gekommen ist, da sich das menschliche System nur nach Verlauf mehrer Generationen, also sehr langsam, neuen physischen Bedingungen anbequemt. Lange Zeit geht darauf zu, bis die Haut ihre bestimmte Farbe, der Schädel seine bestimmte Form angenommen hat. Ein genügender Zeitraum, um dergleichen Veränderungen zu vollbringen, war beim Grauen der Geschichte Europas bereits verflossen und auf den Küstenstrichen eine Bevölkerung vertheilt, welche sich schon in Uebereinstimmung mit den meteorologischen und geographischen Einflüssen befand, obgleich ihr Ursprung obgedachter Art war. Es war ein ethnisches Gleichgewicht erzielt worden. Jede Isothermenlinie oder jeder klimatische Umkreis besaß seine entsprechend geartete Menschengattung, welche ihr Leben mit Beschäftigungen, die durch Umgebung und Umstände geboten waren, hinbrachten. Diese Küstenbevölkerungen waren bestimmt, die einen versetzt zu werden, die andern zu erlöschen, indem sich unter ihnen neue und nachtheilige physische Bedingungen künstlich ausbildeten.

Erste Strahlen der Civilisation.

Schon bereitete sich in Europa eine Wiederholung jener Ereignisse vor, deren Schauplatz Asien seit undenklichen Zeiten gewesen war. Unter den Nationen, welche am Mittelländischen Meere lebten und Bewohner eines lieblichen Klimas waren, bei welchem sich das Leben leicht fristen ließ — wo der Thermometerstand im Januar 40 ° F. und im Juli $73^1/_2$ ° F. beträgt — nahm die Civilisation ihren Anfang. Der Ackerbau verbesserte sich, der Handel nahm zu und in Folge davon keimten die Künste und mehrte sich der Reichthum. Die südlichen Halbinseln waren für die kriegerischen Heerführer Mittel-Europas ein lockender Preis. Dasselbe war in Asien der Fall gewesen.

Und die ersten religiösen Vorstellungen.

Unter solchen Einflüssen kann Europa als seinem barbarischen Zustande entschlüpfend angesehen werden. Es hatte jede Erinnerung an seine alten Beziehungen zu Indien, welche uns durch das Studium der Vocabularien und der Grammatik

seiner verschiedenen Zungen enthüllt wurden, verloren. Auf die einheimischen Zaubergebräuche war ein orientalischer Sternendienst gepfropft, dessen Legenden ihre Bedeutung verloren hatten. Was man sich Anfangs von den Himmelskörpern nur vorgestellt, hatte jetzt ein persönliches Ansehen gewonnen und war Heroen und Göttern beigelegt worden.

Der Neger unter der Aequinoctiallinie, der zwerghafte Lappländer jenseit des Polarkreises, überhaupt der Mensch im barbarischen Zustande hängt Zauberei, Wahrsager- und Hexenkünsten an, er wird durch das Unbegreifliche gefesselt. Jeden Schall oder jede Bewegung, die ihm unerwartet kommt, führt er auf unsichtbare Ursachen zurück. Schlaf und Traum, womit er ein Drittel seines Lebens zubringt, verleihen ihm die Ueberzeugung, daß es eine Geisterwelt giebt. Diese Wesenlosigkeiten vervielfältigt er, jeder Grotte theilt er einen Genius, jedem Baum, jeder Quelle, jedem Flusse, jedem Berge eine Gottheit zu.

Localisirung des Unsichtbaren.

Die vergleichende Theologie, welcher das Gesetz fortwährender Veränderung menschlichen Denkens zu Grunde liegt und welche selbst ein Ausdruck desselben ist, beweist durchgehends, daß, sobald der Mensch die Vorstellung vom Dasein unsichtbarer Wesen gefaßt hat, er auch die Nothwendigkeit einsieht, ihnen einen Ort zum Aufenthalte anzuweisen, welchen sämmtliche Völker über die irdischen Gränzen hinaus verlegt haben. Ein örtlicher Himmel und eine örtliche Hölle finden sich in jeder Mythologie. In Griechenland war man in Betreff des Himmels allgemein dahin übereingekommen, daß er sich über dem Firmamente befinde, in Betreff der Hölle waltete viel Verschiedenheit der Meinungen ob. Viele glaubten, daß es ein tiefer Abgrund im Innern der Erde sei, zu welchem gewisse Zugänge, wie die acherontische Höhle in Bithynien, führten. Diejenigen aber, welche mit Anaximenes die Erde als ein breites, in der Luft schwimmendes Blatt ansahen und den Satz aufstellten, daß die Hölle in einen Tartarus, das Bereich der Finsterniß, zur Linken, und in ein Elysium, die Region des Lichts, zur Rechten zerfalle und daß sie gleich weit von allen Theilen der Erdoberfläche entfernt sei, kamen der ursprünglichen Auffassung, welche sie ohne Zweifel auf die untere oder Schattenseite der Erde verlegte, näher. Die Pforten der Unterwelt lagen laut derselben im Westen, wo die Sonne und die Sterne untergehen, obgleich hie und da Gänge durch den Erdboden hindurch nach der andern Seite führten, wie z. B. diejenigen, welche Herkules und Odysseus betraten. Der Punkt dagegen, wo man wieder zum Tageslicht emporstieg, befand sich im Osten und die Morgendämmerung war ein Abglanz der elysäischen Gefilde.

Das anthropocentrische Stadium des Denkens.

Das Bild der Natur nimmt bei dieser Auslegung die Erde als Mittelpunkt, den Menschen als ihren hervorragendsten Gegenstand an. Alles Geschaffene ist zu seiner

Lust oder zu seinem Nutzen da. An den Glauben, daß Alles im Vergleich zu ihm selbst von untergeordnetem Werthe ist, klammert er sich selbst noch auf der höchsten Stufe geistiger Bildung mit Hartnäckigkeit an.

Nicht ohne Ueberraschung verfolgen wir den Fortschritt des menschlichen Geistes. Der Barbar, der Abergläubige lebt in unaufhörlicher Furcht. Die ganze Natur scheint feindlich gegen ihn gesinnt und zu seinem Verderben verschworen zu sein. Wer weiß, welch entsetzliche Gespenster aus der Dunkelheit auftauchen mögen, mit Recht muß er fürchten, daß hinter jedem Steine, jedem Blatte Unheil lauert. Welch ein Abstand zwischen diesem schreckenerfüllten Zustande und demjenigen, wo der Mensch von der menschlichen Bestimmung des Universums überzeugt ist! Und doch — wunderbar! kommt er über diese Kluft mit einem einzigen Sprunge hinweg.

In der Kindheit des Menschengeschlechts sind geographische und astronomische Vorstellungen in der ganzen Welt dieselben, denn sie bestehen in der Auslegung der Dinge ihrer äußern Erscheinung nach, in der Annahme von Phänomenen, wie sie sich darstellen, ohne die geringsten Verbesserungen, welche die Vernunft an die Hand geben kann. In dieser Verbreitung und Gleichartigkeit zeigt sich die übereinstimmende Art, wie die menschliche Organisation zu Werke geht.

Aus gleichartigen Begriffen entspringen die vergleichenden Wissenschaften.

Solche gleichartige Schlüsse, solche ähnliche Gemälde sind jedoch ausschließlich der Kindheit des Menschengeschlechtes eigenthümlich. Endlich macht sich die Fähigkeit, zu denken, unvermeidlich fühlbar und daraus entstehen Verschiedenheiten in der Auslegung. Daher kommen vergleichende Geographie, vergleichende Astronomie, vergleichende Theologie, Anfangs gleichartig, bald aber Verschiedenheiten darbietend und mit Identität endend.

Einführung personificirter Formen.

Jener Neigung zum Personificiren, welche das Leben des Menschen in seinen Anfängen bezeichnet, verdanken viele mythologische Vorstellungen ihren Ursprung. So erhielten die Horen, die Morgenröthe und die Nacht mit ihrem schwarzen, sternenbesäeten Mantel ihre Gestalt. Viele der schönsten Sagen sind daher personificirten, astronomischen Ursprunges, viele aus der physischen Natur hergeleitet. So wurden die Wolken in belebte Wesen verwandelt, ein bewegender Geist dem Sturme, dem Thaue, den Winden beigelegt. Die in den glühenden Wolken des Westens untergehende Sonne wird zum Herkules auf dem Scheiterhaufen, die Morgenröthe, welche vor der aufgehenden Sonne verbleicht, in der Erzählung des Orpheus und der Eurydice sinnbildlich dargestellt. Sagen dieser Art haben sich noch in Indien erhalten.

Doch darf man nicht annehmen, daß die ganze, griechische Mythologie sich so erklären läßt. Es genügt, die Umstände zu prüfen, unter welchen viele Menschenalter hindurch die europäischen, staatlichen Gesell=

schaften bestanden, um zu verstehen, daß Vieles von dem, was ihre Vorfahren von Asien herübergebracht hatten, in Vergessenheit gerathen war. Manches Neue war selbständig entstanden. Die wohlbekannten Abarten ihrer Götterlehre waren nicht nur verschiedene Sagen verschiedener Oertlichkeiten, sondern weit öfter Verbesserungen ein und desselben Ortes. Das allgemeine Thema, worauf sie fußen, erfordert die Zulassung einer chaotischen Verwirrung zu Anfang der Welt durch unbegreifliche, gigantische Kräfte, welche durch göttliche Macht unterworfen wurden, worauf letztere die erlangte Herrschaft harmonisch vertheilt und regelt. Zu dieser allgemeinen Auffassung wurden noch eine Menge Ausschmückungen hinzugefügt, von denen die einen roher astronomischer, die andern moralischer, noch andere ohne Zweifel historischer Art waren. Das uranfängliche, chaotische Ringen erscheint unter der Form des Titanenkampfes und endigt mit der Einschließung jener Riesen in den Tartarus; ihre gezwungene Unterwerfung ist der Anfang zur Ordnung. Daher schreibt sich Atlas, der Sohn des Japetus, welcher das Himmelsgewölbe an seinem westlichen Rande unterstützt. Die Regelung der Herrschaft wird durch die Vertheilung des Universums unter Zeus und seine Brüder bezeichnet, indem Jener vom Himmel, Poseidon vom Meere und Hades von der Unterwelt Besitz ergreift, während Alle die Erde zum gemeinsamen Tummelplatze ihrer Thaten machen. Die moralische Seite kommt durch Mythen wie die des Prometheus und Epimetheus, des Vor- und Nachdenkers, die historische durch die Ueberschwemmung des Deukaleon und die Belagerungen von Theben und Troja zur Anschauung. Die Harmonie mit der menschlichen Natur wird durch Geburt und Vermählung der Götter, sowie durch ihre Leiden, Arbeiten und Begierden hergestellt. Dem Uebernatürlichen wird durch Centauren, Gorgonen, Harpyien und Cyklopen Rechnung getragen.

Der allmälige, in Fleisch und Blut übergehende Fortschritt griechischer Religionsvorstellungen.

Die zusammengesetzte Natur der daraus hervorgehenden Mythologie.

Es würde vergebens sein, ein so buntes System auf irgend ein bestimmtes Princip, sei es astronomisch oder moralisch, wie von Einigen versucht worden, zurückführen zu wollen — ein System, das nicht von einem einzigen Mittelpunkte in Rücksicht auf Zeit oder Ort entsprungen ist. Seine allmälige Ausbildung während vieler Menschenalter und seine Verschiedenheiten rühren von localen Umständen her. Wie an die Romane einer spätern Zeit darf man nicht den Maßstab des alltäglichen Lebens daranlegen. Es empfahl sich einem Volke, welches Vergnügen daran fand, ohne im geringsten zu prüfen, die wunderbarsten und unsinnigsten Behauptungen und Gaukeleien auf Treu und Glauben hinzunehmen. Götter, Heroen, Ungeheuer und Menschen konnten ohne den geringsten Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit neben einander figuriren, so lange es keine Astronomie, keine Geographie, keine Beweisregel, keinen Maß-

stab für den Glauben gab. Aber der Einsturz eines solchen Systems war unvermeidlich, sobald der Mensch anfing, sich mit Thatsachen zu befassen — sobald die Geschichte zu berichten, die Philosophie zu discutiren begann. Doch wurde der Glaube so vieler Jahrhunderte nicht ohne Widerstreben aufgegeben. Der Untergang einer Religion vollzieht sich nicht über Nacht, sondern besteht in einem vielhundertjährigen Fortschritte manche wohlbekannte Stufen hindurch — das Aufkommen von Zweifeln unter den Aufrichtigen, die Mißbilligung der Conservativen, die Vertheidigung Wohlmeinender von Ideen, deren Seichtigkeit immer mehr zu Tage tritt, in der Hoffnung unternommen, daß durch Allegorie und neue Auslegungen dasjenige, was fast unglaublich geworden ist, vielleicht wieder Wahrscheinlichkeit gewinnen möchte. Meinungsverschiedenheiten aber endigen mit völligem Leugnen.

Anfängliche Astronomie und Geographie.

Bevor wir auf die Geschichte jener geistigen Bewegung, welche den Verfall des alten Systemes herbeiführte, näher eingehen, müssen wir uns den Vorstellungskreis der Griechen des achten Jahrhunderts v. Ch. vergegenwärtigen. Ihnen war das Firmament das Parquet des Himmels, die Wohnung der olympischen Götter, die Erde der angewiesene Sitz des Menschen, flach und kreisförmig wie ein Teller unter dem sternenbesäeten Himmel daliegend. Den Rand derselben umströmte der Ocean, von dem alle Flüsse entsprangen und sich in das Mittelländische Meer, wie es in späteren Zeiten seiner Lage halber inmitten aller damals bekannten Länder passend genannt wurde, ergossen. „Die meerumschlungene Erdscheibe trägt das Gewölbe des Himmels.“ Von himmlischen Kräften in Bewegung gesetzt, erklimmen Sonne und Sterne, im Osten aufgehend, mühsam ihre Bahn am krystallenen Dome, abwärts eilen sie bereitwilliger ihrem Untergange entgegen. Niemand weiß, was ihnen dort unten im Reiche der Schatten begegnet, noch welche Gefahren sie zu bestehen haben. Morgens verbreitet sich geheimnißvolle Dämmerung im Osten und nimmt schnell über den ganzen Horizont zu, Abends verschwindet das Zwielicht allmälig. Außer den Himmelskörpern bewegen sich beständig Wolken am Himmel, deren Farbe und Gestalt immerfort wechselt. Niemand weiß, wo der Wind herkommt und wohin er fährt, vielleicht ist es der Odem jener unsichtbaren Gottheit, welche Blitze schleudert, oder derjenigen, welche ihren Bogen gegen die Wolken lehnt. Nicht ohne Entzücken mochte der Mensch das saphirne Gewölbe, die smaragdene Fläche und den Silberrand des ruhigen, stets flutenden Wassers betrachten.

Die Unterwelt mit ihren Schatten.

Im Innern der massiven Erde oder vielleicht auf ihrer entgegengesetzten Seite — der Unterwelt, wie sie passend genannt wurde — befindet sich das Reich des Hades oder Pluto, die Region der Nacht. Von dem Mittelpunkte ihres Herrschergebietes blickt die mit einem elfen=

beinernen Diademe geschmückte und auf einem aus dickster Finsterniß gewobenen Sessel thronende Gottheit in den endlosen Abgrund jenseits, während sie selbst sterblichen Augen unsichtbar ist und sich nur durch den nächtlichen Donner, ihre Waffe, zu erkennen giebt. Die Unterwelt ist auch das Reich, zu dem die Schatten nach dem Tode eingehen. Vor seinen Pforten, dort, wo die Sonne niedersinkt, lagert eine große Schaar gespenstischer Wesen — Sorge, Kummer, Krankheit, Alter, Mangel, Furcht, Hungersnoth, Krieg, Arbeit, Schlaf und sein Halbbruder Tod — der unerbittliche Tod, welcher sich weder durch Gebete, noch Opfer erweichen läßt. In jenem Lande der Vergessenheit und der Schatten liegt der unbefahrbare See Avernus, fließt der Acheron, der Styx, der seufzende Kocytos und der Phlegeton mit seinen feurigen Wellen. Dort giebt es alle möglichen Arten von Ungeheuern und Gestalten von furchtbarer Bedeutung — den dreiköpfigen Cerberus, Charon mit seinem Nachen, welcher die Schatten des Todes hinüberträgt, die Schicksalsgöttinnen in ihren mit Purpur verbrämten Hermelingewändern, die rächenden Erynnien, Rhadamantus, vor welchem jeder Asiat, Aeakus, vor welchem jeder Europäer Rechenschaft abzulegen hat, und Minos, der furchtbare, oberste Schiedsrichter. Dort sieht man auch jene großen Verbrecher, deren Geschichte eine Warnung für uns ist — Riesen mit Drachenfüßen in einem brennenden Pfuhle meilenlang ausgestreckt liegend, Phlogyas, in beständiger Furcht vor dem Steinblocke, welcher über ihm schwebt und doch niemals herabfällt, Ixion, auf das Rad geflochten, die Töchter des Danaus, stets vergebens ihr Sieb zu füllen versuchend, Tantalus, bis an das Kinn im Wasser stehend und doch von unauslöschlichem Durste gefoltert, Sisyphus, verzweiflungsvoll an dem immer wieder herabrollenden Felsen arbeitend. Durch solche Beispiele gewarnt, mögen wir lernen, die Götter nicht zu verachten. Jenseit dieser traurigen Scenen, weithin zur Rechten sich erstreckend, liegt Elysium oder die Gefilde der Seligen, wo Lethe, der Fluß der Vergessenheit, strömt, welcher die Eigenschaft besitzt, daß Jeder, welcher daraus trinkt, und kehrte er auch wieder, am östlichen Rande der Erde emporsteigend, zum Leben und ans Tageslicht zurück, Alles, was er gesehen, vergißt.

Wenn so das Innere oder die untere Seite der Erde von Phantomen und den halbbelebten Schatten der Todten bevölkert wird, so ist ihre von Menschen bewohnte Oberfläche gleichfalls reich an Wundern. Im Mittelpunkte liegt, wie schon bemerkt, das Mittelländische Meer, um welches sich alle damals bekannten Länder gruppirten, deren jedes seine besondern Geheimnisse und Wunder aufzuweisen hatte. Es könnten ihrer eine

Der Argonautenzug.

Menge aufgezählt werden, wenn wir den Irrfahrten des Odysseus oder der Reise des Jason und seiner heldenmüthigen Gefährten in dem Schiffe Argo folgen wollten, als sie auszogen, um das

goldene Vließ des mit menschlicher Stimme begabten Widders zu erbeuten. Da gäbe es zu berichten von Harpyien, fliegenden, vogelartigen Weibern von scheußlichem Aussehen, Symplejaden oder Felsen, welche sich von selbst schlossen und von den Argonauten nur wie durch ein Wunder passirt wurden, indem die zusammenschlagenden Klippen beinahe das Hintertheil ihres Schiffes losgerissen hätten, sich aber, wie es vom Schicksale bestimmt war, von jenem bedeutsamen Augenblicke an nie mehr schlossen — von dem blinden Seher, vom Lande der Amazonen, vom Prometheus, der stöhnend an einen Felsen geschmiedet war und über welchem immerfort der rächende Adler schwebte und ihm die Leber abfraß, vom Lande des Aetes, von Rindern mit ehernen Füßen und flammenden Nüstern, welche Jason ins Joch spannte und zum Pflügen benutzte, von der Zauberin Medea, welche Salbe bereitete aus Kräutern, die dort, wo das Blut des Prometheus herabgetropft war, wuchsen, von dem mit Drachenzähnen besäeten Felde und den stahlgepanzerten Männern, welche aus den Furchen desselben emporsprangen, von dem magischen Steine, welcher sie in zwei Hälften theilte und zwang, sich gegenseitig zu bekriegen, von dem schuppigen Drachen, welcher das goldene Vließ bewachte, wie er durch einen Zaubertrank eingeschläfert und der Schatz entwandt wurde, von dem Flusse Phasis, durch dessen Windungen die Argo in das ringsumher fließende Meer steuerte, von der Fahrt auf diesem ruhigen Strome bis zu den Quellen des Nils hinauf, von den Argonauten, welche ihr mit Vernunft und Sprache begabtes Schiff auf den Schultern durch die sengende Lybische Wüste trugen, von der Insel der Zauberin Circe, von dem Felsen mit seinem willkommenen Hafen, welcher, als der Sturm am höchsten gestiegen war, aus dem Meere auftauchte, sie aufzunehmen, von dem Pfeile, den Apollo von seinem goldenen Bogen abschoß, von den ehernen Männern, einem Erzeugnisse Hephästos', welcher an der Küste von Kreta stand und im Vorüberziehen mächtige Steinblöcke auf sie schleuderte, von ihrem Kampfe mit ihm und ihrer sichern Rückkehr nach Jolkos, sowie der Versetzung des Schiffes Argo durch die Göttin Athene an den Himmel.

Solcher Art waren die meisten Begebenheiten jener berühmten Reise, deren Geschichte ganz Griechenland entzückte, bevor die Odyssee geschrieben war.

Verbindung des Geographischen und Wunderbaren.

Ich habe nicht Platz genug, von den Wundern zu erzählen, welche dazu dienten, die Geographie damaliger Zeit auszuschmücken. Im Norden lag das herrliche Land der Hyperboräer, wo man keinen Winter kannte, im Westen die Gärten der Hesperiden, in welchen goldene Aepfel wuchsen, im Osten die Haine und der Tanzplatz der Sonne, im Süden das Land der tadellosen Aethiopier, welches die Götter zu besuchen pflegten. Im Mittelländischen Meere lockten die Sirenen die Vorüberziehenden mit ihrem Gesange, dort etwa, wo jetzt Neapel steht, daran schloß sich die Scylla und die Cha-

rybdis, auf der Insel Sicilien lebten einäugige Cyklopen und kannibalische Lästrygonen. Auf der Insel Erytheia weidete der dreiköpfige Riese Geryon seine Ochsen mit einem zweiköpfigen Hunde. Unnöthig, der Lotosesser zu gedenken, über deren Speise man sein Heimatland vergaß, der schwimmenden Insel des Aeolus, der glücklichen Gefilde, auf welchen die Sonnenrosse grasten, der Rinder und Hunde unsterblichen Geschlechtes, der Hydern, Gorgonen und Chimären, des fliegenden Dädalus und des ehernen Thurmes, in welchem die Danae gefangen gehalten wurde. Es gab keinen Fluß, keine Grotte ohne ihren Genius, keine Insel, kein Vorgebirge ohne seine Sage.

Man kann sich diese alten Mythen nicht zurückrufen, ohne überzeugt zu sein, daß sie größtentheils ächt einheimischen, europäischen Ursprunges sind. Der Same mag, wie vergleichende Philologen versichern, von Asien herübergebracht worden sein, doch hatte er unter dem Himmel Europas gekeimt und sich üppig entfaltet. Viele Sagen sind weit davon entfernt, ihrem vermeintlichen orientalischen Ursprunge zu entsprechen; in ihrer Barbarei und Rohheit spiegelt sich der Zustand Europas ab. In der an seinem Vater Uranos verübten Gewaltthat des Kronos drückt sich die Wildheit jener Zeiten aus, die Geschichte des Dionysos berichtet von Menschendiebstahl und Seeräuberei, der Raub der Europa und Helena von Entführung der Frauen. Aus dem Mahle, welches dem Itys vorgesetzt wurde, erkennen wir mit Bestimmtheit, daß Kannibalismus im Schwange ging, die Drohung des Laomedon, Poseidon und Apollo als Sklaven verkaufen zu wollen, zeigt, daß Arbeit auch wohl zwangsweise erpreßt wurde. Die Polygamie vieler Heroen erscheint in ihrer verwerflichsten Gestalt unter der Gewohnheit, die leibliche Schwester zu heiraten, ein Verbrechen, welches vom Könige des Olymp bis zum letzten Sterblichen herunter begangen wurde. Im Ganzen muß demnach zugegeben werden, daß die griechische Mythologie auf barbarische gesellschaftliche Zustände, als Menschendiebstahl, Seeräuberei, Menschenopfer, Polygamie, Kannibalismus und unerhörte Rachethaten, deutet. Persönliche Auslegungen, wie der Mensch sich ihrer in seiner Kindheit bedient, wurden in Begebenheiten, welche einer rohen Zeit angemessen waren, verkörpert. Erst in späteren Zeiten kamen allegorische Gebilde, wie Schlaf, Tod und Traum auf, was zunahm, je mehr das System mit lybischen, phrygischen, assyrischen und ägyptischen Ideen versetzt ward.

Die ältesten griechischen Religionsbegriffe deuten auf einen barbarischen Zustand hin.

Also nicht nur ihre innere Natur, sondern auch ihre allmälige Entwickelung berechtigt uns, dem größten Theile der Mythen einen einheimischen Ursprung beizulegen. Die Götterlehre des Homer wird von Hesiod in vielen wesentlichen Punkten weiter ausgeführt. Er stellt das Herrschergeschlecht des Uranos

Ihre allmälige Verbesserung in historischen Zeiten.

fest und weicht nur in geringfügigeren Auffassungen, wie im Charakter der Cyklopen, von ihm ab. Die Götterlehre des Orpheus ist ein weiterer Fortschritt, da sie neue Gebilde und neue Persönlichkeiten vorführt, z. B. den Zagräus, das gehörnte Kind Jupiters von seiner eigenen Tochter Persephone. Es giebt in der That kaum einen unter den großen und ehrwürdigen Göttern des Olymp, dessen Charakter sich nicht mit seinem Zeitalter änderte und von diesem Gesichtspunkte aus ist das Entstehen der ionischen Philosophie ein nothwendiger Schritt vorwärts. Die Philosophie verdankte, wie wir bald sehen werden, ihren Ursprung nicht nur der Erweiterung griechischer Bildung und in Folge dessen der Verbesserung griechischer Sitten, sondern sie wurde auch durch eine äußere Ursache, die plötzliche Eröffnung der ägyptischen Häfen im Jahre 670 v. Ch., beschleunigt. Die europäische Religion ward geheimnißvoller und feierlicher, die europäische Philosophie lernte die Irrthümer ihrer Zeitrechnung und die Nothwendigkeit einsehen, einen strengern und genauern Maßstab der Beweisführung an alte Ereignisse zu legen.

*Ihre unvermeidliche Hinneigung zur ionischen Philosophie.*

Es war ein bedeutungsvoller Umstand, daß die ionischen Griechen, welche zuerst zu philosophiren anfingen, ihre Arbeit damit begannen, die Elemente zu depersonificiren und nicht von Zeus, Poseidon, Hades, sondern von Luft, Wasser und Feuer zu reden. Die Zerstörung theologischer Auffassungen führte unwiderstehlich zur Zerstörung religiöser Gebräuche. Zu Gottheiten, deren Dasein er leugnete, hörte der Philosoph auf, zu beten. Was nützten Opferspenden und Gebete, welche man an Gebilde der Phantasie richtete? Dagegen konnten Vortheile aus dem physikalischen Studium unpersönlicher Elemente erwachsen.

*Unvermeidlicher Untergang griechischer Religionsvorstellungen.*

Die griechische Religion enthielt in sich selbst die Bedingungen ihres Verfalles. Um dies vollkommen würdigen zu können, habe ich mich in Einzelheiten eingelassen, welche mancher Leser vielleicht als müßige und nutzlose Mythen zu betrachten geneigt ist. Zwei unvermeidliche Umstände sicherten den endlichen Sturz des ganzen Systemes, nämlich geographische Entdeckungen und das Aufkommen philosophischer Kritik. Unsere Aufmerksamkeit wird durch den Umstand gefesselt, daß sich 2000 Jahre später dasselbe in größerem Maßstabe zutrug.

*Durch geographische Entdeckungen.*

Um zuerst von geographischen Entdeckungen zu sprechen, wie wäre es möglich gewesen, daß alle die Wunder des Mittelländischen und Schwarzen Meeres, Zauberer, Riesen und Ungeheuer, dieselben überlebt hätten, da jene Meere täglich nach allen Richtungen hin durchkreuzt wurden? Wie wäre es möglich gewesen, daß sich der Begriff einer flachen, vom Horizonte begränzten und vom Ocean umflossenen Erde erhalten hätte, als in Gallien Colonien

gegründet wurden und die Phönicier von jenseit der Säulen des Herkules Zinn herüberbrachten? Dazu kam, daß, wie versichert wurde, viele der erstaunlichsten Wunder auf der Bahn, welche die Umstände zum Haupthandelswege gemacht hatten, anzutreffen gewesen sein müßten. Aber nicht nur der Einsturz mythischer Geographie, wie sie sich auf der dem Lichte zugewandten Oberfläche der Erde darstellte, war mit Sicherheit vorauszusehen, sondern auch drohende Gefahr vorhanden, wie viele fromme Leute einsahen und fürchteten, daß dasjenige, was man hinsichtlich des Innern oder der nächtlichen Seite der Erde behauptet hatte, mit in den Sturz hineingezogen werden möchte. Es war daher wohl natürlich, daß sie die alte Lehre aufrecht zu erhalten suchten und dazu den ihnen einzig und allein offen stehenden Weg einschlugen, das, was wirkliche Ereignisse hatten sein sollen, zu Allegorien zu stempeln, worunter, wie sie vorgaben, die Weisheit aller Zeiten viel heilige und geheimnißvolle Dinge verborgen hätte. Allein es leuchtet ein, daß ein System, welches zu solchen Nothbehelfen seine Zuflucht nehmen muß, mit schnellen Schritten seinem Ende entgegeneilt.

Eingebildete Wunder durch großartige Wirklichkeiten ersetzt.

Doch waren es nicht allein Entdeckungen zur See, welche Fabeln und Wunder entfernten und neue Ideen an ihre Stelle setzten, auch der macedonische Zug eröffnete den Griechen eine neue Welt und führte ihnen wirkliche Wunder — Klimate von wunderbarster Verschiedenheit, ungeheure Wüsten, mit ewigem Schnee bedeckte Berge, vom Ocean weit entlegene Salzseeen, kolossale Thiere und Menschen von allen möglichen Farbenschattirungen und Religionsformen vor. Die zahlreichen, über ganz Asien zerstreuten griechischen Colonien verursachten eine unaufhörliche Bewegung, wodurch sich diese Naturgegenstände dem hellenischen Geiste tief und dauernd einprägten. So wie durch das baktrische Reich europäische Ideen nach dem fernen Osten gelangten, brachen sich auf denselben und ähnlichen Wegen asiatische Ideen Bahn nach Europa.

Entwickelung des Mittelmeer-Handels.

Bei der ersten Dämmerung zuverlässiger Ueberlieferung waren die Phönizier Herren des Mittelländischen Meeres. Europa war durch und durch barbarisch. Dicht an der Gränze asiatischer Civilisation tättowirten sich die Thracier und scalpirten ihre Feinde, am andern Ende des Continents pinselten die Briten ihre Leiber mit Oker und Waid an. Aegyptische Sculpturen aus damaliger Zeit stellen die Europäer als in Felle gehüllte Wilde dar. Der Instinkt der Phönizier trieb sie, sich überall auf Inseln und an Küsten niederzulassen, so daß sie lange Zeit die Alleinherrschaft zur See behaupteten. Allmälig jedoch regte sich auch unter den Griechen ein abenteuerlicher Geist; 1250 v. Ch. umsegelten sie den Euxin und gaben dadurch zur Mythe des Argonautenzuges Veranlassung, während sie zugleich einen

vortheilhaften Handel mit Gold, getrockneten Fischen und Korn eröffneten. Bald wurden sie ihrer freibeuterischen Unternehmungen halber berüchtigt. Ueberall an den Küsten stahlen sie Männer, Frauen und Kinder weg und trieben damit einen ansehnlichen Sklavenhandel, dessen Reste sich noch bis auf unsere Zeit in dem Handel mit circassischen Frauen erhalten haben. Minos, König von Kreta, versuchte es, diese Seeräubereien zu unterdrücken. Seine Versuche, die Herrschaft auf dem Mittelländischen Meere zu erlangen, wurden nach einander von den Lydiern, Thraciern und Rhodiern nachgeahmt, welche Letztere die Erfinder des ersten Seecodex waren, welcher später den römischen Gesetzen einverleibt ward. Die Art und Weise, wie diese und andere Städte und Inseln sich gegenseitig verdrängten, zeigt, von wie unbedeutenden Umständen die Herrschaft des östlichen Beckens abhing. Inzwischen schifften tyrische Seeleute heimlich über die Säulen des Herkules hinaus nach den Kanarischen Inseln und den Azoren, sowie nach den britischen Inseln, von wo sie Zinn herüberholten. Jede mögliche Vorsicht ward angewandt, um ihr Geheimniß für sich zu behalten. Die abenteuernden Griechen verfolgten diese geheimnißvollen Seefahrer auf Schritt und Tritt, aber zu Homers Zeiten waren sie noch auf das östliche Becken beschränkt, so daß man wohl behaupten darf, Italien sei für sie ein unbekanntes Land gewesen. Die Phokäer erforschten zuerst das westliche Becken, eine ihrer Colonien baute Marseille. Endlich passirte Koleus von Samos das drohende Thor des Herkules und wagte sich auf den rings umher strömenden Atlantischen Ocean. Nicht geringes Interesse nahmen die ersten Colonialstädte in Anspruch; die Küsten von Sinope bis Sagunt waren von ihnen besäet; sie dienten als Handeldepôts und bildeten die Brennpunkte des Reichthums. In alten Zeiten war der Kaufmann sein eigener Capitän und verkaufte seine Waaren meistbietend, wohin er kam. Der allererste und sehr einträgliche Handel des Mittelländischen Meeres bestand in Sklaven, Mineralproducten und Manufacturwaaren; denn da ihre Fahrten die Linien der Breitegrade entlang gemacht wurden, so waren die Agriculturproducte derselben nicht sehr mannichfaltig und die Bedürfnisse ihrer Bevölkerungen sich gleich. Zinn aber wurde von den Kassiteriden, Bernstein vom Baltischen Meere und gefärbte Zeuge und verarbeitetes Metall von Syrien her eingeführt. Wo immer diese Handelsstraßen zusammenliefen, entwickelten sich Keime des Geschmacks und der Bildung; so haben die Etrusker, in deren Händen sich der Bernsteinhandel über Deutschland befand, viele Spuren ihrer Liebe zur Kunst hinterlassen. Wenn auch ein geheimnißvolles, waren sie doch wohl kaum ein düsteres Geschlecht, wie ein großer moderner Schriftsteller vermuthet hat, wenigstens nach den von ihnen übrig gebliebenen Alterthümern zu urtheilen.

Wirkungen philosophischer Kritik.

Zu den Wirkungen geographischer Entdeckungen

kam die Entwickelung der philosophischen Kritik hinzu. Man hat bemerkt, daß sich bald nach der ersten Olympiade griechische Bildung mit reißender Schnelligkeit ausbreitete. So oft der Mensch einen gewissen Punkt in seinem geistigen Fortschritt erreicht hat, wird er sich an nichts Geringerem, als an der Anwendung vorhandener Regeln auf alte Ereignisse genügen lassen. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß der Lauf der Welt heute derselbe, wie gestern ist, und er trug also kein Bedenken, anzunehmen, daß dies auch für morgen stichhaltig sein werde. Er kann keine Unterbrechung im Mechanismus der Geschichte dulden, er begnügt sich nicht mit dem blinden Glauben, sondern er verlangt so gut Bürgschaft für alte, wie für neue Thatsachen. Vor dem Angesichte der Geschichte kann die Mythologie nicht bestehen.

Abfall literarischer Männer vom öffentlichen Glauben.

Die Wirkung dieses Princips macht sich in der griechischen Literatur nach allen Seiten hin, von dem erwähnten Zeitpunkte ab gerechnet, bemerklich und zwar je später, desto auffallender. Die Volksbildung schämte sich immer mehr der Fabeln, an welche sie während ihrer Kindheit geglaubt hatte. Die Sagen werden theils allegorisirt, theils verändert, theils verworfen. Die großen Trauerspieldichter behalten die Mythen im Großen und Ganzen bei, lehnen sie jedoch im Einzelnen ab; die Einen gestalten sie um oder verleihen ihnen eine sinnbildliche Bedeutung, die Andern gebrauchen sie als Zierrath und anmuthigen Schmuck. Es bildete sich eine Kluft zwischen den gebildeten und den roheren Klassen und die besten Männer ihrer Zeit sahen die Nothwendigkeit ein, solche Fabeln entweder ganz und gar den niederen Ständen zu überlassen oder sie allmälig durch etwas Passenderes zu ersetzen. Ein solches Zerpflücken der heiligsten Dinge war jedoch weit entfernt, selbst in Athen, öffentlich gebilligt zu werden, obgleich viele Einwohner desselben jene Stufe geistiger Entwickelung erreicht hatten, wo es ihnen unmöglich war, ihrem nationalen Glauben treu zu bleiben. Sie versuchten sich einzureden, daß etwas Wahres an dem sein müsse, was so viele große und fromme Leuten vordem geglaubt und was sich dadurch, daß es bereits so viele Jahrhunderte dauerte, bewährt hatte, ja wovon, wie das gemeine Volk behauptete, absolute Beweise geliefert werden könnten. Allein Alles war vergebens; die Bildung hatte den Glauben überlebt. Sie machten jene Erfahrung, welche Jeder einmal zu machen bestimmt ist — daß sie die Trüglichkeit ihrer Meinungen gewahr, aber unmuthig darüber wurden, daß Andere sie darauf aufmerksam machten. Als der gesellschaftliche Zustand nicht mehr gestattete, einem philosophischen Missethäter das Leben zu nehmen, fanden sie doch Mittel genug, einen solchen Druck auf ihn auszuüben, daß ihm nur die Wahl zwischen Orthodoxie oder dem Bettelstabe blieb. So mißbilligten sie es z. B., daß Euripides seine Charaktere sich in skeptischen Betrachtungen ergehen ließ

und verdammten die offenbare Gottlosigkeit im gefesselten Prometheus des Aeschylus. An dieses Gefühl appellirend, trug Aristophanes nicht wenig zu der Erregung gegen Sokrates bei. Diejenigen, welche selbst zweifeln, sind oft am lautesten in öffentlichen Beschuldigungen ähnlicher Lagen bei Andern.

Und der Philosophen. Wenn also die Dichter, sich dem gesunden Menschenverstande unterwerfend, so schnell vom nationalen Glauben abgefallen waren, so schlugen die Philosophen dieselbe Richtung ein. Das Gefühl wurde bald allgemein, daß ein innerer Gegensatz zwischen Philosophie und Religion obwalte und hierin trog sich die öffentliche Meinung nicht. Der Umstand, daß der Polytheismus für jedes Ereigniß in der Natur eine religiöse Deutung bereit hatte, brachte ihn in eine feindliche Stellung zur Wissenschaft. Das unaufhörliche Fortschreiten der Wissenschaft war es, was die griechische Religion über den Haufen warf. Sokrates selbst stand keinen Augenblick an, die Physik dieser Neigung zu beschuldigen; die Athenienser aber gaben dasselbe seinem eigenen Bestreben Schuld, da ihr scharfer Mutterwitz ihnen sagte, daß es um den philosophischen Cultus der Ethik gleich schlecht bestellt sein müsse. Er war der Wissenschaft nicht aufrichtig ergeben, sondern suchte seine Ansichten dadurch zu unterstützen, daß er auf seine Nebenbuhler ein theologisches Odium zu werfen suchte — ein unverzeihliches Verbrechen unter gebildeten Menschen. In der hieraus folgenden Tragödie bezahlten ihn die Athenienser nur mit seiner eigenen Münze. Allerdings waren die Unsittlichkeiten, welche den Göttern beigelegt wurden, sehr dazu angethan, die Aufmerksamkeit denkender Leute zu erregen, allein die innerste Natur des Strebens, worin die ionischen und italienischen Schulen begriffen waren, zielte geradezu auf die Lehre einer providentiellen Regierung der Welt ab. Dadurch wurde nicht nur das ehrwürdige Dogma von der Allgegenwart der olympischen Götter zur Fabel, sondern es versetzte auch dem Dasein derselben einen schweren Schlag, indem es ihnen nichts zu thun übrig ließ. Statt jener Personificationen führte es die unpersönliche Natur oder die Elemente ein. Statt mit alten Traditionen wissenschaftliche Auslegungen zu verbinden, änderte und knetete es die alten Traditionen um, um sie den offenbaren Anforderungen der Wissenschaft anzupassen. Wir werden später sehen, was die nothwendige Folge davon war, daß die Gottheit von der Welt, welche sie hervorgebracht, ausgeschlossen wurde, daß das Uebernatürliche in der natürlichen Triebkraft unterging. Zeus wurde durch die Luft, Poseidon durch das Wasser ersetzt und während mehre Philosophen, wie z. B. Sokrates, die Volkssagen schweigend gewähren ließen oder es, wie Plato, als eine patriotische Pflicht betrachteten, den öffentlichen Glauben zu bekennen, erklärten Andere, wie Xenophanes, das Ganze für alten Plunder, der mit der Zeit zu einer nationalen Gaukelei geworden sei.

Widerstreit der Wissenschaft und des Polytheismus.

Da ich von der griechischen Philosophie später noch in detaillirter Weise zu reden Gelegenheit haben werde, so ist es unnöthig, hier im Einzelnen darauf einzugehen. Vorläufig genügt es, sich darüber klar zu sein, daß sie dem nationalen Glauben in allen Ländern und zu allen Zeiten von ihrem Ursprunge seit Thales bis herab auf den letzten Kritiker der Alexandrinischen Schule diametral entgegengesetzt war.

Abfall der Geschichtsschreiber.

Wie mit den Philosophen, so war es auch mit den Geschichtsschreibern beschaffen; das Aufkommen wahrer Geschichte hatte dieselben Folgen, wie das Aufkommen wahrer Philosophie. In diesem Falle kam ein besonderer Umstand hinzu, welcher der Bewegung nicht wenig Kraft verlieh. Worin auch die eingebildeten Thaten griechischer Vorzeit bestehen mochten, so wurden sie doch völlig an Alterthum und Wunderbarkeit durch die wirkliche Geschichte Aegyptens in Schatten gestellt. Was mußte ein frommer Mann, wie Herodot, davon denken, als er fand, daß zu derselben Zeit, wo man sich in seinem Geburtslande einen überirdischen Zustand der Dinge geträumt, an den Ufern des Nils Alles seinen gewöhnlichen Verlauf genommen hatte? Und so war es in der That seit unzähligen Menschenaltern gewesen. Jedem, der sich mit der Erzählung neuerer Ereignisse beschäftigte, mußte es klar werden, daß eine Zeitrechnung, auf Ereignisse angewandt, deren handelnde Personen übermenschlicher Natur waren, ohne alle Basis und daß es Täuschung sei, menschliche Beweggründe und Gedanken auf Wesen zu übertragen, welche keine Menschen sein sollten. Unter solchen Umständen ist man sehr geneigt, Ueberlieferungen ganz und gar abzulehnen, da sich kein philosophischer Geist je Beweise verschiedener Natur für die Gegenwart und für die Vergangenheit gefallen lassen, sondern darauf bestehen wird, daß Handlung und Folge vormals dieselben gewesen sind, wie jetzt.

Allgemeiner Unglauben der Gebildeten.

So lagen die Dinge viele hundert Jahre lang. Geschichtsschreiber, Philosophen, Kritiker, Dichter hatten Einer nach dem Andern den nationalen Glauben aufgegeben und lebten unter einem beständigen Drucke von Seiten des Volkes, sodaß sie sich im Allgemeinen als den bequemsten Ausweg eine äußerliche Willfährigkeit gegen die religiösen Bedürfnisse des Staates zur Richtschnur machten. Herodot kann die Widersprüche des trojanischen Krieges nicht mit seiner Kenntniß menschlicher Handlungen versöhnen, Thucydides wagt seinen Unglauben nicht laut werden zu lassen, Eratosthenes erblickt in den Irrfahrten des Odysseus und den Wahrheiten der Geographie Widersprüche, Anaxagoras wird wegen Gottlosigkeit zum Tode verdammt und sein Urtheil nur durch die Bemühungen des Staatsoberhauptes aus Gnaden in Verbannung verwandelt. Plato, welcher die Dinge von einem sehr freien Gesichtspunkte aus betrachtete, hält es im Ganzen für rathsam, das Stu-

dium der höheren Zweige der Physik zu verbieten, Euripides versucht es, sich von der Beschuldigung der Ketzerei, so gut er kann, frei zu machen, Aeschylus wird wegen Gottlosigkeit verdammt, zu Tode gesteinigt zu werden, und nur durch seinen Bruder Aminias gerettet, welcher seinen verstümmelten Arm — die Hand hatte er in der Schlacht bei Salamis verloren — schützend über ihn ausstreckt. Sokrates erleidet sein Urtheil und leert den Schierlingsbecher. Selbst große Staatsmänner, wie Perikles, hatten sich in strafbare Meinungen verwickelt. Niemand weiß etwas zur Erklärung für das wunderbare Verschwinden von Halbgöttern und Heroen anzuführen, was es bedeutet, daß die Wunder abgethan sind und man nur noch menschliche Handlungen zu sehen und zu hören bekommt. Der unwissende Haufen verlangt die sofortige Bestrafung jedes verdächtigen Menschen. Ihrer Meinung nach heißt an den Ueberlieferungen der Vergangenheit zweifeln sich des Verraths an der Gegenwart schuldig machen.

Versuche zu einer Reformation.

Doch entstand diese Verwirrung und Spaltung nicht, ohne daß Wohlmeinende eine Reformation angestrebt hätten. Manche, und vielleicht waren es die geistig am Vorgeschrittensten, wünschten, daß die Priester keine Wunder mehr thun, daß Reliquien so wenig, als es sich mit den psychischen Anforderungen des großen Haufens vertrüge, angewandt und allmälig abgeschafft werden möchten, und daß die Philosophie nicht mehr durch die gotteslästerlichen Anthropomorphismen der olympischen Gottheiten beleidigt würde. Manche, weniger vorgeschritten, waren geneigt, alle Schwierigkeiten dadurch auszugleichen, daß sie die Mythen als allegorisch betrachteten, Manche wünschten sie so umzugestalten, daß sie in Einklang mit dem vorhandenen gesellschaftlichen Zustande träten, Manche wollten ihnen ganz neue Auslegungen unterschieben. Bei den Einen war es, obgleich die Thatsache eines trojanischen Krieges nicht zu leugnen war, nur das Bild der Helena, welches Paris entführte; bei Andern schrumpften Ausdrücke, welche einst wirkliche Ereignisse hatten vergegenwärtigen sollen, zu bloßen Redensarten zusammen; noch Andere, welche die olympischen Gottheiten ihrer Attribute nicht entkleiden und ihnen ihre menschlichen Leidenschaften und Handlungen lassen wollten, behaupteten, daß sie einst sämmtlich Menschen gewesen seien. Während der Eine die schamlosen Atheisten anklagt, welche die Mythen der Ilias bekrittelten, weil sie ihre allegorische Bedeutung nicht verständen, löst ein Anderer alle Heroen derselben in Elemente auf; ein Dritter, welcher die Bosheit und Unsittlichkeit der Götter mit dem verbesserten, moralischen Gefühle der Zeit zu versöhnen hofft, giebt dieselbe Dämonen Schuld, eine Idee, welche Anfangs großen Anklang fand, zuletzt jedoch eigenthümlich verhängnißvoll für den Polytheismus ausschlug.

Tiefgewurzelter Aberglauben des rohen Haufens.

In scheinbarem Widerspruche mit diesem verfallenen Glaubenszustande unter den höheren Klassen, hing die Menge unbekümmert dem überraschendsten Aberglauben nach. Sie feierten das Zeitalter der Reliquien, weinender Statuen und winkender Bilder. Die Werkzeuge, womit das trojanische Pferd verfertigt wurde, waren in Metapontum zu sehen, das Scepter des Pelops in Chäronea, der Speer des Agamemnon in Phasalis, das Schwert des Memnon in Nicomedia. Die Tegeaten hatten das Fell des chaledonischen Ebers aufzuweisen; viele Städte rühmten sich des ächten Palladiums von Troja. Es gab Statuen der Athene, welche Speere schleudern, Gemälde, welche erröthen und Bildsäulen, welche schwitzen konnten, sowie eine endlose Menge von Schreinen und Heiligthümern, vor welchen Wunderkuren verrichtet wurden. In die Oeffnung, durch welche die Sintfluth des Deukaleon zurückgewichen war, gossen die Athenienser noch immer das gebräuchliche Opfer, aus Honig und Mehl bestehend, und ein abenteuerlicher Mensch würde der gewesen sein, welcher gewagt hätte, Bemerkungen über die unverhältnißmäßig geringe Weite desselben zu machen.

Seine argwöhnische Unduldsamkeit gegen Zweifel.

Obgleich der Himmel erwiesener Maßen nur ein leerer von Sternen angefüllter Raum und nicht die Flur des Olymp war, so that man doch wohl, wenn zufällig die Rede auf den Flug der Götter in den Himmel kam, keine astronomischen Bemerkungen dabei zu machen. Widersprechende Anspielungen über die Gedichte des Homer, Arktinus oder Lesches wurden nicht geduldet; wer die Gotteslästerung beging, die Sonne ihrer Persönlichkeit zu entkleiden, lief Todesgefahr. Man wollte durchaus nicht, daß Naturgesetze an Zeus und Poseidons Stelle treten sollten; Jeder, der im Verdachte stand, Helios und Selene für keine Gottheiten zu halten, that wohl, sich zu öffentlicher Genugthuung zu rechtfertigen. Das Volk beharrte trotz aller physischen und geographischen Schwierigkeiten bei seinem Aberglauben und bewies, weit davon entfernt, sich mit den Widersprüchen, welche einen so großen Einfluß auf die denkenden Klassen ausgeübt hatten, zu befassen, praktisch die Nutzlosigkeit aller historischen Beweise.

Langsamkeit des Verfalles und Unterganges des Polytheismus.

Es ist durchaus irrig, anzunehmen, daß der Polytheismus sich als eine lebendige Kraft bis zur Zeit Constantins und Julians behauptet habe. Der Sturz desselben begann zur Zeit der Eröffnung der ägyptischen Häfen. Tausend Jahre beinahe waren zur Vollendung desselben erforderlich. Der Umschwung trat zuerst unter den höheren Klassen ein und brach sich langsam durch die mittleren Schichten der Gesellschaft Bahn.

Zweitnächste Ursachen seines Sturzes.

Jahrhunderte lang setzten jene beiden Triebfedern — geographische Entdeckungen, welche aus dem zunehmenden Handel und dem macedonischen Zuge hervorgingen und

philosophische Kritik — schweigend ihr rastloses Werk fort und doch scheint es, daß sie nicht die geringste Veränderung bei dem untern und zahlreichsten Bruchtheile der Bevölkerung hervorzubringen vermochten. Im Laufe der Zeit trat ein dritter Einfluß zu den beiden vorhergehenden hinzu, welcher sie befähigte, sich auch an die niedrigsten Klassen zu wenden, nämlich das Wachsen der römischen Macht. Durch dieselbe wurde eine wunderbare Thätigkeit über das ganze Mittelländische Meer und die angränzenden Länder angeregt und nach allen Richtungen hin eine dauernde Bewegung gesichert. Wo es bisher nur einzelne Reisende gegeben hatte, traten jetzt tausende von Legionssoldaten, Kaufleuten und Beamten mit einem großen Schwarme von Untergebenen und Sklaven auf. Wo früher nur der Geschichtsschreiber oder Philosoph in seiner Zurückgezogenheit die verschiedenen, mangelhaft berichteten Gesetze und Glaubensmeinungen, Gewohnheiten und Sitten der Nationen mit einander verglichen hatte, kamen jetzt dieselben Dinge zur lebendigen und persönlichen Anschauung ganzer Massen. Der Haufe von Göttern und Göttinnen, welcher sich in Rom ansammelte, diente dazu, dieselben gegenseitig in Verruf zu bringen und lächerlich zu machen.

Lange vor dem Triumphe des Christenthums ist daher das Heidenthum als unwiederbringlich verloren anzusehen. Ohne Zweifel war es die furchtbare sociale Aussicht vor ihnen, die offenbare Unmöglichkeit, die ganze Welt vor einem völlig gottlosen Zustande zu bewahren, was nicht nur so viele große Männer damit aussöhnte, dem alten Systeme ihre Unterstützung zu leihen, sondern auch ohne Mißbilligung Thätlichkeiten, zu welchen die ungebildete, urtheilslose Menge sich nur zu oft hinreißen ließ, zuzusehen. Sie wußten sich kein anderes System vorzustellen, welches hätte eingeführt werden und an die Stelle des alten, überlebten treten können, und ahnten nicht, daß die Hülfe in dieser Beziehung vor der Thür stehe, man müßte denn Plato ausnehmen, welcher tief erkannte, daß es, wenn auch ein schwieriger und mühsamer Proceß, die Vorstellungen des gemeinen Mannes gründlich umzuwandeln, doch leicht ist, ihn zur Annahme neuer Namen für alte Dinge zu bewegen, und daher den Vorschlag machte, daß ein verbessertes System mit Vorstellungen und Formen, welche dem bestehenden, socialen Zustande angemessen wären, eingeführt werden möchte, prophetisch versichernd, daß die Welt sich gar bald daran gewöhnen und demselben unbedingt anhängen werde.

Die Besorgnisse guter und frommer Menschen.

Platos Mittel gegen das Uebel.

Bei der Beschreibung des Ursprunges und Verfalles der griechischen Religion habe ich versucht, ihre wesentlichen Züge in helles Licht zu setzen. Ihr Fall erfolgte nicht plötzlich, wie Viele angenommen haben, noch wurde er äußerlich und gewaltsam herbeigeführt, sondern es fand ein langsamer und, wohl zu merken, innerlicher Verfall Statt. Wenn sich nun die An=

Die griechische Bewegung hat sich im Großen in ganz Europa wiederholt.

gelegenheiten der Menschen in immer wiederkehrenden Kreisen bewegen — wenn der Lebenslauf eines Individuums Aehnlichkeit mit dem eines andern hat — wenn es Analogien im Fortschreiten der Nationen giebt und Manches seiner Zeit in bestimmten Zwischenräumen wieder zum Vorschein kommt, so werden wir die Folge von Ereignissen, welche sich in der intellectuellen Geschichte Griechenlands vor uns entfaltet, in größerem Maßstabe vielleicht auf dem Schauplatze von ganz Europa wieder antreffen. Wenn es für den menschlichen Geist eine vorherbestimmte Ordnung der Entwickelung giebt, läßt sich da nicht mit Grund erwarten, daß Erscheinungen, welche sich in kleinerem Umfange bei einzelnen Nationen zeigen, in größerem auf einem ganzen Continente zum Vorschein kommen werden, daß das philosophische Studium der Geschichte der Vergangenheit nicht nur zur Erklärung vieler Begebenheiten in der Geschichte Europas während des Alterthums und des Mittelalters, sondern auch als Führer dienen wird, um auf künftige Ereignisse in der Geschichte der ganzen Menschheit hinzuweisen? Denn so wahr es ist, daß die griechische, intellectuelle Bewegung verfrüht war und von den langsameren, aber mächtigeren Bewegungen des südeuropäischen Geistes überholt und verschlungen wurde, so, wie kleine Ringe auf dem Wasser von größeren und ungestümeren Wellen verwischt und fortgerissen werden, ebenso kann sich auch die Bewegung eines Continents in den Bewegungen einer ganzen Welt verlieren. Kritik, physikalische Entdeckungen und geistige Thätigkeit, welche aus politischer Concentrirung entsprangen, hatten die Art des griechischen Denkens tief berührt — Kritik und Entdeckungen haben innerhalb der letzten vierhundert Jahre dasselbe in ganz Europa zuwege gebracht. Demjenigen, welcher sich seine Erwartungen von der Zukunft aus der Geschichte der Vergangenheit bildet — welcher sich die Wirkung vergegenwärtigt, welche das Entstehen des römischen Reiches hervorbrachte, indem dasselbe einen freieren, persönlichen Verkehr unter allen Mittelmeer-Nationen herbeiführte und dadurch die alten Formen des Denkens, welche Jahrhunderte lang allen sonstigen Angriffen widerstanden hatten, durch eine gleichartige Idee ersetzte — muß es klar werden, daß die wunderbar vermehrte Leichtigkeit, sich von einem Orte nach dem andern zu begeben, und die Erfindungen unsers Zeitalters die bedeutungsvollen Vorläufer einer ungeheuern philosophischen Umwälzung sind.

Die Organisation der Heuchelei.

Zwischen jener Periode, während welcher Nationen sich durch ihre Phantasie leiten lassen, und derjenigen, wo sie sich der Vernunft unterwerfen, liegt ein melancholischer Zwischenraum. Der Mensch ist so geartet, daß er noch lange, nachdem er die Unzulänglichkeit der vorherrschenden Ideen eingesehen hat, davor zurückschreckt, sich offen von ihrer Herrschaft loszusagen und, durch die

Macht der Umstände gezwungen, zum Heuchler wird, indem er öffentlich dem seinen Beifall zollt, was er heimlich verdammt. Wo sich Nationen in solchem Uebergangsstadium befinden, ist diese Gewohnheit so allgemein, daß man in Wahrheit sagen kann, die Heuchelei sei organisirt. Ganze Staaten kann es auf solche Weise geben, welche in diesem beklagenswerthen Zustande leben. So, stelle ich mir vor, muß es in vielen Theilen des römischen Reiches unmittelbar vor der Einführung des Christenthums ausgesehen haben. Selbst wenn Ideen bereits der öffentlichen Meinung gewichen sind, kann ihre politische Macht doch ihre geistige noch überdauern und dadurch jene schmähliche Wirkung hervorrufen.

Allein es ist nicht zu leugnen, daß dieses Uebel bis zu einem gewissen Grade von der Lage der Dinge unzertrennlich ist. Es würde fürwahr sehr unglücklich bestellt sein, wenn nationale Heuchelei keine bessere Entschuldigung, als individuelle, fände. Civilisirte Staaten sind der gebieterischen Nothwendigkeit unterworfen, sich in gesetzlichen Formen vorwärts zu bewegen und solche Formen lassen sich nicht, ohne ernstliches Unheil herbeizuführen, vermeiden. Staatswesen zu plötzlich von den Banden alter Vorstellungen losmachen heißt nicht, ihnen die Freiheit geben, sondern sie in politische Verwirrung stürzen und daher kommt es, daß große Staatsmänner Gebräuche, deren Bedeutung verschwunden und deren geistige Grundlage unterhöhlt ist, zu billigen, ja anzuordnen pflegen. Die Wahrheit gelangt nicht sofort, sondern erst allmälig zur vollen Herrschaft. Anfänglich, so lange ihr Einfluß rein intellectuell und individuell ist, wirkt sie auf die Vernunft, dann dehnt sich ihre Sphäre aus, indem sie, namentlich durch die öffentliche Meinung, einen moralischen Zwang ausübt, und endlich sammelt sie für sich selbst physische und politische Kraft. So lange dieser allmälige Uebergang dauert, herrscht eine organisirte Heuchelei. Nationen neue Ideen beizubringen, ist nicht die Sache eines einzigen Tages.

---

# Drittes Kapitel.

## Seitenblick auf die hindostanische Theologie und die ägyptische Civilisation.

Bei diesem Punkte unserer Untersuchung der europäischen, geistigen Entwickelung angelangt, wird es angemessen sein, zwei fremde Einflüsse — den indischen und ägyptischen — welche sie berührten, einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Von hindostanischer Philosophie.

Der im vorigen Kapitel beschriebenen, zwischen den Hindu und europäischen Völkerfamilien bestehenden Beziehungen halber bietet eine Vergleichung ihres geistigen Fortschrittes nicht geringes Interesse dar. Die Bewegung des älteren Zweiges deutet den Pfad, auf welchem der jüngere wandelt, und das Ziel, welchem er entgegenstrebt, an. Bei dem fortgeschrittenen Zustande, worin wir leben, lassen sich fortwährend Bruchstücke orientalischer Ideen in den Verworrenheiten neuerer Metaphysiker entdecken; es sind Anzeichen einer intellectuellen Phase, welche der indo-europäische Geist durchzumachen hat. Und zieht man die allgemeine Bereitwilligkeit in Betracht, womit diese Ideen in ganz China und im Osten angenommen worden sind, so kann man den Schluß von der indo-europäischen Familie vielleicht auf das gesammte Menschengeschlecht ausdehnen. Daraus kann man ferner schließen, wie unphilosophisch und eitel die Erwartung derjenigen ist, welche unsere Zustände bei den abgelebten Bevölkerungen Asiens einführen möchten. Ihre geistige Entwickelung ist vorüber und kehrt nie wieder. Es bleibt ihnen nur übrig, so weit sie können, ihre eigenthümliche Bahn zu verfolgen, zu sterben und Andern von verschiedenen Anlagen und jugendlicher Frische Platz zu machen. Es giebt keinen Rückschritt im Leben — der mürrische Greis kann nie die selbstbewußte Kraft des Mannes wieder erlangen, der Jüngling nicht zu den eiteln und nutzlosen Beschäftigungen, den zwecklosen Vergnügungen der Knabenjahre zurückkehren, selbst den Knaben scheidet eine weite Kluft von der unschuldigen Leichtgläubigkeit der Ammenjahre.

Die Phase der Zauberei und die anthropocentrische Phase.

Die frühesten Stadien der vergleichenden Theologie Indiens sind uns nicht mehr zugänglich. Zu einer so entfernten Zeit, daß sie durchaus vorhistorisch zu nennen ist, war die Phase der Zauberei bereits zurückgelegt. In den ältesten, übrig gebliebenen Annalen hat der Hindugeist mit anthropocentrischen Begriffen nicht sowohl physischer, als vielmehr moralischer Art zu thun. Der Mensch war zu der Erkenntniß gelangt, daß er es hauptsächlich mit sich selbst zu thun habe. „Du warst allein in der Stunde deiner Geburt, allein wirst du sein in deiner Sterbestunde, allein mußt du Rechenschaft ablegen vor den Schranken des unerbittlichen Richters.“

Die vergleichende Theologie schreitet in zwei Richtungen — Materie und Kraft — vorwärts. Der Vedaismus giebt sich mit Betrachtung der Materie, der Buddhismus mit Betrachtuug der Stärke ab.

Von diesem Punkte aus giebt es zwei deutlich bezeichnete Stadien des Fortschrittes. Das erste reicht bis zur Betrachtung der materiellen Natur, im zweiten, das höchst großartig und streng philosophisch ist, wird das Universum einzig und allein vom Gesichtspunkte des Raumes und der Kraft aus betrachtet. Ersteres liegt in den Vedas und den Verordnungen des Menu, letzteres im Buddhismus vor uns. In keinem dieser beiden Stadien sind

die Ideen bloß müßige Abstractionen, sondern es liegt ein moralischer Plan und eine bildende Kraft in ihnen, welche selbst vom Pabstthume nicht erreicht worden ist. Sie befassen sich nicht nur mit den Individuen, sondern regeln auch die Gesellschaft und machen ihren Einfluß in der Bildung politischer Formen fühlbar, welche ihrer riesigen Ausdehnung halber unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und ihres Alterthums halber ehrwürdig sind.

Ich werde zuerst kurz von dem ältern Vedaismus und sodann von dem Nachfolger desselben, dem Buddhismus, sprechen.

Der Vedaismus besteht in Anbetung der Natur.

Bei einem Volke, welches viele klimatische Verschiedenheiten besitzt und von vielen großartigen Naturschauspielen — den höchsten Bergen der Erde, herrlichen Flüssen, einer unvergleichlich üppigen Vegetation, periodischen Regen und stürmischen Monsunen — umgeben ist, darf es nicht überraschen, daß sich die Bewunderung des Materiellen und eine Neigung zur Anbetung der Natur geltend machte. Dergleichen Bilder lassen unauslöschliche Eindrücke auf das Denken des Menschen zurück und je gebildeter sein Geist ist, desto tiefer wird er sie würdigen.

Die Vedas und ihre Lehre.

Die Vedas oder heiligen Schriften der Hindus, deren es vier giebt, nämlich den Rig, Yagust, Saman und Atharvan, sollen, wie behauptet wird, von Brama geoffenbart sein. Der vierte wird jedoch von Einigen verworfen und trägt innere Spuren einer spätern Abfassung an sich, zu einer Zeit, als die hierarchische Macht schon bedeutend erstarkt war. Diese Werke sind in veraltetem Sanskrit, der Mutter des neueren Idioms, geschrieben; sie bilden die Basis einer ausgebreiteten Literatur, der Upavedas, Angas u. s. w., compilirter Werke und Commentare. Zum größten Theil bestehen sie aus Volkshymnen, häuslichen Betrachtungen, Gebeten, Vorschriften, Legenden und Dogmen. Der Rig, welcher das älteste Buch ist, besteht hauptsächlich aus Hymnen, die andern drei aus liturgischen Formeln. Sie stammen aus verschiedenen Perioden und von verschiedenen Autoren her; innere Spuren lassen erkennen, daß, während letztere von Priestern, ersterer wahrscheinlich von kriegerischen Häuptern abgefaßt wurde. Es spiegelt sich darin der Fortschritt von nomadischen zu municipalen Zuständen. Gegründet sind sie auf das Be-

Die Veda-Lehre von Gott und von der Welt.

kenntniß eines allgemeinen, alle Dinge durchdringenden Geistes; die Einheit dieses Gottes erkennen sie daher nothwendig an: „Es giebt nur Einen Gott, den höchsten Geist, den Herrn des Universums, dessen Werk das Universum ist.“ „Der Gott über alle Götter, welcher Erde, Himmel und Wasser geschaffen.“ Die so als ein Ausfluß Gottes betrachtete Welt ist daher ein Theil von ihm; durch seine Kraft wird sie in wahrnehmbarem Zustande erhalten und würde sofort verschwinden, wenn er ihr dieselbe nur einen Augenblick lang entzöge.

Ja sogar so, wie sie ist, ist sie unaufhörlichen Veränderungen unterworfen, da Alles in einem Uebergange begriffen ist. Sobald eine gegebene Phase erreicht ist, wird sie verlassen oder bildet den Beschluß. In diesen fortwährenden Bewegungen kann von einer Gegenwart kaum die Rede sein, denn sobald die Vergangenheit aufhört, hat die Zukunft begonnen.

Ihre Verwandlung.

So wird in unaufhörlichem Laufe alles Materielle vorwärts gedrängt, indem die Formen sich beständig ändern und gleichsam in wiederkehrenden Kreisen zu ähnlichen Zuständen zurückkehren. Aus diesem Grunde kann man annehmen, daß unsere Erde und die übrigen Himmelskörper einen Augenblick des Entstehens gehabt und eine Zeit der Fortdauer noch haben, während welcher sie ihrem unvermeidlichen Untergange entgegengehen, und daß im Laufe zahlloser Zeitalter ähnliche Fortschritte und ähnliche Reihen von Ereignissen immer wieder auftreten werden.

Sie ist das sichtbare Ebenbild Gottes.

Aber in dieser Lehre allgemeiner Veränderung liegt etwas mehr, als es Anfangs scheint. Die Theologie Indiens ist mit Pantheismus versetzt. „Gott ist nur Einer, weil Er Alles ist." Die Vedas drücken sich, wenn sie von dem Verhältnisse der Natur zu Gott sprechen, so aus, daß er sowohl die Materie, als die Ursache des Universums, „der Thon sowohl, wie der Töpfer ist." Sie erwecken die Vorstellung, daß, während es einen Alles durchdringenden und überall gegenwärtigen Geist von derselben Beschaffenheit, wie die Seele des Menschen, wenn auch an Fülle und Macht demselben unendlich überlegen, giebt, die sichtbare Natur doch wesentlich und unzertrennlich mit ihm verbunden ist; daß, wie beim Menschen der Leib beständigen Veränderungen unterworfen ist, beständig verfällt und wieder erneuert wird oder, wenn man das gesammte Menschengeschlecht ins Auge faßt, wie Nationen ins Dasein gerufen werden und wieder vergehen, dasjenige aber, was man als den allgemeinen Menschengeist bezeichnen könnte, zu bestehen fortfährt, so auch das Materielle und Geistige ewig verschwistert und verbunden bleibt. Und von diesem Gesichtspunkte aus muß man das höchste Wesen nicht nur als den leitenden Verstand, sondern auch, gleichwie im parallelen Falle des Menschen sein geistiges Theil nur durch die Verbindung mit dem Körper sein Dasein kundgiebt, die Materie oder die Natur oder das sichtbare Universum als die verkörperte Kundgebung Gottes betrachten.

Die Natur der Veränderungen in der Welt.

Die Jahrhunderte langen Veränderungen sichtbarer, namentlich astronomischer Gegenstände stehen so als gigantische Seitenstücke sowohl dem Raume, als der Zeit nach den mikroskopischen Veränderungen im Körper des Menschen gegenüber. Indem wir uns diese Ansichten über das Verhältniß der materiellen Natur und des Geistes zu einander aneignen, müssen wir uns jedoch fortwährend

wohl daran erinnern, daß die Materie „kein von der geistigen Wahrnehmung unabhängiges Wesen besitzt, daß Dasein und Wahrnehmbarkeit dehnbare Ausdrücke, äußere Erscheinungen und Wahrnehmungen trügerisch sind und in nichts zerfließen würden, wenn die göttliche Kraft, welche sie allein erhält, nur einen Augenblick lang aufgehoben würde."

Von der menschlichen Seele.

Was das Verhältniß zwischen dem höchsten Wesen und dem Menschen betrifft, so ist die Seele ein Theil oder Stück des Alles durchdringenden Urgrundes, des allgemeinen Geistes oder der Weltseele, welche ein Weilchen von ihrem Urquell getrennt und mit der Körperform in Verbindung gebracht, jedoch durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit dazu bestimmt ist, jenem Urquell früher oder später zurückgegeben und wieder mit ihm vereinigt zu werden — ebenso unvermeidlich, wie der Fluß sich wieder in den Ocean, welchem er entsprungen ist, ergießt und in demselben verliert.

Ihre endliche Auflösung in Gott.

„Jenen Geist", sagt Varuna zu seinem Sohne, „von welchem alle geschaffenen Wesen abstammen, in welchem sie leben, zu welchem sie streben und in welchem sie zuletzt aufgehen, jenen Geist befleißige dich zu erkennen, es ist der Allerhöchste und Einzige." Da uns eine Menge moralischer Betrachtungen vom Vorhandensein des Bösen in der Welt überzeugen und da es für etwas so Heiliges, wie den Geist des Menschen, unmöglich ist, demselben, ohne sich zu beflecken, ausgesetzt zu werden, so kann daraus eine Untauglichkeit desselben entstehen, sich mit dem unendlich reinen Wesen, von welchem er genommen ist, wieder zu verbinden, woraus die Nothwendigkeit folgt, sich einer Reinigung zu unterwerfen.

Von Büßungen

Und da das Leben des Menschen oft zu kurz ist, um die nöthige Gelegenheit hierzu darzubieten, ja in vielen Fällen die Schicksale desselben eher dazu dienen, die Flecken zu vermehren, als zu vermindern, so wird die Reinigungsfrist verlängert, indem die Verbindung des sündhaften Geistes mit anderen Formen fortgesetzt und demselben gestattet wird, in andere Körper überzugehen, worin seine Ungerechtigkeit durch die Buße, welche er thut, und durch die Versuchungen, denen er ausgesetzt ist, getilgt und er wieder tauglich gemacht wird, sich in den Ocean unendlicher Reinheit zu verlieren.

und von der Seelenwanderung.

Indem so das Verhältniß, worin die ganze belebte Natur zu uns steht, als eine Vorkehrung zur Reinigung erscheint, führt die Lehre von der Seelenwanderung nothwendig zu anderen Lehrsätzen moralischer Art, namentlich zu einer tiefen Ehrfurcht gegen das Leben unter jeglicher Gestalt, sei sie menschlich, thierisch oder insektenartig.

Der religiöse Zweck des Thierlebens.

Die Formen des Thierreichs bieten dem Menschen also einen großartigen Bußapparat dar. Auf dieser Grundlage ruht die Erklärung des Endzweckes aller Dinge. In der europäischen Philosophie giebt es kein Aequivalent oder Seitenstück zu

dieser Anschauung. Für uns hat das Thierleben keinen Zweck. Später werden wir sehen, daß die Lehre von der Seelenwanderung in Aegypten, obgleich sie zu ähnlichen Vorstellungen führen mußte, doch in ihrer praktischen Anwendung durch die niedrigen Fetischvorstellungen der eingebornen, afrikanischen Bevölkerung Veränderungen erlitt. Sie wurde von den Gebildeten aus philosophischen Gründen und von der Menge der mit ihrem Götzendienste übereinstimmenden Folgerungen halber gehegt und gepflegt.

Von den geeigneten Arten des Gottesdienstes.

Aus solchen theologischen Dogmen entspringt offenbar ein Religionssystem, dessen Endzweck darin besteht, die Reinigung der Seele zu beschleunigen, damit sie desto eher zu vollkommener Seligkeit, welche allein in völliger Ruhe zu finden ist, gelangt. Die verschiedenen Arten, ihre Wanderung abzukürzen und ihr zur Ruhe zu verhelfen, bestehen in den Uebungen eines frommen Lebens, in Buße und Gebet, namentlich aber in tiefer Betrachtung des Daseins und der Eigenschaften des höchsten Wesens. Mit solchen Betrachtungen haben viele heilige Männer ihr Leben verbracht.

Untergeordnetere vedaische Lehren.

Dies ist in kurzen Umrissen die Theologie der Vedas, wie sie sich im Zusammenhange der Lehren von der Natur Gottes, der allgemeinen Belebung und Veränderung der Welt, der Seelenemanation, der Kundgebung sichtbarer Dinge, der Seelenwanderung und Seelenauflösung, den gebräuchlichen Bußübungen und der Betrachtung zur Erreichung vollkommener Glückseligkeit in vollkommener Ruhe darstellt. Die Vedas erkennen ferner eine Reihe über dem Menschen stehender Wesen, Elementar- und Sternengeister an, und personificiren außerdem die Attribute der Gottheit. Die drei vedaischen Gottheiten, Agni, Indra und Surya sind nicht als unabhängig zu betrachten, da alle Geister in der allgemeinen Weltseele begriffen sind. Die spätere Hindu-Dreieinigkeit, Brama, Wischnu und Siwa, wird von ihnen nicht anerkannt. Die Anbetung zu Göttern erhobener Menschen, von Bildern oder sonstiger sichtbarer Formen, lassen sie nicht zu, dagegen die untergeordneter Geister, als Planetengeister, oder Halbgötter, welche die Lüfte, Wälder und Gewässer bewohnen. Diese Halbgötter sind jedoch dem Tode unterworfen. Sie schärfen durchweg Liebe — Liebe selbst gegen den Feind ein. „Der Baum entzieht seinen Schatten nicht dem Wurme, welcher an seinem Marke nagt.“ Gebete sind drei Mal des Tages zu verrichten, Morgens, Mittags und Abends, Fasten und Waschen vor der Mahlzeit verordnet; die Opfergaben bestehen in Blumen, Früchten und Geld. Im Ganzen genommen, ist ihre religiöse Richtung selbstsüchtig, sie stellt die niedrigeren Triebfedern in den Vordergrund und sucht nach Befriedigung thierischer Begierden, als Essen, Wohlleben und Genuß. Von Proselytengeist ist sie frei, predigt vielmehr den Grundsatz, daß Gott

alle Religionen gleich angenehm sein müssen, da er sonst eine einzige eingesetzt haben und bei seiner Allmacht keine andere die Oberhand gewonnen haben würde. Ferner enthält sie keine Berechtigung zur Absonderung in Kasten, welche wahrscheinlich aus den Bedürfnissen früherer Eroberungen entsprungen war, dem socialen Fortschritt aber fortwährende Hindernisse entgegengesetzt hat, indem sie alle Klassen der Gesellschaft in einem starren Zustande erhielt und Wissenschaft und Macht in der Priesterschaft concentrirte. Weder in ihnen, noch wie behauptet wird, in der ganzen indischen Literatur giebt es eine einzige Stelle, welche von Liebe zur Freiheit zeugte. Die Asiaten können ihren Werth nicht begreifen. Sie haben Freiheit und Sicherheit gegen einander abgewogen und mit Vorbedacht letztere vorgezogen, indem sie es Europa überließen, nach ersterer zu seufzen. Freiheit wird nur bei einem thätigen Leben gewürdigt; das Leben Asiens ist wesentlich passiver Natur und sein Verlangen steht nach Ruhe. Manche haben behauptet, daß diese Ohnmacht in dem Umstande begründet liege, daß jener Continent keine natürlich gemäßigte Zone besitze, so daß Jahrhunderte lang schwache Nationen der Berührung mit starken ausgesetzt gewesen und daher das hoffnungslose Streben nach persönlicher Freiheit erloschen sei. Nationen aber, welche vom Meere abgeschnitten sind oder es für sündlich halten, dasselbe zu befahren, können die Freiheit nicht begreifen. Aus dem Geiste der Vedas scheint im Allgemeinen hervorzugehen, daß die Lage der Frauen nicht so eingeschränkt war, wie sie es später wurde und daß die Monogamie vorherrschte. Bei dem großen Umfange dieser Werke, dem verschiedenen Datum ihres Entstehens und der Verschiedenheit ihrer Autoren hält es schwer, consequente Grundgedanken in ihnen zu ermitteln und da ihre Theile nicht den geringsten Zusammenhang unter sich haben, so sind vollständige Exemplare sehr selten. Ueberdies sind sie theils verstümmelt, theils verbessert worden, woraus wiederum große Abweichungen entstanden sind.

Die Verordnungen des Menu.

In den Verordnungen des Menu — einem civil- und religiös-gesetzlichen Codex, der um das neunte Jahrhundert v. Chr. abgefaßt wurde, obgleich er, wie die Vedas, einen allmäligen Ursprung verräth — tritt die Lehre von der göttlichen Einheit deutlich mit pantheistischen Ideen vermischt auf. Sie enthalten eine Beschreibung der Schöpfung, der Natur Gottes und der Seele, vorgeschriebene Regeln für die Pflichten des Menschen in jedem Abschnitte seines Lebens vom Augenblicke der Geburt an bis zum Tode. Ihre gebieterischen, bis ins Kleinste gehenden Anweisungen sind ein genügender Beweis für die bedeutende Entwickelung und Alles beherrschende Macht, zu welcher sich die Priesterschaft aufgeschwungen hatte; ihre Sittlichkeit ist verwerflich. Sie zeugen von einem hochcivilisirten und demoralisirten Zustande, indem sie mit Verbrechen und einer Politik zu thun haben,

welche einem vorgeschrittenen, socialen Zustande angehören. Ihr schiedsrichterlicher und Alles umfassender Geist erinnert an das päbstliche System, ihre Rathschläge an Fürsten und das Gutheißen verwerflicher Mittel an den Zustand Italiens, wie er sich in den Werken Macchiavellis abspiegelt. Gelehrsamkeit steht bei ihnen in hoher Achtung, doch räumen sie den Vorurtheilen der Ungebildeten Anbetung der Götter durch Brandopfer von abgeklärter Butter und durch Spenden von Pflanzensäften ein. In Betreff der menschlichen Natur machen sie einen Unterschied zwischen der Seele und dem Lebensprinzip, indem sie behaupten, daß nur letzteres durch die Seelenwanderung Sünden abbüße. Den Staat theilen sie in vier Kasten — Priester, Krieger, Handwerker und Parias — ein. Die Braminen sind die ersten unter allen geschaffenen Wesen; ihr Leben zerfällt in vier Hauptabschnitte. Der erste besteht in Enthaltsamkeit, der zweite im Ehestande, der dritte im Einsiedlerleben, der vierte ausschließlich in tiefen Betrachtungen; sodann mag er den Körper verlassen, wie der Vogel den Ast eines Baumes. Die Regierung des Staates ruht auf einem absoluten, von Räthen umgebenen Monarchen, welcher die innere Verwaltung durch eine Kette von Beamten leitet. Die Staatseinkünfte fließen aus einem bestimmten Antheil an den Agriculturproducten, aus Handels- und Gewerbesteuern und aus Frohndiensten je einen Tag im Monat, her.

Sowohl die Vedas wie die Verordnungen sind pantheistisch.

Im Wesentlichen stimmen die Verordnungen also mit den Vedas überein, obgleich sie, wie es bei den verschiedensten Stadien des intellectuellen Fortschrittes vom Ungebildetsten bis zum Gebildetsten nicht anders sein kann, eine Neigung zu volksthümlichen Täuschungen verrathen. Beide sind pantheistisch, denn beide betrachten das Universum als die Kundgebung des Schöpfers; beide stellen die Emanationslehre auf, indem sie behaupten, daß das Universum nur eine bestimmte Zeit dauert und, wenn demselben die göttliche Kraft entzogen wird, eine Auflösung aller Dinge, ja selbst der erschaffenen Götter stattfindet; solcher Emanationen und Auflösungen ganzer Universen giebt es viele, welche sich in Kreisen von ungeheurer Zeitdauer folgen.

Verschwinden der philosophischen Klassen und daraus folgendes Hervortreten anthropocentrischer Vorstellungen.

Die Veränderungen, welche die Lehrsätze der Orthodoxen Indiens seit der Zeit der Verordnungen erlitten haben, sind eine Folge der Verminderung oder des Verschwindens der hochphilosophischen Klassen und des verhältnißmäßigen Uebergewichtes, welches der große Haufen erlangt hat. Von Mr. Elphinstone werden sie als ein allmäliges Vergessen des Monotheismus, als die Vernachlässigung des Gottesdienstes einzelner Götter, als die Einführung anderer und als eine Anbetung zu Göttern erhobener Sterblicher bezeichnet. Die Lehre der Menschenver-

götterung wird soweit getrieben, daß es von Indra und anderen mythischen Göttern heißt, sie zitterten, von Menschen verdrängt zu werden. Diese Einführung des Polytheismus und des Bilderdienstes steht wahrscheinlich mit dem Umstande in Verbindung, daß es keine Tempel für den unsichtbaren Gott gab, der ungebildete Geist aber das Bedürfniß sichtbarer Formen empfindet. So ist die Vorstellung von der Dreieinigkeit Bramas, Wischnus und Siwas nebst vierzehn andern Hauptgöttern entstanden. Wischnu und Siwa werden in den Verordnungen nirgends erwähnt, nehmen aber heut zu Tage die öffentliche Anbetung ausschließlich in Anspruch; außer ihnen giebt es noch Engel, Genien, Penaten und Laren, wie bei den Römern. Brama besitzt in ganz Indien nur einen einzigen Tempel und hat nie viel Verehrer gefunden. Krischna ist der Liebling der Frauen. Auch die Lehre von der Fleischwerdung hat überhand genommen. Der Fleischwerdungen Wischnus giebt es unzählige. Ferner ist die Meinung verbreitet, daß der Glaube an einen besonderen Gott mehr werth sei, als Betrachtungen, Ceremoniendienst oder gute Werke. Ein neues Ceremonialgesetz ist an Stelle der Vedas aufgekommen; die achtzehn Puranas nämlich, welche zwischen dem achten und sechszehnten Jahrhundert abgefaßt wurden. Sie enthalten Götterlehren, Schöpfungsgeschichten, philosophische Speculationen, historische Fragmente und lassen sich dazu brauchen, die Ansichten aller möglichen Secten zu unterstützen, da sie nie ein Ganzes zu bilden bestimmt waren; trotzdem besitzen sie ein unbestrittenes Ansehen. In früheren Zeiten wurde Opfern und religiösen Bußübungen großes Gewicht beigelegt; gegenwärtig aber genügt der bloße Glaube. In dem „Baghavat-Gita“, dem Textbuche der heutigen Schule, ist das einzige zum Heil wesentlich Erforderliche, irgend einem bestimmten Lehrer anzuhangen, was mehr gilt, als alles Andere. Die dem Glauben auf diese Weise beigelegte Wirkung und die Leichtigkeit, womit Sünden durch Buße gesühnt werden können, hat zu viel geistiger Schwäche und zum Aberglauben geführt. Es hat der Lehre von einem materiellen Paradiese, aus Bäumen, Blumen, Gelagen und Hymnen bestehend, und von einer Hölle, einem Orte der Qual, wo die Verdammten von Feuerflammen, unauslöschlichem Durste und entsetzlichen Gespenstern gepeinigt werden, neue Kraft verliehen.

Die philosophischen Schulen.

Ist so die Religion allmälig durch Unterdrückung oder das Verschwinden hoch gebildeter Geister gesunken, so kennzeichnet sich die Tendenz der Philosophie nicht weniger auffallend. Man hat behauptet, daß es selbst in alten Zeiten nicht weniger als sechs verschiedene philosophische Schulen gegeben habe. — 1. Die ältere Mimansa, 2. die jüngere Mimansa oder Vedanta, etwa 1400 v. Chr. von Vyasa gegründet, welche eine Vedanta-Literatur von bedeutendem Umfange besitzt, 3. die Logische Schule, welche große Aehn-

lichkeit mit der des Aristoteles, selbst im Einzelnen, besitzt, 4. die Atomische Schule des Kanada, 5. die Atheistische Schule des Kapila, 6. die Theistische Schule des Patanjali.

Entstehen des Buddhismus. Dieses große, von einer tyrannischen Hierarchie aufgedrungene, theologische System behauptete sich nicht ohne Kampf. Der Buddhismus stand als Widersacher auf. Durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit mußte sich der Vedaismus zum Buddhismus entwickeln. Die prophetische Voraussicht des großen Gründers dieses Systems wurde durch seinen beispiellosen, dauernden Erfolg gerechtfertigt — einen Erfolg, welcher auf dem Dogma von der völligen Gleichheit aller Menschen und zwar in einem Lande beruhte, welches seit Jahrhunderten unter dem Drucke von Kasten geseufzt hatte. Wenn der Buddhist das Dasein Gottes zugiebt, so geschieht es nicht als eines Schöpfers, denn die Materie ist gleichfalls ewig und da ihr die Eigenschaft selbstthätiger Organisation beiwohnt, so würde diese Eigenschaft das Universum, auch wenn es zu Grunde ginge, schnell wieder herstellen und es ohne äußere Triebfedern zu neuen Umgestaltungen und zu neuem Verfalle weiter führen. Auch ist sie mit Verstand und Bewußtsein begabt. Die Buddhisten stimmen mit den Braminen in der Lehre vom Quietismus, in der Sorge für das Thierleben und in der Seelenwanderung überein. Sie verwerfen die Vedas und Puranas, haben keine Kasten und nehmen die Priester, ihrem Cardinalgrundsatze gemäß, gleich den europäischen Mönchen aus allen Klassen der Gesellschaft. Sie wohnen in Klöstern, kleiden sich gelb, gehen barfuß mit geschorenem Haupt und Bart, unterhalten einen beständigen Gottesdienst mit Gesang, Weihrauch und Kerzen in Kapellen und errichten Tempel und Denkmäler über den Reliquien von Heiligen. Besonderes Verdienst legen sie dem Cölibat bei, entsagen allen Vergnügungen der Sinne, essen zusammen in einer Halle und leben von Almosen. Dergleichen gehört einer gewissen Phase des menschlichen Fortschrittes an.

Leben des Arddha Chiddi. Der Buddhismus entstand etwa um das zehnte Jahrhundert v. Chr. Sein Stifter war Arddha Chiddi, ein Eingeborner von Kapila in der Nähe von Nepaul. Die Angaben über die Zeit der Stiftung sind verschieden. Die Avaren, Siamesen und Cingalesen setzen sie ums Jahr 600 v. Ch., die Kaschmiraner um 1332 v. Ch., die Chinesen, Mongolen und Japanesen um 1000 v. Ch. fest. Die Sanskritworte, welche im Buddhismus vorkommen, zeugen von seinem hindostanischen Ursprunge; Buddha selbst ist der Sanskritausdruck für Vernunft. Nachdem das System sich in ganz Indien ausgebreitet hatte, ward es durch Missionare nach Ceylon, der Tartarei, Tibet, China, Japan und Burma weiter getragen und wird heut zu Tage von einem größern Theile des Menschengeschlechts, als irgend eine andere Religion bekannt. Bis ganz

neuerdings war die Geschichte des Arddha Chiddi und des von ihm gelehrten Systemes trotz ihres eigenthümlichen Interesses nur sehr unvollkommen in Europa bekannt. Arddha war aus königlichem Geschlecht und lebte im Ueberfluß. Mit neunundzwanzig Jahren zog er sich von der Welt, deren Vergnügungen er bis zum Ekel gekostet hatte, zurück. Der Anblick eines brandigen Leichnams brachte ihn zuerst zum Nachdenken. Seine zahlreichen Weiber verlassend, ward er Bettelmönch und soll in einem Leichenhemde, das er einer todten Sklavin abzog, umhergegangen sein. Tief durchdrungen von der Nichtigkeit alles Irdischen, gab er sich philosophischen Betrachtungen hin und machte sich durch strenge Selbstverleugnung frei von allen weltlichen Hoffnungen und Sorgen. Wer es so weit gebracht hat, ist fähig, Großes zu vollbringen. Den ihm von seinen Aeltern beigelegten Namen vertauschte er mit Gotama, d. h. „der Sinnentödter“ und später Chakia Muni oder der Büßer von Chakia. Unter dem Schatten eines Baumes wurde Gotama geboren, unter dem Schatten eines Baumes überwand er die Liebe zur Welt und die Furcht vor dem Tode, unter dem Schatten eines Baumes hielt er seine erste Predigt im Leichenhemde, unter dem Schatten eines Baumes starb er. Vier Monate, nachdem er seine Mission begonnen, hatte er fünf Schüler, nach Ablauf des Jahres waren sie auf 1200 gestiegen. Seit den neunundzwanzig Jahrhunderten, welche seitdem verflossen sind, haben sich unter ihnen Secten gebildet, welche Millionen Seelen zählen und den Anhängern aller andern Religionsstifter an Zahl weit überlegen sind. Das System scheint sich noch viel von seiner ursprünglichen Kraft bewahrt zu haben, allein Religionen sind vergänglich. Es giebt kein Land mit Ausnahme Indiens, welches jetzt noch dieselbe Religion bekennte, wie zur Zeit der Geburt Christi.

Die Organisation des Buddhismus. Gotama starb in dem vorgerückten Alter von achtzig Jahren, sein Leichnam wurde acht Tage nach seinem Tode verbrannt. Mehrere Jahre vor diesem Ereignisse ist sein System als fest begründet zu betrachten. Wie wenig von der Natur einer Lehre und wie viel von einer wirksamen Organisation derselben abhängt, zeigt der Buddhismus, dessen Ideen weit über den Bereich gewöhnlicher Fassungskraft hinausgehen, der sich aber trotzdem mit so ungeheurer Schnelligkeit ausbreitete, da er sich Anhänger durch die Predigt und nicht, wie der Mohamedanismus, durch das Schwert verschaffte. Kurz nach Gotamas Tode trat ein Concil von fünfhundert Geistlichen zusammen, um der Religion eine feste Form zu geben, hundert Jahre später ein zweites, um das Mönchthum zu regeln und im Jahre 241 v. Ch. ein drittes zur Vertreibung der Feueranbeter. Unter den Auspicien König Asokas, dessen Charakter in vielen Punkten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem jenes römischen Kaisers besitzt, welcher das Concil von Nicäa

berief — denn auch er war der Mörder seiner eigenen Familie und ist wegen der Erfolge, welche die Politik seiner Partei davontrug, als ein großer tugendhafter und frommer Herrscher auf die Nachwelt gekommen — unter seinen Auspicien wurden Missionare nach allen Richtungen hin ausgesandt und überall reich dotirte Klöster gestiftet. Die eigenthümliche Wirkung mönchischer Einrichtungen trat viele Jahrhunderte später in Europa wieder zu Tage.

Kampf zwischen den Braminen und Buddhisten.

Indem die Buddhisten, wie wir gesehen haben, die Gleichheit aller Menschen in diesem Leben verkündeten, geriethen sie schnurstracks in Widerspruch mit dem orthodoxen Glaubensbekenntnisse Indiens, welches längst in der Einrichtung von Kasten praktisch durchgeführt war — einen Widerspruch, welcher durch den Abscheu der Buddhisten vor dem geringsten Unterschiede zwischen Geistlichen und Laien noch erbitterter wurde. Um ein Bramine zu sein, mußte man als solcher geboren sein; buddhistische Priester dagegen konnten aus jeder Standesklasse, ja aus den Hefen der Gesellschaft, genommen werden. Bei dem früheren Systeme war die Ehe ein wesentliches Erforderniß der geistlichen Kaste, bei letzterem nicht, da der priesterliche Stand ohne sie recrutirt werden konnte. Daraus zog es den wichtigen Vortheil, daß Cölibat und Keuschheit als die größten aller Tugenden erhoben wurden. Die Erfahrung hat in Europa sowohl, wie in Asien gelehrt, wie mächtig die Herrschaft ist, welche die Hierarchie auf diesem Wege erlangt. Den Orthodoxen Indiens blieb daher kein anderer Ausweg übrig, als der Gefahr mit blutigen Verfolgungen entgegen zu treten; schließlich breiteten sich die Buddhisten, aus ihren Heimatsitzen vertrieben, über ganz Ostasien aus. Verfolgung ist die Mutter der Proselyten.

Der Buddhismus stützt sich auf die Vorstellung der Macht oder Kraft.

Der Grundsatz des Buddhismus lautet, daß es eine höchste Macht, aber kein höchstes Wesen giebt. Hieraus könnte man schließen, daß die Bekenner eines solchen Glaubens nicht Pantheisten sein können, sondern Atheisten sein müssen. Er verwirft die Vorstellung des Seins und stellt dagegen diejenige der Kraft auf. Während er das Dasein Gottes zugiebt, lehnt er ihn als Schöpfer ab. Er räumt eine treibende Kraft, ein für sich bestehendes, plastisches Princip im Universum, aber keinen für sich bestehenden, ewigen, persönlichen Gott ein. Er verwirft das Forschen nach den Endursachen als unphilosophisch und giebt zu bedenken, daß wir Erscheinungen nur mit unserm beschränkten Geiste zu beurtheilen vermögen. Mit der Miene einsichtsvoller Majestät duldet er die asiatische, durch die Zeit geheiligte Vorstellung einer Dreieinigkeit, indem er sie nicht in körperlicher, sondern in unpersönlicher Weise ausführt. Seine Dreieinigkeit ist die Vergangenheit,

Er erkennt keinen persönlichen Gott an.

Gegenwart und Zukunft. Um unser Denken zu unterstützen, bildet er die Vergangenheit, da sie zur Ruhe eingegangen ist, mit zusammengefalteten Händen, die andern beiden dagegen mit ausgestreckter Rechten als Zeichen der Thätigkeit ab. Da der Buddhist keinen Gott hat, so kann er auch keine Auflösung erwarten, der pantheistische Bramine dagegen sieht der Rückkehr seiner Seele zum höchsten Wesen entgegen, wie wenn ein Regentropfen ins Meer zurückfällt. Der Buddhist hat keine Religion, sondern nur ein Ceremoniel. Wie kann es da eine Religion geben, wo es keinen Gott giebt?

Noch eine providentielle Regierung.

Aus allem diesen geht hervor, daß das Unpersönliche und Unmaterielle vorherrscht und daß Gotama das Dasein der bloßen Kraft ohne die geringste Beimischung einer Substanz annimmt. Er leugnet das unmittelbare Eingreifen einer Macht, wie die Vorsehung und behauptet, daß die Natur, einmal ins Leben getreten, unwiderstehlich den Gesetzen gemäß, welche sie ins Dasein gerufen haben, fortschreitet und daß von diesem Gesichtspunkte aus das Universum weiter nichts, als eine riesige Maschine ist. Solche Vorstellungen waren in den Augen der braminischen Priesterschaft namentlich strafbar, da sie einem philosophischen Systeme, welches sich auf den Grundsatz stützte, daß die Welt durch Gesetze regiert werde, feindlich gegenüber standen; sie argwöhnten, daß seine Tendenz darauf hinauslaufen werde, sie ohne vermittelnde Functionen und daher ohne Einwirkung auf die Gläubigen zu lassen. Ingleichen leugnet Gotama das Vorhandensein des Zufalles und sagt, daß das, was wir Zufall nennen, weiter nichts, als die Wirkung einer uns unbekannten, unvermeidlichen Ursache sei. Die äußere Welt betreffend, kann man nicht wissen, wie weit sie Trug, wie weit Wirklichkeit ist, denn an unsern Sinnen besitzen wir keinen zuverlässigen Prüfstein der Wahrheit. Sie führen dem Geiste Vorstellungen von dem, was uns als äußere Dinge erscheint, zu und versehen ihn dadurch mit Material zu seinen verschiedenen Thätigkeiten. Handelt er nicht in Verbindung mit den Sinnen, so ist seine Thätigkeit vergebens, wie z. B. in jener Abwesenheit, welche bei tiefer Betrachtung stattfindet. An unserer Unfähigkeit, zu entscheiden, welchen Antheil diese inneren und äußeren Bedingungen an dem Hervorbringen eines Resultates haben, liegt es, daß der eigentliche und wirkliche Zustand der Natur unbegreiflich für uns ist. Indem wir jedoch unserer geistigen Schwäche die Vorstellung von dem wirklichen Dasein einer sichtbaren Natur einräumen, können wir sie als eine Reihenfolge vorübergehender Formen, als eine regelmäßige Kette von Veränderungen betrachten, so daß während unfaßbarer Zeiträume unzählige Universen eines nach dem andern entstehen und das Erschaffen

Sondern führt Alles auf ein widerstandsloses Gesetz zurück.

Bezweifelt das wirkliche Dasein der sichtbaren Welt.

und Vergehen solcher Weltsysteme einem Grundgesetze gemäß vor sich geht.

Von der menschlichen Natur.

Solcher Art sind seine Aussprüche von einer höchsten Kraft und vom Entstehen und der Geschichte der sichtbaren Welt. Mit gleicher Geschicklichkeit geht Gotama bei der Untersuchung der menschlichen Natur zu Werke; mit orientalischem Bilderreichthum heißt er uns bedenken, was aus einem Salzkorn wird, das man ins Meer wirft; um uns hierdurch aber nicht täuschen zu lassen, lehrt er uns, daß es nichts der Art wie Individualität oder Persönlichkeit gebe — daß das Ich ein völliges Nichts sei. Mit tiefen Betrachtungen dieser Art stützt er seine Auffassung der Kraft und versichert uns im Lichte derselben, daß alle fühlenden Wesen gleichartig seien. Wenn wir ihm in so hocherhabenen Gedanken, welche durch die Schwäche der menschlichen Natur an materielle Vorstellungen gebunden sind, nicht zu folgen vermögen und ihn fragen, wie doch der Geist des Menschen, welcher augenscheinlich so viel Energie entfaltet, als ein Wesen ohne Form, ohne Vergangenheit und Zukunft gedacht werden könne, so antwortet er uns mit der Gegenfrage, was aus einer Flamme werde, wenn man sie auslösche, und in welchem Zustande sie sich befunden habe, bevor sie angezündet worden sei. Sei sie nichts gewesen oder sei sie vernichtet worden? Mit Hülfe solcher Gleichnisse versucht er uns die Natur des Daseins anschaulich zu machen und eine lebendige Vorstellung von den Metamorphosen, welche dasselbe erleidet, in uns zu erwecken. Aeußere Dinge sind ihm Phantasmen, die Eindrücke, welche sie auf den Geist machen, gleichfalls.

Von der Seelenwanderung und der Buße.

In diesem Sinne räumt er die Seelenwanderung ein, indem er darunter etwa dasselbe versteht, was wir unter der allmäligen Zunahme von Hitze bei verschiedenen Gegenständen verstehen. In gewisser Hinsicht mag die Hitze, welche sie durchdringt, ein und dieselbe sein, in anderer dagegen kann es, da die Hitze eine Kraft und keine Materie ist, solche Individualität nicht geben. In weniger tiefer Weise aufgefaßt, ist er jedoch auch nicht abgeneigt, den Lehrsatz der Seelenwanderung als durch verschiedene Formen stattfindend anzunehmen, indem er zugiebt, daß sich in ihr die Wirkung aller der Einflüsse, welchen der Geist ausgesetzt ist, mögen sie gut oder schlecht sein, am geeignetsten äußert. Das Lebensflämmchen erbt sich von einer Generation auf die andere fort, es wird einer Lebensform von der andern mitgetheilt. Er hält dafür, daß bei diesen Bewegungen wohl die Modificationen, welche ihm mitgetheilt wurden, weiter verpflanzt und Gelegenheit erfordert werde, sie abzustreifen, um seinen ursprünglichen Zustand wieder zu erlangen. Hier gewinnt die Lehre Gotamas das Ansehen eines moralischen Systemes und fängt an, Mittel an die Hand zu geben, sich von dem angehäuften Bösen und in

Folge dessen von der Schuld, welche der Geist auf sich geladen, zu befreien. Doch will er durchaus keine stellvertretenden Handlungen gelten lassen. Jeder muß selbst sein Heil erringen, indem er bedenkt, daß der Tod nicht nothwendig eine Befreiung von irdischen Uebeln, sondern vielleicht nur der Uebergang zu neuem Elende ist. Allein so wie das Licht einer Kerze endlich erlöscht, so giebt es auch, wenn auch erst nach vielen Wandlungen, ein Ende alles Lebens. Dieses Ende nennt er Nirwana, ein Wort, welches seit fast 3000 Jahren von feierlicher Bedeutung für zahllose Millionen von Menschen gewesen ist — Nirwana, das Ende einer Reihe von Existenzen, jener Zustand, welcher nichts mit der Materie, mit Raum oder Zeit zu thun hat, zu welchem das erloschene Kerzenlicht gelangt ist. Es ist das allerletzte Ende — Nichts. Hiernach sollen wir streben, zu dem Ende Alles, womit wir am Dasein kleben, zu zerstören suchen, indem wir uns von allen irdischen Gegenständen, allem irdischen Streben losmachen. Wir sollen zum Mönchsleben, zur Buße, Selbstverleugnung, Selsttödtung greifen und so allmälig in vollkommener Ruhe oder Apathie, in die Nachahmung jenes Zustandes zu versinken lernen, zu dem wir endlich gelangen müssen und dem wir uns durch solche Vorbereitungen um so eher nähern. Der pantheistische Bramine erwartet Auflösung in Gott, der Buddhist, der keinen Gott hat, Vernichtung.

Und der Versetzung ins Nichts.

Philosophische Beurtheilung des Buddhismus.

So hat Indien der Welt zwei ganz verschiedene, philosophische Systeme geliefert, den Vedaismus, dessen Stützpunkt das Dasein der Materie, und den Buddhismus, dessen Stützpunkt die Kraft ist. Die philosophische Gewandtheit, welche sich in letzterem entfaltet, ist sehr bedeutend, ja man kann darüber in Zweifel sein, ob Europa Seinesgleichen in Metaphysik hervorgebracht hat. Und doch, wenn ich seine Grundzüge genau dargelegt habe, wird es uns bedünken, als ob seine ursprüngliche Auffassung nicht ganz consequent in der Entwickelung seiner Einzelheiten ausgeführt worden sei. So groß auch das Talent seines Stifters war — so groß, daß es uns die tiefste, wenn auch vielleicht widerstrebende Bewunderung abnöthigt — giebt es nichtsdestoweniger Augenblicke, wo es scheint, als ob seine Bewegungen schwankend und unsicher würden — als ob es ihm an Kraft gebräche, seine gewichtige Waffe zu handhaben, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Dies ist namentlich der Fall an jener Stelle, wo er von der Betrachtung der bloßen Kraft zu der unvermeidlichen Betrachtung der sichtbaren Natur, deren wirkliches Dasein er zu leugnen gezwungen scheint, übergeht. Doch bin ich nicht ganz sicher, ob ich seine eigenliche Meinung auch wohl völlig richtig aufgefaßt oder mit kritischer Correktheit dargestellt habe. In Betracht der außerordentlichen Stärke, welche er anderswo entfaltet, ist es wahrscheinlicher, daß ich die Spur seines Gedankenganges verfehlt habe,

als daß er hinsichtlich der in Frage stehenden Punkte seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen sein sollte.

Gotamas Werke sind unter dem Titel „Mündliche Lehren“ von der chinesischen Regierung in vier Sprachen, tibetanisch, mongolisch, mandschuanisch und chinesisch, herausgegeben, in der kaiserlichen Druckerei zu Peking in 800 dicken Bänden gedruckt und — ein glänzendes Geschenk — den Lama-Klöstern verehrt worden.

Verdrängung seiner höhern Ideen durch niedrigere.

Als vom Vedaismus die Rede war, habe ich die Art und Weise erwähnt, wie seine erhabenen Auffassungen allmälig durch niedrigere in den Vordergrund tretende Vorstellungen verdrängt wurden; hier möchte es am Platze sein, in gleicher Weise die entsprechenden Ausartungen des Buddhismus ins Auge zu fassen. Seine praktische Wirkung äußerte sich in der Einführung eines ungeheuern Mönchsystemes, welches in vielen Punkten Aehnlichkeit mit dem spätern Europas darbietet. Da der Zweck desselben rein persönlicher Natur war, indem er in der Erlangung individueller Glückseligkeit bestand, so konnte es nicht fehlen, daß gränzenlose Selbstsucht die Folge desselben war. Es wurde Jedem eingeprägt, sich unbekümmert darum, was aus allen Uebrigen werde möchte, seines eigenen Heiles zu versichern. Was kümmerten ihn Aeltern, Weib, Kinder, Freunde und Vaterland, wenn er nur Nirwana erreichte?

Seine anthropocentrische Phase bleibt, während seine philosophische in Verfall geräth.

Seine Legenden und Wunder.

Lange bevor der Buddhismus durch die siegreichen Braminen aus Indien vertrieben wurde, war er mit volksthümlichem Schmucke bekleidet worden. Er besaß seine Fabeln, Legenden und Wunder. Fromme Anhänger glaubten unbedingt, daß Mahamaia, die Mutter des Gotama, eine unbefleckte Jungfrau gewesen sei und ihn durch göttliche Kraft empfangen habe, sodaß er die göttliche und menschliche Natur in sich vereinigte; daß er im Augenblicke seiner Geburt aufrecht auf den Füßen gestanden und gesprochen, fünf Monate alt ohne Stütze in der Luft gesessen habe, im Augenblicke seiner Bekehrung von einer Legion Teufel angefallen sei und es während seines Bußfastens bis zur Ration einer Pfefferschote täglich gebracht habe; daß er schon mehrmals vorher Fleisch geworden sei und bei seiner Himmelfahrt die Spur seiner Fußstapfen einem Berge der Insel Ceylon, welcher anzubeten ist, eingedrückt habe, daß es ein Paradies von Edelsteinen, Blumen, Festen und Musik für die Guten, eine Hölle von Schwefel, Flammen und Qual für die Bösen gebe, daß der Bilderdienst erlaubt sei, diejenigen aber irren, welche Menschen vergöttern oder Reliquien Ehrfurcht zollen, daß es eine Königin des Himmels, Geister, Gnomen und andere übermenschliche Gestalten gebe, daß das Lesen der heiligen Schriften schon an sich ein Verdienst sei, mögen ihre Vorschriften befolgt werden oder nicht, daß man

beten könne, indem man eine Formel auswendig hersage oder gar, indem man den Griff einer Mühle drehe, aus welcher Papierstreifen mit geschriebenen Anrufungen herausfallen, daß endlich der Stifter des Buddhismus als das Religionshaupt der ganzen Welt zu betrachten sei.

Dem Leser wird die Aehnlichkeit dieser Ideen mit vielen der römisch-katholischen Kirche nicht entgehen. Als zuerst die Kenntniß orientalischer Religionsformen nach Europa drang und man sich ihren wahren Ursprung nicht zu erklären wußte, glaubte man, daß dieses Zusammentreffen von den Bemühungen nestorianischer oder anderer alter Missionare des Westens herrühre und nährte die Hoffnung, daß die Bekehrung Ostasiens dadurch gefördert werden würde. Diese Erwartung wurde jedoch getäuscht und das, was viele gute Leute als eine Vorbereitung für das Christenthum betrachtet hatten, erwies sich als ein Stein des Anstoßes bei der Verbreitung desselben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Pseudo-Christenthum der chinesischen Rebellen, von welchem neuerdings so viel die Rede gewesen, derselben Natur ist und mit demselben Resultate endigen wird.

Die große Verbreitung des Buddhismus.

Mit diesen äußern, aber volksthümlichen Empfehlungen ausgeschmückt, ist der Buddhismus von vier Zehnteln des Menschengeschlechts angenommen worden. Er besitzt eine sehr reichhaltige Literatur, große Tempel und viele Denkmäler. Seine Klöster liegen vom Norden der Tartarei bis fast zur Aequinoctiallinie zerstreut. In denselben wird eine Erziehung mitgetheilt, welche derjenigen in den europäischen Klöstern des Mittelalters nicht unähnlich ist. Man hat berechnet, daß in der Tartarei ein Drittel der Bevölkerung Lamas sind. Es giebt einzelne Klöster, welche mehr als 2000 Individuen zählen, die Reichthümer des Landes fließen freiwillig hinein. Der Elementarunterricht ist weiter verbreitet, als in Europa; selten begegnet man einer Person, welche nicht lesen kann. Unter den Priestern giebt es viele fromme Leute, aber auch, wie sich denken läßt, viele Betrüger. Es ist eine melancholische Thatsache, daß der Buddhismus in China die gesammte Be-

Seine Gottlosigkeit in praktischer Beziehung.

völkerung nicht nur zur Gleichgültigkeit, sondern auch zu völliger Gottlosigkeit verführt hat. So weit ist es gekommen, daß die Religion als eine Mode betrachtet wird, welche Jeder nach Geschmack mitmacht, und, soweit sie vom Staate bekannt wird, als eine bürgerliche Einrichtung, welche zur Bekleidung von Aemtern erforderlich ist und von der Gesellschaft verlangt wird, ohne jedoch von der geringsten philosophischen Bedeutung zu sein; daß es Jedem freisteht, sich seine Ansicht über dergleichen Gegenstände zu bilden, so gut wie man berechtigt ist, seinem Geschmacke in der Farbe und dem Schnitte der Kleider zu folgen; daß man aber ebenso wenig das Recht hat, ohne irgend ein religiöses Bekenntniß zu leben, als nackend zu gehen. Der Chinese kann nicht begreifen, wie man sich über Dinge von so zweifelhafter Natur und

geringer Bedeutung zu ereifern vermöge. Die Formel, nach welcher sie leben, heißt: „Religionen giebt es viele, Vernunft nur eine, wir sind Brüder." Sie lächeln über die Leichtgläubigkeit der gutmüthigen Tartaren, welche an die Verrichtungen ihrer Wunderthäter glauben; denn sie besitzen Wunderthäter, welche die übernatürlichsten Kuren zu Stande bringen, glühend heißes Eisen lecken, sich den Bauch aufschlitzen und ihn wieder heilen, indem sie mit der Hand über die Wunde fahren, ja sogar Todte erwecken. In China sind diese Wunder mit ihrer Glaubwürdigkeit zum Gaukler herabgesunken und werden zur Belustigung der Kinder ausgeführt. In den alltäglichen Redensarten jenes Landes drückt sich der Materialismus und Indifferentismus des Volkes und in Folge dessen seine Unmoralität aus. „Die Gefängnisse" heißt es, „werden Tag und Nacht geschlossen, doch sind sie immer voll; die Tempel sind stets geöffnet und doch stets leer." Von den Todten sagt man mit ausgesuchter Höflichkeit: „Er hat die Welt gegrüßt." Der Lazarist Hüc, auf dessen Glaubwürdigkeit viele dieser Angaben beruhen, bezeugt, daß sie mit beispielloser Ruhe, wie die Thiere, sterben und fügt mit bitterm, aber sehr wahren Spotte hinzu: „Sie sind, was viele Europäer sein möchten."

Von der Theologie Indiens wende ich mich nun zur Civilisation Aegyptens.

*Aegypten, ein geheimnißvolles Land für Europa.*

Das alte Isolirungssystem, welches viele tausend Jahre lang Aegyptens Politik gewesen war, wurde ungefähr um 670 v. Ch. durch Psammetich abgeschafft. Bis dahin waren die Bewohner jenes Landes durch die strengste Abgeschlossenheit, welche selbst die noch neuerdings in China und Japan bestehende übertraf, von jeder Berührung mit dem Mittelländischen Meere und Europa abgeschnitten. Sowie von den Bewohnern des glücklichen Thales in „Rasselas" keine Nachrichten zur Außenwelt gelangten, war auch das Nilthal für die Europäer eine Region voll von Geheimnissen und Wundern. Mit Jahrhundete langen Unterbrechungen waren Individuen, wie Kekrops und Danaus in fremde Länder entwichen und hatten sich den Dank der Nachwelt durch Religion, Gesetze und andere Einrichtungen der Civilisation, welche sie derselben mittheilten, erworben .Die an ihr Andenken sich knüpfenden Traditionen trugen dazu bei,

*Die über dasselbe berichteten Wunder.*

jene verschwommenen Sagen, Fabeln und Wunder, denen man in ganz Kleinasien, Griechenland, Italien und Sicilien begegnete und die von Seeräubern ihrer Aussage nach auf Besuchen zu dem Zauberthale mit Augen gesehen worden waren, zu vergrößern — mächtige Pyramiden, welche ganze Morgen Landes bedeckten, deren Spitzen in den Himmel ragten, während jede Pyramide doch

nichts weiter, als der Grabstein eines Königs sei, Kolosse, welche auf granitnen Thronen säßen, Bilder von Pharaonen, welche am Morgen der Welt gelebt hätten, immer noch schweigend auf das Land herabblickend, welches sie tausende von Jahren zuvor regiert, und von denen manche in dienendem Gehorsam gegen die Sonne ihr Nahen begrüßten, sobald sie von ihren Strahlen berührt würden, Obelisken von erstaunlicher Höhe, mit übermenschlicher Geschicklichkeit aus einem einzigen Steinblocke gehauen und mit übermenschlicher Kraft auf ihren ewigen Piedestals kerzengrade aufgerichtet, ihr Antlitz mit geheimnißvollen Hieroglyphen bedeckt, einer Sprache, welche dem großen Haufen unbekannt sei und melde, von wem und wofür sie errichtet worden, Tempel, deren gesenkte und überhangende Mauern durch zahllose Reihen von Bildsäulen gestützt würden, Straßen von Sphinxen, durch deren grimmige und schweigende Schatten man sich den Pforten der Heiligthümer nähern könne, Katakomben, welche die sterblichen Ueberreste zahlloser Generationen enthielten, jeder Leichnam in geheimnißvoller Einbalsamirung ein künftiges Leben erwartend, Labyrinthe von Hunderten von Kammern und Gewölben, woraus der, welcher sie ohne einen leitenden Faden beträte, nicht wieder zu entkommen vermöge, sondern in der Eintönigkeit und Oede jener endlos verschlungenen Gänge sein Grab finde. Es ist unmöglich für uns, das Gefühl religiöser Scheu zu verstehen, womit die Mittelmeer-Völker das zauberhafte, altersgraue und civilisirte Reich an den Ufern des Nils betrachteten. Wie Bunsen sagt: „Aegypten war den Griechen eine Sphinx mit vernünftigem menschlichen Antlitze.“

Seine Geschichte; das alte Reich; die Hyksos; das neue Reich.

Seine Einsamkeit war jedoch nicht völlig ununterbrochen geblieben. Nach einer Dauer von 1076 Jahren und einer Regierung von acht und dreißig Königen, welche sich durch Erbauung der staunenerregendsten Werke, welche Menschenhand je vollbracht und deren einige, wie die Pyramiden, sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, verherrlicht hatten, war das alte Reich, welches aus der Vereinigung der oberen und unteren Länder entstanden war, durch die Hyksos oder Hirtenkönige, ein Geschlecht von asiatischen Eroberern, niedergeworfen worden. Diese hatten ihrerseits die Herrschaft seit mehr als fünf Jahrhunderten in Händen gehabt, als ein Aufstand ihrer Macht ein Ziel setzte, worauf ein neues Reich entstand, dessen Herrscher sich zum Theil ihrer großen Thaten halber noch im Gedächtniß erhalten haben. In die mittlere Periode dieses neuen Reiches fallen jene Ereignisse der hebräischen Ur-Geschichte — der Besuch Abrahams nnd die Erhebung Josephs, welche mit solcher Einfachheit in der heiligen Schrift erzählt werden. Mit wechselndem Glücke erhielt sich das Reich bis zur Zeit Psammetichs, welcher, nachdem er sich mit Hülfe griechischer Soldtruppen zur höchsten Macht emporgeschwungen hatte, die

durch die Zeit geheiligte Politik aller früheren Dynastien fahren ließ und den ersten großen Anstoß zum intellectuellen Leben Europas durch Eröffnung der ägyptischen Häfen gab, indem er sein Land den blauäugigen und rothhaarigen Barbaren des Nordens zugänglich machte.

Eröffnung der ägyptischen Häfen.

Dieselbe zwingt Aegypten, ein Seestaat zu werden.

Es ist kaum möglich, den Einfluß dieses Ereignisses auf den Fortschritt Europas zu überschätzen. Eine ungeheure Ausdehnung des griechischen Handels durch das Verlangen nach den Producten des Euxins sowohl, wie des Mittelländischen Meeres, war der geringste Theil der daraus erwachsenden Vortheile. Aegypten selbst betreffend, so erfuhr dasselbe einen völligen Wechsel seiner Politik, sowohl nach Innen, wie nach Außen. In ersterer Beziehung hatte die Verwendung von Miethstruppen die gänzliche Auswanderung der Kriegerkaste zur Folge, in letzterer hatte sich die Lage der Dinge dahin geändert, daß, wenn Aegypten fortfahren wollte, zu existiren, es ein Seestaat werden mußte. Seine geographische Lage war zu Handelszwecken vortrefflich geeignet; mit dem Rothen Meere im Osten und dem Mittelländischen im Norden war es die natürliche Niederlage zwischen Asien und Europa, wie sich durch die Blüthe Alexandriens in spätern Zeiten herausstellte. Eine ernstliche Schwierigkeit jedoch lag seinem Vorhaben, eine Seemacht zu werden, im Wege: es wuchs im Lande kein zum Schiffsbau geeignetes Holz; kaum daß so viel zu finden war, um den Anforderungen zur Erbauung von Häusern und zum Anfertigen von Särgen für die Todten zu genügen. Die ältesten Aegypter besaßen wie die Hindus eine religiöse Scheu vor dem Meere; doch rührte ihre Abgeschlossenheit zu einem nicht geringen Theile wohl auch von ihrem Mangel an Material zum Schiffsbau her. Aegypten war daher gezwungen, eine erobernde Laufbahn zu betreten und sich um jeden Preis in den Besitz der mit Bauholz gesegneten Districte Syriens zu setzen. Diese dringende Nothwendigkeit war es, welche seine Reibungen mit den mesopotamischen Königen herbeiführte, in deren Gefolge Belagerungen, Plünderungen und Gefangenschaft über Jerusalem kamen — Jerusalem, die Metropole eines kleinen Staates, welcher mitten zwischen den streitenden Mächten lag und abwechselnd bald von dieser, bald von jener beunruhigt wurde. Daß nach der Meinung der ägyptischen Könige diese Politik eine Nothwendigkeit war, geht aus nichts deutlicher hervor, als daraus, daß Psammetich selbst die Belagerung von Asotus neun und zwanzig Jahre lang fortsetzte, daß sein Sohn Necho den Kanal zwischen dem Nil bei Babustes und zwischen dem Rothen Meere bei Suez — breit genug, um zwei Schiffen neben einander Raum zu gestatten — wieder eröffnete und, als sich die Priester diesem widersetzten, aus Furcht, daß das Land dadurch in strategischer Hinsicht

Und führt Reibungen mit den Babyloniern herbei.

Eröffnung des Suez-Kanals.

geschwächt werden möchte, die Umschiffung Afrikas versuchte, was ihm auch wirklich gelang. In jenen Zeiten unternahm man dergleichen Expeditionen nicht aus bloßer Neugierde. Denn obgleich dieser Monarch auch Forscher aussandte, um die Quellen des Nils aufzusuchen und die Ursachen seines Steigens zu ermitteln, so geschah es doch ohne Zweifel in der Hoffnung, diese Kenntnisse in materieller oder ökonomischer Beziehung zu verwerthen und es ist zuverlässig anzunehmen, daß die Umschiffung Afrikas auf das voraussichtliche oder erfahrene Scheitern der Vortheile hin, welche man sich von der Wiedereröffnung des Kanals versprochen hatte, unternommen wurde, denn die großen Flotten, welche Necho und sein Vater gebaut hatten, konnten sich nicht vortheilhaft entfalten, wenn sie nicht, je nachdem die Umstände es erheischten, entweder durch Umschiffung oder vermittelst des Kanals von einem Meere zum andern hinüberzuschaffen waren. Die Zeit, welche man dazu brauchte, um den Continent herumzukommen, was drei Jahre gedauert zu haben scheint, machte erstere Methode von geringem, praktischen Werthe. Allein jenes Fehlschlagen, weit entfernt, die Achtung, welche wir jenen Königen zollen müssen, die Pläne von solcher Tragweite fassen und eine solche Kraft bei ihrer Ausführung entwickeln konnten, zu beeinträchtigen, muß sie im Gegentheil noch erhöhen. Sie nahmen die Politik Ramses II. wieder auf, welcher vor vielen hundert Jahren waldige Länder besessen und dessen Ingenieure den Kanal vom Nil nach dem Rothen Meere gegraben hatten, obgleich das Werk 120,000 Menschenleben und einen ungeheuern Geldaufwand kostete. Der Kanal des Ramses, welcher sich im Laufe der Jahrhunderte mit Sand angefüllt hatte, ward demnach gereinigt, was unter der Regierung der Ptolemäer und der Kalifen abermals geschah, so daß die Galeeren von einem Meere zum andern passiren konnten. Auch die Perser unter Darius Hystaspes stellten ihn entweder wieder her oder, wie Einige behaupten, strebten ein neues Werk dieser Art an; doch muß ihre Ingenieurkunst sehr mangelhaft gewesen sein, da sie genöthigt waren, ihr Unternehmen aufzugeben, nachdem sie es bis zu den Bitterseen durchgeführt hatten; denn sie fanden, daß dadurch Salzwasser in das Delta geleitet werden würde. Die Suez-Mündung des Ramses-Kanales wurde durch ein System von hydraulischen Werken geschützt, um den Schwierigkeiten vorzubeugen, welche aus der verschiedenen Spiegelfläche des Nils und des Rothen Meeres entsprangen. Wohl mochten die Aegypter, deren Land der Schauplatz so erstaunlicher Werke der Ingenieurkunst war, lächeln, wenn die eingebildeten Griechen sich rühmten, daß Thales sie gelehrt habe, die Höhe ihrer eigenen Pyramiden zu messen.

Umschiffung Afrikas.

Geschichte des Großen Kanals.

Versuche der Asiaten auf der Südküste des Mittelländischen Meeres.

Die ägyptische Politik, fortgesetzt von Pharao Hophra, welchem die Einnahme von Sidon gelang, führte Feindseligkeiten mit den babylonischen Königen herbei, welchen jetzt völlig die Augen über das, was in Aegypten vor sich ging, geöffnet wurden — eine Reibung, welche die Vertreibung der Aegypter aus Syrien und die Besitzergreifung des unteren Landes durch Nebukadnezar verursachte, der zugleich an König Zedekia Rache nahm für den Beistand, welchen Jerusalem den Afrikanern bei ihren Entwürfen geleistet hatte: die Stadt wurde dem Erdboden gleich gemacht, dem Könige die Augen ausgestochen und das Volk in die Gefangenschaft nach Babylon abgeführt, 568 v. Ch. Ein auffallendes Beispiel, wie nationale Politik den Wechsel der Dynastien zu überdauern pflegt, liefert der Umstand, daß nach dem Falle Babylons durch die Meder und der Uebertragung der Macht auf die Perser die Politik, das Mittelländische Meer zu beherrschen, keinen Augenblick aus den Augen gesetzt wurde. Durch Operationen, bald auf den südlichen, bald auf den nördlichen Küsten, strebte man, immer weiter nach Westen vorzudringen. Die spätere Geschichte Roms zeigt, welches die Folgen eines unbeschränkten Besitzes des Mittelländischen Meeres in den Händen einer großen Seemacht gewesen sein würden. Bei Gelegenheit eines Aufstandes in Aegypten unterjochte und verwüstete es der persische König Kambyses dermaßen, daß es seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag, obgleich vier und zwanzig Jahrhunderte dazwischen liegen, nicht im Stande gewesen ist, seine Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Das Vorrücken der Perser auf der Südküste nach Karthago zu schlug wegen der Unlust der Phönizier fehl, zu Unternehmungen gegen jene Stadt die Hand zu bieten. Besonders zu bemerken ist, daß die Verheerung Aegyptens durch Kambyses mit der Pflege der Philosophie in den süditalischen Städten zusammenfiel — etwas früher, als fünf hundert Jahre vor Christi Geburt.

Aegypten durch Kambyses unterjocht.

Fall von Tyrus.

Unter den Ereignissen, welche während der Kämpfe zwischen den ägyptischen und babylonischen Königen vorfielen, verdient eines um seiner bedeutenden Folgen für die europäische Geschichte willen namentlich erwähnt zu werden. Dies war die Einnahme von Tyrus durch Nebukadnezar. So lange jene Stadt die Herrschaft auf dem Mittelmeere behauptete, war es der griechischen Seemacht völlig unmöglich, sich zu entwickeln. Die Stärke von Tyrus geht aus seinem dreizehn Jahre langen Widerstande gegen die gesammte babylonische Macht hervor, bis „jedes Haupt kahl und jeder Rücken gekrümmt war". Endlich wurde der Platz völlig zerstört und einem öden Felsen gleich gemacht, worauf der Fischer sein Netz ausbreitet. Dieser der Lebensader des tyrischen Handels versetzte Schlag machte sich bis in die entferntesten Länder fühlbar. Wohl mochte es heißen, daß „die Inseln Furcht und Entsetzen über ihren Unter-

gang ankam.“ Um diese Zeit war es, wo Griechenland entschieden als eine mittelländische Seemacht auftauchte. Auch erlangten die Bewohner von Neu-Tyrus nie wieder ihre frühere Stellung. Ihr Unglück hatte ihnen einen Nebenbuhler geschaffen. Mit der neuen Niederlassung auf einer Küsten-Insel war ihre Herrschaft nicht wiederhergestellt. Ausführend, was Griechenland instinktmäßig als seine nationale Politik herausgefühlt hatte, war eine der ersten Thaten Alexanders auf seinem asiatischen Feldzuge zwei hundert und funfzig Jahre später die Belagerung der neuen Stadt und nach fast übermenschlichen Anstrengungen ihre Einnahme durch Aufführung eines Dammes zwischen dem Festlande und der Insel. Er machte den Platz buchstäblich dem Erdboden gleich, eine zahllose Menschenmenge ward niedergemetzelt, zweitausend Personen gekreuzigt und der tyrische Einfluß verschwand für immer vom Mittelländischen Meere.

Auswärtige Abschnitte in der griechischen Geschichte.

In der frühesten griechischen Geschichte treten uns demnach zwei leitende, auswärtige Ereignisse entgegen — erstens, die Eröffnung der ägyptischen Häfen 670 v. Ch. und zweitens, der Fall des alten Tyrus 573 v. Ch. Die Wirkung des ersteren war hauptsächlich intellectueller Art, die des zweiten bildete den Anfang zu commerciellem Wohlstande und verlieh Athen Leben und Bedeutung.

Alterthum der Civilisation und Kunst Aegyptens.

Beim Dämmern der europäischen Civilisation war Aegypten daher auf dem Wege zum Verfall begriffen, so daß es allmälig immer weniger den eigenen innern Ursachen zur Zerstörung und den Angriffen seiner asiatischen Rivalen, welche es endlich zu Grunde richteten, zu widerstehen vermochte. Bei dem ersten historischen Auftreten des Nillandes ist es bereits grau und ehrwürdig vor Alter. Die schönen Schriftgemälde von der Reise Abrahams und Sarahs während der Hungersnoth, das Hinabziehen Josephs, der Auszug der Israeliten, Alles deutet auf ein längst festgewurzeltes System, einen ruhigen und glücklichen Staat hin. Fragt Jemand nach Beweisen für den Zustand der Kunst, welchen die Aegypter zur Zeit ihrer frühesten Denkmäler erreicht hatten? Das Mauerwerk an der großen Pyramide, vier und dreißig hundert Jahre vor Christi Geburt erbaut, ist bis jetzt noch nicht übertroffen worden. So genau war der Grund zu jenem Weltwunder gelegt und dasselbe aufgeführt worden, daß noch heutigen Tages die Abweichungen der Magnetnadel nach der Richtung seiner Seiten bestimmt werden können; dennoch stand jene Pyramide, als Jakob nach Aegypten kam, bereits eben so viel Jahrhunderte, als seit der Geburt Christi bis auf den heutigen Tag verflossen sind. Wenden wir uns von den Denkmälern zu ihren Inschriften, so treten abermals deutliche Anzeichen eines hohen Alterthums zu Tage. Die Hieroglyphenschrift hatte ihre sämmtlichen Bildungsstufen zurückgelegt, ihre Grundsätze hatten sich längst

festgesetzt und geklärt, ehe sie sich nur einmal unsern Blicken zeigte; in der Arithmetik waren die Decimal- und Duodecimal-Systeme in Gebrauch; die zur hydraulischen Ingenieur- und Massivbaukunst, sowie zur Ermittelung der Landmarken erforderlichen Künste hatten einen nicht unbedeutenden Grad von Vollkommenheit erlangt. Fürwahr, es würde wohl eben keine übertriebene Behauptung sein, daß wir in praktischer Beziehung dem ältesten, ägyptischen Zeitalter nicht ferner stehen, als Herodot selbst. Mit Recht durften die ägyptischen Priester den ersten, griechischen Philosophen antworten: „Ihr Griechen seid Kinder, eitel und geschwätzig und wißt nichts von der Vergangenheit.“

Vorhistorisches Leben Aegyptens.

Spuren des vorhistorischen, vormonumentalen Lebens von Aegypten sind uns noch in den Ueberbleibseln seiner Sprache und den wohlbekannten Grundzügen seiner Religion erhalten. Viele Worte der ersteren lassen sich auf indo-germanische Wurzeln zurückführen — ein Fingerzeig, daß das Land zu einer sehr frühen Periode seinen eingeborenen afrikanischen Besitzern durch Horden, die von Asien herüberdrangen, entrissen worden sein muß, eine Annahme, die durch auffallende Züge der ägyptischen Religion unterstützt wird. Die Stämme Centralasiens waren früh bei der psychischen Stufe des Monotheismus angelangt. Afrika entschlüpft erst jetzt dem niedrigsten Fetischdienst; der Negerpriester ist noch immer Zauberer und Regenmacher. Die ägyptische Religion hatte allerdings, wie bekannt, dem großen Haufen zu Liebe für einen angemessenen Gottesdienst, d. h. einen bunten Götzendienst, gesorgt, allein denen, welche sich von Aberglauben frei gemacht hatten, bot sie wahre, ja edle Vorstellungen. Das Nebeneinanderbestehen anscheinend unverträglicher Richtungen bei ein und demselben Glauben läßt sich nicht anders erklären, als durch Verschmelzung von zwei verschiedenen Systemen, wie es viele hundert Jahre später unter Ptolemäus Soter der Fall war.

Einfluß Aegyptens auf die Wissenschaft und Kunst Europas.

Da von neuern Gelehrten den ägyptischen Ueberresten große, kritische Aufmerksamkeit zugewandt wird, so lernen wir immer besser den Platz, welcher jenem ehrwürdigen Lande in der Geschichte gebührt, würdigen. Wie jene Forscher sich rühmen, soll der Tag nicht mehr fern sein, wo es eben so wenig Schwierigkeiten verursachen wird, eine Seite voll Hieroglyphen, als eine voll Lateinisch oder Griechisch zu übersetzen. Welches Licht ist nicht jetzt schon über alle Zweige der alten Literatur, der Wissenschaft, Kunst, Mythologie und des häuslichen Lebens durch Forschungen verbreitet, die so zu sagen gestern erst begonnen wurden. Aus Aegypten sind, wie es jetzt scheint, die Vorbilder der griechischen, architektonischen Ordnungen, sowie ihrer Ornamente und conventionellen Darstellungen entlehnt; von dort stammen die Modelle zu griechischen und etrurischen

Vasen, von dort viele der vorhomerischen Sagen — die Anklage der Todten, ihr Urtheil vor den Höllenrichtern, Strafe und Belohnung eines Jeglichen vom Pharao auf dem Throne bis zum letzten, seinen Fesseln entlaufenen Sklaven herab, der Höllenhund Cerberus, der stygische Fluß, der See der Vergessenheit, die Geldmünze, welche den Todten in den Mund gesteckt wurde, Charon mit seinem Nachen, die Gefilde von Aahlu oder Elysium, sowie die Inseln der Seligen; von dort gelangten die ersten Todtengebräuche, Litaneien an die Sonne und gemalte oder verzierte Missalen, von dort das Dogma einer Himmelskönigin nach Europa. Welch anderes Land hat edlere und dauerhaftere, den Göttern geweihte Gebäude aufzuweisen: — Tempel mit Reihen von Sphinxen, massive Pylonen, vorn mit Obelisken geschmückt, welche selbst das kaiserliche Rom und das heutige Paris nicht unter ihrer Würde gehalten haben, sich anzueignen, Porticos und Säulenhallen, auf welchen die Bildnisse von Königen und Göttergestalten eingegraben waren? An den Wänden der Gräber sind noch Pthah, der Schöpfer, Neph, der göttliche Geist, an der Töpferscheibe sitzend und Lehm knetend, um Menschen daraus zu bilden, Athor, die untergehende Sonne in ihren Armen auffangend, und Osiris, der Richter der Todten, zu sehen. Die Granitstatuen haben die Götter überlebt!

Die Hieroglyphen. Außerdem liefern uns die Hieroglyphen klare Beweise dafür, daß unter diesem Volke die frühesten Versuche zum Festhalten und zur Mittheilung von Ideen vermittelst der Schrift gemacht wurden. Obgleich es Anfangs ohne Zweifel eine bloße Bilderschrift, wie die der Mexikaner, war, so hatte sie doch, als man ihr zuerst begegnete, bereits eine zwiefache Entwickelung — eine idiographische und phonetische — durchgemacht, deren eine Ideen, die andere Töne ausdrückte. Unter den macedonischen Königen waren die Hieroglyphen auf den religiösen Gebrauch beschränkt worden, ein deutlicher Beweis, daß die Priesterschaft sich nie wieder von den furchtbaren Schlägen, welche Kambyses und Ochus ihr versetzt, erholt hatte. Seit jener Zeit wurden sie immer weniger bekannt. Man erzählt, daß ein gewisser römischer Kaiser eine Belohnung für die Uebersetzung eines Obelisks aussetzen mußte. Den ersten Christen war die Hieroglyphenschrift ein Gräuel, da dieselbe ihrer Meinung nach Reste des Götzendienstes enthielt und eine Eingebung des Teufels war. Sie zerstörten die Denkmäler, wo sie sie nur zum Weichen bringen konnten und dem Uebermaße ihres Eifers, womit sie jene diabolischen Erinnerungen an Tempeln, welche sie zu eigenem Gebrauche benutzten, mit Mörtel überzogen, haben wir es zu danken, daß sie uns erhalten worden sind.

In jenen räthselhaften Charakteren gab es einst eine ausgebreitete Literatur, wovon die berühmten Bücher des Hermes vielleicht eine Entstellung oder Reliquie waren, eine Literatur, welche Aufsätze über Musik,

Astronomie, Kosmogonie, Geographie, Medicin, Anatomie, Chemie, Magie und mancherlei andere Gegenstände enthält, womit sich die menschliche Neugierde beschäftigt hat. Doch walteten über jene Schriftzeichen beinahe bis auf unsere Zeit die sonderbarsten Mißverständnisse ob. So glaubte noch 1802 Palin, daß die Papyrusrollen die Psalmen Davids, ins Chinesische übertragen, Lenoir, daß es hebräische Documente wären; ja man versicherte, daß in den Inschriften des Tempels von Denderah der 100ste Psalm enthalten sei; ein artiger Einfall der Pfaffen, der, wenn man in ägyptischen Museen alte Gegenstände aus Glas und Bronze sieht, an das von Mund zu Mund überlieferte Histörchen erinnert, daß die Bronze bei dem Brande von Korinth und das Glas von schiffbrüchigen Seeleuten erfunden worden sei, welche einen siedend heißen Kessel auf Salpeter gesetzt hätten.

Alterthum der ägyptischen Monarchie.

Tausende von Jahren sind seit der Gründung der ersten ägyptischen Dynastie vergangen. Die Pyramiden haben das alte Reich, die Hyksos, das neue Reich, die Perser, Macedonier, Römer und Mohamedaner gesehen. Sie haben Stand gehalten, während selbst der Himmel sich verändert hat. Sie waren schon „fünfhundert Jahre alt, als das Südliche Kreuz vom Horizonte der Länder des Baltischen Meeres verschwand". Sogar der Polarstern ist für sie eine neue Erscheinung. Wohl mag Humboldt, auf jene Zufälle anspielend, bemerken, daß „uns die Vergangenheit sichtbar näher gerückt scheint, wenn man ihr Maß mit großen und denkwürdigen Ereignissen verknüpft". Kein Land hat eine so mannichfaltige Geschichte gehabt, als diese Geburtsstätte europäischer Civilisation. Durch das Dunkel von funfzig Jahrhunderten hindurch vermag man allerdings menschliche Beweggründe nicht zu unterscheiden, aber durch weit längere Perioden hindurch Naturzustände nachzuweisen. Wenn Nationen in gewissem Sinne von ersteren abhängen, so hängen sie dagegen in einem höhern von letzteren ab.

Ursachen zum Entstehen der Civilisation.

Nicht ohne Grund standen die Aegypter an der Spitze der Mittelmeer-Civilisation. Die geographische Zusammensetzung ihres Landes kann uns noch besser, als selbst ihre altersgrauen Monumente über die Bedingungen belehren, unter welchen jenes Volk lebte. Die Natur ist ein sichererer Führer, als die Spuren der Menschen, deren Werke nothwendig vergänglich sind. Das Aussehen Aegyptens hat sich immerfort verändert, seine Gestalt, so lange es von Menschen bewohnt gewesen ist, nie. Seine Feldmarken verschwinden, das Land bleibt.

Woher kam es, daß sich so die Civilisation an den Ufern des Nils und nicht an denen der Donau oder des Mississippi erhob? Die Civilisation hängt von Klima und Ackerbau ab. In Aegypten können die Aernten gemeiniglich vorhergesagt und beherrscht werden, was sich von

wenig andern Theilen der Welt sagen läßt. In den meisten Ländern ist der Bodenertrag ein unsicherer. Von der Saatzeit bis zum Herbst sind die meteorologischen Veränderungen so zahlreich und bedeutend, daß keine noch so große Geschicklichkeit die jährliche Summe der Producte im voraus zu bestimmen vermag. Ohne die geringsten vorgängigen Anzeichen können die Saaten durch lang andauernde Dürre oder durch zu viel Regen umkommen. Auch genügt es nicht bloß, daß die erforderliche Menge von Wasser niederfällt, um die geeignete Wirkung zu erzielen, sie muß auch zu besondern Zeiten fallen. Die Arbeit des Landbauers hängt von den Launen des Windes und der Wolken ab.

Daher konnte ein civilisirter Staat nur mit Schwierigkeiten unter dergleichen Umständen entstehen. So lange das Leben der Spielball von Ungewißheiten ist, die Hoffnungen von gestern durch die Wirklichkeit von heute zerstieben, sinnt der Mensch auf Auskunftsmittel, aber nicht auf Gesetze. In der Besorgniß um sein künftiges Loos hat er weder Zeit noch trägt er Verlangen, seine Augen zum Himmel emporzuheben, um die Erscheinungen desselben zu beobachten und anzumerken; er hat keine Muße, auf sich selbst zu blicken und zu überlegen, was und wo er ist. In dem gebieterischen Verlangen nach einer Stütze für die Gegenwart, wagt er es nicht, sich auf speculative Versuche einzulassen, seinen Zustand zu verbessern; er ist dazu verurtheilt, ein hülfloser, alleinstehender und wie unter einem Zauberbanne lebender Wilder, oder wenn nicht alleinstehend, der Gefährte anderer Wilden zu sein, welche ein eben so kümmerliches Dasein fristen, wie er selbst. Sind ihm jedoch unter solchen Umständen einmal erst die Vorbedingungen und der Trieb zur Civilisation eingepflanzt, so ruft gerade das, was bisher dazu beitrug, ihn niederzudrücken, die entgegengesetzte Wirkung hervor. Statt in seinem Einerlei und seinem Stumpfsinne zu verharren, drängen ihn jetzt die Wechselfälle, denen er ausgesetzt ist, vorwärts; daher rührt es, daß, obgleich die Civilisation Europas in ihrem Beginne von der Gleichheit und Stätigkeit eines afrikanischen Klimas abhing, die Eroberungen auf dem Gebiete der Natur, welche ihren vorgerückteren Standpunkt bezeichnen, in dem anstrengenden Leben der gemäßigten Zone gemacht sind.

*Ackerbau in einem regenlosen Lande.* Es giebt ein Land, wo der Mensch nicht der Spielball der Jahreszeiten ist, wo er keine Besorgnisse um sein künftiges Wohlergehen zu hegen braucht — ein Land, in welchem Sonnenschein und Hitze Jahr aus Jahr ein nur wenig abweichen. In der Thebais soll heftiger Regen ein Wunder sein. Aber zur Zeit, wenn der Hundsstern mit der Sonne aufgeht, fängt der Fluß an zu steigen und eine ruhig und allmälig das Land bedeckende Ueberschwemmung dasselbe zu bewässern und zu befruchten. Wenn der Nilmesser, welcher die Höhe der Flut anzeigt, acht Ellen ausweist, pflegt das Getreide nur spärlich zu

stehen, erreicht er aber vierzehn Ellen, so pflegt es eine üppige Aernte zu geben. Im Frühjahr kann man wissen, wie die Felder im Herbste stehen werden. Der Ackerbau ist in Aegypten etwas Gewisses, dort wurde der Mensch auch zuerst civilisirt. Die Dattel liefert Afrika überdies ein Nahrungsmittel, welches es fast nichts kostet. Das Klima erheischt zum größten Theil Pflanzenkost und nur wenig Kleidung. Man sagt, daß ein Kind bis zum reifen Alter aufzuziehen keine vierzehn Schillinge koste.

Regenlose Länder des Westens.

Das amerikanische Gegenstück zu Aegypten ist Peru, dessen Küste gleichfalls ein regenloser District ist. Peru ist das Aegypten der Civilisation auf dem westlichen Continent. Ein zweiter, regenloser District ist die mexikanische Küste des Stillen Oceans. Es ist ein höchst bedeutungsvoller Umstand in der Geschichte des menschlichen Fortschrittes, daß in weit entlegenen Gegenden die Civilisation auf diese Weise ihren Anfang in regenarmen Ländern nahm.

Es ist der hydrographische Zustand Ober-Aegyptens, die Wiege der Civilisation, welche uns interessirt. Hier ist der Einfluß von atmosphärischem Wasser fast gänzlich verwischt, denn in agriculturlicher Beziehung ist das Land regenlos. Wechselnde, meteorologische Bedingungen sind hier ausgeschlossen.

Ueberschwemmungen des Nils.

Wo der Nil durch die Bergschlucht bei Essuan hindurchbricht, hat man bemerkt, daß seine Gewässer gegen Ende Mai zu steigen beginnen und binnen acht oder neun Wochen ist die Ueberschwemmung auf ihrem Höhepunkte angelangt. Dieses Anschwellen des Flusses verdankt seinen Ursprung den bedeutenden Regengüssen, welche in den bergigen Ländern fielen, wo der Nil entspringt, und welche durch die Passatwinde vorwärts getrieben wurden, die, ausgenommen, wo sie von den Monsunen gekreuzt werden, über die ungeheure Fläche des Indischen Oceans wehen. So getrocknet, verfolgt der Wind seinen feierlichen Lauf über die Einöden Central-Afrikas, ein wolkenloser, regenloser Wind, dessen Spuren durch traurige Wüsteneien bezeichnet werden. Erst wird der Fluß roth, dann grün, weil die Fluten seines großen abyssinischen Armes, des Blauen Nils, zuerst anlangen, bald darauf jedoch stellen sich die des Weißen Nils ein und von den überströmenden Ufern wird nicht nur Wasser, sondern auch reichlicher und befruchtender Schlamm abgesetzt.

Allmälige Erhebung des ganzen Landes.

Der festen Masse, welche auf diese Weise den Fluß hinabgeführt wird, verdankt er es, daß er während zahlloser Jahrhunderte sein Bett erhöht und mit schrägen Ablagerungen eingefaßt hat, welche auf beiden Seiten zur Wüste abfallen, woher es kommt, daß man die Ueberschwemmung am Rande der Wüste zuerst wahrnimmt. Mit zunehmender Flut wird das ganze Land bis zum Flusse selbst unter Wasser gesetzt; gegen Mitte September beginnt der Zufluß auszubleiben und die Gewässer zu fallen; gegen Ende October

ist der Fluß in seine gewöhnlichen Gränzen zurückgekehrt. Auf den Feldern bleibt eine fruchtbare Ablagerung zurück, deren größtes Quantum etwa sechs Zoll Dicke binnen hundert Jahren beträgt. Man nimmt an, daß sich das Flußbett innerhalb tausend Jahren vier Fuß hebt und daß das befruchtete Land sich der Breite nach beständig weiter in die Wüste hinein erstreckt. Seit der Regierung Amenophis III. hat es um ein Drittel zugenommen. Derselbe lebte 1430 v. Ch. Um das Piedestal seines Kolosses haben sich sieben Fuß Schlamm angehäuft.

Geologisches Alter Aegyptens.

Bei den neuerdings auf Befehl des Vicekönigs von Aegypten angestellten Untersuchungen fand man dicht bei der umgestürzten Bildsäule Ramses II. zu Memphis, welcher nach Lepsius von 1394—1328 v. Ch. regierte, einen mehr als 24 Fuß tief eingesunkenen Wurfspieß. Das darauf hervorsickernde Wasser nöthigte, zum Bohren seine Zuflucht zu nehmen, was so lange fortgesetzt wurde, bis man 41 Fuß und $4^1/_2$ Zoll erreicht hatte. Das Ganze bestand aus Nilablagerungen, abwechselnden Lehm- und Sandschichten, durchgängig von derselben Mischung. Aus der untersten Tiefe ward das Bruchstück einer Töpferwaare zu Tage gefördert. Dergleichen Bohrversuche wurden an verschiedenen Punkten fünf und neunzig angestellt, doch traf man an keiner Stelle auf felsigen Boden. Die organischen Ueberbleibsel rührten sämmtlich aus neuerer Zeit her, keine Spur von erloschenen Fossilien war zu finden, dagegen eine Menge Reste von gebrannten Ziegelsteinen und Töpfergeschirr. Die Franzosen schätzten bei ihren Untersuchungen von Essuan bis Kairo die Schlammablagerung auf fünf Zoll in jedem Jahrhundert. Nach einer Prüfung der Ergebnisse zu Heliopolis giebt sie Mr. Horner auf 3.18 Zoll an. Der Koloß Ramses II. ist nach redlicher Schätzung von einem 9 Fuß 4 Zoll hohen Bodensatz umgeben. Errichtet wurde derselbe vor etwa 3215 Jahren, was $3^1/_2$ Zoll während eines Jahrhunderts ergiebt. Unter denselben setzen sich jedoch ähnliche Lagen bis zu einer Tiefe von 30 Fuß fort, was in gleichem Verhältnisse 13,500 Jahre bis zum Jahre des Herrn 1854, wo die Untersuchung angestellt ward, ergeben würde. Dabei scheint jede mögliche Vorsicht angewandt worden zu sein, um genaue Resultate zu erzielen.

Seine Geographie und Topographie.

Die durch die Ueberschwemmung des Nils berührte Flächenausdehnung war in geographischer Beziehung durchaus unbedeutend, doch machte sie so, wie sie war, Aegypten aus. Bei dem Katarakt von Essuan bei der heiligen Insel Phylä beginnend, wo noch heutigen Tages hier und da ein einsamer Palmbaum niederschaut, reichte es bis zum Mittelländischen Meere von 24° 3′ bis 31° 37′ nördlicher Breite. Der Fluß läuft in einem Thale hin, welches auf der einen Seite durch die östliche, auf der andern durch die lybische Bergkette begränzt wird, und dessen durchschnittliche Breite etwa sieben

Meilen, das anbaufähige Land jedoch nicht mehr als fünf und eine halbe Meile beträgt; an dem breitesten Punkte zählt es zehn und drei Viertel, am schmalsten zwei. Die gesammte Fläche bewässerten und fruchtbaren Landes im Delta beträgt 4500, das Ackerland Aegyptens 2255, in Fyum 340 □=Meilen — eine Fläche, die an sich höchst unbedeutend ist, doch aber sieben Millionen Menschen trug.

Hier ging der Ackerbau einen so genauen Gang, daß er fast eine mathematische Kunst zu nennen war. Die von atmosphärischen Bedingungen herrührenden Störungen waren ausgeschlossen und die mit dem Zufluß an Flußwasser verknüpften Veränderungen im voraus zu bestimmen. Die Priester verkündeten, wie die Flut am Nilmesser stehe und danach traf der Landmann seine Vorbereitungen zu einer kärglichen oder reichlichen Aernte.

Bei einem solchen Zustande der Dinge lag der Schritt nahe, die natürlichen Bedingungen zu verbessern; Deiche, Kanäle und Schleusen nebst andern hydraulischen Apparaten mußten sich selbst im Beginne der menschlichen Gesellschaft unvermeidlich aufdrängen, damit in der einen Gegend das Wasser länger zurückgehalten, in der andern, wo Gefahr eines Uebermaßes vorhanden war, ausgeschlossen, einer dritten noch reichlicher zugeführt werden könnte.

Controle des Ackerbaues durch die Regierung.

Als eine Folge dieses Zustandes der Dinge ergab sich die Errichtung einer starken Regierung, welche eine directe Controle über den Ackerbau des Staates durch Unternehmung und Aufrechterhaltung dieser künstlichen Verbesserungen führte und sich durch eine bereitwillig entrichtete und im Verhältnisse zu der Wassermenge, womit jeder einzelne Landestheil versehen ward, geregelte Steuer erhielt. Dies war das politische Grundsystem des Landes. Der erste König des alten Reiches unternahm es, den Fluß in einen neuen Kanal, welchen er zu dem Zwecke anlegte, zu leiten — eine Aufgabe, welche eine sehr tüchtige Ingenieurkunst zu erfordern scheinen möchte — und führte sie auch wirklich durch. Mehr als fünf tausend Jahre sind verflossen, seit Menes lebte. Seiner Zeit müßten viele Jahrhunderte vorhergegangen sein, während dessen Kunst und Geschicklichkeit zugenommen hatten, bevor ein solches Werk auch nur einmal ins Auge gefaßt werden konnte.

Topographische, durch den Nil hervorgerufene Veränderungen.

Ich werde mich nicht in phantasievollen Beschreibungen der Art und Weise, wie sich unter solchen Umständen die Kräfte des menschlichen Geistes entwickelten und die Civilisation erhob, ergehen. In unnahbarer Sicherheit waren die Bewohner dieses Thales im Westen durch eine brennende Sandwüste, im Osten durch das Rothe Meer geschützt. Auch will ich weiter nichts von jenen entlegenen geologischen Zeiten erwähnen, wo der neugeschaffene Fluß zuerst über eine felsige und kahle Wüstenei auf seinem

Wege zum Mittelländischen Meere hinströmte, noch, wie er im Laufe der Jahrhunderte eine fruchtbare Schicht ablagerte und sich ein Bett in den weichen Boden wühlte, welchen er von den tropischen Bergen herabgeführt hatte. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß solchermaßen die langsame Bildung Aegyptens zu einem bewohnbaren Lande vor sich ging; dies waren die allmäligen Stufen, wodurch es befähigt wurde, der Sitz von Menschen zu sein. Der Puls seiner Lebensader thut nur einen Schlag im Jahre, was bedeuten also ein paar hundert Jahrhunderte bei einem solchen Bildungsprocesse?

Die Ueberschwemmungen führen zum Studium der Astronomie.

Die Aegypter hatten bereits sehr früh bemerkt, daß das Steigen des Nils mit dem heliakischen Aufgehen des Sirius oder Hundssternes zusammenfiel und es wahrscheinlich auf himmlische Kräfte zurückgeführt. Der Mensch ist stets geneigt, Zufälligkeiten für Ursachen zu nehmen, daher kommt es, daß das Erscheinen jenes Sternes am Horizont beim Aufgange der Sonne nicht nur als das Vorzeichen, sondern auch als die Ursache der Ueberschwemmungen betrachtet wurde. Sein Anlangen bei der gewünschten Stellung konnte daher wohl erwartet werden und bald bemerkte man, daß dies regelmäßig in Perioden von etwa 360 Tagen stattfand. Dies war die erste Bestimmung der Jahreslänge. Bemerkenswerth, da es zeigt, wie Astronomie und religiöse Gebräuche Anfangs mit einander verbunden waren, ist es, daß die Priester des geheimnißvollen Tempels von Philä vor das Grab des Osiris jeden Morgen 360 Krüge mit Milch aufstellten, deren jeder einen Tag bedeutete, woraus hervorgeht, daß der Ursprung jenes Gebrauches in jene entlegenen Zeiten fiel, wo man glaubte, daß das Jahr 360 Tage betrage. Dergleichen Umstände waren es ohne Zweifel, welche die Aegypter zur Pflege historischer Gewohnheiten veranlaßte. Hierin unterschieden sie sich von den Hindus, welche ihre Begebenheiten nicht aufzeichneten.

Die Philosophie des Sterndienstes.

Der Hundsstern Sirius ist das glänzendste Gestirn am ganzen Himmel, für die Aegypter war die Ueberschwemmung das wichtigste Ereigniß auf Erden. Eine Zufälligkeit für die Ursache nehmend, wurden sie zu dem Glauben verleitet, daß, wenn jener glänzende Stern Morgens aus den Strahlen der Sonne auftauchte und die ihm innewohnende Kraft zu äußern beginne, der sympathische Fluß, dadurch bewegt, zu steigen anfange. Ein falscher Schluß, wie dieser, dehnte sich gar bald zu einem allgemeinen Lehrsatze aus, denn wenn in dieser Weise ein Stern eine unmittelbare Herrschaft über den Lauf irdischer Angelegenheiten ausüben konnte, warum sollte es nicht auch ein anderer — warum fürwahr nicht alle können? Außerdem konnte es der Beobachtung nicht entgangen sein, daß das tägliche Steigen und Fallen der Flut im Rothen Meere mit den Bewegungen und der Stellung der Sonne und des Mondes zusammenhing, indem es in der Zeit seines Auftretens jenen Himmelslichtern folgte und der Grad von Flut und Ebbe durch die gegenseitige Stellung derselben bestimmt ward.

Das nothwendige Ergebniß einer solchen Ansicht besteht in der Zulassung des astrologischen Einflusses der Himmelskörper, einmal in Ansehung der leblosen Natur, dann aber auch in Ansehung des menschlichen Geschickes. Nicht eher, als bis der Mensch die ungeheure Entfernung der gestirnten Körper zu ahnen beginnt, fühlt er die Nothwendigkeit eines Vermittlers zwischen sich und ihnen, womit der Sternendienst in seine zweite Phase eintritt.

Nach welchem Theile der Welt konnte der Aegypter reisen, ohne am Himmel dieselben Constellationen wahrzunehmen? Fern von den Ufern des Nils in den westlichen Wüsten, in Syrien, in Arabien sind die Sterne dieselben. Sie sind allgegenwärtig, denn die Dinge dieser Erde können wir wohl aus dem Gesichte verlieren, nicht aber die des Himmels. Die Miene fatumgleicher Genauigkeit, womit ihre Bewegungen vor sich gehen, ihr feierliches Schweigen, ihre unfaßbaren Entfernungen konnten dem Beobachter wohl die Ueberzeugung verleihen, daß sie weit von jedem Einflusse menschlicher Macht entfernt wären, wenn sie sich auch vielleicht durch menschliches Flehen rühren ließen.

*Grundsätze der ägyptischen Theologie.*

So fand der Sternendienst eine wahrscheinliche Rechtfertigung für sich. Das ägyptische System vereinte auf der höchsten Stufe seiner Entwickelung die Anbetung der Himmelskörper — der Sonne, des Mondes, der Venus u. s. w. — mit den vergötterten Attributen Gottes. Große und ehrwürdige Gottheiten, wie Osiris, Pthah, Amun waren Personificationen solcher Attribute, gerade wie man vom Schöpfer, vom Allmächtigen spricht. Man hielt dafür, daß Gott nicht nur nicht nie in menschlicher Form auf Erden erschienen, sondern auch daß dies eine völlige Unmöglichkeit sei, da er das belebende Princip des gesammten Universums und die sichtbare Natur nur eine Kundgebung von ihm sei.

*Gott, die Dreieinigkeiten und die Personen derselben.*

Diese personificirten Attribute waren nach verschiedenen Dreieinigkeiten geordnet, worin je das dritte Glied ein Product der beiden anderen ist und deren Lehren, ja Ausdrücke voll von Interesse für denjenigen sind, welcher die allmälige Entwickelung der vergleichenden Theologie in Europa studirt. So geht aus Amun mit Maut Khonso, aus Osiris mit Isis Horus, aus Neph mit Saté Anuké hervor. Während es daher als unerlaubt betrachtet wurde, Gott anders, als durch seine Attribute darzustellen, boten diese Dreieinigkeiten und ihre Personen dem Götzendienste der Menge Gelegenheit in Fülle dar. Man gab zu, daß es irdische Kundgebungen dieser göttlichen Attribute zum Heile der Menschen gegeben habe. So wurde Osiris im Fleische verkörpert, fiel dem bösen Principe zum Opfer und ward nach seinem Tode und nach seiner Auferstehung zum Richter der Todten eingesetzt. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Westen

oder als der Gegend, wo die Sterne untergehen, bewohnt er die Unterwelt, welche von der Sonne bei Nacht durchlaufen wird.

Die ägyptischen Priester behaupteten, daß nichts jemals vernichtet werde, daß daher sterben nur eine neue Form annehmen heiße. Herodot sagt, daß sie die Ersten gewesen wären, welche entdeckt hätten, daß die Seele unsterblich sei, indem ihre Vorstellung derselben darauf hinaus laufe, daß sie ein Ausfluß oder ein Theil der Weltseele sei, welche in geringerem Grade alle Thiere und Pflanzen, ja selbst unorganische Dinge belebe. Ihr Dogma, daß es göttliche Menschwerdungen gegeben habe, nöthigte sie, den Satz aufzustellen, daß es auch einen Fall des Menschen gegeben habe, da dies nothwendig erschien, um einen logischen Grund zur Rechtfertigung so großer Wunder zu erlangen. Zur Erleichterung der schuldigen Seele schrieben sie in diesem Leben Fasten und Büßungen und im zukünftigen eine Wanderung derselben durch Thiere hindurch behufs ihrer Reinigung vor. Nach dem Tode wurden die Verdienste der Seele durch ein förmliches Tribunal vor Osiris in der schattenhaften Region Amenti — der Unterwelt — in Gegenwart von vier Genien jenes Reiches und von zweiundvierzig Beisitzern festgestellt. Zu diesem Gericht ward der Schatten von Horus begleitet, welcher ihn an Cerberus, einem Flußpferde, dem grimmigen Wächter des Thores, vorüberführte. Schweigend stand er daneben, während Anubis sein Herz in den Schalen der Gerechtigkeit wog. Ueberwogen seine guten Werke, so ward er zu den Gefilden von Aahlu — den elysäischen Feldern — entlassen, überwogen die bösen, so ward er zur Seelenwanderung verurtheilt.

*Menschwerdungen; Fall des Menschen; Erlösung.*

*Künftiges Gericht.*

*Todtengericht.*

Aber damit diese Lehre von einem Gerichte in einer andern Welt nicht in eine leere Sage ausarten möchte, ward sie durch eine vorbereitende Prüfung in diesem scharf eingeprägt — eine Prüfung von furchtbarer und lebendiger Bedeutung. Vom Herrscher bis zum geringsten Unterthan war Jedermann einem Todtengerichte unterworfen. Sobald Jemand starb, ward sein Leichnam zum Einbalsamirer gesandt, welcher ihn vierzig Tage behielt; außerdem trauerte die Familie noch zwei und dreißig weitere Tage. Die Mumie ward aufrecht im Sarge in einem innern Gemache des Hauses aufgestellt. Den zweiundvierzig Beisitzern des Bezirkes ward Meldung gemacht und an einem festgesetzten Tage der Leichnam zu dem heiligen See weggeführt, deren jede Provinz, ja jede große Stadt einen nach Westen zu besaß. Am Ufer desselben angekommen, nahm die Untersuchung ihren Anfang; Jedermann durfte Anklagen gegen den Verstorbenen vorbringen oder für ihn sprechen; Wehe aber dem falschen Ankläger. Die Beisitzer fällten sodann nach dem vorliegenden Thatbestande das Urtheil; stellte sich ein böses Leben heraus, so ward das Begräbniß verweigert und in-

mitten des öffentlichen Schimpfes ward die Mumie von den Freunden nach Hause zurückgetragen, um sie durch ihre eigenen guten Werke für die Zukunft zu sühnen oder, wenn sie zu arm waren, ihr einen Zufluchtsort anzuweisen, am Rande des Sees begraben, während der schuldbeladene Geist hundert Jahre lang warten und umherschweifen mußte. An diesen stygischen Ufern werden noch heutigen Tages viele Gebeine aufgegraben; mehr als dreißig Mal so lange, als das ihnen gesetzte Jahrhundert, sind die Leichname unbegraben geblieben. Sogar verruchten Königen ist auf diese Weise das Begräbniß versagt worden. Lautete dagegen der Urtheilsspruch der Beisitzer günstig, so ward an den Bootsmann Charon ein Pfennig für die Ueberfahrt entrichtet, ein Kuchen für das Flußpferd Cerberus beigefügt und man ruderte in der Baris oder dem Todtennachen über den See, indem der Priester Osiris und den überirdischen Beisitzern die guten Thaten des Verstorbenen verkündete. Am entgegengesetzten Ufer angekommen, wandelte der Zug in feierlichem Schweigen einher und die Mumie ward sodann an ihrem endlichen Ruheplatze, den Katakomben, beigesetzt.

Ursprung des griechischen Hades.

Ceremonien, Glaubensbekenntnisse, Orakel, Prophezeiungen.

Hieraus kann man abnehmen, daß die ägyptische Religion nicht ein bloß speculativer Gegenstand blieb, sondern dem Volke durch die feierlichsten Ceremonien nachdrücklich eingeprägt ward. Außerdem wurden in den großen Tempeln großartige Prozessionen gefeiert, die Vorläufer von manchen, welche sich noch jetzt erhalten haben. Da gab es Speis-, Trank- und Weihrauch-Opfer. Der nationale Doppelglauben, nach einer Seite hin dem großen Haufen, nach der andern den Gebildeten angepaßt, schloß nothwendig Geheimnisse in sich; manche derselben wurden eingestandener Maßen nach Griechenland verpflanzt. So bediente man sich z. B. der Orakel-Maschinerie; die griechischen Orakel waren ägyptischen Ursprunges. So tief war die Ehrfurcht, welche man ihren Aussprüchen zollte, daß selbst die Herrscher gezwungen waren, ihnen zu gehorchen. So geschah es, daß die Warnung eines Orakels des Amun Necho veranlaßte, mit der Anlage seines Kanals innezuhalten. Zur Bestimmung künftiger Ereignisse wurden Omina studirt, Eingeweide besichtigt und Horoskope gestellt.

# Viertes Kapitel.

## Griechisches Zeitalter des Forschens. Aufschwung und Verfall der physikalischen Speculation.

Ursprung der griechischen Philosophie. In Kapitel II habe ich den Ursprung und Verfall der griechischen Mythologie beschrieben, in diesem liegt mir ob, von dem ersten, europäischen Versuche, zu philosophiren, zu berichten. Die ionischen Systeme entspringen unmittelbar aus den gleichzeitigen religiösen Meinungen und erscheinen als eine Phase der griechischen, vergleichenden Theologie.

Ihre Unvollkommenheiten. Zusammengehalten mit dem psychischen Zustande Indiens, kann es nicht fehlen, daß man von der Schwäche dieser ersten, europäischen Versuche betroffen wird. Sie entsprechen jenem Augenblicke, wo der Geist seine Vorstellungen von Zauberei abgeschüttelt hat, jedoch noch nicht über geocentrische und anthropocentrische Begriffe hinausgekommen ist. Einer allgemeinen Beobachtung zufolge wendet der Mensch, sobald er seiner Meinung nach zuverlässige Thatsachen gesammelt hat, dieselben sofort auf eine Geschichte der Entstehung und des Ursprunges der Welt an und entwickelt pseudo-wissenschaftliche Systeme. Erst später erwacht in ihm eine Ahnung, daß wir keine völlige Kenntniß der Wahrheit besitzen.

Der Leser, welcher vielleicht durch die anscheinende Werthlosigkeit der Aufeinanderfolge griechischer Meinungen, welche wir jetzt zu beschreiben haben, zurückgeschreckt werden könnte, wird finden, daß sie Interesse gewinnen, wenn man sie im Ganzen genommen betrachtet oder sie als eine Reihe von Schritten oder Stufen in der europäischen Annäherung zu Schlüssen ansieht, bei denen man längst zuvor in Aegypten und Indien angelangt war. Allem, was Griechenland darzubieten vermag, weit voraus, liefert die intellectuelle Geschichte Indiens ebensowohl fest in einander gefügte, wie imponirende Systeme — Systeme, welche keine nutzlosen Speculationen bleiben, sondern sich mit dem socialen Leben verweben.

Den Ursprung der griechischen Philosophie rechnet man von Thales an, der obgleich von phönizischer Abkunft, zu Milet, einer griechischen Kolonie in Kleinasien, etwa 640 v. Ch. geboren wurde. Beginnt in Kleinasien. Damals waren, wie im vorigen Kapitel berichtet wurde, die ägyptischen Häfen durch Psammetich dem Auslande eröffnet worden. In dem Bürgerkriege, welchen dieser Monarch mit seinen Nebenbuhlern geführt hatte, verdankte er seinen Erfolg den ionischen und andern griechischen Soldtruppen, deren er sich bedient hatte; aber obgleich als Sieger

aus dem Kampfe hervorgehend, war seine politische Stellung doch der Art, daß sie ihn nöthigte, von den seit vielen tausend Jahren in seinem Lande befolgten Maximen abzugehen und Fremden den Zutritt zu demselben zu gestatten. Bisher waren die Europäer den Aegyptern nur als Piraten und Kannibalen bekannt gewesen.

Lehre des Thales.

Aus der Lehre des Thales kann man abnehmen, daß er, obgleich er Aegypten besucht hatte, nie in Verbindung mit den Quellen der Bildung desselben getreten, sondern nur in Berührung mit dem großen Haufen gekommen war, von welchem er die volksthümliche Vorstellung, daß Wasser das Hauptelement sei, überkommen hatte. Der

Stammt aus Aegypten.

Zustand der Dinge in Aegypten läßt vermuthen, daß dieses anfängliche Dogma der europäischen Philosophie in jenem Lande eine volksthümliche Vorstellung war. Ohne viel Sorgfalt von Seiten der Menschen lieferte das befruchtende Nilwasser jene üppigen Saaten, welche Aegypten zur Kornkammer der alten Welt machten. Man konnte daher sowohl in philosophischem, wie in scherzhaftem Sinne sagen, daß das hauptsächlichste Element aller Dinge das Wasser sei. Von ihm

Wichtigkeit des Wassers in Aegypten.

hingen die Aernten und von diesen wieder Menschen und Thiere ab. Die Regierung des Landes ward durch dasselbe gestützt, denn das Finanzsystem gründete sich auf eine von den Landeigenthümern zum Frommen der öffentlichen Schleusen und Wasserleitungen entrichtete Steuer. Es gab keinen Bauer, dem es nicht für ausgemacht galt, daß Wasser die erste Grundlage aller Dinge, selbst der Besteuerung sei und da es nicht nur nöthig war, die Ländereien zu besichtigen, um die Flächen, welche bewässert worden waren, zu ermitteln, sondern auch ihre Gränzen, nachdem die Flut sich verlaufen hatte, aufs neue festzusetzen, so konnten Schreiber und Aufseher geltend machen, daß selbst die Feldmeßkunst ihren Ursprung dem Wasser zu verdanken habe.

Wenn also in irgend einem Theile der alten Welt diese Lehre sowohl eine volksthümliche, wie philosophische Bedeutung hatte, so war jenes Land Aegypten. Man stelle sich den forschenden, aber mangelhaft gebildeten Thales auf einem Piraten- oder Kauffarteischiffe nach dem geheimnißvollen Nil versetzt vor, über welchen Ionien voll von Legenden und Mythen war. Er sah die Aquaducte, Kanäle, Schleusen, den großen See Möris, von Menschenhand eben so viel Jahrhunderte vor seiner Zeit gegraben, als seitdem bis zur unsrigen verflossen sind, sah die Anbetung, welche dem Flusse überall gezollt wurde, denn er war thatsächlich zu einem Gotte erhoben worden, hörte von dem großen Haufen, mit welchem allein

Thales behauptet, daß Wasser das Grundelement ist.

er in Berührung kam, durchgängig den Glauben bekennen, daß Alles aus dem Wasser entstehe — von dem großen Haufen allein, denn hätte er je Unterricht von den Priestern empfangen, so würde man in seinem

Systeme Spuren von den Lehren der Emanation, Seelenwanderung und Auflösung gefunden haben, welche erst in späteren Zeiten in Griechenland eingeführt wurden. Man kann die Geschichte des Thales etwa in derselben Weise auslegen, wie die eines intelligenten Indianers, der sich zufällig zu den Vorposten eines civilisirten Landes verirrt hat. Nur unvollkommen mit der Sprache desselben bekannt und nur mit den unteren Klassen in Berührung kommend, nimmt er vielleicht ihre volksthümlichen Anschauungen in sich auf und trägt den eingebildeten Schatz mit sich nach Hause.

Was die tiefe Bedeutung angeht, welche Manche im Dogma des Thales zu finden geneigt gewesen sind, so wird es wohl gerechtfertigt sein, wenn man dieselbe ganz und gar verwirft. Man hat behauptet, daß er es versuchte, alle übernatürlichen Kräfte in eine einzige zu concentriren, alle möglichen Triebfedern auf die Einheit zurückzuführen, kurz, aus dem Polytheismus Monotheismus zu entwickeln, das Unveränderliche im Veränderlichen zu bestimmen, den Anfang aller Dinge festzustellen; daß er bemerkte, wie unendlich das Meer, wie nothwendig Feuchtigkeit für das Wachsthum, ja, wie wesentlich sie für sein eigenes Wohlbefinden sei, „daß ohne Feuchtigkeit sein eigener Körper nicht das gewesen sein würde, was er war, sondern eine dürre, in Stücke zerfallende Schale.“ Auch können wir die Meinung nicht theilen, daß es Thales' Absicht gewesen sei, eine Uebereinstimmung zwischen der Philosophie und der volksthümlichen Religionslehre herzustellen, wie sie von Hesiod überliefert war, welcher bekräftigt, daß Oceanus einer von den zeugenden Naturgöttern sei. Die gegen ihn erhobene Beschuldigung der Irreligion zeigt, wie früh man schon den Widerstreit zwischen Polytheismus und wissenschaftlicher Forschung erkannte. Der Glauben, daß Alles aus einer uranfänglichen Substanz gebildet sei, ist zulässig, ohne darum das Dasein einer schaffenden Kraft zu leugnen oder, um uns eines indischen Bildes zu bedienen, ohne daß der Thon der Töpfer ist.

Andere Lehren des Thales. Thales soll die Sonnenfinsterniß vorhergesagt haben, welche der Schlacht zwischen den Medern und Lydiern ein Ende machte. Doch hat man darauf hingewiesen, daß es keineswegs ausgemacht sei, ob er auch den Tag, an welchem sie eintreten werde, vorhergesagt habe. Er hatte die Vorstellung gefaßt, daß die Wärme aus der Feuchtigkeit entstehe oder durch dieselbe genährt werde und daß selbst die Sonne und die Sterne ihre Nahrung aus dem Meere zur Zeit seines Steigens und Fallens schöpften. In der That betrachtete er sie als lebende Wesen, indem er den Grund dazu aus den Phänomenen des Ambras und des Magnetsteines ableitete, von denen er annahm, daß sie eine lebendige Seele besäßen, weil ihnen eine bewegende Kraft beiwohnt. Außerdem lehrte er, daß die gesammte Welt ein mit einer Seele begabtes Wesen

und voll von Dämonen sei. Thales hatte daher die Stufe der Zauberei noch nicht völlig verlassen.

Sein System erlangte nicht nur durch die Wahrscheinlichkeit desselben, sondern auch, weil es unter günstigen Auspicien und zu günstiger Stunde eingeführt wurde, Bedeutung. Nach Kleinasien gelangte es als ein Theil der Weisheit Aegyptens und daher mit einem genügenden Nimbus, um ihm eine aufmerksame Aufnahme zu sichern. Allein dies würde bei Jonien von wenig Belang gewesen sein, wäre der geistige Zustand desselben nicht bis zu einem geeigneten Grade vorgerückt gewesen, um ihm Bedingungen der Entwickelung darzubieten. Unter solchen Umständen bildete das ägyptische Dogma den Ausgangspunkt für eine besondere Methode der Philosophie.

Sie bilden den Ausgangspunkt der ionischen Philosophie.

Die Art und Weise, in welcher jene Entwickelung stattfand, ist ein Beleg für die Kraft des griechischen Geistes. In Aegypten konnte eine Lehre tausende von Jahren bestehen, durch ihr alleiniges Alterthum vor Bestreitung oder selbst nur vor Untersuchung geschützt, und daher im Verlaufe der Zeit in einen wirkungslosen und leblosen Zustand verfallen; allein dieselbe Lehre, in ein jugendliches Gemeinwesen voll Thätigkeit verpflanzt, mußte schnell productiv werden und neue Ergebnisse hervorbringen. Gleich wie Samenkörner, aus den Särgen von Mumien genommen, worin sie tausende von Jahren lang verschlossen gewesen waren, unter ihrer Entwickelung günstigen Bedingungen in fruchtbares Erdreich verpflanzt und mit Feuchtigkeit versehen, alsbald selbst zu unserer Zeit noch gekeimt, geblüht und neue Samenkörner gereift haben, so machte auch die rohe Philosophie des Thales eine gleiche Entwickelung durch. Ihre Richtung zeigt sich in dem Versuche, welchen sie einst gemacht hatte, das Universum zu beschreiben, ehe nur einmal die Theile desselben bestimmt waren.

Aber es ist nicht nur das Wasser oder der Ocean, welcher unendlich und fähig erscheint, den Stoff zum Ursprunge aller andern Dinge herzugeben. Auch die Luft scheint so weit zu reichen, wie die Sterne. Auf ihr, wie Anaximenes von Milet bemerkt, „schwimmt sogar die Erde wie ein breites Blatt". Demnach setzte dieser Jonier, ohne Zweifel durch die Hoffnung angefeuert, die Berühmtheit, welcher sich Thales ein Jahrhundert lang erfreut hatte, zu theilen oder sie zu erreichen, als den Urquell aller Dinge an die Stelle des Wassers atmosphärische Luft. Und fürwahr, es scheinen Gründe vorhanden zu sein, derselben einen derartigen Vorzug beizumessen. Demjenigen, welcher die Sache nicht genau betrachtet hat, könnte es scheinen, daß das Wasser selbst aus ihr erzeugt ist, indem sich Wolken bilden und aus ihnen Regentropfen, Quellen, Springfluten, Flüsse, ja

Anaximenes behauptet, daß die Luft das Grundelement ist.

das Meer selbst. Auch schreibt er ihr Unendlichkeit zu, was kaum die geringste Anstrengung der Einbildungskraft erfordert, sondern eher der Ausdruck einer auf der Hand liegenden Thatsache ist, denn wer kann emporblickend die Gränze der Atmosphäre unterscheiden? Anaximenes

Auch bildet sie die Seele.

hielt dafür, daß sogar die menschliche Seele weiter nichts, als Luft sei, da das Leben darin bestehe, sie ein- und auszuathmen und aufhört, sobald jener Proceß still steht. Auch lehrte er, daß Wärme und Kälte aus bloßer Verdünnung und Verdichtung entstehen und gab als Beweis die Thatsache an, daß, wenn man mit geschlossenen Lippen athmet, die Luft kalt, wenn man dagegen mit weit geöffnetem Munde athmet, warm ist. Daraus schloß er, daß die Luft bei hinlänglicher Verdünnung zu Feuer werden könne und daß dies wahrscheinlich der Ursprung der Sonne, Sterne, Kometen und anderer Meteore sei; wenn sie sich dagegen verdichtete, so würde sie sich in Wind und Wolken und, wenn jene Operation noch weiter fortgesetzt würde, in Wasser, Schnee, Hagel, ja endlich sogar in Erde verwandeln. Und da man an den Resultaten des Athmens sieht, daß die Luft ein Leben spendendes Element für den Menschen, ja seine Seele selbst ist, so würde der Schluß ganz be-

Die Luft ist Gott.

rechtigt erscheinen, daß die unendliche Luft Gott ist und die Götter und Göttinnen aus ihr hervorgegangen sind.

Dies war die Philosophie des Anaximenes. Sie bildete den Anfang zu jener Anspornung der Thätigkeit durch rivalisirende Schulen, welche eine so hervorragende Rolle in der griechischen, intellectuellen Bewegung spielte. Ihr Vorzug vor der Lehre des Thales besteht offenbar darin, daß sie nicht nur eine uranfängliche Substanz angiebt, sondern es sogar unternimmt, durch Beobachtungen und Experimente zu zeigen, wie andere daraus entstehen und Verwandlungen vor sich gehen. Was die Anaximenes zugeschriebene Entdeckung der schrägen Bahn der Ekliptik mit Hülfe einer Sonnenuhr betrifft, so war sie nur eine Prahlerei seiner ruhmbegierigen Landsleute. Dieselbe lag völlig außer dem wissenschaftlichen Bereiche Jemandes, der keine genauere Vorstellung von der Natur der Erde besaß, als daß sie „einem breiten in der Luft schwimmenden Blatte gleiche“.

Die Lehren des Anaximenes erlangten bedeutende Verbesserung unter den Händen des Diogenes von Apollonia, welcher behauptete, daß Alles aus einem einzigen Stoffe entspringe, der, beständige Veränderungen erleidend und zu verschiedenen Zeiten verschieden sich darstellend, immer wieder zu demselben Zustande zurückkehre. Er betrachtet die gesammte

Diogenes behauptet, daß Luft die Seele der Welt ist.

Welt als ein lebendes Wesen, das sich von selbst entwickelt und verwandelt und stimmte mit Anaximenes darin überein, daß die Seele des Menschen weiter nichts, als Luft sei, wie es denn mit der Weltseele dieselbe Bewandtniß habe. Hieraus folgt, daß die Luft ewig, unvergänglich und mit Bewußtsein begabt sein

muß. „Sie weiß viel, denn ohne Vernunft würde es unmöglich sein, daß Alles in gehörigem Gleise bleibt, Winter und Sommer, Tag und Nacht, Regen, Wind und schönes Wetter und welchen Gegenstand wir auch betrachten mögen, man wird finden, daß er in der best und schönst möglichen Weise eingerichtet ist.“ „Das aber, was Bewußtsein hat, ist, was der Mensch Luft nennt; sie ist es, die Alles regelt und regiert und daher ist es Weise der Luft, Alles zu durchdringen und Alles anzuordnen, denn es giebt nichts, das nicht Theil an ihr hätte.“

Schwierigkeit, sich über den Fetischismus zu erheben.

Der früheste Pfleger der Philosophie entschlüpft kaum dem Fetischdienste. Die an den einzelnen Theilen der Welt beobachtete Harmonie ist leicht durch die Annahme eines geistigen, die Dinge bewohnenden und sie durch sein einsichtiges Wollen ordnenden Elementes erklärt. Er erhebt sich nicht mit einem Male zu der Vorstellung, daß all diese Schönheit und Harmonie vom Wirken des Gesetzes herrührt. Man ist so sehr geneigt, von dem Walten äußerer Dinge nach der eigenen, persönlichen Erfahrung zu urtheilen, da unsere Handlungen durch Ausübung unsers Willens bestimmt werden, daß man sich nur mühsam von solchen Vorstellungen durch die Erklärung natürlicher Phänomene losmacht. Fetischismus läßt sich in der Kindheit mancher natürlichen Wissenschaften beobachten. So wurde die electrische Kraft des Bernsteins einer in jener Substanz wohnenden Seele beigelegt, während man die Herrschaft des Magnets über Eisen in ähnlicher Weise erklärte. Die Bewegungen der planetarischen Körper, als des Merkur, der Venus, des Mars, wurden einem vernünftigen, jedem derselben innewohnenden Principe beigelegt, welches ihre Bewegungen leitete und beherrschte und Alles zum Besten ordnete. Es war eine Epoche in der

Astronomie und Chemie haben die Fetischstufe zurückgelegt.

Geschichte des menschlichen Geistes, als die Astronomie allen übrigen Wissenschaften das Beispiel gab, ihren Fetischismus abzuschütteln und zu zeigen, daß die verwickelten Bewegungen der Himmelskörper sämmtlich nicht nur fähig sind, erklärt, sondern selbst vorhergesagt zu werden, wenn einmal das Vorhandensein eines einfachen, doch allgemeinen, unveränderlichen und ewigen Gesetzes zugestanden ist.

Nicht ohne Mühe bemerkt der Mensch, daß es nichts Unverträgliches zwischen dem unveränderlichen Gesetze und den endlos wechselnden Erscheinungen giebt und daß es eine edlere Anschauung der Weltregierung ist, ihre Ordnung einer durchdringenden, uranfänglichen Weisheit beizumessen, welche durch eine künftige Ewigkeit hindurch Folgen voraussehen und sie von Beginn an bei dem ursprünglichen Plane berücksichtigen konnte, als die beständige Dazwischenkunft einer stets thätigen, geistigen Triebkraft zu dem Ende anzurufen, Unglücksfälle, die sich ereignen könnten, abzuwenden und Alles wieder ins gehörige Gleis zu bringen. Die Chemie

z. B. liefert uns einen schlagenden Beweis — einen Beweis, der uns bei dem Falle, welchen wir ins Auge fassen, sehr zu Statten kömmt — für die Lehre des Diogenes von Apollonia, nämlich daß die Luft thatsächlich ein geistiges Wesen sei, denn auf die Entdeckung verschiedener Gase durch frühere Experimente wurden dieselben nicht nur als von geistiger Natur angesehen, sondern erhielten auch den Namen, welchen sie bis auf den heutigen Tag führen, nämlich Geist oder Gas, in dem Glauben, daß es Geister wären. Wenn der Bergmann in einen Schacht hinabstieg und, wie von einer unsichtbaren Hand zu Tode getroffen, erstickte, wenn eine Lampe dämpfte, ein paar Augenblicke lang düster brennend flackerte und sodann erlosch, wenn der ahnungslose Arbeiter in einer Kohlengrube das Licht frei brennen ließ und der Platz plötzlich mit leuchtenden Flammen und donnernden Explosionen erfüllt ward, welche die Felsen zerrissen und jedes lebende Wesen, das im Wege stand, vernichtete, obenein oft, ohne an den Todten die geringsten Spuren von Gewaltsamkeit zu hinterlassen, welche Erklärung ließe sich besser für dergleichen Katastrophen geben, als sie irgend einer übernatürlichen Triebkraft beizumessen? Auch war in jenen Zeiten kein Mangel an wohlbewährten Geschichten und Gestalten, welche sich an dergleichen einsamen Orten gezeigt hatten.

Ursprung der Psychologie. Die durch Diogenes mit der Theorie des Anaximenes vorgenommene Modification, indem er sie aus einem physikalischen in ein psychologisches System verwandelte, ist insofern wichtig, als sie den Beginn der speciellen Philosophie Griechenlands bezeichnet. Die Erforschung der intellectuellen Entwickelung des Universums führte die Griechen zum Studium der Vernunft selbst. Diogenes maß die Veränderlichkeit der Luft ihrer Beweglichkeit bei — einer Eigenschaft, worin sie, wie er glaubte, alle andern Stoffe überträfe, da sie zu den feinsten oder dünnsten Elementen gehört. Es wird jedoch von Einigen, welche geneigt sind, seine Lehren zu vergeistigen, behauptet, daß er nicht die gewöhnliche atmosphärische Luft, sondern etwas Ausgedehnteres und Wärmeres gemeint habe und da sie in ihrem reinsten Zustande den vollkommensten Verstand bilde, so rührten geringere Grade der Vernunft von einer Zunahme ihrer Dichtigkeit und Feuchtigkeit her. Nach diesem Grundsatze ist die ganze Erde von einem lebendigem Odem belebt; die Thierseelen, welche an Intelligenz so sehr von einander verschieden sind, bestehen nur aus Luft in verschiedenen Feuchtigkeits- und Wärmeverhältnissen. Er erklärte die Erschaffung der Welt durch die Verdichtung der Erde aus Luft in Folge der Kälte, während die Wärme emporgestiegen sei und die Sonne gebildet habe; in den Sternen glaubte er die Athmungsorgane der Welt zu erkennen. Aus dem Vorwiegen feuchter Luft in der Beschaffenheit der Thiere schloß er, daß sie gleich den Wahnsinnigen unfähig wären, zu denken; denn Dicke der Luft verhindere das Athmen und daher auch schnelles Auffassen.

Der Umstand, daß sich an den Pflanzen keine Lücken finden, um Luft aufzunehmen und daß sie ohne alles Bewußtsein sind, verleitete ihn zu dem Satze, daß die Denkkraft des Menschen von dem Umlaufe jener Substanz durch den Körper vermittelst des Blutes herrühre. Auch erklärte er die höhere Einsicht des Menschen daraus, daß er reinere Luft, wie die Thiere einathme, welche die Nase dicht am Boden halten. In diesen rohen und kindischen Speculationen liegt der Anfang zur Philosophie des Geistes.

Neuere Entdeckungen in Betreff der Beziehungen der Luft.

Ich kann das System des Apolloniers nicht abthun, ohne es mit den Entdeckunngen der neueren Wissenschaften in Bezug auf die Luft zu vergleichen. Zur Lebenswelt nimmt dieselbe eine Stellung von wunderbarem Interesse ein. Durch die Geschicklichkeit der Chemie in ihre Bestandtheile zerlegt, wird sie nicht mehr als ein gleichartiger Körper betrachtet; ihre Ingredienzen sind nicht nur geschieden, sondern auchdie Verrichtungen derselben festgestellt worden. Aus einem derselben, Kohlensäure, entstehen alle verschiedenen Pflanzenformen, indem jene Substanz durch die Sonnenstrahlen zersetzt wird und den Vegetabilien Kohle, ihr hauptsächlichstes, festes Ingredienz mittheilt. Daher kann man sagen, daß alle jene in schönster Mannichfaltigkeit abwechselnden organischen Producte von den Mosen der Eisregionen bis zu den charakteristischen Palmen tropischer Landschaften hinauf — alle die, welche man als nutzloses Unkraut wegwirft und jene, für deren Besitz man die im Schweiße seines Angesichtes erworbenen Mittel hingiebt — alle ohne Ausnahme aus der Atmosphäre durch den Einfluß der Sonne erzielt werden. Und da ohne Pflanzen das Leben der Thiere nicht erhalten werden könnte, so bilden sie das Mittel, vermittelst dessen die luftartige Materie, durch die Sonnenstrahlen so zu sagen verlebendigt, selbst der Bildung des Menschen mitgetheilt wird.

Abhängigkeit der Thiere und Pflanzen von ihr.

Als Nahrungsmittel dienen sie dazu, den Verbrauch des Körpers, welcher durch die Thätigkeiten der Bewegung und des Denkens nothwendig verursacht wird, zu ersetzen. Eine Zeit lang gehen daher diese Ingredienzen, einst Theile der Pflanzenbildung, als wesentliche Bestandtheile in die Thierbildung über. Doch geschieht dies nur in augenblicklicher Weise, denn die Grundbedingung animalischer Thätigkeit besteht darin, daß ein unaufhörlicher Sterbeproceß vor sich geht, kein Finger kann erhoben werden ohne den Verbrauch muskulöser Materie, kein Gedanke aufsteigen ohne die Zerstörung von Gehirnsubstanz. Aus dem animalischen Systeme werden die Ergebnisse des Verfalles sofort entfernt, oft durch Mechanismen von der ausgesuchtesten Zusammensetzung; allein ihr Gebrauch hört damit nicht auf, denn früher oder später finden sie ihren Weg zur Luft zurück und dienen aufs neue zur Bildung von Pflanzen. Es ist unnöthig, diese Veränderungen in alle ihre Einzelheiten

zu verfolgen; dieselbe Ordnung oder derselbe Kreis des Fortschrittes gilt auch für das Wasser, das Ammonium; aus dem unorganischen gehen sie in den lebenden und sodann wieder in den unorganischen Zustand über; demnach findet man ein und denselben Theil in der Luft, demnächst bei der Zusammensetzung einer Pflanze behülflich, sodann im Körper eines Thieres und darauf wieder in der Luft. In dieser beständigen Umwälzung laufen materielle Theile fort; indem der beherrschende Einfluß, welcher ihre Bewegung bestimmt und leitet, in dem großen Mittelpunkte unseres Systemes, der Sonne, liegt. Aus ihr ziehen und speichern gleichsam die Pflanzen im Sommer jene Wärme auf, welche später wieder in der blühenden Gesundheit des Menschen zum Vorschein kommt, im Erröthen der Scham von neuem angefacht oder auch in brennendem Fieber verzehrt wird. Auch giebt es hier keine Beschränkung in der Zeit. Die Hitze, welche man aus dem Verbrennen von Stoppeln zieht, kam so zu sagen erst gestern von der Sonne und diejenige, womit man die Strenge des Winters mäßigt, wenn man Glanz- oder Erdpech-Kohlen brennt, ward aus derselben Quelle in dem ultra-tropischen Klima secundärer Zeiten vor vielleicht tausend Jahrhunderten gezogen.

Wirken der Sonne.

In so beständig wiederkehrenden Kreisen werden die Bewegungen materieller Dinge vollzogen und Alles findet unter der Herrschaft unveränderlicher Gesetze Statt. Die Luft ist die Quelle, woher alle Organismen gekommen sind, sie ist der Behälter, zu dem sie alle zurückkehren. Ihre Theile werden zum Leben erweckt, nicht durch den Einfluß irgend welcher irdischer Triebfedern oder Grundbedingungen, welche in ihr selbst verborgen liegen, wie Diogenes annahm, sondern durch einen Stern, welcher hundert Millionen von Meilen entfernt ist, die mittel- oder unmittelbare Quelle jeder irdischen Bewegung und der Spender von Licht und Leben.

Heraklitus behauptet, daß Feuer das Grundelement ist.

Thales und Diogenes, deren bezügliche Urelemente Wasser und Feuer waren, ist Heraklit von Ephesus hinzuzufügen, welcher behauptete, daß das vornehmste Element das Feuer sei. Er zeigte die Richtung an, welche die griechische Philosophie bereits in ihrem Gegensatze zum Polytheismus und zu den götzendienerischen Gebräuchen des Zeitalters angenommen hatte. In seinem Werke sollen ethische, politische, physische und theologische Gegenstände so durch einander gemengt und die Schwierigkeit, seine Meinung zu verstehen, so groß sein, daß er den Beinamen des „Dunkeln“ erhielt. In dieser Beziehung hat er unter modernen Metaphysikern viele Nachfolger gehabt. Doch gründet er sein System auf den einfachen Grundsatz, daß „sich Alles in Feuer und Feuer in Alles verwandeln läßt.“ Vielleicht verstand er unter dem Ausdrucke Feuer, was man heut zu Tage unter Hitze versteht, denn er sagt ausdrücklich, daß er nicht die Flamme, sondern etwas bloß Trockenes und Warmes meint. Er hielt dafür, daß dieses Grundprinzip

sich in einem Zustande beständiger Thätigkeit befinde, indem es alle individuellen Dinge bilde und verzehre. Er sagt: „Alles ist und ist nicht, denn obgleich es allerdings ins Dasein tritt, so hört es doch sofort wieder auf, zu sein.“ „Niemand hat sich je zweimal auf demselben Strome befunden, denn es fließen beständig verschiedene Wasser hinab. Er zertheilt sein Wasser und sammelt es wieder, es naht und weicht zurück, flutet über und mangelt.“ Und um uns zu lehren, daß wir selbst uns ändern und geändert haben, sagt er: „Auf demselben Strome schiffen wir uns ein und und schiffen wir uns nicht ein, sind wir und sind wir nicht.“ Durch solche Bilder giebt er zu verstehen, daß das Leben nur eine unaufhörliche Bewegung sei, sodaß man nicht umhin kann, zu bemerken, daß die griechische Gedankenrichtung der hindostanischen mit behenden Schritten folgt.

Die eingebildete Fortdauer allmäliger Formen.

Allein Heraklit verfehlt vollständig, sich von örtlichen Vorstellungen frei zu machen. Er spricht von der Bewegung des Urelements in auf- und absteigender Richtung, in den höhern und untern Regionen. Er sagt, daß die größte Ansammlung desselben oben und der größte Mangel desselben unten sei und betrachtet daher die Seele des Menschen als einen Theil des vom Himmel herabgekommenen Feuers. Er führt die Vorstellung von der Uebergangsnatur sämmtlicher Phänomene bis zu ihren letzten Consequenzen durch und belegt die edle Lehre, daß Alles, was uns als dauernd erscheint, nur das geregelte und sich selbst erneuernde Zusammentreffen ähnlicher und entgegengesetzter Bewegungen ist, mit Uebertreibungen, wie, daß die Sonne täglich zerstört werde und sich wieder erneuere.

Physikalische und physiologische Lehren des Heraklitus.

Mitten unter vielen ausschweifenden, physikalischen Behauptungen kommen auch viele wahre Sätze zum Vorschein. „Alles ist durch Vernunft und Einsicht geordnet, obgleich Alles dem Fatum unterworfen ist.“ Bereits wurde er gewahr, was die Metaphysiker unserer Tage beweisen, daß „der menschliche Geist aus seinen innern Hülfsquellen allein kein gewisses Wissen schöpfen könne.“ Die Sinnenorgane betrachtete er als Kanäle, wodurch das Außenleben der Welt und damit die Wahrheit Eingang in unsern Geist finde und glaubt, daß wir im Schlafe, wenn die Sinnesorgane geschlossen sind, von aller Verbindung mit dem uns umgebenden allgemeinen Geiste abgeschnitten seien. Seiner Ansicht nach ist Alles belebt und beseelt, aber in verschiedenem Grade, organische Gegenstände am vollständigsten oder vollkommensten. Seine Astronomie läßt sich aus dem, was hinsichtlich der Sonne bemerkt worden, abnehmen, die er überdies für kaum mehr als einen Fuß im Durchmesser haltend und gleich allen andern Himmelskörpern für ein bloßes Meteor ansah. Sein moralisches System gründete sich ganz und gar auf das physikalische, indem das Grunddogma die Vortrefflichkeit des Feuers bildete. So erklärte er die hülflose Schwäche des Trunkenboldes dadurch,

daß er eine feuchte Seele habe und zog daraus den Schluß, daß eine warme oder trockene Seele die weiseste und beste sei, wobei er mit einem wohl zu rechtfertigenden Patriotismus versicherte, daß die edelsten Seelen einem Klima angehören müssen, welches trocken ist, womit er andeuten wollte, daß Griechenland das passendste und eigentliche Land für den Menschen sei. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß in Heraklit eine starke Hinneigung zu der Lehre von der Weltseele vorhanden ist. Wenn die Gottheit von der Hitze nicht zu unterscheiden ist, wohin kann man sich dann wenden, um ihren Einflüssen zu entgehen? Und muß man nicht in der rastlosen Thätigkeit und den unaufhörlichen Veränderungen, welche sie in Allem, was innerhalb unseres Bereiches liegt, hervorruft, die Anzeichen des Unbegränzten und Fessellosen erkennen?

Kindische Vorstellungen der ionischen Philosophie.

Ich habe mich bei den hauptsächlichsten Zügen der frühesten griechischen Philosophie, wie sie sich in der physikalischen Schule Joniens darstellt, verweilt. Sie dienen dazu, uns den Eindruck ihrer angeborenen Unvollkommenheit zu hinterlassen. Es ist eine Mischung des Physischen, Metaphysischen und Mystischen, was im Ganzen genommen keinen andern Werth für uns hat, als den, daß es uns zeigt, wie schwach die Anfänge unseres Wissens waren, daß wir mit der Einführung von ein paar volksthümlichen Irrthümern von Aegypten her begannen. Mit der Nützlichkeitsphilosophie jenes Landes und der Theologie Indiens verglichen, wie eitel und selbst kindisch sind da jene Keime der Wissenschaft in Griechenland! Allein eben diese Unvollkommenheit ist nicht ohne ihren Nutzen, da sie uns, mit jenen alten Staaten verglichen, an die untergeordnete Stellung mahnt, welche wir hinsichtlich der Zeit unserer Civilisation einnehmen, und uns die von so vielen europäischen Gelehrten aufgestellte Behauptung verwerfen lehrt, daß Griechenland den Reigen bei allen menschlichen Wissenschaften von irgend einer Bedeutung geführt habe. Vor Allem aber prägt sie uns passendere, weil bescheidenere Ansichten über unsere gegenwärtigen Errungenschaften und unsere Stellung ein und giebt uns zu verstehen, daß uns andere Menschenracen in geistiger Cultur nicht nur vorangegangen, sondern auch gleich gewesen sind, ja vielleicht Alles, was wir noch in der Philosophie des Geistes geleistet, übertroffen haben.

Von den übrigen Gründern ionischer Secten möge bemerkt werden, daß, obgleich sie ihren Lehren verschiedene Formen gaben, die Methode des Denkens bei allen wesentlich dieselbe war. Hierzu könnte kein besserer Beleg geliefert werden, als in der Philosophie Anaximanders von Milet, welcher ein Zeitgenosse des Thales war. Er ging von dem Satze aus, daß die Dinge durch Trennung von einer allgemeinen Mischung aller entstanden wären; sein Urzustand war daher das Chaos, obgleich er es mit der metaphysisch dunkeln Bezeichnung „des Unendlichen" verschleierte. Der Mangel an Deutlichkeit in dieser Beziehung

Anaximanders Lehre vom Unendlichen.

gab zu viel Meinungsverschiedenheit hinsichtlich seiner Grundsätze Veranlassung. Seinem Chaos maß er eine innere Thatkraft bei, vermöge deren die Theile desselben sich von selbst von einander schieden; jenen Theilen wieder legte er völlige Unveränderlichkeit bei. Er lehrte, daß die Erde

Ursprung der Kosmogonie.

von cylindrischer Gestalt sei und ihre Basis ein Drittel ihrer Höhe betrage, daß sie durch die Luft im Mittelpunkte der Welt in gleicher Entfernung von allen Gränzen des Universums erhalten werde, daß sich die Fixsterne und Planeten um sie drehten, indem jeder an einem krystallenen Ringe befestigt sei, und über sie hinaus in gleicher Weise der Mond und noch weiter entfernt die Sonne. Er stellte sich einen Gegensatz zwischen den centralen und den um diese herumliegenden Regionen vor, von denen erstere von Natur kalt, letztere heiß wären; seiner Meinung nach gab die Versetzung der kalten Theile nach dem Centrum und das Aufsteigen der heißen wechselseitig zur Bildung der Erde und der leuchtenden Himmelskörper Veranlassung, von welchen letztere Anfangs in einer vollkommenen Schale oder Kugel bestanden hätten, welche, Zerstörung erleidend, in Sterne zerbrochen sei. Man kann bereits die Neigung der griechischen Philosophie wahrnehmen, sich zu Weltschöpfungs-Systemen auszubilden, welche auf die Störung des Chaos durch Kälte

Ursprung der Biologie.

und Hitze gegründet sind. Ja noch mehr, Anaximander erklärte den Ursprung lebender Geschöpfe nach gleichen Principien, indem die Sonnenhitze, auf die uranfängliche, schlammige Erde einwirkend, häutige Bläschen erzeugte und diese, sich mit einer stacheligen Schale bedeckend, endlich hervorbrachen, so daß wie aus einem Ei Thiere zum Vorschein kamen. Anfangs waren sie mißgestaltet und unvollkommen, entwickelten und verschönerten sich jedoch hernach. Den Menschen betreffend, so ward er, weit davon entfernt, in seiner vollendeten Gestalt zum Vorschein zu kommen, als Fisch ausgeworfen und fuhr unter dieser Form so lange fort, im Schlammwasser zu leben, bis er im Stande war, sich auf dem Trockenen zu erhalten. Außerdem war das „Unendliche“, wie die Ursache der Erzeugung, so auch die Ursache der Zerstörung; „Alles muß dem Geschicke gemäß dahin zurückkehren, woher es gekommen, denn Alles muß im Verlaufe der Zeit Sühne und Strafe für sein übles Handeln erleiden.“ Dieser Ausdruck enthält offenbar eine moralische Betrachtung und ist ein Beispiel für den schwachen Anfang einer Verbindung zwischen physikalischer und Moral-Philosophie.

In Ansehung der solideren Entdeckungen, welche diesem Philosophen zugeschrieben werden, können wir dieselben in derselben Weise abfinden, wie gleiche Thatsachen bei den Lebensbeschreibungen seiner Vorgänger — es sind eitle Erfindungen seiner ruhmredigen Landsleute. Daß er der Erste gewesen sein sollte, welcher Landkarten verfertigte, verträgt sich kaum mit der wohlbekannten Thatsache, daß die Aegypter die Geometrie zu

eben dem Ende dreißig Jahrhunderte, ehe er geboren wurde, betrieben. Was seine Erfindung der Sonnenuhren betrifft, so war der Schatten auf der von Ahas geraume Zeit früher schon zurückgegangen; in der That war die Sonnenuhr eine sehr alte, orientalische Erfindung. Ferner die genauen Berechnungen über den Umfang und die Entfernung der Himmelskörper angehend, welche er zuerst angestellt haben soll, so braucht nur bemerkt zu werden, daß diejenigen, welche seine Arbeiten so hoch erhoben haben, wohl übersehen haben müssen, wie unverträglich solche Entdeckungen mit einem Systeme sind, welches annimmt, daß die Erde eine cylinderförmige Gestalt besitze und in der Mitte des Himmels durch die Atmosphäre gehalten werde, daß die Sonne weiter, als die Fixsterne entfernt, und jeder Himmelskörper so eingerichtet sei, daß er sich vermittelst eines krystallenen Rades umdreht.

Derjenige Philosoph, dessen Ansichten wir zunächst zu betrachten haben, ist Anaxagoras von Klazomene, der Freund und Lehrer des Perikles, Euripides und Sokrates. Gleich mehren seiner Vorgänger hatte er Aegypten besucht. Unter seinen Schülern zählte er mehre der hervorragendsten Männer damaliger Zeiten.

Anaxagoras lehrt die Unveränderlichkeit des Universums.

Das Grundprincip seiner Philosophie war die Anerkennung der Unveränderlichkeit des Universums als ein Ganzes; indem die Verschiedenheit der Formen, welche wir sehen, durch neue Anordnungen ihrer Bestandtheile hervorgebracht wird. Eine solche Lehre schließt natürlich die Vorstellung von der Ewigkeit der Materie in sich. Anaxagoras sagt: „Die Griechen nahmen unrichtig an, daß irgend Etwas beginnt oder aufhört zu sein, denn nichts kommt ins Dasein oder wird zerstört, sondern Alles ist eine Verbindung oder Absonderung vorher bestehender Dinge, so daß alles Werdende richtiger vermischt werdend und alles Verderbende getrennt werdend genannt werden könnte. Solche Aufstellungen deuten unverkennbar darauf hin, daß der Grieche in die Fußstapfen des Aegypters und des Hindus tritt. In mancher Beziehung rufen uns seine Ansichten das Chaos des Anaximander zurück, z. B. wenn er sagt: „Zusammen waren alle Dinge unendlich an Zahl und Kleinheit, nichts ließ sich unterscheiden.

Urvernunft.

Bevor sie geschieden und als Alles noch bei einander war, gab es keine erkennbare Eigenschaft.“ Der ersten, bewegenden Kraft, welche die Theile der Dinge aus dem Chaos heraus ordnete, gab er die Bezeichnung der „Vernunft“, indem er das Fatum als einen leeren Namen verwarf und alle Dinge dem Verstande zuschrieb. Er machte keinen Unterschied zwischen Seele und Vernunft. Seine Lehrsätze schließen offenbar einen Dualismus in sich, der in der bewegenden Kraft und der bewegten Masse ausgedrückt liegt, einen Gegensatz zwischen dem Körperlichen und Geistigen. Dies deutete darauf hin, daß es für die Philosophie zwei

verschiedene Wege, einen physischen und intellectuellen, giebt. Während demnach die Vernunft das Haupttriebrad in seiner Philosophie ist, verwandte er doch auch viele untergeordnete Kräfte bei der Regierung der Dinge, z. B. Luft, Wasser und Feuer, da er augenscheinlich nicht im Stande war, den Zustand der Natur in befriedigender Weise durch das Wirken der Vernunft allein zu erklären. Man erkennt in den Einzelheiten seines Systems Ideen, welche früheren entlehnt sind, wie die Verweisung des Kalten und Dichten nach unten und das Aufsteigen der Wärme und des Lichts nach oben. Im Beginn war das Handeln der Vernunft nur ein theilweises; das, was anfänglich bewegt wurde, war nur unvollkommen gesondert und enthielt in sich selbst die Fähigkeit vieler anderweitigen Trennungen. Von hier ab wird sein System eine Schöpfungsgeschichte, indem es zeigt, wie die Elemente, Nebel, Steine, Sterne und das Meer hervorgebracht wurden. Diese Erklärungen besitzen, wie sich annehmen läßt, keine Genauigkeit. Unter seinen Urelementen giebt es viele ungereimte Dinge, wie Kälte, Farbe, Feuer, Gold, Blei, Korn, Mark, Blut u. s. w. Diese Lehre wies nach, daß in gemischten Dingen keine Bildung, sondern ein Nebeneinander vorhanden sei. Es erforderte daher viele Elemente statt eines einzigen. Das Fleisch ist aus fleischigen Theilen, Knochen aus knochigen, Gold aus goldenen, Blei aus bleiernen, Holz aus hölzernen gemacht u. s. w. Diese gleichartigen Bestandtheile heißen Homöomerien. Aus einer unendlichen Anzahl von Arten setzten sie das unendliche All zusammen, welches eine Mischung derselben ist. Aus solchen Bedingungen leitet Anaxagoras den Beweis her, daß alle Theile eines Thierkörpers schon im voraus im Futter enthalten sind und nur aus demselben gesammelt werden. Die Lebenserscheinungen betreffend, so erklärt er sie seiner Lehre vom Dualismus zwischen Geist und Materie gemäß; er lehrt, daß der Schlaf durch die Rückwirkung der letztern auf den ersteren hervorgerufen wird. Sogar Pflanzen betrachtet er als nur festgewurzelte, bewegungslose, aber mit Empfindungen und Begierden begabte Thiere, die Ueberlegenheit des Menschen schreibt er dem bloßen Umstande zu, daß er Hände habe. Unsere geistigen Wahrnehmungen erklärt er durch die Annahme, daß wir von Natur in uns das Gegentheil von allen Eigenschaften äußerer Dinge besitzen und, wenn wir einen Gegenstand betrachten, das Ueberwiegen dieser Eigenschaften unseres Geistes, welche jenen mangeln, gewahr werden. Daher ist jede Empfindung von Schmerz begleitet. Seine Lehre von der Schöpfung der Thiere gründete sich auf die Einwirkung des Sonnenlichtes auf die schlammige Erde. Die Erde verlegt er nach dem Mittelpunkte der Welt, wohin sie durch einen Wirbelwind geführt wurde, da ihr Pol sich ursprünglich am Zenith befand; als aber Thiere aus dem Schlamme hervorgingen, ward ihre Lage von der Vernunft verändert, so daß es

Kosmogonie des Anaxagoras.

passende Klimate auf ihr geben konnte. In manchen Einzelheiten leuchten aus seinen rohen Muthmaßungen interessante Ahnungen künftiger Entdeckungen hervor. So behauptete er, daß es auf dem Monde Berge, Thäler und Bewohner, wie auf der Erde gäbe, daß große Epochen in der Geschichte unseres Globus stattgefunden hätten, während welcher er allmälig durch Feuer und Wasser Veränderungen erlitten habe, sowie, daß die Hügel von Lampsakus eines Tages unter dem Meeresspiegel liegen würden, wenn die Zeit es den Menschen vergönne, dies noch zu erleben.

Zweifel, ob wir irgend einen Prüfstein der Wahrheit besitzen.

Was die Natur des menschlichen Wissens betrifft, so behauptete Anaxagoras, daß man allein durch die Vernunft mit der Wahrheit bekannt werde, da die Sinne durchaus unzuverlässig seien. Dies wies er nach, indem er den Tropfen einer farbigen Flüssigkeit unter ein gewisses Quantum klaren Wassers mischte, wo dann das Auge nicht im Stande war, irgend eine Veränderung wahrzunehmen. Hierauf gestützt, behauptete er auch, daß der Schnee nicht weiß, sondern schwarz sei, da er aus Wasser zusammengesetzt wäre, dessen Farbe schwarz ist, woraus er Schlüsse zog, wie daß „die Dinge für Jedermann so sind, wie sie ihm scheinen". Ohne Zweifel war es die Unzuverlässigkeit der Sinne, welche ihm den wohlbekannten Seufzer erpreßte: „Man kann nichts wissen, nichts lernen; nichts ist gewiß; der Sinn beschränkt, die Vernunft schwach, das Leben kurz."

Die Biographie des Anaxagoras ist nicht ohne Interesse. Im Ueberfluß geboren, wandte er alle seine Mittel an die Philosophie und hatte in seinem Alter Armut und Mangel zu erdulden. Von der abergläubischen, athenienssischen Bevölkerung ward er des Atheismus und der Frechheit gegen die Götter beschuldigt, da er behauptete, daß die Sonne und der Mond aus Erde und Stein beständen und daß die sogenannten göttlichen Wunder der damaligen Zeit nichts anderes, als gewöhnliche, natürliche Wirkungen wären. Aus diesen Gründen, sowie des Magianismus seiner Lehren halber — denn er lehrte den Widerstreit des Geistes und der Materie, ein Dogma der verabscheuten Perser — ward er in das Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt und entging ihm nur durch den Einfluß des Perikles. Hierauf floh er nach Lampsakus, wo er seine Tage im Exil beschloß. Seine großprahlerischen Landsleute jedoch zollten in ihrer gewöhnlichen, übertriebenen Weise seinem Andenken große Ehre und rühmten sich, daß er der Erste gewesen sei, welcher die Phasen des Mondes und die Natur der Sonnen- und Mond-Finsternisse erklärt habe, daß er die Macht besessen, zukünftige Ereignisse vorherzusagen und sogar den Fall eines Meteorsteines prophezeit habe.

Anaxagoras wird verfolgt.

Aus der Lebensbeschreibung des Anaxagoras, sowie aus der von mehren seiner Zeitgenossen und Nachfolger kann man ersehen, daß sich ein Widerstand des Volkes gegen die Philosophie erhob, das sich nicht auf

einen bloß socialen Protest beschränkte, sondern zu politischer Ungerechtigkeit hinreißen ließ. Der Widerstreit zwischen Gelehrsamkeit und Polytheismus trat mit jedem Tage deutlicher hervor. Manche unter den Philosophen waren genöthigt, in die Verbannung zu fliehen, Manche erlitten den Tod. Die natürliche Folge eines solchen Zustandes der Dinge war, daß sie gezwungen wurden, Verstellung und Mystification auszuüben, wie die Geschichte der Pythagoräer sehr auffallend zeigt.

Pythagoras, seine Biographie.

Von Pythagoras, dem Stifter dieser Secte, weiß man nur wenig mit Sicherheit, selbst das Datum seiner Geburt wird bestritten. Wahrscheinlich ward er zu Samos etwa 540 v. Ch. geboren. Wenn es uns nicht ausdrücklich erzählt würde, so könnte man aus seinen Lehren erkennen, daß er in Aegypten und Indien gewesen war. Einige bedeutende Gelehrten, welche bei jeder Gelegenheit darnach trachten, die Bildung des alten Europas zu vergrößern, setzen, so viel sie können, das gesammte Zeugniß des Alterthums, daß der Ursprung der Wissenschaft des Pythagoras dort zu suchen sei, herab, indem sie behaupten, daß die Verfassung der ägyptischen Priesterschaft es für Fremde unmöglich machte, eingeweiht zu werden, vergessen aber, daß das alte System jenes Landes während der großen Umwälzung, die mehr als ein Jahrhundert vor jener Zeit stattfand, völlig vernichtet wurde. Würde es von den Alten nicht deutlich berichtet, daß Pythagoras zwei und zwanzig Jahre lang in Aegypten gelebt habe, so wären doch genügende, innere Beweise in seiner Geschichte vorhanden, daß er sich dort lange Zeit aufgehalten haben mußte. Gerade so, wie der Kenner die Hand des Meisters im Styl der Malerei erkennen kann, so erblickt derjenige, welcher den alten Denksystemen seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, sofort den Aegypter in der Philosophie des Pythagoras.

Er kam nach Italien unter der Regierung Tarquins des Stolzen und ließ sich in Krotona, einer griechischen Colonialstadt an der Bucht von Tarent, nieder. Anfänglich gründete er eine Schule, aber, durch örtliche Spaltungen begünstigt, organisirte er allmälig aus der Jugend, welche seinen Unterricht genoß, eine geheime, politische Gesellschaft. Es war unter den gelehrten Griechen bereits Grundsatz geworden, daß es nicht gerathen sei, dem Volke zu freigebig Wissen mitzutheilen; bittere Erfahrungen durch Verfolgungen schienen zu beweisen, daß dieser Grundsatz in Wahrheit gegründet sei. Von einer geheimen, philosophischen Gesellschaft zu einer politischen Verschwörung ist nur ein Schritt. Pythagoras scheint ihn gethan zu haben. Die Jünger, welche nach einer gewissen Probezeit und einer Reihe von Prüfungen zu seinen wissenschaftlichen Geheimnissen zugelassen wurden, bildeten ein bereitwilliges Werkzeug zu Ränken gegen den Staat, deren Ausgang sich nach einiger Zeit in der Absetzung des bisherigen Senats und der Erhebung des Pythagoras und seiner Gesell-

schaft zur Regierungsgewalt zeigte. Menschliche Handlungen werden zu allen Zeiten durch ähnliche Gründe bestimmt und wie es jetzt bei einer Verschwörung hergehen würde, so auch damals; denn obgleich sich der pythagoräische Einfluß von Krotona nach andern italienischen Städten verbreitete, so trat doch ein überwältigender Rückschlag ein; die Neuerer wurden in die Verbannung getrieben und ihr Gründer fiel seinen Feinden zum Opfer.

Die von den Pythagoräern angestrebte Organisation bildet eine Ausnahme von der allgemeinen Politik der Griechen. Die philosophischen Schulen waren bloß Sammelpunkte für diejenigen gewesen, welche ähnliche Meinungen unterhielten; im Staate konnten sie nicht die geringste politische Bedeutung beanspruchen.

Wenn die politischen oder religiösen Gefühle der Menschen im Spiel gewesen sind, so ist es schwierig, die Wahrheit von Ereignissen zu ermitteln, an denen sie betheiligt waren; Täuschung, ja absichtliche Fälschung scheinen erlaubt. Inmitten der über Italien in Folge dieses pythagoräischen Treibens hereinbrechenden Verwirrungen ist es unmöglich, Thatsachen mit Gewißheit festzustellen. Die eine Partei erhebt Pythagoras in den Himmel, sie stellt ihn dar majestätisch und unbeweglich, von weißen Gewändern umwallt, mit goldenem Diadem um die Stirn, der Musik der Sphären lauschend oder in den bescheideneren Hymnen des Homer, Hesiod und Thales Erholung suchend, in die Betrachtung der Natur versunken oder im Sinnen über Gott zu Verzückungen hingerissen, seine Abkunft

Seine Wunder.

von Apollo oder Hermes durch Wunderwerke, das Vorhersagen zukünftiger Ereignisse und den Verkehr mit Genien in der Einsamkeit dunkler Grotten bekundend, ja das Wunder, zugleich in verschiedenen Zungen zu sprechen, noch übertreffend, da es durch die unbestreitbarsten Zeugnisse ausgemacht war, daß er an unterschiedlichen Plätzen und zur selben Zeit bei dem Volke zugegen zu sein und es anzureden vermochte. Es scheint seinen Jüngern nicht eingefallen zu sein, daß sich dergleichen Behauptungen gar nicht beweisen lassen und daß, je stärker und klarer Zeugnisse solcher Art auftreten, dieselben nur dazu dienen, statt die Thatsachen, derentwegen sie vorgebracht werden, zu erhärten, unser Vertrauen in die Wahrheitsliebe der Betreffenden zu erschüttern oder uns den Schluß aufzudrängen, daß sie sich leicht zur Annahme von Unwahrheiten verleiten oder durch Betrug täuschen lassen.

Sein Charakter.

Von seinen Gegnern ward er als Charlatan oder im günstigsten Falle als mystischer Schwärmer verschrien, welcher die Jugend durch den Mummenschanz einer Art von Freimaurerei hintergangen und Schwachköpfe zu seichten Enthusiasten oder grimmigen Ascetikern gemacht habe, beschuldigt, sich gegen einen Staat verschworen zu haben, der ihm eine ehrenvolle Zufluchtsstätte gewährt, und Verwirrung und Blut-

vergießen über denselben gebracht zu haben. Zwischen so widersprechenden Angaben fällt es schwer, zu bestimmen, wie viel davon dem Philosophen und wie viel dem Betrüger beizumessen ist. In dieser Ungewißheit ärnten die Pythagoräer die Früchte einer ihrer Lieblingsmaximen: „Nicht Jedem soll man Alles mittheilen.“ Vielleicht lag diesen politischen Bewegungen die Hoffnung zu Grunde, einen Mittelpunkt zur Vereinigung für die zahlreichen, griechischen Colonien Italiens zu bilden, die, obgleich reich und in hohem Grade civilisirt, vermöge ihrer Zerstreutheit und Uneinigkeit äußerst schwach waren. Wären sie durch ein politisches oder religiöses Band zu einem mächtigen Bunde vereint worden, so hätten sie leicht einen eigenthümlichen Einfluß auf die wachsende Macht Roms und damit auf die Menschheit ausüben können. Der Pythagoräismus übte auch wirklich Einfluß auf Rom aus, jedoch in anderer Weise, durch Numa nämlich, seinem zweiten König, welcher dieser Secte angehörte und in das römische System viele pythagoräische Gebräuche einführte.

Pythagoras behauptet, daß Zahlen das Grundelement sind.

Das Hauptdogma der Pythagoräer lautete, daß „Zahlen das Wesen oder die Grundlage der Dinge ausmachen“. Dasselbe führte sie zugleich zum Studium der Geheimnisse der Figuren und arithmetischen Verhältnisse und stürzte sie in die ausschweifendsten wildesten Phantasien, als es die ungereimte Form annahm, daß Zahlen wirklich Dinge seien.

Der den Lehren des Pythagoras so allgemein gezollte Beifall verdankte ohne Zweifel sehr viel dem Umstande, daß sie eine geistige Lücke ausfüllten. Diejenigen, welche sich in den vordersten Reihen der Philosophie befanden, waren zu dem Schlusse gelangt, daß man, was äußere Dinge, ja uns selbst betrifft, keinen Prüfstein der Wahrheit habe, in den Eigenschaften der Zahlen und ihren Beziehungen aber ein solcher Prüfstein vorhanden sei.

Pythagoräische Philosophie.

Es würde für den Leser kaum der Mühe werth sein, dieses System in seine Einzelheiten zu verfolgen; eine ganz oberflächliche Darstellung ist Alles, was für unsern Zweck erforderlich ist. Dasselbe erkennt zwei Arten von Zahlen, gerade und ungerade, an und da eins oder die Einheit sowohl gerade, als ungerade ist, so muß sie auch die Quintessenz der Zahl und der Grund sein, auf welchem alle übrigen Zahlen beruhen, daher die Bedeutung des pythagoräischen Ausdruckes: „Alles kommt von eins her“, was auch in der mystischen Andeutung Gestalt annimmt: „Gott umfaßt Alles, setzt Alles in Bewegung und ist nur Einer.“ Der Zahl zehn ward außerordentliche Bedeutung beigelegt, da sie 1, 2, 3, 4 — d. h. gleiche und ungleiche Zahlen zusammen, in sich enthält oder aus der Addition derselben entsteht; daher erhielt sie den Namen der großen Tetraktys, weil sie die ersten vier Zahlen enthält. Manche behaupten jedoch, daß diese Bezeichnung der

Zahl sechsunddreißig gegolten habe. Auch der Dreiheit legten sie große Bedeutung bei, da sie Anfang, Mitte und Ende hat. Der Einheit oder eins gaben sie die Bezeichnung grad-ungerade, worin ausgedrückt lag, daß sie die Eigenschaft von gerade wie von ungerade besitze, was deutlich aus dem Umstande hervorgeht, daß, eins zu einer geraden Zahl hinzuaddirt, eine ungerade, zu einer ungeraden eine gerade Zahl ergiebt. Sie ordneten die Urelemente der Natur in einer Tabelle von zehn Gegensätzen, worunter gerad und ungerade, Licht und Finsterniß. Sie sagen, daß „die Natur und Kraft der Zahl nicht nur in göttlichen und dämonischen Dingen, sondern auch in menschlichen Werken und Worten sowie in den Schöpfungen der Kunst und Musik verfolgt werden kann." Sie verknüpften ihre arithmetischen Anschauungen sogar mit der Moral, der Bemerkung zufolge, daß Zahlen nie lügen, daß sie dem Truge feindlich gesinnt sind, und demnach Wahrheit ihrer Familie eigenthümlich ist; ihre phantastischen Speculationen brachten sie sogar zu dem Schlusse, daß im Gränzenlosen oder Unendlichen Falschheit und Neid herrschen müssen. Aehnlich räsonnirend, schlossen sie, daß die Zahl eins nicht nur das Vollkommene, sondern auch das Unvollkommene in sich enthalte; daraus folgt, daß das Beste, Schönste und Wahrste nicht im Anfange liegt, sondern sich im Verlaufe der Zeit entwickelt. Sie hielten dafür, daß Alles, was wir wissen, Anfang, Mitte und Ende gehabt haben müsse, so daß Anfang und Ende die Gränzen oder Schranken bilden, die Mitte aber unbeschränkt ist und daher ad infinitum getheilt werden kann. Sie zerlegten demnach das körperliche Dasein in Punkte, was in dem Satze auseinandergesetzt wird, daß „Alles aus Punkten oder besondern Einern zusammengesetzt ist, die zusammengenommen eine Zahl bilden." Da ihre Vorstellungen vom Begränzenden, welches die äußersten Enden bildet, derartig beschaffen waren, so verstanden sie unter dem Unbegränzten den dazwischen liegenden Raum. Vermittelst dieser Zwischenräume gelangten sie zu einer Vorstellung vom Raume überhaupt, denn da die Einer oder Monaden, wie sie auch genannt wurden, nur geometrische Punkte sind, so konnte keine noch so große Anzahl derselben eine Linie bilden, aus der Vereinigung von Monaden und Zwischenräumen aber kann eine Linie, eine Fläche oder ein Körper entstehen. Den zwischen den Monaden vorhandenen Raum hielten Einige für einen bloßen Lufthauch, die Orthodoxen aber für etwas völlig Leeres, woraus man die eigentliche Bedeutung ihrer absurden Behauptung erkennt, daß alle Dinge durch ein Vacuum erzeugt werden. Da man nicht übersehen darf, daß die Monaden bloß mathematische Punkte sind und weder Ausdehnung noch Umfang besitzen, so enthalten Substanzen keine Materie und sind weiter nichts, als Formen.

Die Pythagoräer wandten diese Principien zur Erklärung des Ursprunges der Welt an, indem sie sagten, daß, da ihr Dasein selbst eine

Täuschung sei, sie auch keinen Ursprung der Zeit nach, sondern nur scheinbar nach menschlichem Bedünken haben könne. Die Zeit betrachteten sie als „nur durch Unterscheidung einer Reihe verschiedener Momente vorhanden, die jedoch durch die begränzenden Momente der Einheit aufs neue einverleibt werden." Die Verschiedenheit der in der Welt vorkommenden Beziehungen wurde ihrer Meinung nach durch das Band der Harmonie verursacht. Da die Elemente der Dinge weder ähnlich noch von gleicher Gattung sind, so können sie unmöglich anders geordnet werden, als durch das Eingreifen der Harmonie, in welcher Art dieselbe auch immer stattfinden möge. Aehnliche und gleichartige Dinge würden in der That keine Harmonie erfordern, unähnliche und unsymmetrische jedoch müssen nothwendig durch Harmonie zusammengehalten werden, wenn sie in einer Welt voll Ordnung neben einander bestehen sollen." In dieser Weise werfen sie die Vorstellungen von Zahl und Harmonie durch einander, indem sie die Welt nicht nur als eine einfache Verbindung von Gegensätzen, sondern auch als eine geordnete und harmonische Verbindung derselben betrachten. Daher legten sie besondern Zahlen außerordentliche Bedeutung bei, indem sie versicherten, daß „es sieben Saiten oder Harmonien, sieben Plejaden, sieben Vocale gebe und daß gewisse Theile der Thierkörper sich im Laufe von sieben Jahren verändern." Sie führten die Zahlenlehre bis ins Extrem durch, indem sie gewisse Zahlen als die Repräsentanten von Vögeln, Pferden, Menschen bezeichneten. Diese Lehre läßt sich durch Thatsachen, welche dem Chemiker geläufig sind, erläutern, der in gleicher Weise den Gegenständen bezeichnende Zahlen giebt.

Neuere Pythagoräismen in der Chemie.

Nimmt man Wasserstoffgas als Einheit an, so gehört 6 der Kohle, 8 dem Sauerstoff, 16 dem Schwefel an. Führt man diese Principien weiter aus, so giebt es keine Substanz, einfach oder zusammengesetzt, unorganisch oder organisch, die nicht durch eine bezeichnende Zahl vertreten wäre. Ja selbst urtypische Formen, wie die des Menschen oder sonstiger zusammengesetzter Bildung, können eine typische Zahl besitzen, welche die Summe der Zahlen ihrer Bestandtheile bildet. Es thut dabei nichts zur Sache, welche Auslegung man diesen Zahlen giebt, ob man sie als atomische Gewichte oder, die Vorstellung von Atomen ablehnend, als Repräsentanten der Kraft betrachtet. Wie in dieser alten, philosophischen Lehre, so ist auch in der heutigen Wissenschaft die Zahl unabänderlich mit dem Namen jedes beliebigen Dinges verknüpft.

Die große Richtschnur harmonischer Verhältnisse bei den Pythagoräern bildet die musikalische Octave. Physische Eigenschaften, wie Farbe und Ton, gehörten, wie man glaubte, der Oberfläche der Körper an. Sie zählten fünf Elemente — Erde, Luft, Feuer, Wasser und Aether, woran sie die Thatsache knüpften, daß der Mensch fünf Sinnesorgane besitzt.

Planeten zählten sie fünf, welche nebst Sonne, Mond und Erde ein jeglicher für sich in Zwischenräumen aufgestellt sind, welche durch ein musikalisches Gesetz bestimmt werden, und durch ihre Bewegungen im Raume Klänge, die sogenannte Harmonie der Sphären hervorbringen, welche wir nicht bemerken, weil wir sie beständig vernehmen. Die Sonne versetzen sie in das Centrum des Systems, um die sich nebst den übrigen Planeten die Erde dreht. Hier wird die geocentrische Lehre verlassen, und an ihre Stelle tritt die heliocentrische. Da der Kreis die vollkommenste aller Formen ist, so sind auch die Bewegungen der Planeten kreisförmig. Sie behaupteten, daß der Mond bewohnt und der Erde gleich sei, die Leute dort aber größer wären, als die Menschen in demselben Verhältnisse, wie die periodische Schwingung des Mondes größer, als die der Erde ist. Die Milchstraße war ihrer Erklärung gemäß durch den Fall eines Sternes verursacht oder vordem die Sonnenbahn gewesen. Sie versicherten, daß die Welt ewig, die Erde aber vorübergehend und dem Wechsel unterworfen sei, das Universum Kugel- oder Sphärengestalt besitze. Sie hielten dafür, daß die Seele des Menschen bloß ein Ausfluß der Weltseele sei und von außen her in den Körper gelange. Aus Träumen und Krankheitszufällen schlossen sie auf das Vorhandensein von guten und bösen Geistern. Sie nahmen an, daß Seelen ohne Körper existiren können, indem sie eine Art von Traumleben führten, und identificirten mit ihnen die Sonnenstäubchen. Ihre Heroen und Dämonen waren Seelen, welche noch nicht verkörpert waren oder aufgehört hatten, es zu sein. Die Lehre von der Seelenwanderung, die sie sich angeeignet hatten, stand in Verbindung mit solchen Ansichten und stellt, wenn sie auch nicht gerade die Verderbtheit der Seele in sich schließt, doch ihre Fortdauer nach dem Tode des Körpers auf; denn der seiner Hülle entledigte Geist verkörpert sich wieder, sobald er einen für ihn geeigneten Wohnsitz findet. Ihrem Leben nach dem Tode fügten die Pythagoräer die Lehre von Belohnungen und Strafen bei und in dieser Beziehung gilt, was von der einen Bußapparat bildenden, belebten Welt bei der Theologie Indiens und Aegyptens gesagt wurde, auch für die Pythagoräer.

Pythagoräische Physik und Psychologie.

Von ihrem politischen Systeme läßt sich heut zu Tage mit Sicherheit weiter nichts, als dir Thatsache behaupten, daß das Grundelement desselben die Aristokratie bildete, von der Richtschnur ihres Privatlebens nicht viel mehr, als daß es Mäßigung bei Allem, Pflege der Freundschaft, Heilighalten von Versprechungen und durch ascetische Uebungen geförderte Selbstverleugnung voraussetzte und empfahl. Es war Grundsatz bei ihnen, daß eine richtige Erziehung nicht nur von Wichtigkeit für den Einzelnen, sondern auch für die Interessen des Staates ist. Pythagoras zollte, wie bekannt, der Bestimmung von Ausdehnung und Schwere,

den Verhältnissen musikalischer Töne, der Astronomie und Medicin große Aufmerksamkeit. Seinen Schülern prägte er bei ihren Orgien oder geheimen Gottesdiensten ein, gymnastische Uebungen, Tanz und Musik zu treiben. Dem Grundsatze gemäß, den Menschen nur solche Kenntnisse, für deren Aufnahme sie tauglich sind, mitzutheilen, unterwies er diejenigen, welche weniger vorbereitet waren, nur in öffentlichen Lehren, die Geheimlehren für wenige Bevorzugte aufsparend, welche fünf Jahre lang in Stillschweigen verharrt und Demüthigungen erduldet hatten und durch Selbstverleugnung und Opfer gereinigt waren.

Die eleatische Philosophie.

Wir sind jetzt bei der Betrachtung der eleatischen Philosophie angelangt. Dieselbe unterscheidet sich von der vorhergehenden durch die Vernachlässigung materieller Dinge und die Hingabe an das Uebersinnliche. Ihren Namen führt sie von Elea, einer griechischen Colonialstadt Italiens; ihre Hauptstifter sind Xenophanes, Parmenides und Zeno.

Xenophanes repräsentirt einen großen Fortschritt in der Philosophie.

Xenophanes war von Geburt ein Jonier und scheint sich, nachdem er aus seinem Vaterlande verbannt war, zuletzt in Elea niedergelassen zu haben, nachdem er viele Jahre lang das Leben eines wandernden Rhapsodisten geführt hatte. Er gab seinen Lehren eine poetische Form zu dem Zwecke, sie leichter zu verbreiten. Unter der Menge machte er sich einen Namen durch sein Auftreten gegen Homer, Hesiod und andere volksthümliche Dichter, denen er Schuld gegeben hatte, den verächtlichen Polytheismus der damaligen Zeit zu befördern und den Begriff des Göttlichen durch die den Göttern beigelegten Unsittlichkeiten herabzuwürdigen. Er verkündete Gott als ein allmächtiges, von Ewigkeit her vorhandenes Wesen ohne die geringste Aehnlichkeit mit dem Menschen. Als strenger Monotheist verwarf er die Mehrheit der Götter als unbegreiflichen Irrthum, indem er behauptete, daß es vom Allmächtigen und Vollkommenen der Natur der Sache nach nicht mehr, als Einen geben könnte, denn wenn ihrer auch nur zwei wären, so könnte man jene Attribute nicht Einem von ihnen beilegen, viel weniger Mehren. Dieses eine Princip oder diese eine Macht war für ihn gleichbedeutend mit dem Universum, dessen Substanz, da sie von Ewigkeit her vorhanden gewesen, nothwendig eins mit Gott sein müsse, denn da es unmöglich sei, daß es zwei Allgegenwärtige gäbe, so sei es auch unmöglich, daß es zwei Ewige gäbe. Man kann daher wohl sagen, daß seine Vorstellungen einen orientalischen Anstrich haben, denn es würde kaum möglich sein, eine gedrungenere und klarere Darlegung des Pantheismus von Indien zu geben.

Er nähert sich indischen Vorstellungen.

Der Leser, welcher durch die Nichtigkeiten der ionischen Philosophie ermüdet worden ist und sich in die mystischen Irrgänge des Pythagoras verloren hat, kann nicht um=

hin, zu erkennen, daß wir es hier mit etwas ganz Anderem zu thun haben. Zu orientalischer Würde der Auffassung tritt eine außerordentliche Klarheit und Bestimmtheit des Gedankenganges hinzu.

Theologie des Xenophanes. Für Xenophanes ist alle Offenbarung reine Einbildung; die Entdeckung des Unsichtbaren kann allein durch die Vernunft des Menschen angestellt werden. Der gäng und gäbe Glauben, welcher der Gottheit Gefühle, Leidenschaften und Verbrechen von Menschen beilegt, ist gotteslästerlich und verflucht. Er legt die Gottlosigkeit derjenigen bloß, welche den Allerhöchsten unter menschlicher Form darstellen möchten; indem er ihnen erwiedert, daß wenn Ochse oder Löwe sich zum Begriffe der Gottheit erheben könnten, sie dieselbe mit demselben Rechte in ihre Gestalt kleiden könnten; daß der Neger sie mit platter Nase und schwarzem Antlitze, der Thracier mit blauen Augen und röthlicher Hautfarbe darstellt. „Es giebt nur Einen Gott; derselbe hat keine Aehnlichkeit mit menschlicher Leibesgestalt, noch sind seine Gedanken den unsrigen gleich." Er lehrte, daß Gott ohne Theile und sich durch und durch gleich ist, denn wenn er aus Theilen bestände, so würden die einen von den andern beherrscht werden und die anderen würden herrschen, was unmöglich ist, denn schon der Begriff Gottes schließt seine vollkommene Herrschergewalt in sich. Er muß durch und durch Vernunft, Verstand und Allmacht sein, „das Universum ungehindert durch Vernunft und Verstand regierend." Er stellte sich vor, daß der Höchste sinnlich wahrnimmt, nicht bloß denkt, sondern auch sieht und hört. Er stellt Gott symbolisch unter sphärischer Form dar, wie die Himmel, welche den Menschen und alle irdischen Dinge umschließen.

Seine physikalischen Ansichten. In seiner Naturphilosophie soll er vier Elemente, Erde, Luft, Feuer und Wasser, angenommen haben, obgleich von Einigen versichert wird, daß er durch fossile Fische, die er auf Berghöhen bemerkt habe, zu dem Glauben geführt worden sei, die Erde sei aus dem Wasser emporgestiegen und die Naturerscheinungen entsprängen aus den Verbindungen der Urelemente. Daraus schloß er ferner, daß alle Dinge nothwendig vorübergehend sein und daß die Menschen, ja die Erde selbst vergehen müssen. Letztere betrachtete er als eine ebene Fläche, deren untere Region sich unendlich weit abwärts erstrecke und so eine feste Grundlage bilde. Doch trug er seine physikalischen Ansichten unter an Skepticismus gränzenden Zweifeln vor. „Kein Sterblicher hat je oder wird je Gott und das Weltall völlig erkennen, denn da Irrthum so sehr über Alles verbreitet ist, so können wir unserer Sache selbst dann nicht gewiß sein, wenn wir das Wahre und Vollkommene treffen." Es erschien ihm hoffnungslos, daß der Mensch je die Wahrheit ermitteln könne, da ihm keine anderen Hülfsmittel, als unwahre Erscheinungen zu Gebote stünden.

Ich kann diesen dürftigen Bericht über Xenophanes, der ohne Zweifel einer der größten, griechischen Philosophen war, nicht beschließen ohne eine Anspielung auf seine Beschuldigung des Homer und anderer Dichter seines Vaterlandes, daß sie dazu beigetragen hätten, den Begriff der Gottheit in den Staub zu ziehen, desgleichen auf seinen Glauben an die menschliche Natur, seine Verwerfung des Grundsatzes, der Menge die Wahrheit zu verbergen, und seine Selbstaufopferung, womit er sie bei Gefahr von Freiheit und Leben überall verbreitete. Von Land zu Land wanderte er umher, dem Polytheismus die Stirn bietend und in Rhapsodien und Hymnen, der in damaliger Zeit vor allen andern dazu angelegten Form, die Wissenschaft am schnellsten zu verbreiten, Weisheit spendend.

Mehre seiner Gedanken kommen bei Newton wieder zum Vorschein.

Denjenigen, welche seine philosophischen Schlüsse zu schmälern geneigt sind, möge bemerkt werden, daß sie in einigen ihrer auffallendsten Züge in neueren Zeiten reproducirt worden sind und möchte ich ihnen ein Citat aus dem General-Scholion am Ende des dritten Buches der „Principia" von Newton vorhalten: „Der höchste Gott ist nothwendig vorhanden und vermöge derselben Nothwendigkeit ist er stets und überall vorhanden. Daher ist er sich durchweg gleich, ganz Auge, ganz Ohr, ganz Gehirn, ganz Arm, ganz Macht, gewahr zu werden, zu verstehen und zu handeln, aber in einer keineswegs menschlichen, keineswegs körperlichen Weise, in einer uns gänzlich unbekannten Weise. So wie ein Blinder keinen Begriff von Farben hat, so haben wir keinen Begriff von der Art und Weise, wie der allweise Gott Alles bemerkt und versteht. Er ist jedes Körpers und jeder Körperform völlig baar und kann daher weder gesehen, noch gehört, noch gefühlt, noch im entferntesten unter dem Sinnbilde körperlicher Dinge angebetet werden. Wir besitzen Vorstellungen von seinen Attributen; worin aber der wahre Gehalt irgend eines Dinges besteht, wissen wir nicht."

Dem eleatischen Systeme, welches so mit Xenophanes seinen Anfang nahm, ist die fortan in der griechischen Philosophie so sehr hervortretende, dialektische Phase zuzuschreiben. Sie verließ zum größten Theile die Ziele, welche die Jonier beschäftigt hatten — die Erforschung der sichtbaren Natur, die Erscheinungen materieller Dinge und die sie beherrschenden Gesetze, indem sie dergleichen für reine Täuschung hielt und sich dem hingab, was die einzig wahre Wissenschaft zu sein schien, nämlich der Erforschung des Seins und Gottes. Von den Eleaten wurden, da jeder Wechsel eine Unmöglichkeit zu sein schien, die Erscheinungen der Aufeinanderfolge, welche die Welt darstellte, als reine Täuschung betrachtet und sie behaupteten, daß Zeit, Bewegung und Raum Gaukelbilder der Einbildungskraft oder eitle Täuschungen der Sinne wären. Daher trennten sie die Vernunft von der Meinung, indem sie ersterer Wahr-

nehmungen von vollkommener Wahrheit, letzterer dagegen aus den Vorspiegelungen der Sinne entspringende Unvollkommenheiten zuschrieben.

Parmenides über Vernunft und Meinung.

Diesem Grundsatze gemäß theilte Parmenides sein Werk über die „Natur" in zwei Bücher ein, wovon ersteres über die Vernunft, das zweite über die Meinung handelte. Von der Natur des Seins, des Unerschaffenen und Unveränderlichen ausgehend, leugnete er durchaus die Vorstellung einer Zeitfolge, desgleichen von Raumverhältnissen und erklärte Wechsel und Bewegung, welcher Art sie auch sein mögen, für bloße Täuschungen der Meinung.

Die Philosophie wird Pantheismus.

Sein Pantheismus kommt in der Behauptung zum Vorschein, daß das All Gedanke und Verstand ist und dies bildet denn auch in der That den hervorragendsten Zug seiner Lehre, denn indem er Gedanken und Sein parallel neben einander stellte und sie durch die Vorstellung, daß der Gedanke um des Seins willen vorhanden sei, mit einander verknüpfte, zeigte er, daß sie nothwendig als Eins betrachtet werden müssen.

Mit so tiefen Betrachtungen beschäftigte sich das erste Buch des Gedichtes des Parmenides, im zweiten beschäftigt er sich mit der Meinung, die wie gesagt, ganz und gar von den Sinnen abhänge und daher unzuverlässig sei, ohne darum jedoch nothwendig gänzlich falsch sein zu müssen. Es ist aus den Ueberbleibseln seiner Werke kaum möglich, die Einzelheiten seiner Theorie wiederherzustellen oder seine Annäherung an die ionischen Lehren in der Annahme zwei entgegengesetzter Bestandtheile in der Natur — ätherischen Feuers und dichter Nacht — nachzuweisen, aus denen zu gleichen Theilen alle Dinge bestehen, indem Feuer das Wahre und Nacht das zur Erscheinung Kommende ist. Nach einer so wesenlosen und trügerischen Basis würde es sich nicht der Mühe verlohnen, selbst wenn wir die Mittel dazu in Händen hätten, eine Darlegung seines physikalischen Systems zu geben. In mancher Hinsicht artete es in tolle Einfälle aus, wie wenn er in den Mittelpunkt der Erscheinungswelt einen beherrschenden Dämon setzt. Auch brauchen wir uns nicht bei seiner ausschweifenden Reproduction der alten Lehre von Erschaffung der Thiere aus Schlammerde aufzuhalten, noch seiner Erklärung der menschlichen Natur zu folgen, die, da sie aus Licht und Finsterniß zusammengesetzt ist, an beiden Theil hat und nie die völlige Wahrheit zu ermitteln im Stande ist. Auf andern Wegen und auf viel weniger phantastische Annahmen gestützt, ist die heutige Philosophie endlich bei demselben melancholischen Schlusse angelangt.

Die Lehren des Parmenides durch Zeno weiter ausgeführt.

Die Lehren des Parmenides wurden durch Zeno, den Eleatiker, der sein Adoptivsohn gewesen sein soll, weiter ausgeführt. Er brachte die Methode auf, Irrthümer durch die reductio ad absurdum zu widerlegen.

Seine Werke waren in Prosa, nicht, wie die seiner Vorgänger, in Poesie abgefaßt. Wie es Parmenides Bestreben gewesen war, das Dasein des „Einen“ festzustellen, so war es das des Zeno, das Nichtvorhandensein „der Vielen“ festzustellen. Solchen Grundsätzen gemäß ging er von der Behauptung aus, daß nur Ein Ding wirklich existirt und daß alle andern bloße Modificationen oder Erscheinungen desselben sind. Er leugnete die Bewegung, gab aber das Erscheinen derselben zu, indem er sie als einen Namen betrachtete, welcher einer Reihe von Zuständen beigelegt werde, deren jeder nothwendig Ruhe ist. Dieses die Möglichkeit der Bewegung anstrebende Dogma hielt er durch vier Gründe aufrecht; der zweite derselben ist das berühmte Achilles-Räthsel, welches folgender Maßen lautet: „Angenommen, Achilles rennt zehn Mal so schnell, als eine Schildkröte, so kann Achilles, wenn die Schildkröte den Vorsprung hat, dieselbe doch nie einholen; denn wenn sie Anfangs durch einen Zwischenraum von tausend Fuß getrennt waren, so wird, wenn Achilles diese tausend Fuß gelaufen ist, die Schildkröte hundert zurückgelegt haben; hat Achilles diese hundert zurückgelegt, so wird die Schildkröte um zehn weitergekommen sein und so ins Unendliche fort, sodaß Achilles immerfort laufen kann, ohne die Schildkröte einzuholen.“ Solcher Art waren seine Gründe gegen das Vorhandensein der Bewegung. Sein Beweis von dem Dasein des Einen, des Untheilbaren und Unendlichen, läßt sich kurz so zusammenfassen: „Annehmen, daß das Eine theilbar ist, heißt annehmen, daß es endlich ist. Wenn theilbar, muß es unendlich theilbar sein. Angenommen aber, daß zwei Dinge existiren, so muß es nothwendig einen Zwischenraum zwischen beiden geben — Etwas, das sie trennt und begränzt. Was ist dieses Etwas? Es ist etwas Anderes. Nun aber muß auch dieses, wenn es nicht dasselbe ist, getrennt und begränzt werden und so weiter ad infinitum. So kann es nur Ein Ding als Grund aller mannichfaltigen Erscheinungen geben.“ Zeno liefert uns ein Beispiel von der Unzuverlässigkeit sinnlicher Wahrnehmungen in seiner Beweisführung gegen Protagoras. Dieselbe möge hier als Beleg seiner Methode angeführt werden: Er fragt, „ob ein Getraidekorn oder auch nur der zehntausendste Theil eines Samenkornes, wenn es zu Boden falle, Geräusch verursachen würde. Nachdem dies natürlich verneint ist, fragt er weiter, ob es denn ein Maß Getraide thun würde. Auf die Bejahung dieser Frage, frägt er weiter, ob das Maß nicht in einem bestimmten Verhältnisse zu dem einzelnen Korne stehe und da dies nicht zu leugnen ist, kann er schließen, entweder, daß ein Bund Getraide kein Geräusch beim Fallen verursacht oder aber, daß der kleinste Theil eines Kornes dasselbe thut.“

Und durch Melissus von Samos.

Den bereits angeführten, der eleatischen Schule angehörenden Namen kann noch der des Melissus von

Samos beigefügt werden, welcher seine Beweisführung gleichfalls auf die Natur des Seins gründete, indem er die Einheit, Unveränderlichkeit und Untheilbarkeit desselben nachwies. Er leugnete gleich den übrigen Anhängern dieser Schule jeden Wechsel und jede Bewegung und betrachtete sie als bloße Täuschungen der Sinne. Aus der Untheilbarkeit des Seins schloß er auf die Körperlosigkeit desselben und leugnete in Folge dessen jedes körperliche Dasein.

Lebensbeschreibung des Empedokles.

Das Verzeichniß eleatischer Philosophen wird zweifelhaft durch den Namen des Empedokles von Agrigent beschlossen, welcher an Sagenhaftigkeit fast mit Pythagoras wetteifert. Im Morgenlande erlernte er Medicin und Magie, sowie die Kunst, Wunder zu thun und Regen und Wind hervorzubringen. Er kleidet sich in priesterliche Gewänder mit goldenem Gürtel und goldener Krone, sich für einen Gott ausgebend. Manche haben behauptet, er sei nie gestorben, sondern, von überirdischer Glorie umflossen, gen Himmel gefahren, Andere, er habe sich in den Krater des Aetna gestürzt und könne, da die Art seines Todes unbekannt sei, noch immer für einen Gott gelten — eine Annahme, welche durch einen Ausbruch jenes Vulkans umgestoßen wurde, indem derselbe eine seiner metallenen Sandalen ausspie.

Nach Art der Schule, welcher er angehörte, faßte er die Vernunft ins Auge und mißtraute den Sinnen. Aus seinen Bruchstücken hat man abgenommen, daß er sich zur Führung der einen, wie der andern skeptisch verhalten, und sein Mißtrauen auf die Unvollkommenheit begründet habe, welche die Seele sich zugezogen hätte und derentwegen sie verurtheilt worden sei, in dieser Welt zu leben, ja aus einem Körper in den andern zu wandern. Sich der eleatischen Lehre anschließend, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werden kann, Feuer von Feuer, Liebe von Liebe, ist die Erkennung des Göttlichen durch die Menschen genügender Beweis dafür, daß das Göttliche vorhanden ist. Seine Urelemente waren vier — Erde, Luft, Feuer, Wasser; diesen fügte er noch zwei Grundbedingungen, Liebe und Haß, hinzu. Die vier Elemente betrachtete er als vier Götter oder göttliche, ewige Kräfte, da aus ihnen alle Dinge gemacht würden. Liebe betrachtete er als die schaffende, Haß als die zerstörende und umwandelnde Kraft.

Er mischt Mysticismus unter die Philosophie.

Offenbar artet das streng philosophische System des Xenophanes bei ihm in eine gemischte und mystische Anschauung aus, worin Physik, Metaphysik und Moral durcheinander geworfen werden und als nothwendige Folge eines solchen Zustandes wurden die Grundsätze der Wissenschaft verwirrt, woraus der Verdacht entsprang, daß alle philosophischen Systeme unzuverlässig wären, so daß sich bereits ein allgemeiner Skepticismus geltend zu machen anfing.

Hierauf zielten in nicht geringem Grade auch die Arbeiten des

Demokritus von Abdera hin. Er hatte die Vortheile, welche der Reichthum mit sich bringt, in der Aneignung von Kenntnissen genossen, denn es wird erzählt, daß sein Vater reich genug gewesen sei, den persischen König Xerxes zu bewirthen, welcher so befriedigt davon gewesen, daß er ihm mehre Magier und Chaldäer zurückgelassen habe, um die Erziehung des Jünglings zu vollenden. Nach seines Vaters Tode nahm Demokritus bei der Theilung der Güter mit seinen Brüdern als seinen Antheil das Geld hin und überließ jenen die Ländereien, um besser im Stande zu sein, sich Reisen zu widmen. Er ging nach Aegypten, Aethiopien, Persien und Indien, indem er aus allen diesen Quellen Kenntnisse sammelte.

Demokritus behauptet die Unzuverlässigkeit des Wissens.

Nach Demokritus „ist nichts wahr oder wenn ja, für uns nicht gewiß.“ Nichtsdestoweniger sind, da in seinem Systeme das Denken im Gefühl besteht und dieses nur ein Wechsel in dem fühlenden Wesen ist, „Gefühle nothwendig wahr“, aus welchem etwas dunkeln Passus hervorzugehen scheint, daß nach der Ansicht des Demokritus das Gefühl, obgleich subjectiv wahr, doch objectiv nicht wahr ist. Süß, bitter, heiß, kalt sind einfach Schöpfungen des Geistes, aber in den Außendingen, denen man sie beilegt, sind nur Raum und Atome vorhanden und unsre Meinung von den Eigenschaften solcher Dinge gründet sich auf Abbilder, welche von ihnen ausgehen und unseren Sinnen auffallen. So Gefühl und Gedanken mit einander verwechselnd und sie identificirend, schloß er außerdem die Betrachtung als nothwendig zu wahrer Erkenntniß mit ein, da das Gefühl an sich unzuverlässig sei. Obgleich uns demnach das Gefühl anzeigen kann, daß süß, bitter, heiß, kalt in Körpern vorkommen, lehrt uns die Betrachtung, daß dies durchaus Täuschung ist und in Wirklichkeit nur Raum und Atome vorhanden sind.

Indem er seine Aufmerksamkeit sodann der Frage der Wahrnehmung widmete — wie der Geist das Vorhandensein äußerer Dinge bemerkt — griff er zu der Annahme, daß dieselben fortwährend Bilder ihrer selbst von sich geben, welche sich durch die Luft, welche sie durcheilen, mit einander vereinen und durch die Poren in die Sinnesorgane der Seele eindringen. Daher sind solche Bilder, da sie nur eine oberflächliche Gestalt besitzen, nothwendig unvollkommen und unwahr und dasselbe muß denn auch die von ihnen mitgetheilte Erkenntniß sein. Demokritus verwarf das Eine Element der Eleaten, behauptend, daß es ihrer viele geben müsse, doch nahm er nicht die vier des Empedokles, noch seine Grundlagen von Haß und Liebe, noch auch die Homöomerien des Anaxagoras an. Ebenso leugnete er, daß die Urelemente irgend welche Gefühlseigenschaften besäßen.

Er führt die Atomentheorie ein.

Er stellte sich alle Dinge als aus unsichtbaren, ungreifbaren und untheilbaren Theilchen oder Atomen zusammengesetzt vor, welche vermittelst Veränderungen

in ihrer Zusammenstellung, Verbindung oder Lage Veranlassung zu Formverschiedenheiten geben; dem Atom legte er ein selbstständiges Dasein und ewige Dauer bei. Seine Lehre erklärt daher, wie es kommt, daß die Vielen aus dem Einen entstehen können und in dieser Hinsicht versöhnte er die anscheinenden Widersprüche der Jonier und Eleaten mit einander. Die Theorie der Chemie, wie sie heut zu Tage besteht, schließt seine Ansichten wesentlich in sich. Als das allgemeine, bildende Princip der Natur betrachtete er das Geschick oder Fatum, doch sind Anzeichen vorhanden, welche darauf hindeuten, daß er hiermit nichts Anderes meinte, als unumstößliche Gesetze.

Geschick, Fatum und unwiderstehliches Gesetz.

Ein so auf streng mathematische Betrachtungen gegründetes und als Ausgangspunkt den leeren Raum und Atome annehmendes System, von denen ersterer unthätig und leidenschaftslos ist, welches die Erschaffung neuer Dinge nur als neue Verbindungen zu einem Ganzen und den Verfall alter als Trennungen betrachtet, welches in zusammengesetzten Körpern specifische Anreihungen von Atomen erblickt, welches sich zu der Vorstellung zu erheben vermag, daß ein einziges Atom eine Welt für sich bildet — ein solches System kann sich um seiner Ergebnisse willen unserer Aufmerkkeit, sicherlich aber nicht unserem Beifalle empfehlen, wenn wir es zu Schlüssen ausgeführt finden, wie daß selbst mathematische Erkenntniß bloßer Schein, daß die Seele nur eine feingebildete, der gröberen Körpergestalt angepaßte Form ist, daß es selbst für den Verstand keine Möglichkeit einer Gewißheit giebt, daß dem Skepticismus bis zu einem solchen Grade Raum zu gestatten ist, zu zweifeln, ob, wenn ein Kegel in der Mitte durchgetheilt wird, seine beiden Oberflächen einander gleich sind, daß das Endresultat menschlichen Forschens in dem klaren Nachweise besteht, daß der Mensch nichts wissen und selbst wenn die Wahrheit sich in seinem Besitze befindet, dessen nie gewiß sein kann, daß die Welt ein täuschendes Phantasiegebilde ist und daß es keinen Gott giebt.

Wird zum Atheismus geführt.

Sagen über Demokritus.

Ich brauche wohl kaum die sagenhaften Geschichten zu erwähnen, welche von Demokritus erzählt werden, wie daß er sich mit einem Brennglase der Augen beraubt habe, um nicht mehr durch ihre falschen Angaben getäuscht zu werden und seine Vernunft desto ungehinderter zu gebrauchen — eine Erdichtung, welcher man sofort die verächtliche Anklage seiner Gegner ansehen kann, von der Beschränktheit späterer Zeiten jedoch als wirkliche Thatsache statt eines Sarkasmus aufgenommen wurde. In Betreff seiner Gewohnheit, das Wissen und die Thorheiten der Menschen beständig so zu verspotten, daß er allgemein den Beinamen des lachenden Philosophen erhielt, dürfen wir uns wohl die Meinung des großen Arztes Hippokrates aneignen, der, als er von den Einwohnern von Abdera angegangen wurde, ihn von seiner Verrückt-

heit zu heilen, und nachdem er sich lange mit ihm unterhalten hatte, sich von Bewunderung, ja von der tiefsten Verehrung für ihn durchdrungen erklärte und die, welche ihn gesandt hatten, mit der Bemerkung abwies, daß sie selbst die Verkehrtesten von Beiden wären.

Entstehung der Philosophie im europäischen Griechenland.

Bis hieher hatte das europäische Griechenland nur wenig in der Sache der Philosophie geleistet. Die Hauptschulen befanden sich in Kleinasien oder unter den griechischen Colonien Italiens. Aber die Zeit war herbeigekommen, wo das Mutterland eine hervorragende Laufbahn betreten sollte, allerdings wie man gestehen muß, mit einem höchst unvortheilhaften Beginn. Dies war keineswegs die einzige Gelegenheit, bei welcher sich die geistige Thätigkeit der griechischen Colonien in den Geschicken Europas fühlbar machte. Der Handelscharakter eines Volkes hat sich stets als anregend für geistige Thätigkeit und physische Abenteuer erwiesen; vorgeschriebene Meinungen stehen bei ihm nur in geringer Achtung, er führt die Dinge auf den thatsächlichen Werth, den sie zur Zeit besitzen, zurück. Wenn die griechischen Colonien so die wichtige Aufgabe erfüllten, die speculative Philosophie einzuführen und ihren Samen auszustreuen, werden wir sie fünfhundert Jahre später wieder mit einer ähnlichen Aufgabe bei dem Nahen jener Periode beschäftigt finden, wo die philosophische Speculation daran war, von dem religiösen Glauben ersetzt zu werden.

Handelsstaaten neuen Ideen günstig.

Denn es leidet keinen Zweifel, daß, menschlich gesprochen, die Ursache der reißend schnellen Verbreitung des Christenthums während der ersten Jahrhunderte in der außerordentlichen Verkehrserleichterung lag, welche zwischen den ringsum die Küsten des Mittelländischen Meeres her zerstreuten Ansiedelungen von den levantischen bis zu den französischen und spanischen Häfen stattfand. Ein unaufhörlicher Handel und Wandel wurde während der fünf Jahrhunderte vor Christo von ihnen aufrecht erhalten; unter römischem Einflusse ward derselbe immer reger und nahm an politischer Bedeutung zu. Ein solcher Zustand der Dinge ist im höchsten Grade fördernd für die Verbreitung von Gedanken, ja durch die beständige Anregung, welche sie geistiger Thätigkeit bietet, selbst für ihr Entstehen. In dieser Beziehung liefern Handelsstaaten einen auffallenden Gegensatz zu Ackerbau treibenden Staaten. Mit ihrer Hülfe wurde die speculative Philosophie, wie später das Christenthum rasch überall hin verbreitet. Der Landmann aber blieb mit merkwürdiger Beschränktheit fest an den Ueberlieferungen und polytheistischen Abgeschmacktheiten seiner Vorfahren hangen, bis die Bezeichnung Paganismus*), welchen ihr System trägt,

---

*) Der englische Ausdruck, dem lateinischen paganus, Bauer — Heide entlehnt. Anm. d. Uebersetzers.

demselben als Spottnamen, von ihnen selbst hergenommen, beigelegt wurde.

Philosophischer Einfluß der griechischen Colonien.

Der geistige Zustand der griechischen Colonien in Italien und Sicilien hat die Aufmerksamkeit der Kritiker nicht in gebührendem Grade auf sich gezogen. Denn obgleich ihre politischen Resultate demjenigen, dessen Aufmerksamkeit nur durch materielle Vergrößerungen gefesselt wird, durch die spätere Macht der römischen Republik völlig in Schatten gestellt erscheinen mag, so kann es Jemanden, der die Dinge von einem allgemeinern Gesichtspunkte aus betrachtet, eine ganz wahrscheinliche Frage dünken, ob die in jenen Städten gepflegte Philosophie nicht im Laufe der Zeiten ebenso gediegene und dauerhafte Ergebnisse zu Tage gefördert hat, als die kriegerischen Thaten der Ewigen Stadt. Die Beziehungen der italienischen Halbinsel zu dem Laufe der europäischen Civilisation sind in drei Epochen einzutheilen, deren erste der in den südlichen, griechischen Städten entstandenen Philosophie entspricht und die längst vorher in den vorgerückten Systemen Indiens erreichte Höhe erlangt haben würde, wenn sie nicht durch die schnelle Entwickelung der römischen Macht daran gehindert worden wäre; die zweite stellt den militärischen Einfluß des republikanischen und kaiserlichen Roms dar; der dritten gehört das Wirken des geistlichen Roms an; zur Hervorbringnng des letztern vereinigen sich, wie wir später sehen werden, die beiden vorhergehenden. Daher ist der italienische Einfluß auf das Ganze ein philosophischer, materieller und gemischter gewesen. Es gebricht uns noch sehr an einer Geschichte des ersteren, zu deren Abfassung dem emsigen und einsichtsvollen Forscher ohne Zweifel noch viele Thatsachen zu verarbeiten übrig bleiben.

Ursprung des griechischen Colonialsystems.

Griechenland war seiner geringen Ausdehnung und seiner zahlreichen Bevölkerung halber genöhigt, Colonien zu gründen. Zu diesen Beweggründen kamen innere Zwistigkeiten und namentlich die Folgen ungleicher Heiraten hinzu. Diese Colonien und ihre Zweige wurden so zahlreich, daß griechischer Einfluß sämmtliche mittelländische Küsten und viele der wichtigsten Inseln durchdrang, da namentlich letztern ihres angenommenen, strategischen Werthes halber besondere Aufmerksamkeit gezollt wurde; so lag der Meinung Alexanders des Großen nach die Herrschaft des Mittelländischen Meeres im Besitze von Cypern. Die griechischen Colonisten waren Flibustier; wo sie sich niederließen, bemächtigten sie sich gewaltsam der Weiber; ihre Kinder aber lehrten sie die Sprache der Väter, wie dies in neueren Zeiten mit den Abkömmlingen der Spanier in Amerika der Fall gewesen ist. Der Reichthum mancher von diesen griechischen Colonialstädten soll fabelhaft gewesen sein. Kroton hatte mehr als zwölf Meilen im Umfang und Sybaris, eine andere italienische Stadt, war so üppig und ausschweifend,

daß sie sogar zu einem Sprüchwort Veranlassung gab. Das Aufblühen dieser Plätze rührte von zwei Ursachen her; sie waren nicht nur die Mittelpunkte großer Ackerbaudistricte, sondern trieben auch nach allen Richtungen hin einen regen Handel, indem ihnen die dichte Bevölkerung des Mutterlandes einen steten und vortheilhaften Markt darbot; ebenso unterhielten sie mit allen mittelländischen Städten einen rührigen Verkehr, sodaß sie z. B. Athen mit Korn, Karthago mit Oel versahen. In den mit diesem Colonialsystem in Verbindung stehenden griechischen Städten, namentlich in Athen, wurden Schiffsbau und Schifffahrt in so ausgedehntem Maßstabe betrieben, daß das öffentliche Leben dadurch einen besondern Charakter erhielt. In andern Theilen Griechenlands, wie in Sparta, verhielt es sich ganz und gar anders. In diesem Staate hatten die Gesetze des Lykurgus das Privateigenthum abgeschafft, Alles galt gemeinschaftlich; es war das Leben von Wilden, in ein System gebracht, daher es dort auch nichts zu handeln gab. In Athen dagegen stand der Handel, weit entfernt, für unehrenhaft zu gelten, in Ansehen, sodaß mehre der berühmtesten Männer, deren Namen als Philosophen auf die Nachwelt gekommen sind, kaufmännische Geschäfte betrieben. Aristoteles hielt einen Droguistenladen in Athen, Plato verkaufte Oel in Aegypten.

Karthaginiensische Oberherrschaft auf dem Mittelländischen Meere.

Es war Athens Absicht, wenn ihm die Eroberung Siciliens gelungen wäre, einen Angriff auf Karthago zu machen, vorhersehend, daß darin die Beherrschung des Mittelländischen Meeres lag, wie dies denn später durch Rom thatsächlich ausgeführt wurde. Die Zerstörung jener Stadt bildete den Wendepunkt zum Aufschwunge in der Geschichte dieser großen Republik. Karthago stand auf einer fünfundvierzig Meilen im Umkreis haltenden Halbinsel mit einer nur drei Meilen breiten Landzunge. Sein Gebietsumfang ist auf eine Küstenlinie von nicht weniger, als 1400 Meilen mit dreihundert Städten geschätzt worden; auch hatte es Besitzungen in Spanien, Sicilien und andern Mittelmeer-Inseln, die es nicht durch Eroberung sondern durch Colonisation erworben hatte. In den Silberminen Spaniens beschäftigte es nicht weniger als vierzigtausend Menschen. In dieser Hinsicht wurde es durch die Grundsätze seiner phönizischen Vorfahren geleitet, denn die Tyrer hatten Colonien Niederlagen halber angelegt uud besaßen vierzig Stationen dieser Art im Mittelländischen Meere. Karthago selbst war auf diese Weise entstanden und verdankte seine Entwickelung der Stellung, welche es am Verbindungspunkte des östlichen und westlichen Beckens einnahm. Die karthaginiensischen Kaufleute luden nicht für fremde Rechnung, sondern handelten mit ihren eigenen Waaren. Dies zog ein ausgedehntes System von Zoll- und Waarenhäusern nach sich. Sie kannten bereits viele Erfindungen des neuen Handels, wie

Versicherungen, Bodmereibriefe und Ledergeld, das, wie man glaubt, nach Art unserer Banknoten beschaffen gewesen sein soll.

Versuche der Perser, die Herrschaft auf dem Mittelländischen Meere an sich zu reißen.

Im vorhergehenden Kapitel haben wir von den Angriffen der Asiaten auf Aegypten und die Südküste des Mittelländischen Meeres gesprochen; wir haben uns nun zu den Operationen derselben an der Nordküste zu wenden, deren Folgen von höchstem Interesse in der Geschichte der Philosophie sind. Es scheint, daß die Städte Kleinasiens nach ihrem Kampfe mit den lydischen Königen der persischen Macht als eine leichte Beute zugefallen waren. Es blieb jener Macht daher nur noch übrig, auf den europäischen Continent überzusetzen. Ein Vorwand ist leicht zu finden, wo die einzuschlagende Politik so klar vor Augen liegt. Was den innern Zustand Griechenlands betrifft, so konnte für einen Eroberer nichts verlockender sein. Es schien kein Band der Vereinigung zwischen den verschiedenen Städten geknüpft zu sein und die hervorragenderen konnten als in einem Zustande chronischer Revolution befindlich betrachtet werden. In Athen waren seit 622 v. Ch. Solons Gesetze an Stelle der des Drako getreten und immer wieder hatte die Herrschaft ein Abenteurer nach dem andern gewaltsam an sich gerissen oder durch Intriguen erlangt. Unter

Kampf zwischen ihnen und den Griechen.

solchen Umständen setzte der persische König ein Heer nach Europa über. Die kriegerischen Ereignisse sowohl dieses, wie des folgenden Zuges unter Xerxes sind mehr als genügend durch die glänzende Einbildungskraft der feurigen Griechen verherrlicht worden. Doch war es unnöthig, Märchen zu ersinnen, wie, daß eine Million Menschen nach Europa übergeschifft worden sei oder daß zwei mal hunderttausend Mann in der Schlacht bei Platäa geblieben wären. Gäbe

Der funfzigjährige Krieg und schließliche Oberherrschaft Athens

es auch nicht so unbiegsame Thatsachen, wie die Einnahme und Plünderung Athens, so würde doch der Umstand, daß diese Kriege funfzig Jahre lang dauerten, genügen, um zu beweisen, daß sich der Vortheil nicht immer auf einer Seite befand. Kriege dauern nicht so lange, ohne beiden Parteien Unglück, wie Ruhm einzubringen und wären diese so überwältigend und vernichtend gewesen, wie klassische Schriftsteller angenommen haben, so könnte es wohl überraschen, daß die persischen Annalen so wenig davon zu erzählen wissen. Griechenland merkte nicht, daß, wenn die Nachwelt seine Berichte als wahr aufnehmen sollte, die Palme des Ruhms Persien zufallen müßte, das mit unerschütterlicher Ausdauer Angriffe fortsetzen konnte, welche durch beispiellose Niederlagen bezeichnet waren. Es merkte nicht, daß die Geschichtsbücher einer Nation glänzender dadurch werden, daß sie von einem Muthe zeugen, welcher es ein halbes Jahrhundert lang mit fortwährendem Mißgeschicke aufnehmen und endlich aus der Niederlage den Sieg davontragen konnte. In Verfolgung ihrer Politik dehnten die

Perser ihre Herrschaft bis zu Cyrene und Barka im Süden, bis zu Thracien und Macedonien im Norden aus. Die Perserkriege gaben Veranlassung zu jener wunderbaren Entwickelung der griechischen Kunst, welche mit so großem Rechte die Bewunderung späterer Jahrhunderte auf sich gezogen hat. Es ist eine ganz wahre Behauptung, daß die Griechen nach jenen Kriegen in der Sculptur lebendige Menschengestalten hervorzubringen vermochten. Von Seiten der Perser waren diese kriegerischen Unternehmungen nicht so niedriger Art, wie gewöhnlich im Alterthume, sondern es lag in ihnen die Ausführung einer mit großem Geschick angefaßten Politik, deren Ziel darin bestand, Länder zu erlangen, um sie zu Tributzahlungen zu verpflichten und nicht sie zu verwüsten. Der große Kritiker Niebuhr, dessen Anschauungen mich bei den über diese Ereignisse zu erkennen gegebenen Ansichten leiten, giebt zu, daß die griechischen Berichte bei genauerer Prüfung wenig überhaupt Mögliches enthalten. Das persische Reich scheint ganz und gar nicht gelitten zu haben und Plato, dessen Meinung doch wohl bedeutendes Gewicht für uns haben muß, sagt, daß die Perserkriege im Ganzen ein wenig ehrenvolles Licht auf die Griechen werfen. Es wurde behauptet, daß nur einunddreißig, zum größten Theil kleine Städte Griechenland treu blieben. Verrath an demselben scheint lange Jahre hindurch alle seine tüchtigsten Männer angesteckt zu haben. Nicht bloß Pausanias war es, der gern König unter persischer Oberhoheit gewesen wäre. Ein solcher Satrap würde etwa in demselben Verhältnisse zum großen Könige gestanden haben, wie der heutige Pascha zum Großherrn. Doch muß man jenen übrigens tüchtigen Männern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Griechenland verlangte im Grunde einen König, hätte es sich damals einen solchen zu verschaffen gewußt, der stark genug gewesen wäre, seine streitenden Interessen im Zaume zu halten, es würde zum Herrn der Welt geworden sein. Dies war es, was seinen leitenden Staatsmännern einleuchtete.

Die Folge davon ist der ungeheure intellectuelle Fortschritt desselben.

Der erhebende Eindruck der Perserkriege machte sich hauptsächlich in Athen fühlbar. Dort fand jene großartige Entwickelung reiner Kunst, Literatur und Wissenschaft Statt. Sparta blieb barbarisch, wie es immer gewesen war, indem die Spartaner als Räuber und Betrüger ihr Wesen forttrieben und in ihrem nationalen Leben nicht Einen lobenswerthen Zug zeigten. Die

Sein Fortschritt in der Kunst.

mechanische Kunst erlangte ihre Vollendung zu Korinth, ächte Kunst zu Athen, indem es eine Menge nicht nur wahrer, sondern auch neuer Ausdrücke für dieselbe fand. Vor Perikles war der einzige, architektonische Styl der dorische; sein Zeitalter ward zugleich das vollendeter Schönheit. Ebenso wurde es das Zeitalter der Denkfreiheit und des Abfalles vom nationalen Glauben. In dieser Beziehung ist die Geschichte des Perikles und der Aspasia sehr bezeichnend.

8*

Auch war seine Zeit die großartige Zeit der Redekunst, einer Redekunst aber, welche Täuschung zum Zweck hatte, indem die demokratischen Formen Athens durchaus trügerisch waren und die Macht stets in den Händen einiger weniger Männer lag, welche an der Spitze standen und Alles besorgten. Das wahre, volksthümliche Gefühl konnte, wie es fast immer unter jenen alten, republikanischen Einrichtungen der Fall war, für sich selbst weder Mittel noch Wege zum Ausdrucke finden. Die großen Männer waren nur zu geneigt, ihre Mitbürger als einen Pöbelhaufen, als bloße Dinge, die sie zum Ränkespiel wider einander benutzten, Herrschaft und sinnliche Lust als Zweck des Lebens, Liebe, Aufopferung und Hingebung als Träumereien, Eide gut als Mittel zum Hintergehen zu betrachten.

Obgleich die Staatskunst zur Zeit der Perserkriege noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß es unter den griechischen Führern solche gab, welche die Ursachen des asiatischen Angriffes klar verstanden und daher wurden mit dem Instinkte der Selbsterhaltung fortwährend Bündnisse mit Aegypten unterhalten.

Der Vertrag mit Persien. Als ihre Tapferkeit und Ausdauer den Griechen einen siegreichen Ausgang des Krieges verliehen hatte, zeigen die in dem Friedensschlusse enthaltenen Artikel deutlich die Beweggründe und die Auffassungen beider Parteien an. Kein persisches Fahrzeug sollte zwischen den Cyanischen Felsen und den Chelidonischen Inseln erscheinen, kein persisches Heer sich bis auf drei Tagereisen dem Mittelländischen Meere nähern dürfen, 449 v. Ch.

Athen selbst hatte der Krieg die politische Obergewalt verschafft. Man braucht nur seinen Zustand funfzig Jahre nach der Schlacht bei Platäa ins Auge zu fassen. Es war Herrin über mehr als tausend Meilen Küstenfläche von Kleinasien, es hielt mehr als vierzig Inseln in Unterwürfigkeit, es beherrschte die Straßen zwischen Europa und Asien, seine Flotten bestrichen ungehindert das Mittelländische und Schwarze Meer; es hatte das Handelsmonopol aller umliegenden Länder an sich gerissen, seine Waarenlager waren mit den werthvollsten Handelsgegenständen angefüllt. Aus der Asche des persischen Brandes war es so überaus herrlich auferstanden, daß seine Tempel, seine Statuen, seine Kunstwerke in ihrer vollendeten Schönheit seitdem Ihresgleichen nicht in der Welt gehabt haben.

Es wird der Mittelpunkt der Politik und Philosophie. Sein intellectuelles Uebergewicht kam seinem politischen gleich. In ihm liefen wie in einem Brennpunkte die Lichtstrahlen aus allen Richtungen zusammen. Die Philosophen Italiens und Kleinasiens lenkten demselben, als dem anerkannten Mittelpunkte geistiger Thätigkeit ihre Schritte zu. Was Aegypten betraf, so war, seit es durch persische Waffen verwüstet worden, ein völliger Ruin über dasselbe hereingebrochen. Doch darf man daraus nicht schließen, daß die Perser, obgleich sie die älteste Civilisation

des Erdbodens mit Füßen getreten hatten, als Herrscher der Wissenschaft feind oder als Könige erbarmungslos gewesen wären. Man darf nicht vergessen, daß die Griechen Kleinasiens mit ihrer Regierung zufrieden waren oder es jedenfalls vorzogen, ihre Unterthanen zu bleiben, als dauernde politische Verbindungen mit den erobernden Griechen Europas anzuknüpfen.

Bei diesem Zustande politischer Größe ward Athen nicht nur die Geburtsstätte neuer und schöner Erzeugnisse der Kunst, die sich auf eine richtigere Würdigung des Wahren gründeten, als sie bisher in irgend einem früheren Zeitalter der Welt erreicht und, wie man wohl hinzufügen darf, nie wieder übertroffen worden ist, wenn sie seitdem überhaupt nur ihres Gleichen gehabt hat, sondern es wurde auch die Stätte für jegliche philosophische Meinung, mochte sie neu oder alt sein. Ionisches, Italienisches, Aegyptisches und Persisches, Alles ward dorthin gebracht und mit einander verglichen. In der That, seine philosophische Berühmtheit hat Griechenland ganz allein Athen zu verdanken. Der Rest des Landes hatte nur wenig Antheil an der Pflege der Wissenschaft. Es ist ein allgemein verbreiteter Irrthum, daß Griechenland als Ganzes ein gelehrtes Land gewesen sei.

Zustand der Philosophie in diesem Augenblicke.

Wir haben bereits gesehen, wie das Suchen einzelner Forscher sie von Punkt zu Punkt weiter führend, in vielen Fällen den Verdacht der Unzulänglichkeit menschlichen Wissens in ihnen erweckt hatte und wenn man die Ergebnisse, welche von den sich einander folgenden philosophischen Schulen erreicht wurden, betrachtet, so kann uns die Bemerkung nicht entgehen, daß eine allgemeine Neigung zum Skepticismus vorhanden war. Wir haben gesehen, wie von den materiellen und greifbaren Anfängen der Ionier die Eleaten uns nicht nur bei rathlosem Atheismus, sondern auch beim Unglauben an das Dasein der Welt absetzen. Und obgleich man sagen kann, daß dies nur die vereinzelten Resultate besonderer Schulen waren, so darf man doch nicht vergessen, daß diese Schulen zu den am weitesten vorgeschrittenen gehörten. Jetzt war die Zeit gekommen, wo der Name eines Meisters sich nicht mehr, wie es bisher der Fall gewesen war, den Platz, welcher der Vernunft gehörte, anmaßen konnte, wo jene Endresultate der verschiedenen philosophischen Methoden zusammengestellt, eine Kritik höherer Art herbeigeführt und Schlüsse einer höheren Ordnung gezogen wurden.

Beginn der höheren Analyse.

So wird es stets mit aller menschlichen Forschung gehen. Die philosophischen Grundelemente, welche den Ausgangspunkt bilden, werden erst vom Einen, dann vom Andern geprüft, indem Jeder seine besondern Schlüsse und Folgerungen daraus ableitet und Jeder fest an die Wahrheit seiner Schlüsse glaubt. Jeder Analytiker hat die Sache von einem besondern Standpunkte aus

betrachtet, ohne sich um die Mißklänge, Widersprüche und Unverträglichkeiten zu kümmern, welche augenscheinlich genug sind, wenn er seine Schlüsse mit denen anderer Analytiker, welche ihm an Geschicklichkeit nichts nachgeben, vergleicht. Im Laufe der Zeit kann es nicht fehlen, daß neue Schulen von Forschern auftauchen, welche die Ergebnisse, bei welchen ihre Vorgänger durch eine Prüfung der Grundelemente angelangt sind, einer abermaligen Vergleichung unterwerfen — einer Vergleichung von Resultaten mit Resultaten, einer Vergleichung höherer Art, die mit größerer Wahrscheinlichkeit zur völligen Wahrheit führt.

Erklärung derselben aus der spätern römischen Geschichte.

Was ich unter dieser zweiten und höheren Analyse philosophischer Fragen verstehe, kann ich wohl nicht besser veranschaulichen, als indem ich es durch Anführung dessen, was später in Rom durch seine Politik allgemeiner, religiöser Duldung hervorgerufen wurde, erläutere. Den Priestern und Anhängern jedes Gottes und jedes Glaubens wurde gestattet, unbelästigt ihren besondern, gottesdienstlichen Formen nachzuhängen. Es läßt sich annehmen, daß es fast alle mit ihrer Anhänglichkeit an ihre besondere Gottheit aufrichtig meinten und, wenn sich die Gelegenheit dazu geboten hätte, Gründe für den Vorrang und die Wahrheit ihrer Lehren vorzubringen im Stande gewesen sein würden, auf die sich nichts hätte erwidern lassen. Doch ist es einleuchtend, daß durch Berührung dieser verschiedenen Ursysteme mit einander eine Vergleichung zweiter und höherer Ordnung, die sich mit weit größerer Wahrscheinlichkeit vollständiger Wahrheit näherte, stattfinden mußte. Es ist allbekannt, daß das durchgängige Resultat dieser zweiten Prüfung die philosophische Verwerfung des Polytheismus war.

Die Sophisten.

Das Ergebniß der zweiten Prüfung philosophischer Systeme und Schlüsse lief demnach in Athen auf Skepticismus rücksichtlich aller und auf das Entstehen einer neuen Art von Menschen — der Sophisten — hinaus, welche nicht nur die Triftigkeit sämmtlicher früheren philosophischen Methoden verwarfen, sondern ihren Unglauben zu einem Grade steigerten, der offenbar nicht durch die Umstände des Falles gerechtfertigt war, indem sie nicht nur bestritten, daß die menschliche Vernunft bisher das Geringste festzustellen vermocht habe, sondern indem sie sogar behaupteten, daß sie schon ihrer Natur nach, als abhängig von der menschlichen Organisation oder von der Lage, unter welcher sie wirke, unfähig sei, überhaupt die Wahrheit zu bestimmen, ja daß sie, auch wenn sie sich wirklich im Besitze der Wahrheit befände, dies nicht einmal wissen könne, da ihr keine Merkmale gegeben wären, dies zu erkennen. Aus diesen Grundsätzen folgt, daß, da man keinen Maßstab für das Wahre besitzt, man auch keinen Maßstab für das Gute haben kann und daß unsere Begriffe von dem, was gut und was böse ist, einzig und allein durch Erziehung oder durch Uebereinkommen gebildet werden oder, um uns der von den

Sophisten aufgebrachten Phrase zu bedienen, „daß Macht es ist, die das Recht macht.“ Hieraus ersieht man, daß Recht und Unrecht nur von der menschlichen Gesellschaft geschaffene Einbildungen sind, da sie kein ewiges oder absolutes Dasein in der Natur besitzen. Der Wille eines Monarchen oder die Mehrheit in einem Staate erklärt; was als Gesetz gelten soll; das Gesetz bestimmt, was Recht und was Unrecht ist; daher sind sie, statt wirklich vorhanden zu sein, bloße Täuschungen, welche ihr Entstehen der Ausübung der Gewalt verdanken. Die Macht ist es, welche bestimmt und vorgezeichnet hat, was Recht ist. Daraus folgt weiter, daß es thöricht ist, sich durch die Mahnungen des Gewissens beirren oder beunruhigen zu lassen, denn das Gewissen ist, statt etwas Wirklichem, eingebildete Täuschung oder verdankt seinen Ursprung im besten Falle der Erziehung oder den gesellschaftlichen Zuständen. Daher wird es den Weisen wenig kümmern, was verdienstliche Handlungen, was Verbrechen sind, da er einsieht, daß das Eine innerlich weder besser, noch schlechter, als das Andere ist; doch wird er sich sorgfältig um seine äußeren Beziehungen — seine Stellung in der Gesellschaft kümmern, indem er seine Handlungen jener Richtschnur gemäß einrichtet, welche die Menschen in ihrer Weisheit oder Thorheit, aber in Ausübung ihrer Macht als dasjenige erklärt haben, was als Recht betrachtet werden soll. Oder wenn die Gelegenheit der Art ist, daß es in seinem Interesse liegt, von der gesellschaftlichen Regel abzuweichen, so thue er es im Geheimen oder noch besser, er pflege die Redekunst, jene edle Kunst, durch die man Unrecht zum Recht stempeln und, hat man ein Verbrechen begangen, die Gesellschaft so irre leiten kann, daß sie zu dem Glauben verlockt wird, man sei aller Ehre and alles Lobes würdig, wodurch man zu beweisen im Stande ist, daß sich unser Feind, welcher vielleicht eine wirklich verdienstvolle That vollbracht, eines Verbrechens schuldig gemacht habe. Von solchen Gesinnungen beseelt, zogen die Sophisten von Ort zu Ort, indem sie sich gegen eine Summe Geldes erboten, die Kenntniß der Redekunst zu verkaufen und ihre Dienste namentlich der Belehrung von Jünglingen aus reichen und vornehmen Familien widmeten.

Sie verwerfen die Philosophie, ja selbst die Moral.

Was soll man zu einem solchen System und zu einem solchen Zustand der Dinge sagen? Einfach, daß es eine vollständige geistige und sociale Zerrüttung anzeigte — geistige Zerrüttung, denn die Grundlagen des Wissens wurden untergraben, indem der Mensch sich einredete, daß ihm seine Vernunft nicht als Führer dienen könne — sociale Zerrüttung, denn Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Gewissen, Gesetz und Gott, lehrte man ihn, seien eingebildete Täuschungen, harmlos sei es, Sünden zu begehen, weniger harmlos allerdings, jedenfalls aber eine Thorheit, sich dabei ertappen zu lassen, vortrefflich, sein Vaterland an den Perserkönig zu verkaufen, vorausgesetzt, daß die Summe Geldes, welche man dafür empfange,

groß genug sei und daß die Verhandlungen so geheim gepflogen würden, daß davon nichts in die Oeffentlichkeit, namentlich aber zu den Ohren seiner Feinde gelange. Man möge nie vergessen, daß Patriotismus die vornehmste Täuschung eines Einfaltspinsels und die letzte Zuflucht eines Schurken sei.

Dies waren die Ergebnisse des ersten Versuches, die verschiedenen Philosophien zu verbessern, indem man sie dem Maßstabe einer allgemeineren Philosophie unterwarf, dies die Art, wie sie, statt nur ihre Ausschließlichkeit und ihre Unvollkommenheiten durch die Berührung mit andern abzustreifen, von ihrem eigentlichen Gegenstande losgerissen und dem Zwecke der Täuschung dienstbar gemacht wurden. Aber nicht nur die Wissenschaft wurde davon berührt, es ließen sich auch bereits Vorboten jener Ueberzeugung erkennen, welche viele Jahrhunderte später die schließliche Zerstörung des Polytheismus in Rom zur Folge hatte; in Athen wurde

*Sie verwerfen die nationale Religion.*

bereits die Stimme von Philosophen laut, daß es bei so vielen Göttern und so vielen verschiedenen Arten religiöser Anbetung ein Ding der Unmöglichkeit sei, das Wahre zu ermitteln. Bereits wurden Viele, selbst unter den Gebildeten, durch die düstere Ahnung niedergebeugt, daß, wenn es je der Wille des Himmels gewesen wäre, der Welt eine Glaubensform zu offenbaren, diese Offenbarung in Anbetracht ihres Ursprunges mit solcher Macht hätte hereinbrechen müssen, daß sie jeden Widerstand zu Boden geworfen hätte, und daß, wenn es auch nur zwei gleichzeitig und mit Erfolg neben einander bestehende Religionsformen gäbe, dieser Umstand an sich schon verrathen würde, daß keine von beiden wahr sei und daß nie eine Offenbarung von einem all-

*Verbreitung ihrer Meinungen unter den höchsten Klassen.*

weisen und allmächtigen Gott stattgefunden habe. Und solcher Unglauben wurde nicht bloß unter denkenden Menschen gehegt, auch die leitenden Staatsmänner und Politiker waren in hohem Grade davon angesteckt. Nicht bloß Anaxagoras wurde des Atheismus überführt; dieselbe Beschuldigung ward auch gegen Perikles, das Haupt der Republik, erhoben — den Mann, welcher im praktischen Leben ohne Zweifel der Erste seiner Zeit war. Mit Mühe gelang es ihm, vermittelst welcher Einflüsse, möge dahin gestellt bleiben, das Leben des schuldigen Philosophen, seines Freundes, zu retten; in der öffentlichen Meinung galt er als Theilnehmer seines Verbrechens. Wenn so die Grundlagen der Philosophie und der Religion untergraben waren, so erfuhren die Grundlagen des Gesetzes kein besseres Schicksal. Die Sophisten, welche in der ganzen Welt umherwanderten, sahen, daß jede Nation ihre eigenen Vorstellungen von Schuld und Verdienst und daher ihr eigenes Rechtssystem hatte, daß es selbst in den verschiedenen Städten entgegengesetzte Auffassungen von Recht und Unrecht und daher entgegengesetzte Gesetzbücher gab. Es ist klar, daß sie bei sol-

chen Untersuchungen dieselben Grundsätze anwandten, welche sie bei ihrer Analyse der Philosophie und der Religion geleitet hatten und daß das Ergebniß kein anderes sein konnte, als es war, nämlich sie zu dem Schlusse zu führen, daß es nichts Absolutes auf dem Gebiete der Gerechtigkeit und des Gesetzes gebe. Bei welch einem abschreckenden Zustande aber ist die menschliche Gesellschaft angelangt, wenn es ihr feststeht, daß es keine Wahrheit, keine Religion, keine Gerechtigkeit, keine Tugend in der Welt giebt, daß der einzige Gegenstand menschlicher Thätigkeit zügelloser, physischer Genuß, der einzige Maßstab für die Stellung des Menschen der Reichthum ist, daß man, da es keine Möglichkeit der Wahrheit giebt, deren ewige Grundsätze als unverrückbarer und allgemeiner Führer dienen könnten, zu Täuschung und den Künsten der Ueberredung greifen muß, um Andere zu unsern Zwecken zu hintergehen, daß es keine Sünde ist, den socialen Vertrag zu unterhöhlen, kein Verbrechen, die Götter zu lästern, oder vielmehr, daß es überhaupt keine Gotteslästerung giebt, da es keine Götter giebt, daß „der Mensch der Maßstab für alle Dinge ist", wie Protagoras lehrt, und „daß er der Prüfstein des Daseins ist", daß „der Gedanke die einzige Beziehung zwischen dem denkenden Subjecte und dem Objecte, woran man denkt und das denkende Subject, die Seele, weiter nichts, als die Summe der verschiedenen Momente des Denkens ist". Kein Wunder, daß der Sophist, welcher der Urheber solcher Lehren war, zum Tode verdammt wurde, um das Geschrei einer Bevölkerung zu stillen, welche nicht genügend in die Tiefen dieser zweiten, höhern Philosophie eingedrungen war, und daß er sich nur durch die Flucht vor der Strafe retten konnte, welche den Anfangssatz seines Werkes erwartete: „Von den Göttern weiß ich nicht zu sagen, ob sie sind oder nicht sind, denn Vieles hindert uns, dies zu wissen — sowohl das Dunkel, welches auf dem Gegenstande ruht, als auch die Kürze des Lebens." Kein Wunder, daß die sociale Zerrüttung zusehends um sich griff, wenn Männer, wie Gorgias, ein Schüler des Empedokles, gefunden wurden, welche die Tugend verlachten, der Sittlichkeit Hohn sprachen und durch metaphysische Gründe bewiesen, daß es nichts gebe.

Sie enden mit völligem Atheismus.

Aus den angeführten Thatsachen über die Krisis, bei welcher die alte Philosophie angekommen war, könnte man geneigt sein, den Glauben zu schöpfen, daß das Ergebniß ein durch nichts gemildertes Uebel gewesen sei, denn es verdient kaum, erwähnt zu werden, daß die Wortspiele und Streitereien der Sophisten eine außerordentliche Verbesserung der griechischen Sprache zuwege brachten, indem sie eine große Bestimmtheit in ihren Ausdrücken und eine wunderbare dialektische Geschicklichkeit in ihrem Gebrauche hervorriefen. Wir können uns aus diesen melancholischen Schlüssen wenigstens eine Lehre ziehen — daß sociale Veränderungen nicht während des Zersetzungsprocesses von

Politische Gefahren der höhern Analyse.

Philosophien und insbesondere von Religionen eintreten, denn dergleichen Auflösungen gehen gemeiniglich in vereinzelter und daher unschädlicher Weise vor sich; wenn aber die Bruchstücke und zersetzten Theile zufällig zusammengebracht und Versuche angestellt werden, sie aufs neue zu einem Körper zu verschmelzen oder durch eine zweite Analyse aus ihnen herauszuziehen, was sie an Wahrheit enthalten, so tritt sofort eine Krisis ein und — dies ist der Lauf der Ereignisse — in der daraus entspringenden Katastrophe gehen sie gewöhnlich allesammt zu Grunde. Die Voraussicht solcher Folgen war es ohne Zweifel, was die italienischen Staatsmänner des Mittelalters mit dem entschlossenen Willen beseelte, jedes Uebergreifen in die geistliche Autorität und jeden Versuch zu individueller Auslegung religiöser Lehren im Keime zu ersticken; denn es läßt sich nicht annehmen, daß Männer von klarer Einsicht stumpf gegen die offenbare Widersinnigkeit so vieler Dogmen hätten sein sollen, welche durch die Autorität geheiliget waren. Wenn aber einmal menschlicher Kritik und menschlicher Auslegung Freiheit gestattet wurde, welchen anderen Ausgang konnte es alsdann geben, als daß Lehre auf Lehre und Secte auf Secte entstehen würde, daß theologische Grundsätze eine gründliche Zersetzung erleiden würden, bis kaum zwei Menschen zu finden wären, deren Ansichten übereinstimmten, ja mehr, als das, daß Ein und derselbe mit den wechselnden Ereignissen seiner verschiedenen Lebensperioden auch seine Meinung wechseln würde? Abgesehen von der wahrscheinlichen Einkleidung des Beginnens und den augenscheinlich zwingenden Gründen für die Nothwendigkeit desselben, konnte, wenn die Zersetzung einmal ihren Anfang genommen hatte, ihr keine menschliche Macht mehr Einhalt thun, bis sie durchgreifend und vollständig geworden war. In Anbetracht des Nimbus, der Autorität und der Masse von Thatsachen, mit welchen man es zu thun hatte, mochte es vielleicht viele Jahrhunderte zur Vollendung dieses Vorganges erfordern; daß derselbe aber endlich vollendet werden würde, daran konnte kein erleuchteter Mensch zweifeln. Die Erfahrung der alten, europäischen Welt hatte gezeigt, daß im Vornehmen solcher Zersetzungen nur wenig Gefahr liegt, da einstweilen jede Secte, ja jedes Individuum eine leitende Lebensregel besitzt. Aber sobald der Abschnitt der zweiten Analyse erreicht ist, muß eine unvermeidliche Krisis erfolgen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur die Religion, sondern auch den socialen Verband mit in ihren Strudel zieht. Und obgleich durch Anwendung von Gewalt Seitens der in Verwirrung gestürzten Interessen, unterstützt durch jenes volksthümliche Gefühl, welches einen Abscheu vor der Anarchie hegt, die Krisis eine Zeit lang aufgehalten werden konnte, so war es doch nicht anders möglich, als daß Europa in jenem beklagenswerthen Zustande zurückgelassen wurde, welcher

*Belege aus dem Mittelalter.*

*Gefahren der Bildung, wenn sie ihren Glaubensformeln entwächst.*

die Folge sein muß, wenn ein Volk seine Glaubensformen überlebt hat — ein furchtbarer Zustand, denn eine solche Verrückung muß zugleich politische Beziehungen berühren und zieht nothwendiger Weise eine Erhebung gegen die bestehenden Gesetze nach sich. Nationen, in den Abgrund der Irreligion gestürzt, können nicht anders, als anarchisch sein. Eine Zeit lang mag ihre Neigung zur Sprengung der gesellschaftlichen Bande mit fester, gewaltsamer Hand niedergehalten werden; allein dies ist nur ein Ankämpfen, keine Heilung. Die sociale Fäulniß nimmt ihren Fortgang, sich immer tiefer und tiefer nach unten hin Bahn brechend, bis sie endlich auch diejenigen Einrichtungen angreift, auf die man sich stützt, um ihr Einhalt zu thun. Sind erst einmal die Heere, diese Werkzeuge des Druckes, von ihr angesteckt, so steht das Ende vor der Thür, aber keine menschliche Voraussicht kann verkünden, welcher Art die sich entwickelnden Ereignisse sein werden, namentlich, wenn die gleichzeitig herrschenden Mächte es entweder unwissend oder muthwillig versäumt haben, die Gesellschaft auf die unvermeidliche Prüfung, welche ihr bevorsteht, vorzubereiten. Es gehört zu den heiligsten Pflichten einer Regierung, wenn sie einmal eine so bedeutsame Lage wahrgenommen hat, die Völker auf ihre furchtbaren Folgen vorzubereiten. Zu dem Ende mag es vielleicht gesetzlich sein, selbst zur Gewalt zu greifen, aber nie sollte man dergleichen Maßregeln von zweifelhafter Berechtigung in die Hand nehmen, ohne sie von andern begleiten zu lassen, welche eine Vorbereitung der Masse der Gesellschaft auf die Prüfungen bezwecken, welche sie durchzumachen hat. Dies waren ohne Zweifel die tiefen Anschauungen der großen, italienischen Staatsmänner des Mittelalters, dies ohne Zweifel die Gründe, wodurch sie vor sich selbst den Widerstand gegen den Beginn des Uebels rechtfertigten — ein Verfahren, wofür Europa sie nur zu oft und unbillig verdammt hat.

*Dringende Nothwendigkeit, Staaten auf diese Veränderungen vorzubereiten.*

*Summa obiger Theorien.*

Es bleibt uns jetzt noch übrig, die auf vorstehenden Seiten dargelegten Einzelheiten zu überschauen, welche den Zweck hatten, die auf einander folgenden Phasen der Entwickelung, welche der griechische Geist durchmachte, zu bestimmen. Nicht mit der Wahrheit oder Trüglichkeit dieser Einzelheiten, sondern mit der Ordnung ihres Auftretens haben wir es zu thun. Es sind Punkte, welche uns in Stand setzen, die Bahn griechischen, intellectuellen Fortschrittes genau zu beschreiben.

Der Ausgangspunkt der griechischen Philosophie ist physisch und geocentrisch. Die Erde ist der große Zweck des Universums und als nothwendige Folgen werden irrige Vorstellungen hinsichtlich der Beziehung und Ausdehnung von Meer und Luft genährt. Diese Philosophie war kaum ein Jahrhundert alt, als sie sich mit der Entstehung und Geschichte der Welt zu befassen begann und sich dabei der Grundsätze bediente, welche ihr als unzweifelhaft erschienen. Lange bevor sie fähig war, sich

von örtlichen Vorstellungen, wie dem Auf- und Abwärts im Raume loszumachen, unternahm sie es, den Ursprung der Welt zu erklären.

Aber mit zunehmenden Fortschritten erkannte man, daß die Schöpfung in ihren verschiedenen Theilen Zweck und Absicht und die Anwendung von Mitteln entfaltet, um ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen. Dies ließ eine mit Vernunft und Willen begabte, der des Menschen ähnliche treibende Kraft bei Regierung der Welt vermuthen und in einer fortwährenden Beziehung auf menschliche Gewohnheiten und Handlungen machte die griechische Philosophie ihr Stadium anthropoider Vorstellungen durch.

Ein weiterer Fortschritt erweckte den Verdacht, daß der Geist des Menschen keine sichere Kunde zu erlangen vermöge und zuletzt herrschte die Meinung vor, daß wir kein zuverlässiges Merkmal der Wahrheit besitzen. In dem darauf hereinbrechenden Skepticismus wird das Herannahen orientalischer Ideen mit jedem Augenblicke immer deutlicher.

Diese Periode des Zweifels war der unmittelbare Vorläufer genauerer, kosmischer Meinungen. Der heliocentrische Mechanismus des Planetensystems fand Eingang, der Erde ward ihre untergeordnete Stellung angewiesen. Natürlich wurden die sich auf geocentrische Vorstellungen stützenden Lehren, sowohl physische wie intellectuelle, gefährdet und da sich dieselben mit den vorherrschenden, religiösen Ansichten verknüpft hatten und durch wichtige, materielle Interessen repräsentirt wurden, so erhoben sich unter dem Volke Verfolgungen, unter den Philosophen Heuchelei. Die pantheistischen Vorstellungen von der Natur der Welt traten bestimmter hervor und als nothwendige Folge derselben die Lehre von der Emanation, Seelenwanderung und Auflösung. Von hier ab ist es nur noch ein Schritt bis zu dem Verdachte, daß Materie, Bewegung und Zeit Phantasiegebilde sind — Meinungen, welche sich in der Atomen-Theorie verkörperten, welche lehrt, daß allein Atome und Raum vorhanden sind, und noch mehr verfeinert wurde, als sie die Atome nur als mathematische Punkte, noch mehr, als sie sie als bloße Mittelpunkte der Kraft betrachtete. Hiermit hatte man sich dem Abgrunde des Buddhismus genähert.

Annäherung an orientalische Vorstellungen.

Wie es stets der Fall sein muß, wo Menschen in verschiedenen, psychischen Stadien des Fortschrittes neben einander leben, von denen die Einen einen geringeren, die Andern einen größern intellectuellen Fortschritt gemacht haben, waren die oben der Reihe nach beschriebenen endlich allesammt zu gleicher Zeit in Umlauf. Nun begann die Thätigkeit der Sophisten, welche, indem sie die Lehren der einen Schule denen der andern entgegenhielten und sie sämmtlich als von gleichem Werthe darstellten, die Zerstörung aller verursachten, und die auf physische Speculation gegründete Philosophie war somit bei ihrem Ende angelangt.

Uebereinstimmung in der Art und Weise des intellectuellen Fortschrittes.

Wenn man Beginn und Schluß dieser Phase des griechischen, intellectuellen Lebens mit einander vergleicht, so kann man nicht umhin, zu bemerken, wie groß die herbeigeführte Verbesserung ist. Die der Betrachtung zu einer späteren Periode unterzogenen Gedanken stehen innerlich höher, als die zu Anfang betrachteten. Aus den unmündigen Vorstellungen und Irrthümern, mit welchen wir uns beschäftigt haben, lernt man, daß es eine bestimmte Art des Fortschrittes für den menschlichen Geist giebt; aus der Geschichte späterer Zeiten werden wir lernen, daß sie immer in derselben Richtung stattfindet.

---

# Fünftes Kapitel.

## Das griechische Zeitalter des Glaubens. Aufschwung und Verfall der ethischen Philosophie.

Die griechische Philosophie auf der Grundlage der Ethik.

Die Sophisten hatten eine geistige Anarchie heraufbeschworen. Es liegt nicht in der menschlichen Natur, sich an einem solchen Zustande genügen zu lassen. In seinen Erwartungen von der Physik getäuscht, wandte der griechische Geist seine Aufmerksamkeit der Moral zu. Im Laufe des Lebens ist es nur ein Schritt vom Alter des Forschens zum Alter des Glaubens.

Sokrates: seine Art, zu lehren.

Sokrates, welcher die Bahn in dieser Richtung eröffnete, ward 469 v. Chr. geboren. Er hat in mancher Beziehung einen Einfluß ausgeübt, der sich noch bis auf unsere Zeit fühlbar macht. Nach den nutzlosen Ergebnissen, welche aus der physikalischen Speculation hervorgegangen waren, stellte er ihnen die gehaltvollen Vortheile entgegen, welche die Pflege der Tugend und Moral mit sich bringt. Sein Leben war ein beständiger Kampf mit den Sophisten. Seine Lehrmethode war das Zwiegespräch, worin er sich nach dem übereinstimmenden Zeugnisse Aller, welche ihn hörten, merkwürdig hervorthat. Er stellte Definitionen auf und zog Schlüsse daraus, indem er seine Gründe gesprächsweise anführte. Von seinen Vorgängern abweichend, welche nach Wahrheit in der Erforschung äußerer Dinge suchten, wandte er seine Aufmerksamkeit dem Innern zu, streng den Vorzug der Tugend und ihr Einssein mit dem Wissen, sowie die Nothwendigkeit, den Grundsätzen der Gerechtigkeit anzuhangen, betonend. Den verdorbenen Zustand,

zu welchem die Sophisten die Gesellschaft heruntergebracht hatten, berücksichtigend, bestand er auf einer Aenderung in der Art und Weise der Jugenderziehung, so daß sie in Einklang mit dem Grundsatze gebracht würde, daß Glückseligkeit nur im Ringen nach Tugend und dem Guten zu finden ist. Er setzte demnach die Moral an die Stelle der Physik und hierin besteht wesentlich die philosophische Umwälzung, welche er bewirkte. Er hatte im eigentlichen Sinne des Wortes keine Schule, noch arbeitete er irgend ein besonderes, ethisches System aus, denn denjenigen, welche ihn fragten, wie sie gut von böse, Recht von Unrecht unterscheiden sollten,

Lehren des Sokrates.

empfahl er die Entscheidungen ihrer Landesgesetze. Es scheint nicht, daß er je auf Fragen in Betreff der Natur Gottes einging, indem er sein Dasein einfach als eine Thatsache betrachtete, wovon es unumstößliche Beweise in Fülle gäbe. Obgleich er die rohen, religiösen Vorstellungen seines Volkes verwarf und dem Anthropomorphismus durchaus entgegen war, vermied er es doch sorgfältig, durch unpassende Anspielungen auf den vorherrschenden Aberglauben öffentliches Aergerniß zu geben, ja als guter Bürger gab er selbst das Beispiel, sich den Anforderungen desselben zu fügen. Seinem Urtheile gemäß bestand der Fehler der Sophisten darin, daß sie nutzlose Speculationen umgestoßen hatten, ohne wissenschaftliche Ueberzeugungen dafür an die Stelle zu setzen. Wußte der Mensch aber nichts, so konnte er doch wenigstens glauben und Beweise konnten nutzbringend durch den Glauben ersetzt werden. Er bestand daher auf den großen Lehrsätzen der Unsterblichkeit der Seele und einer Weltregierung durch die Vorsehung; doch läßt sich nicht leugnen, daß bei manchen seiner Aussprüche klare Anzeichen vorhanden sind, daß unter dem höchsten Wesen die Weltseele verstanden wird.

Stellt sich der Mathematik und Physik entgegen.

Er bekannte, daß seine vornehmste Weisheit in der Erkenntniß seiner eignen Unwissenheit bestehe und rieth seinen Freunden von der Betreibung der Mathematik und Physik ab, da, wie er versicherte, erstere zu eiteln Schlüssen, letztere zum Atheismus führe. In seinem Systeme dreht sich Alles um die Erklärung von Ausdrücken; aber seine Gedankengänge sind oft ungenau und es können demnach leicht falsche Schlüsse unterlaufen. So behauptete er, daß Niemand wissentlich eine unrechte Handlung begehen werde, weil der, welcher von etwas wisse, daß es gut sei, es auch thun würde; daß die Schlechten schlecht sind, ohne es zu wollen, daß, wer wissentlich eine Lüge sagt, besser ist, als der, welcher es aus Unwissenheit thut und daß es recht ist, seine Feinde zu beleidigen.

Oberflächlichkeit seiner Anschauungen.

Aus diesen Umrissen der Philosophie des Sokrates kann man nicht umhin, abzunehmen, wie oberflächlich sie gewesen sein muß; sie verwechselt beständig Wortunterschiede mit Sachunterschieden; auch hatte sie wenig Neues aufzuweisen. Die Einschärfung der Sittlichkeit wenigstens kann nicht dahin

gerechnet werden, da es wohl nie Zeiten gegeben hat, wo nicht gute Menschen zu finden gewesen wären, welche die von Sokrates gelehrten Grundsätze als Lebensregel betrachteten, so daß man mit Grund fragen darf, was es gewesen sei, das über den Namen dieses großen Mannes einen so unverwelklichen Glanz verbreitete und weshalb er eine so außerordentlich hervorragende Stellung unter den Wohlthätern seines Geschlechtes einnimmt.

Ursachen der Berühmtheit des Sokrates.

Sokrates hatte Glück in zweierlei — Glück in denen, welche sein Leben aufzeichneten, und Glück in den Umständen, von welchen sein Tod begleitet war. Nicht jedem großen Manne ist es gegeben, Xenophon und Plato zu Biographen zu haben, nicht Jedem, welcher die Lebensgränze überschritten und dem Laufe der Natur zufolge nur noch eine kurze Spanne zu leben hat, die Märtyrerkrone für Tugend und Sittlichkeit davon zu tragen. In einer bösen Stunde für den Ruhm Athens brachten ihn seine Landsleute vom Leben zum Tode. Zu spät erwachten sie und wurden gewahr, daß sie der Nachwelt keine Antwort auf die Frage zu geben vermöchten, wozu ein solches Verbrechen begangen sei. Ganz recht sagt Sokrates am Schlusse seiner edlen Anrede an die Richter, welche ihn verurtheilt hatten: „Es ist Zeit, daß wir uns trennen — ich, um zu sterben, ihr, um zu leben; wem aber das bessere Loos gefallen, weiß nur Gott.“ Die Zukunft hat diesen Zweifel gelöst. Sokrates war das glücklichere Loos zu Theil geworden.

Die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen.

Nicht geringes Dunkel schwebt noch immer über dem wahren Sachverhalte dieses düstern Vorfalles. Der Anklagepunkte waren drei: er verwirft die Götter des Vaterlandes, er führt neue ein, er verkehrt die Erziehung der Jugend. Mit vollem Rechte konnten seine Freunde sagen, es sei doch wunderbar, wie man ihn der Gottlosigkeit habe beschuldigen können, ihn, dessen Grundton im Leben Ehrfurcht vor Gott gewesen sei — Anerkennung nicht nur des göttlichen Daseins, sondern auch der göttlichen Fürsorge. „Nur ein Thor“, pflegte er zu sagen, „mißt Erfolge im Leben menschlicher Klugheit bei“ und in Betreff der Nothwendigkeit einer richtigen Jugenderziehung: „Nur die Weisen sind es, welche die Menschen zu regieren vermögen.“ Man muß daher schließen, daß die Anschuldigungen nur scheinbar oder ersonnen waren und daß unter ihnen irgend etwas Wirkliches verborgen lag, was die Athenienser mit der Verübung eines so großen Verbrechens aussöhnen konnte.

Ist in seinem Privatleben irgend eine Erklärung für dieses Geheimniß zu finden? Unglücklicher Weise giebt es der Bruchstücke, welche hierüber bis auf uns gekommen sind, nur wenige. Die Forschungen klassischer Kritik kann man kaum mit einem Fünkchen von Hoffnung zu Rathe ziehen, denn die klassische Kritik hat sich bislang in einem Zustande merkwürdiger

Unschuld befunden, so weit die täglichen Angelegenheiten des menschlichen Lebens in Betracht kommen. Sie betrachtet Athenienser und Römer nicht als Männer und Frauen, wie wir selbst, sondern als Persönlichkeiten, wie sie eine erdichtete Literatur uns darstellt, deren Leben eine Ausnahme von den gewöhnlichen Gesetzen der menschlichen Natur bildet, worin die überraschendsten Auftritte und wunderbarsten Vorfälle kein Ende nehmen.

Der Charakter des Sokrates in Athen.

Wenn man den Fall nach Alltagsprincipien betrachtet, so kann man nicht umhin, zu bemerken, daß der Sokrates, wie er in unserer Einbildung lebt, ein sehr verschiedener Mann von dem Sokrates seiner Zeitgenossen, der Athenienser, ist. Uns erscheint er als überirdischer Genius, welchem die größten Namen des Alterthums die tiefste Huldigung darbringen, ein Märtyrer um Grundsätze willen, die, wenn die menschliche Gesellschaft ihrer beraubt wäre, dem Leben jeglichen Werth rauben würden und um deren Vertheidigung willen zum Sterben berufen zu werden, der höchste Ruhm ist, den ein Mensch erlangen kann. Ihnen war Sokrates weiter nichts, als ein müßiger Lungerer auf öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken, grotesk, ja abstoßend in seiner Erscheinung, in den Sonderbarkeiten seines Ganges und seines Aeußeren vielfach die Art und Weise von Marktschreiern nachahmend. Die Betreibung eines ehrlichen Berufes vernachlässigend, denn sein Gewerbe scheint in dem eines Steinmetzen bestanden zu haben, verbrachte er seine Zeit damit, sich mit Jünglingen zu unterhalten, welche sein geiles Antlitz und seine satyrartige Erscheinung um ihn zu sammeln vermochte, indem er sie von den Göttern ihres Vaterlandes abwendig machte, während der dünne Schleier der Heuchelei, welchen er darüber warf, zu durchscheinend war, um seinen abtrünnigen Glauben zu verbergen. Indessen war er, wie die, welche mit ihm dienten, bezeugen, ein tapferer Soldat. Sorgen, mit denen sich die meisten Menschen vor andern beschäftigen, scheint er sich eben nicht gemacht zu haben, da er sich nur wenig um den Unterhalt seiner Kinder und seines Weibes kümmerte.

Seine Frau Xantippe.

Die gute Xantippe gehört allem Anscheine nach zu denjenigen Charakteren, welche von der Welt unbillig beurtheilt worden sind. Sokrates heiratete sie ihrer besondern Unterhaltungsgabe wegen und obgleich er selbst allgemeinem Zeugnisse zufolge außerordentliche Verdienste in dieser Beziehung besaß, fand er doch zu seinem Schaden, nur leider zu spät, daß ihre Vortrefflichkeit in dieser Beziehung so überwiegend war, daß er entschieden den Kürzeren zog. Unter die belustigenden Beispiele, welche von seinen häuslichen Verlegenheiten erzählt werden, gehören die Folgen von Einladungen, bei ihm zu Mittag zu speisen, wenn es im ganzen Hause nichts gab, womit er seine Gäste hätte tractiren können — ein Verfahren, das allerdings für Xantippes Gemüthsart eine harte Probe war, deren Sache unzweifelhaft von den Matronen aller

Nationen in Schutz genommen werden wird. Es war nur Kränkung eines rechtlichen Weibes über die Handlungen eines Mannes, der zu arglos war, seine häusliche Ehre zu bedenken. Auch wollte er ihren dringenden Bitten nicht nachgeben, von denjenigen, an welche er seine Zeit verschwendete, Geld anzunehmen, dessen er doch zu Hause so sehr benöthigt war. Nach seiner Verurtheilung nahm sie ihre Kinder mit sich nach dem Gefängnisse, ward aber, wie er seinen Freunden erzählte, aus Befürchtung ihres tiefen Jammers von ihm nicht vorgelassen. Bis zuletzt sehen wir sie sich auf eine dem Weibe und der Frau geziemende Weise benehmen. Es muß doch wohl etwas Ungehöriges im Leben des Mannes sein, wenn die Mutter seiner Kinder Einsprache gegen seine Aufführung erhebt und ihre Klagen von den Mitbürgern unterstützt werden. Faßt man alle Umstände in der Geschichte des Sokrates ins Auge, so kann man zu keinem andern Schlusse gelangen, als daß ihn die Athenienser als ein unwürdiges, vielleicht auch als ein Unruhe stiftendes Glied der Gesellschaft betrachteten.

In Wirklichkeit ist er das Opfer politischer Rachgier.

Es leidet keinen Zweifel, daß seine Untersuchung und Verurtheilung mit politischen Maßregeln zusammenhingen. Er selbst sagte, daß er schon früher den Tod in der Angelegenheit des Leon von Salamis erlitten haben würde, wenn die damalige Regierung nicht aufgelöst worden wäre. Sein Widerstand war gegen die Aristokratie, nicht gegen die Demokratie gerichtet. Gemeinsam mit seiner Partei war er in Unternehmungen verwickelt gewesen, welche tödliche Feindseligkeiten nach sich ziehen mußten, auch ist nicht zu übersehen, daß die Anklage gegen ihn von Anytus erhoben wurde, welcher sich in Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge hervorthat. Der Mißgriff der Athenienser bestand darin, eine über das wirkliche Vergehen weit hinausgehende Strafe anzuwenden und obenein diejenigen, welche die Lehren des Sokrates angenommen hatten, zu verfolgen, indem sie sie in die Verbannung trieben. Nicht nur Bewunderung für das Andenken ihres Meisters, sondern auch die Erinnerung an selbsterlittenes Unrecht machte diese Männer zu begeisterten Lobrednern. Wäre Sokrates den Atheniensern erschienen, wie er uns erscheint, so würde es sich mit menschlichem Verfahren nicht zusammen reimen lassen, daß sie in so barbarischer und durchaus nicht zu rechtfertigender Weise zu Werke gegangen wären.

Der Dämon des Sokrates.

Wenn unter dem Dämon, dessen Eingebungen Sokrates gelauscht haben soll, etwas mehr, als das Gewissen zu verstehen ist, so muß man schließen, daß er an jener geistigen Krankheit litt, für welche die empfänglich sind, welche, sei es aus Dürftigkeit oder Vorsatz, äußerst enthaltsam leben, wodurch das Gehirn berührt und die Sinne abgestumpft werden. Dergleichen Fälle kommen keineswegs selten vor. In dieser Weise war auch Mohammed afficirt.

Die Megaräische Schule. Der Weise soll unempfindlich gegen Schmerzen sein.

Nach Sokrates Tode entstanden mehre Schulen, welche sich auf seine Grundsätze zu stützen behaupteten. Die Abweichungen, welche sie darbieten, wenn man sie mit einander vergleicht, sind ein Beweis dafür, wie wenig Bestimmtheit jene Grundsätze an sich trugen. Unter diesen Nachahmern wird Euklid von Megara aufgeführt, welcher gewohnt gewesen war, beträchtliche, persönliche Gefahr zu laufen, um dem großen Lehrer zu lauschen, da es für Eingeborene von Megara als ein todeswürdiges Verbrechen galt, in Athen betroffen zu werden. Als die Verfolgung ausbrach, flohen Plato und andere Schüler des Sokrates zu Euklid und wurden sämmtlich von ihm aufgenommen. Sein System war eine Mischung des Eleatischen und Sokratischen, so, daß das Ethische in seiner Lehre das Uebergewicht hatte. Er behauptete das Dasein Eines Wesens, des Guten, welches unter verschiedener Gestalt — Weisheit, Gott, Vernunft — auftrete und zeigte eine Hinneigung zu der Tendenz, welche später vollständig von der cynischen Schule in dem Dogma entwickelt wurde, daß ein weiser Mensch unempfindlich gegen Schmerz sein solle.

Cyrenäische Schule. Wohlbehagen ist der Endzweck des Lebens.

Der Megaräischen Schule wird gewöhnlich die von Aristipp gegründete Cyrenäische angereiht. Gleich Sokrates verachtete er physische Speculationen und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Moral. Seiner Meinung nach besteht das Glück im Wohlbehagen; in Wohlbehagen und Schmerz erkannte er auch die Merkmale für äußere Dinge. Er leugnete, daß man irgend etwas mit Sicherheit wissen könne, da unsere Sinne so sehr geneigt seien, uns zu täuschen; aber wenn man die Dinge auch vielleicht nicht richtig wahrnehme, so sei es doch wahr, daß man sie bemerke. Der cyrenäischen Schule ist Wohlbehagen Ziel und Zweck des Lebens.

Die Cynische Schule. Verachtung gegen Andere und Befriedigung der Eigenliebe.

Diesen kann die Cynische Schule beigefügt werden, welche von Antisthenes gegründet wurde, dessen System rauh und persönlicher Natur ist: es ist ein Kampf des Geistes gegen den Körper, ein Trachten nach Wohlbehagen geistiger Art, da leiblicher Genuß eines Menschen durchaus unwürdig sei. Das Wesen desselben zeigt sich genügend im Charakter

Antisthenes.

seines Gründers, welcher alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens aufgab, um sich freiwillig der Armuth und Rauhheit der Jahreszeiten auszusetzen. Seine Kleider waren von gröbster und schlechtester Art, sein Bart vernachlässigt, sein Aeußeres unsauber, seine Nahrung an Verhungern gränzend. Vorübergehenden warf dieser Misanthrop verächtliche Schmähreden zu und beleidigte sie durch die Anstößigkeit seiner Gebärden. Endlich von Jedermann außer von Diogenes von Sinope verlassen, hauchte er sein Leben im äußersten Elende aus.

Seine Lieblingsdoctrin bestand darin, daß Freundschaft und Patriotismus völlig werthlos seien und im Todeskampfe antwortete er dem Diogenes, als dieser ihn fragte, ob er eines Freundes bedürfe: „Wird mich ein Freund von dieser Pein erlösen?“ Diogenes drückte ihm einen Dolch in die Hand mit den Worten: „Ja, dieser wird's.“ „Ich will des Schmerzes, aber nicht des Lebens ledig sein“, antwortete er. Die Philosophie, wie sie durch die cynische Schule repräsentirt wurde, war so tief gesunken, daß man zweifelhaft darüber sein kann, ob es recht ist, einen Mann, wie Antisthenes, unter diejenigen zu rechnen, welche ihren Namen von der Liebe zur Weisheit ableiten — einen Mann, welcher die Kenntniß des Lesens und Schreibens verwarf, die Einrichtung der Ehe herabsetzte und bekannte, daß er in der Philosophie weiter keinen Vortheil erblicke, als daß sie ihn in Stand setze, sich selbst Gesellschaft zu leisten.

Diogenes von Sinope. Die elenden Lehren des Cynismus wurden zu ihren letzten Consequenzen von Diogenes von Sinope ausgeführt. In früher Jugend war er an Luxus und Bequemlichkeit gewöhnt gewesen; aber als sein Vater, ein reicher Geldmakler, sich Fälschungen hatte zu Schulden kommen lassen und derselben überführt worden war, befand sich Diogenes, welcher in gewisser Weise bei dem Schimpfe betheiligt war, in ganz geeigneter Gemüthsverfassung, um sich Lehren anzuschließen, welche die Verachtung der Güter dieser Welt und der Meinung der Menschen in sich schlossen. Er kann als das Vorbild der Einsiedler einer spätern Zeit in seinen Versuchen zur Unterwerfung der natürlichen Begierden durch Hungerleiden betrachtet werden. Den Körper nur als eine Bürde für die Seele betrachtend, kasteiete er ihn auf jede mögliche Weise, nährte sich von rohem Fleisch und Blättern und wohnte in einer Tonne. Er bekannte, daß der Mensch, je mehr er sich dem Selbstmorde nähert, desto näher der Tugend komme. Er trug keine Kleider, als einen schäbigen Rock; ein Schnappsack, Stock und Trinkbecher vervollständigten seine Ausstattung; den Becher warf er als nutzlos weg, als er einen Knaben mit der hohlen Hand Wasser schöpfen sah. Er fand eine wahre Lust daran, alle Begriffe von gesellschaftlichem Anstande zu verletzen, indem er jede Handlung im Leben auf offener Straße verrichtete, behauptend, daß man, was an sich nicht unschicklich ist, öffentlich thun solle. Man sagt, daß er sich den Tod, welcher in seinem neunzigsten Jahre erfolgte, an einer Ochsenklaue holte, welche er roh verschlang. Indem er Sokrates Ansichten bis ins Extrem durchführte, verdient er die ihm verliehene Bezeichnung „des tollen Sokrates.“

Seine Unehrerbietigkeit. Seine Verachtung gegen die Meinungen Anderer und sein religiöser Unglaube werden durch einen Vorfall, den man von ihm erzählt, beleuchtet, daß er sich nämlich, da er in einem schwachen Augenblicke einigen Freunden das Versprechen gegeben hatte, der Diana ein Opfer zu bringen, folgenden Tages in ihren

Tempel begeben und sich eine Laus vom Kopfe nehmend, dieselbe auf ihrem Altare zerdrückt habe.

Verfall der Sittlichkeit. Welch ein niederschlagendes Beispiel von der Richtung des menschlichen Geistes bieten diese Thatsachen dar! Welch ein schnelles, doch unvermeidliches Herabsinken von der Moral des Sokrates! Die Selbstsucht sitzt auf dem Throne, Freundschaft und Patriotismus werden als Sache der Thoren betrachtet; glücklich ist der Mann, welcher keines Freundes bedarf, noch glücklicher, wer keinen hat. Keine Handlung ist ihrem Wesen nach schlecht, sogar Raub, Ehebruch, Schändung der Heiligthümer sind nur Verbrechen durch öffentliches Uebereinkommen. Der Weise wird sich hüten, der Schwäche der Dankbarkeit, des Wohlwollens oder sonst eines verächtlichen Gefühles dieser Art nachzugeben. Findet er Vergnügen, so genieße er es, werden ihm Schmerzen zu Theil, so trage er sie, vor Allem aber bedenke er, daß der Tod gleich wünschenswerth, wie das Leben, ist.

Wenn die physischen Speculationen Griechenlands mit Sophismus und Atheismus endigten, so hatten ethische Nachforschungen, wie es hiernach scheint, keine bessern Früchte getragen. Beide Systeme, zu ihren Consequenzen durchgeführt, waren, wie sich herausgestellt hatte, nicht nur nutzlos für die Gesellschaft, sondern gereichten ihren besten Interessen thatsächlich zum Nachtheil. So weit man sehen konnte, waren in den Zeiten, von denen wir reden, die Aussichten auf Civilisation düster und entmuthigend, noch schien es möglich zu sein, die geringsten, erfolgreichen Versuche anzustellen, der Philosophie irgend etwas den Bedürfnissen des Menschen vollständig Entsprechendes zu entlocken. Dennoch legte mitten unter diesen schwächlichen Enttäuschungen einer der Freunde und Schüler des Sokrates — ja man kann wohl sagen, sein vornehmster Schüler — Plato den Grund zu einem andern Systeme, das, obgleich viel, was falsch, und mehr noch, was eitel war, enthaltend, doch auch Manches enthielt, was kräftig genug war, um bis auf unsere Zeiten zu gelangen.

Platos Geburt. Plato wurde ungefähr 426 v. Chr. geboren. Das Alterthum hat oft darin geschwelgt, seine berühmten Namen mit einem mythischen Glorienscheine zu umgeben. Die unsterblichen Werke dieses großen Philosophen schienen ihn zu mehr als sterblichen Ehren zu berechtigen. Eine Sage, deren Aechtheit wir nicht weiter untersuchen wollen, berichtet, daß seine Mutter, Periktione, eine reine Jungfrau, ihn durch Apollos Einfluß unbefleckt empfangen habe. Der Gott erklärte dem Ariston, welchen sie im Begriffe stand, sich zu vermählen, die Vaterschaft des Kindes. Die Weisheit dieses großen Schriftstellers mag eine so edle Abkunft rechtfertigen und in gewissem Grade die Leichtgläubigkeit seiner bewundernden und anhänglichen Schüler entschuldigen, welche der thörichten und eiteln Geschichte ein bereitwilliges Gehör liehen.

Erziehung und Unterricht desselben.

Der Wissenschaft, welche Plato während der acht oder zehn Jahre, die er mit Sokrates zugebracht, erlangt hatte, fügte er Alles hinzu, dessen er von den Philosophen Aegyptens, Cyrenes, Persiens und Tarentums habhaft werden konnte. Von den Vortheilen unterstützt, welche aus Reichthum und einer hohen Abkunft und wäre sie selbst nur irdischer Art, denn er zählte Solon unter seinen Vorfahren, entsprangen, machte er sich die Belehrung der vornehmsten Philosophen damaliger Zeit zu Nutze und gründete zuletzt, nach seinem Geburtslande zurückkehrend, eine Schule in der Grotte von Hekademus. Drei Mal während seiner Laufbahn als Lehrer der Weisheit besuchte er Sicilien, jedes Mal wieder in die Zurückgezogenheit seiner Akademie zurückkehrend. Er erreichte das hohe Alter von dreiundachtzig Jahren. Wenigen Menschen ist es gegeben worden, einen so tiefen Einfluß auf die Meinungen der Nachwelt auszuüben und doch soll Plato im Leben keine Freunde gehabt haben. Er lag mit den Meisten derer, welche seine Mitschüler unter Sokrates gewesen waren, in Fehde und, wie sich bei dem ehrwürdigen Alter, welches er erreichte und der ungewissen Grundlage, worauf seine Lehren beruhten, voraussehen ließ, waren seine Meinungen oft sehr widersprechend und bot seine Philosophie viele Abweichungen dar. Auf seine Lehren müssen wir jetzt unser Augenmerk richten.

Die Lehren Platos. Die drei Urelemente.

Es war Platos Glauben, daß die Materie gleich Gott ewig ist und daß es im Ganzen drei Urkräfte giebt — Gott, Materie und Ideen, so daß alle belebten und leblosen Dinge von Gott aus der Materie gebildet werden, die, da sie fähig ist, jeden Eindruck zu empfangen, passend als Mutter der Formen bezeichnet werden kann. Er hielt dafür, daß der Verstand da gewesen sei, ehe solche Formen hervorgebracht wurden, nicht aber vor der Materie. Der Materie maß er eine widerspenstige oder widerstrebende Eigenschaft, den Ursprung der in der Welt vorkommenden Unordnungen und Verwirrungen bei, auch betrachtete er sie als Ursache des Bösen, dadurch das Ueberwiegen des Bösen erklärend, welches das Gute in demselben Verhältnisse übertreffen muß, als die Materie die Ideen übertrifft. Plato ist daher nicht ohne Grund des Magianismus beschuldigt worden. Diese Lehren sind von orientalischem Gepräge.

Er behauptet das Dasein eines persönlichen Gottes.

Das Dasein Gottes, eines unabhängigen und persönlichen Schöpfers der Welt, schloß er aus Beweisen von Plan und Verstand, welche sich bei natürlichen Gegenständen darbieten. „Alles in der Welt ist um des Uebrigen willen da und die den einzelnen Theilen angewiesenen Plätze sind so geordnet, daß sie zur Erhaltung und Vortrefflichkeit des Ganzen dienen, daher stammen alle Dinge von dem Wirken einer göttlichen, intellectuellen Ursache her.“ Aus den Anzeichen von Einheit in jenem Plane schloß er auf die Einheit

Gottes, den er als die höchste Vernunft, körperlos, ohne Anfang, Ende oder Wechsel betrachtete. Sein Gott ist der Bildner und Vater des Universums in unterscheidendem Gegensatze zur unpersönlichen Natur. In gewissem Sinne lehrte er, daß die Seele unsterblich und unzerstörbar sei, in einem anderen leugnete er, daß jede einzelne Seele eine ewige Dauer gehabt habe oder fortfahren werde, sie zu haben. Aus dem, was auf einer früheren Seite gesagt worden, wird man erkennen, daß die psycho-

Natur der Seele.

logische Lehre wesentlich indisch ist. Seine Ansichten von dem vormaligen Zustande und den früheren Beziehungen der Seele befähigten Plato, die berühmte Lehre von der Rückerinnerung einzuführen und das, was sonst als angeborne Ideen bezeichnet worden, zu erklären. Es sind Erinnerungen an Dinge, mit denen die Seele einst vertraut war.

Platos Ideentheorie.

Der Verstand Gottes entwirft und begreift die Vorbilder und ursprünglichen Muster aller natürlichen Formen, mögen sie sein, welche sie wollen, denn sichtbare Dinge sind nur flüchtige Schatten, die schnell vorübergehen, Ideen oder Vorbilder sind von ewiger Dauer. Mit solcher Kraft und, wie man hinzufügen muß, mit solcher Dunkelheit, setzte er diese Theorie der Ideen auseinander, daß Manche einen außerweltlichen Raum angenommeu haben, worin sich körperlose Wesen, eben diese Ideen oder ursprünglichen Muster aller organischen und unorganischen Formen, aufhalten. Ein Beispiel wird diesen Anschauungen vielleicht Etwas von ihrem Dunkel benehmen. So sind alle Menschen, mögen sie auch, wenn mit einander verglichen, ein verschiedenes Aussehen darbieten, doch offenbar nach ein und demselben Muster geformt, mit dem sie alle mehr oder weniger übereinstimmen. Alle Bäume derselben Gattung, wenn auch von einander unterschieden, sind in gleicher Weise nach einem gemeinsamen Muster geformt, mit welchem sie mehr oder weniger übereinstimmen. Solchen Mustern, Vorbildern oder Typen gab Plato die Be-

Vorbilder oder Typen.

zeichnung von Ideen. Unsere Kenntniß derselben ist offenbar nicht durch die Sinne, sondern durch Nachdenken gewonnen. Nun behauptete Plato, daß diese Ideen nicht nur Gebilde des Geistes, sondern thatsächliche Wahrnehmbarkeiten oder Wesen von wirklichem Dasein, ja mehr, daß es die einzigen wirklichen Existenzen sind. Gegenstände sind daher nur materielle Verkörperungen von Ideen und in ihrer Darstellung nicht genau, denn Uebereinstimmung zwischen einem Gegenstande und seinem Muster besteht nur so weit, als die Umstände es erlauben. Daher kann man eben so wenig alle Eigenschaften oder Verrichtungen einer Idee nach einer Prüfung ihrer unvollkommenen, materiellen Darstellung bestimmen, als man den Charakter oder die Fähigkeiten eines Menschen nach Bildnissen von ihm, und wären jene Bildnisse noch so ausgezeichnet, zu beurtheilen vermag.

Lehre von der Rückerinnerung. Die Ideentheorie Platos lehrt uns daher, daß es jenseit dieser Welt voll täuschender Erscheinungen, dieser Welt voll materieller Gegenstände eine andere, unsichtbare, ewige und durchaus wahre Welt giebt, daß, obgleich man seinen Sinnen hinsichtlich der Richtigkeit dessen, was sie uns anzeigen, nicht trauen kann, es andere Eindrücke giebt, an die man sich anlehnen kann, um mit ihrer Hülfe zur Wahrheit zu gelangen, indem in der Seele noch die Erinnerungen an die Dinge, welche sie früher, entweder im Reiche der reinen Ideen oder in vordem durchlebten Verhältnissen kannte, verweilen. Denn Plato sagt, daß es Seelen giebt, welche während vieltausendjähriger Perioden allmälig durch Körper von verschiedener Art gewandert sind. Erinnerungen während der Seelenwanderung. Von diesen verschiedenen Zuständen behalten sie eine nach Maßgabe des Falles schwächere oder lebhaftere Erinnerung. Da Ideen dem menschlichen Geiste eingepflanzt zu sein scheinen, uns aber sicherlich nie durch die Sinne mitgetheilt werden, so sind sie aus jenen früheren Zuständen entsprungen. Wenn die Erinnerung an alle diese Ereignisse und Lagen vollkommen richtig und genau wäre, so würde der Mensch ein ihm angebornes Mittel besitzen, die Wahrheit zu bestimmen. Da solche Erinnerungen aber ihrer Natur nach unvollkommen und ungewiß sind, so können wir nie zu absoluter Wahrheit gelangen. Bei Plato ist das Schöne das vollkommene Bild des Wahren. Liebe ist die Sehnsucht der Seele nach Schönheit, die Anziehung von Gleich und Gleich, das Sehnen der Gottheit in uns nach der Gottheit außer uns und das Gute, welches Schönheit, Wahrheit, Gerechtigkeit ist, ist Gott — Gott in seinem abstracten Zustande.

Aus dem Platonischen Systeme folgte daher, daß das Wissen für den Menschen unmöglich und möglich allein für Gott ist, daß wir jedoch, unseres Ursprunges eingedenk, nicht verzweifeln, sondern unser geistiges Streben, soweit wir können, emporrichten sollen; daß alle Erkenntniß nicht unsern gegenwärtigen Sinnen zuzuschreiben ist, denn wäre dies der Fall, so würden alle Menschen gleich weise sein, da ihre Sinne an Schärfe gleich sind, sondern ein sehr großer und bei weitem der sicherste Theil derselben stammt von der Erinnerung an unsere früheren Zustände her; daß jede einzelne Seele eine Idee ist und daß im Allgemeinen die niederen Ideen von den höhern, also schließlich von einer, welche die höchste ist, zusammengehalten werden, Gott ist die Summe der Ideen. daß Gott die Summe von Ideen und daher ewig und unveränderlich ist, indem die sinnlichen Bedingungen von Zeit und Raum keine Beziehung zu ihm haben, und keine Anwendung auf seine Attribute erleiden, daß er, und nicht, wie Protagoras annahm, der Mensch der Maßstab aller Dinge ist, daß das Universum ein Bild von ihm ist, daß die Materie selbst eine absolute Negation und dasselbe, was der Raum ist, daß die

durch unsere Sinne dargestellten Formen wesenlose Schatten und keine Wirklichkeit sind, daß es weit entfernt von einer unendlichen Anzahl von Welten nur eine einzige giebt, welche als Gottes Werk weder dem Alter, noch dem Verfall unterworfen ist, daß sie aus einem Körper und einer Seele besteht, wiewohl man in anderer Hinsicht auch sagen kann, daß sie aus Feuer und Erde bestehe, welche nur vermittelst Luft und Wasser im Zusammenhange erhalten werden kann, daher die Nothwendigkeit der vier Elemente, daß unter den geometrischen Formen die Pyramide dem Feuer, der Würfel der Erde, das Octaedron der Luft entspricht, da diese Formen aus Dreiecken, die durch gewisse, numerische Verhältnisse mit einander verbunden werden, entstanden sind, daß die Gesammtsumme der Lebenskraft von Gott in sieben Theile getheilt ist, welche den Variationen der musikalischen Octav oder den sieben Planeten entsprechen, daß die Welt ein Thier ist, welches in sich eine Seele besitzt; denn der Mensch ist warm, desgleichen die Welt, der Mensch ist aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, desgleichen die Welt, und so wie der Körper des Menschen eine Seele hat, so muß auch die Welt eine haben; daß es ein Geschlecht erschaffener, erzeugter und sichtbarer Götter giebt, welche von den ewigen zu unterscheiden sind, da ihre Körper zum größten Theil aus Feuer bestehen und ihre Gestalt sphärisch oder kugelförmig ist, daß die Erde der älteste und erste unter den Sternen ist, daß ihr Platz sich im Mittelpunkte des Universums oder in der Axe desselben befindet, wo sie durch ihre eigene Schwere im Gleichgewicht erhalten, schweben bleibt, vielleicht auch, daß sie ein beseeltes Wesen und ein gezeugter Gott ist; daß es drei Geschlechter von Sterblichen giebt, welche Erde, Luft und Wasser entsprechen, daß der männliche Mensch der erstgeschaffene unter den Sterblichen war und daß von ihm der weibliche, Thiere, Vögel und Fische ausgingen, daß der Vorrang des Menschen darauf beruht, daß er ein religiöses Thier ist, daß jeder Sterbliche aus zwei Theilen, einer Seele und einem Körper besteht, deren Trennung den Tod bildet, daß die Seele wieder aus zwei Grundbestandtheilen, einem sterblichen und einem unsterblichen, besteht, von denen der eine von den erschaffenen Göttern, der andere vom Allerhöchsten gemacht ist; daß es, um diese Theile mit einander zu verbinden, nothwendig ist, daß ein Mitglied da sei und daß dies der dämonische Theil oder der Geist ist, daß unsere Seelenkämpfe aus dieser dreifachen Zusammensetzung von Verlangen, Geist und Vernunft entstehen, daß die Vernunft allein unsterblich ist, die andern beiden dagegen sterben, daß die Zahl der Seelen im Universum unveränderlich oder stätig ist, daß das Gefühl der Vorexistenz beweist, daß die Seele vor dem Körper dagewesen ist, daß, da die Seele die Ursache der Bewegung ist, sie weder hervorgebracht werden, noch vergehen kann,

Natur der Welt und der Götter.

Dreifache Zusammensetzung der Seele.

sonst müßte am Ende alle Bewegung aufhören, daß, was den Zustand der abgeschiedenen Seelen betrifft, diese als Schatten die Gräber umschweben, nach Wiedereinsetzung in ihre leblosen Leiber jammernd oder durch verschiedene Menschen- oder Thiergestalten wandernd, daß jedoch ein körperloses Leben in Gott dem tugendhaften Philosophen vorbehalten ist, daß Herzhaftigkeit weiter nichts als Wissen, und Tugend ein Wissen des Guten ist, daß die Seele bei ihrem Eintritte in den Körper ohne Vernunft oder Besinnung ist und daß der Gott, der Stern, welcher ihren erschaffenen Theil bildete, die Laufbahn derselben beeinflußt, daher ihr Geschick durch astrologische Berechnungen vorhergesagt werden kann, daß es zukünftige Belohnungen und Strafen giebt, indem den Rechtschaffenen ein Aufenthalt auf dem ihnen verwandten Sterne angewiesen wird, für diejenigen, deren Leben weniger rein gewesen ist, eine zweite Geburt unter der Form des Weibes stattfindet und bei fortdauerndem Verharren auf bösen Wegen allmälige Wanderungen durch verschiedene Thiere in Bereitschaft stehen — so daß die Leichtsinnigen in Vögel, die Unphilosophischen in vierfüßige Thiere, die Unwissenden in Fische übergehen; daß die Welt periodische Umwälzungen durch Feuer und Wasser zu erleiden hat, wobei ihre Zerstörungen und Wiedererschaffungen von dem Zusammentreffen der Sterne abhängen.

Seelenwanderung und zukünftige Belohnungen und Strafen.

Platos Physiologie.

Von Platos Ansichten über die Physiologie des Menschen weiß ich keinen bessern Bericht, als den folgenden Ritters anzuführen: „Alles im menschlichen Körper ist um der Vernunft willen zu gewissen bestimmten Zwecken geformt. Demnach muß vor Allem für einen Sitz des gottgleichen Bestandtheiles der Seele, nämlich das Haupt, gesorgt sein, welches rund und der vollkommenen Gestalt des Ganzen ähnlich, mit den Organen des Erkennens ausgestattet und nur leicht mit Fleisch, welches die Sinne hindert, bedeckt ist. Dem Haupte ist die Leitung des ganzen Baues zugetheilt, daher seine Stellung auf der Spitze, und da die sterbliche Schöpfung alle sechs unregelmäßigen Bewegungen besitzt und das Haupt sich füglich nicht den Boden entlang bewegen kann, so ist die menschliche Gestalt von länglicher Form mit Schenkeln und Beinen zum Gehen und Armen zur Bedienung des Körpers; außerdem ist die vordere Seite anders, als die hintere, gestaltet. So wie nun die Vernunft ihren Sitz im Haupte, hat der Geist oder die zum Zorne gereizte Seele ihren Sitz in der Brust unter dem Haupte, um unter dem Bereiche und der Macht der Vernunft zu stehen, doch aber von dem Haupte durch den Hals getrennt, um sich nicht mit ihm vermischen zu können. Desgleichen hat das Begehrende seinen besondern Sitz im untern Theile des Rumpfes, dem Unterleibe, welcher durch das Zwerchfell von dem Erzürnbaren getrennt ist, da es, von jenen beiden geschieden, dazu bestimmt ist, sowohl durch den Geist, wie durch die Vernunft regiert und in Ordnung erhalten zu werden. Zu dem Ende hat Gott ihm einen

Wächter, die Leber, beigegeben, welche dicht, weich und glänzend ist, in ihrer Zusammensetzung sowohl süß wie bitter enthält und wie in einem Spiegel Gedankenbilder aufzufangen und zurückzugeben vermag. So oft die Vernunft mißbilligt, thut sie untergeordneten Begierden durch ihre Bitterkeit Einhalt, billigt sie dagegen, so wird Alles durch ihre Süßigkeit in sanfte Ruhe eingelullt; im Schlaf, in Krankheiten oder bei Eingebungen wird sie überdies prophetisch, so daß selbst der niedrigste Theil des Körpers in gewissem Grade an der Wahrheit Theil nimmt. In andern Beziehungen ist der untere Theil des Rumpfes den Zwecken, welchen er dienen soll, gleich angemessen. Die Milz liegt an der linken Seite der Leber, um die Unreinigkeiten, welche etwaige Körperkrankheiten hervorrufen und anhäufen, abzuscheiden und abzuführen. Die Gedärme sind vielmals gewunden, damit die Nahrung nicht zu schnell durch den Körper gelangen und dadurch ein unmäßiges Verlangen nach mehr erzeugt werden möge, denn ein solcher, beständiger Appetit würde das Obliegen der Philosophie unmöglich und den Menschen den Forderungen der Gottheit in ihm ungehorsam machen."

Seine ethischen Vorstellungen.

Der Leser wird aus dem vorstehenden Abschnitt erkennen, wie viel Weisheit und Thorheit, Kenntniß und Unwissenheit Platos Lehren enthalten. Man möge mir gestatten, diese Analyse seiner Schriften ein wenig weiter fortzusetzen in der Absicht, die Art und Weise darzulegen, in welcher er seine Ansichten in die Praxis übersetzte, denn Plato behauptete, daß obgleich das höchste Gut unserer Vernunft unerreichbar ist, wir doch, so weit es dem Wechselnden möglich ist, das Ewige nachzuahmen, Gott gleich zu werden trachten müssen, daran gedenkend, daß der Zweck des Menschen nicht in Vergnügen besteht und daß, obgleich der sinnliche Theil der Seele bei Essen und Trinken, Reichthum und Vergnügungen, der geistige bei weltlichen Ehren und Auszeichnungen verweilt, die Vernunft dem Wissen gewidmet ist. Daher kann Vergnügen nicht den Göttern zugeschrieben werden, wohl aber das Wissen, da Vergnügen nicht an sich schon ein Gut, sondern nur ein Mittel dazu ist. Jeder der drei Theile der Seele besitzt seine ihm eigenthümliche Tugend, die der Vernunft besteht in Weisheit, die des Geistes in Muth, die des Verlangens in Mäßigkeit und zur Vollendung kommt Gerechtigkeit behufs wechselseitiger Regelung der andern drei hinzu.

Seine in Vorschlag gebrachten politischen Einrichtungen.

Seine sittlichen Vorstellungen auf das praktische Leben anwendend behauptet Plato, daß der Staat Alles ist und daß, was diesem entgegensteht, zerstört werden sollte. Er bestreitet das Eigenthumsrecht, versetzt dem Familiendasein einen tödtlichen Stoß, indem er seine Lehrsätze so weit treibt, Weiber als öffentliches Eigenthum, das man zu Staatszwecken benutzen dürfe, zu betrachten, lehrt, daß die Erziehung Pflicht der Regie-

rung sein und daß die Religion durchaus der Politik unterworfen sein müsse, daß Kinder nicht ihren Aeltern, sondern dem Staate angehören, daß das Streben der Regierung sich nicht auf das Glück des Einzelnen, sondern auf das des Ganzen zu richten habe und daß die Menschen nicht als Menschen, sondern als Elemente des Staates zu betrachten seien, indem ein vollkommener Unterthan sich vom Sklaven nur darin unterscheide, daß er den Staat zum Herrn hat. Er empfiehlt das Aussetzen von mißgestaltenen und schwächlichen Kindern und verlangt von jedem Bürger, in alle Arten von Falschheit und Betrug eingeweiht zu sein. Zwischen bloß gesellschaftlichen Verbindungen und eigentlichen Verfassungen unterscheidend und darauf dringend, daß zwischen dem Staate und der Seele hinsichtlich der dreifachen Verfassung eine Uebereinstimmung bestehe, stellt er eine Eintheilung in Herrscher, Krieger und Arbeiter auf — daher eine Monarchie vorziehend, welche sich auf eine Aristokratie, namentlich des Talentes, stützt. Obgleich er die Musik als wesentlich für die Erziehung betrachtet, so ist die Meinung, welche er von den schönen Künsten hegt, doch eine so niedrige, daß er in seinem Staate Maler und Musiker nur unter harten Einschränkungen oder gar nicht zulassen will.

Platos Republik.

Um seine chimärische Republik in Sicilien zu verwirklichen, machte er eine Reise zu Dionysius; doch war es, wie wir hinzufügen wollen, für diejenigen, welche er seinen Experimenten zu unterwerfen hoffte, gut, daß sein toller und schwärmerischer Plan nie zur Ausführung gelangte. Auch in unsern Tagen sind ausschweifende, sociale Pläne vorgeschlagen, von denen einige versucht worden, aber etwas so Abgeschmacktes, wie diese vielgerühmte Republik des Plato, haben wir doch nicht erlebt. Sie zeugt von einer überraschenden Unkenntniß der Handlungen und Bedürfnisse des Menschen in seinen socialen Beziehungen.

Einige der wichtigeren Lehren Platos sind fernerer Erwägung würdig. Ich werde den Leser daher noch ein Weilchen aufhalten, um denselben etliche Bemerkungen zu widmen.

Großartigkeit von Platos Vorstellungen von Gott.

Es war ein schöner Gedanke dieser Philosophie, daß Ideen durch andere höherer Art mit einander verbunden sind und diese ihrerseits wieder durch andere noch höhere, so daß, je weiter man emporsteigt, ihre Allgemeinheit und Stärke zunimmt, bis sie endlich auf einem Gipfelpunkte angelangt sind, — der letzten, höchsten, Alles beherrschenden Idee, welche Gott ist. In so erhabener Weise sich dem Lehrsatze eines allmächtigen Wesens nähernd, hält man sich frei von jenen Täuschungen, denen man sonst so leicht anheimzufallen geneigt ist, wenn man der Zeit und dem Raume entlehnte Begriffe mit den Attributen Gottes vermischt, auch vermeidet man jene nothwendig entstehenden Un-

deutlichkeiten, wenn man sich an die Betrachtung des Unbegränzten und Ewigen wagt.

Und von der Seele.

Platos Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele bieten einen schlagenden Gegensatz zu den in der Volksphilosophie und dem Volksaberglauben seiner Zeit enthaltenen. Sie rufen uns in vieler Beziehung die Lehren Indiens zurück. In Griechenland bekannten diejenigen, welche die weitesten Ansichten besaßen, die Lehre von einer gewissermaßen halben Unsterblichkeit. Um der Fortdauer der Seele willen blickten sie einem endlosen Werden in der Zukunft entgegen, ohne sich viel um die Ewigkeit, welche vergangen war, zu kümmern. Plato aber betrachtete die Seele als bereits von Ewigkeit her vorhanden gewesen, sodaß das gegenwärtige Leben nur ein Augenblick unserer Laufbahn sei; mit zweifellosem Glauben blickte er vorwärts auf die Wandlungen, welche wir später durchzumachen haben würden. Wie Funken aus der Flamme hervorsprühen, so sprühte ohne Zweifel in seiner Vorstellung die Seele des Menschen aus der Weltseele hervor. Eingeborne Ideen und das Gefühl

Das Gefühl einer Vorexistenz.

eines früheren Daseins weisen auf unser vergangenes Leben hin. Letzteres ist so zu verstehen, daß uns bei irgend einem, vielleicht nur nichtigen, vielleicht aber auch wichtigen Ereignisse plötzlich einfällt, daß wir uns schon unter gleichen Umständen und von den in jenem Augenblicke gegenwärtigen Dingen umgeben, bei irgend einer früheren Gelegenheit befunden haben; doch ist die Erinnerung, obgleich einen gewaltigen Eindruck hinterlassend, nebelhaft und verworren. Soll man mit Plato sagen, daß dies in einem unserer früheren Daseinszustände geschah und daß die längst vergessenen Vorgänge uns nun plötzlich wie ein Blitzstrahl umzucken?

Dieses entspringt jedoch aus der anatomischen Bildung des Gehirns.

Plato erkannte nicht die doppelte Bildung und die doppelte Thätigkeit im Gehirn des Menschen, er erinnerte sich nicht daran, daß der Geist das Entschwinden der Zeit oft ganz und gar aus den Augen verliert und mit gleicher Leichtigkeit in einen Augenblick so zahlreiche Ereignisse zusammendrängt, daß sie, um stattzufinden, Tage, ja Jahre erfordern würden oder umgekehrt, daß er eine einzelne, einfache Idee, mit der man in einem einzigen Augenblicke fertig zu werden glauben sollte, auffassen und so lange bei ihr verweilen und dieselbe ausdehnen kann, bis die Stunden einer ganzen, langen Nacht damit ausgefüllt sind. Für die Wahrheit solcher merkwürdigen Wirkungen giebt es nicht nur Zeugnisse Solcher, welche vom Tode des Ertrinkens gerettet wurden und welche die in den letzten Augenblicken der Todesangst über sie hereinbrechende Flut von Erinnerungen und die lange Reihe von Ereignissen beschrieben, bei denen sie eine Rolle gespielt und die sie in einem Nu erblickten, wie man Nachts beim Zucken des Blitzes eine Landschaft mit all ihren verschiedenen Gegenständen und zwar mit erschreckender

Deutlichkeit, erblickt, sondern auch Zeugnisse unserer eigenen Erfahrung aus Träumen. In meiner „Physiologie" ist nachgewiesen, wie die Erscheinungen des Gefühls von einem früheren Dasein nach diesen Grundsätzen erklärt werden können, indem jede Hemisphäre des Gehirns für sich denkt und der Geist sich über das Entschwinden der Zeit täuscht, indem er diese gleichzeitigen Handlungen für auf einander folgende nimmt und einen von beiden Eindrücken auf eine undeutliche und verschwommene Vergangenheit überträgt. Plato boten Thatsachen, wie diese, Beweise in Fülle für ein früheres Dasein der Seele und starke Grundlagen für den Glauben an ihr künftiges Leben dar.

Die doppelte Unsterblichkeit, vergangene und zukünftige.

So begreift Platos Lehre von der Unsterblichkeit der Seele eine doppelte Unsterblichkeit in sich; sowohl die vergangene, wie die noch bevorstehende Ewigkeit fällt in ihr Bereich. Im Volksaberglauben seiner Zeit schien das geistige Element ohne Urheber oder Erzeuger zu entstehen, indem es zufällig einen Wohnsitz im Tabernakel des Körpers fand, mit ihm wachsend und kräftiger werdend, für jede Lebensperiode eine Uebereinstimmung von Form und Zügen mit seinem Begleiter, dem Körper erlangend, indem es stufenweise das Ansehen des Kindes, des Jünglings, des Mannes, des weißbärtigen Patriarchen annimmt. Den Schatten, welcher auf den stygischen Gefilden wandelte oder vor dem Richterstuhle des Minos stand, um sein Urtheil zu empfangen, dachte man sich im Aussehen mit dem Aussehen des Körpers im Tode übereinstimmend. So erkannte Ulysses die Gestalten des Patroklus, des Achilles und anderer Helden aus der zehnjährigen Belagerung, so der Landmann den Geist von Feind oder Freund wieder. Als Sache des Aberglaubens hatten diese Vorstellungen ihren Nutzen, in philosophischem Sinne aber ist es unmöglich, etwas Mangelhafteres zu erdenken.

Beziehungen der Vergangenheit und Zukunft zum Menschen.

Der Zustand des Menschen unterscheidet sich von dem eines leblosen Körpers oder eines unvernünftigen Thieres darin, daß er es nicht etwa nur mit der Gegenwart zu thun hat oder daß die Vergangenheit für ihn völlig vorüber ist, oder daß die Zukunft vor ihrem Erscheinen ist, als ob sie nie hätte stattfinden sollen. Der Mensch macht durch die Erinnerung die Vergangenheit zu einem Theile der Gegenwart und fügt ihr durch die Vorahnung die Zukunft hinzu, wodurch die drei in Eins verschmolzen werden.

Kritik über die Ideentheorie.

Mehre gewöhnlich angeführte Erläuterungen zu Platos Ideentheorie lassen sich auch lehrreich anwenden, um die Art und Weise anzuzeigen, wie seine Thatsachen von den Methoden der heutigen Wissenschaft behandelt werden. So pflegte Plato zu sagen, daß in jeder Eichel der ideale Typus einer Eiche enthalten ist, welchem gemäß sich die Eichel, sobald angemessene Umstände eintreten, zu einer Eiche und zu keinem andern Baume entfalten wird. Bei der Entwickelung eines solchen

Samenkorns zu seinem schließlichen Wachsthum giebt es daher zweierlei, was die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, den natürlichen Charakter des Samenkorns und die darauf wirkenden, äußeren Kräfte. Die platonische Lehre zieht diese Unterscheidungslinie sehr nachdrücklich; ihr wesentlichster Zweck geht darauf hinaus, das absolute Dasein und die absolute Unabhängigkeit jenes angeborenen Typus und seine Unverwüstlichkeit zu behaupten. Obgleich er das Wirken äußerer Umstände zu seiner völligen Verwirklichung erfordert, so hat sein Wesen doch durchaus nichts mit ihnen zu schaffen. Es kommen daher in solchem Falle zwei Elemente in Betracht — ein inneres und ein äußeres. Ein ähnlicher Dualismus ist an vielen andern physiologischen Beispielen wahrzunehmen, wie in dem Verhältnisse von Geist und Materie, Gedanken und Gefühl. Es ist das Streben der platonischen Philosophie, das Innere auf Kosten des Aeußern im Falle des Menschen zu vergrößern, um dadurch die völlige Oberherrschaft der Vernunft zu behaupten, da dies der besondere Punkt ist, worin der Mensch sich von den unvernünftigen Thieren und niedrigeren Organismen unterscheidet, bei welchen das Aeußere beziehungsweise vorherrscht. Die Entwickelung solcher Organismen, mögen es Pflanzen oder Thiere sein, ist daher nichts, als eine Kundgebung der göttlichen Idee des Platonismus. Viele Beispiele aus der Naturgeschichte bieten hierfür schlagende Belege dar, wie wenn z. B. das, was ein Zweig hätte sein können, sich zur Blume entfaltet, deren Theile eine Neigung zeigen, sich zu fünf oder zu drei an einander zu reihen. Die Beharrlichkeit, womit dies bei Organismen derselben Species vorkömmt, ist nach platonischer Auslegung ein Beweis dafür, daß, obgleich Individuen umkommen mögen, die Idee unsterblich ist. Wie hätte sich sonst in dieser Weise das Gleiche aus dem Ungleichen losschälen, wie das Eine sich von dem Vielen befreien und unter ihm kundgeben können?

Dies ist Ein Beispiel von Platos Ansichten; dasselbe Bild aber, welches so dazu dient, uns dieselbe zu veranschaulichen, kann uns eine andere und vielleicht richtigere Lehre vorhalten. Denn darf man nicht in Betracht des in solchen Fällen sich darbietenden Dualismus, des innern und äußern, des verborgenen, unsterblichen Typus und der von außen auf denselben wirkenden Kraft, des Charakters und der Umstände passend fragen, was Plato berechtigt, den Einfluß der letztern zu verringern und den Werth des erstern zu erhöhen? Warum soll man Thatsachen mit dergleichen angenommenen Schöpfungen beladen, während es auf der Hand liegt, daß eine weit einfachere Erklärung genügt? Geben wir zu, daß, wie unsere besten, physiologischen Anschauungen uns darauf hinweisen, der Ausgangspunkt jedes Organismus, hoch oder niedrig, vegetabilisch oder animalisch oder wie sonst, eine einfache Zelle ist, deren Entwickelung ganz und gar von den Umständen und Einflüssen, denen sie ausgesetzt ist, abhängt,

daß, so lange jene Umstände dieselben sind, auch die sich ergebende Form dieselbe sein wird und daß, sobald jene Umstände abweichen, auch die sich ergebende Form abweichen wird. Der Sprößling ist seinem Erzeuger gleich, nicht, weil er eine unsterbliche, typische Form in sich schließt, sondern weil er hinsichtlich seiner Entwickelung denselben Bedingungen, wie sein Erzeuger, ausgesetzt ist. Ich habe an einer andern Stelle nachzuweisen versucht, daß man diese absolute Herrschaft physischer Triebfedern über organische Formen als das Grundprincip bei allen Wissenschaften der Organisation anerkennen muß, wie denn der Hauptzweck meines Werkes darauf hinausläuft, eben diesen Lehrsatz zur Geltung zu bringen. Ein solcher Lehrsatz aber ist völlig unverträglich mit der Ideentheorie des Platonismus. Es ist kein verborgener, unverwüstlicher und von Ewigkeit her vorhandener Typus, welcher bei solchen Entwickelungen vorherrscht, sondern dieselben finden als der Ausfluß eines widerstandslosen Gesetzes Statt, indem Veränderung nur bei Veränderung der Umstände möglich ist. Daher darf man sich wohl jener übersinnlichen Welt, in welcher es typische Formen, Universen und Ideen erschaffener Dinge giebt, entschlagen, indem man diese complicirte Maschinerie des Platonismus aufgiebt und an seine Stelle den einfachen Begriff des Gesetzes setzt. Auch wird man, wenn man von diesem Ausgangspunkte seine Gedanken emporrichtet, wie Plato es von untergeordneten Ideen zur höchsten Idee that, nichts mit dem edlen Schlusse, zu welchem er gelangte, Unverträgliches, etwas der Majestät Gottes Widerstreitendes finden, dessen Dasein und Attribute mit größerer Genauigkeit und Deutlichkeit aus Betrachtungen über das Wirken unveränderlicher Gesetze erwiesen werden können, als dies, von phantastischen, eingebildeten, idealen Formen ausgehend, möglich ist.

Entstehung der Skeptiker. Wir haben gesehen, wie die vorsokratische Philosophie mit den Sophisten endigte; sehen wir nun, wie die nachsokratische mit den Skeptikern endigte. Abermals wiederholte sich die Erscheinung früherer Zeiten, daß die Lehren verschiedener Schulen, selbst solche, welche als eine völlig ausgemachte Sache galten, nicht nur wesentlich von einander verschieden waren, sondern sich sogar wesentlich widersprachen. Abermals kam daher die Meinung auf, daß der Verstand des Menschen keinen Prüfstein der Wahrheit besitze, da er weder fähig sei, unter den Widersprüchen der Sinneneindrücke zu unterscheiden, noch über die Richtigkeit philosophischer Schlüsse zu urtheilen, ja nicht einmal die innere Sittlichkeit von Handlungen zu bestimmen. Giebt es aber keinen Prüfstein der Wahrheit, so kann es auch keinen gewissen Boden für die Wissenschaft geben und es bleibt uns nichts weiter übrig, als der Zweifel. Dies war der Schluß, zu welchem Pyrrho, der Stifter der Skeptiker, gelangte. Er lebte etwa 300 v. Ch. Seine philosophische Lehre von der Nothwendigkeit, unsere Beistimmung aus Mangel an einem Prüfstein für das Urtheil zu versagen

oder dieselbe schweben zu lassen, führte durch einen natürlichen Uebergang zur Moral dahin, daß Tugend und Glückseligkeit in vollkommener Ruhe oder Freiheit von jeder geistigen Unruhe bestehe. Diese Lehre soll er in Indien von den Braminen gelernt haben, wohin er auf dem Zuge Alexanders gekommen war. Bei seiner Rückkehr nach Europa trug er sie in seiner Schule zu Elis vor, doch neigte sich die griechische Philosophie von selbst ihrem Entwickelungsgange gemäß zur Entdeckung dieser Schlüsse hin.

Die Skeptische Schule gründete sich demnach auf die Behauptung, daß der Mensch nie das Wahre unter den Erscheinungen zu ermitteln vermag und daher nie wissen kann, ob die Dinge in Einklang oder Mißklang mit ihrer Erscheinung stehen, denn ein und derselbe Gegenstand erscheint uns in verschiedenen Lagen und zu verschiedenen Zeiten verschieden. Ohne Zweifel erscheint er auch verschiedenen Individuen verschieden. Wie soll man nun unter solchen Erscheinungen die wahre herausfinden und, trifft man eine Wahl, völlig sicher sein, daß man Recht hat? Ueberdies hängen die Eigenschaften, welche man den Dingen beimißt, als Farbe, Geruch, Geschmack, Härte und dergleichen, von unseren Sinnen ab; nun wissen wir aber recht gut, daß unsere Sinne uns beständig widersprechende Angaben liefern, auch würde es eitel sein, von der Vernunft zu erwarten, daß sie uns befähigen sollte, richtig zu unterscheiden oder uns Merkmale für die Wahrheit an die Hand zu geben. Die skeptische Schule machte demnach von denselben Waffen Gebrauch, welche die Sophisten so zerstörend angewandt hatten, nur daß sie sie hauptsächlich gegen die Ethik kehrten. Doch steigen wir eine Stufe höher hinauf. Wenn wir uns auf die Vernunft stützen, woher wissen wir, daß die Vernunft selbst zuverlässig ist? Bedürfen wir dazu nicht ebenfalls erst eines Merkmales? Und selbst wenn ein solches Merkmal vorhanden wäre, müßten wir nicht für dieses wieder ein höheres Merkmal haben? So rechtfertigte der Skeptiker die Behauptung, daß es für den Menschen keinen Prüfstein der Wahrheit gebe.

*Zweite Analyse der ethischen Philosophie.*

*Die Lehren des Pyrrho.*

Uebereinstimmend mit diesen Grundsätzen, leugneten die Skeptiker, daß man je zu einer Kenntniß des Daseins durch die Kenntniß der Erscheinungen gelangen könne. Sie trieben ihren Zweifel so sehr auf die Spitze, daß sie behaupteten, man vermöge niemals die Wahrheit einer Behauptung, ja nicht einmal die Wirklichkeit dieser Behauptung zu erkennen. „Wir behaupten Nichts“, sagen sie, „ja nicht einmal, daß wir Nichts behaupten.“ Sie erklären, daß das Inductionssystem im besten Falle nur ein Wahrscheinlichkeitssystem ist, denn Schlüsse können nur dann sicher sein, wenn alles und jedes der einzelnen Dinge geprüft und nachgewiesen ist,

*Keine Gewißheit im Wissen.*

daß es mit dem Ganzen übereinstimmt. Wenn nur eine einzige Ausnahme unter Myriaden von Beispielen zu Tage käme, so zerfiele damit die Schlußfolgerung. Aber wie wird man je in einem Falle sicher sein, daß man alle Einzelheiten geprüft hat? Daher muß man stets zweifeln. Was die Methode, zu definiren, betrifft, so ist es klar, daß sie völlig nutzlos ist, denn wenn man ein Ding nicht kennt, so kann man es auch nicht definiren; kennt man dagegen ein Ding, so bereichert eine Definition unsere Kenntniß nicht. So Definitionen und Schlüsse zerstörend, zerstörten sie alle philosophische Methode.

Wenn aber eine solche Unmöglichkeit, sich Kenntniß von irgend Etwas zu verschaffen, vorhanden ist, was nützt es dann den Menschen, sich die geringste Unruhe deswegen zu machen? Ist es nicht das Beste, das Leben zu nehmen, wie es ist, und Freuden zu kosten, so lange er vermag? Das war es denn auch, was Epikur bereits 342 v. Ch. den Menschen zu thun rieth. Gleich Sokrates setzt er die Wissenschaft herab und betrachtet Wohlbehagen als den Hauptzweck des Lebens und als den Prüfstein der Tugend. Indem er behauptet, daß die Wahrheit nicht durch die Vernunft allein bestimmt werden könne, giebt er verzweiflungsvoll die Philosophie auf und betrachtet sie als ein untergeordnetes und wirkungsloses Mittel, das zu unserer Glückseligkeit Nichts beitragen könne.

Die Lehren des Epikur. Seiner Ansicht nach besteht die geeignetste Eintheilung der Philosophie in Ethik, Kanonik und Physik, von denen die beiden letztern von sehr geringer Bedeutung im Vergleich zur ersteren sind. Der Weise hat die größte Glückseligkeit des Lebens in orientalischem Quietismus zu suchen, indem er sich mäßig in Bezug auf seine gegenwärtigen Begierden verhält und ihnen die Erinnerung an ähnliche, sinnliche Vergnügungen, welche in der Vergangenheit liegen, und die Erwartung neuer, welche uns in der Zukunft vorbehalten sind, hinzufügt. Er muß die Philosophie als eine Kunst, das Leben zu genießen, betrachten. Er mache sich keine Sorgen um den Tod oder um die Macht der Götter, welche nur eine Täuschung sind, keine, was seinen künftigen Zustand anbetrifft, eingedenk dessen, daß die Seele, welche weiter nichts, als eine Mischung von Atomen ist, nach dem Tode in ihre Bestandtheile aufgelöst wird. Es leidet keinen Zweifel, daß derartige Lehren den Zeiten, in denen sie eingeführt wurden, ganz angemessen waren, denn so groß war die sociale und politische Verwirrung, so groß die Ungewißheit des Eigenthums, daß man wohl darauf verfallen konnte, was es für den Menschen Besseres zu thun gäbe, als das Seinige zu genießen, so lange es sich in seinem Besitze befände? Auch ward die Verlockung zu einer solchen Richtung durch die übermäßige Verschwendung nicht wenig vermehrt, als Köche und Buhlerinnen, Gaukler und Narren, prachtvolle Anzüge und glänzende Gehalte als wesentliche Erfordernisse zum Leben galten. De-

metrius Poliorketes, welcher die Lage der Dinge vollkommen verstand, sagt: „Es gab zu meiner Zeit in Athen nicht Einen großen und edlen Geist." Bei einem solchen socialen Zustande kann es durchaus nicht überraschen, daß Epikur viele Anhänger hatte und daß es Viele gab, welche darin mit ihm übereinstimmten, daß Glückseligkeit am besten in Gleichgültigkeit und in dem Glauben zu finden sei, daß es in Wirklichkeit nichts Gutes oder Schlechtes gebe; daß es das Beste sei, über Nichts abzusprechen, sondern die Dinge ihrem Laufe zu überlassen, daß es am Ende nur wenig oder gar keinen Unterschied zwischen Leben und Tod gebe, daß weise Menschen die Philosophie als ein Gewebe von Ideen und Gründen betrachten werden, welches zur Glückseligkeit beitragen könne, der Werth des physischen Zweiges derselben darin bestehend, abergläubische Vorstellungen über den Tod zu verbessern und die Furcht vor Meteoren, Wundern und anderen Erscheinungen durch die Erklärung der Natur derselben zu entfernen, daß man sich die Ansichten des Demokritus und Aristoteles bis zu einem gewissen Grade zur Verschaffung von Vergnügen zu Nutze machen und von den Thieren, welche Vergnügen suchen und Schmerz vermeiden, lernen solle, welchen Weg man einzuschlagen habe. Im Ganzen genommen, werde man finden, daß es einen Zusammenhang zwischen Tugend und Vergnügen gebe, namentlich wenn man seine Anschauungen erweitere und Vergnügen nicht in der Befriedigung des gegenwärtigen Augenblicks, sondern in dem durch das Dasein gebotenen Ganzen suche. Die Vergnügungen der Seele entsprängen sämmtlich aus den Vergnügungen des Fleisches, nicht allein die gegenwärtigen, sondern auch die, deren man sich aus der Vergangenheit erinnere und solche, die man schon im voraus in der Zukunft koste. Der Weise wird daher für sie alle Sorge tragen und, eingedenk, daß der Schmerz seiner Natur nach vorübergehend, Vergnügen aber dauernd ist, nicht zaudern, ersterem entgegenzugehen, wenn er sich versichert halten darf, daß er ihm letzteres verschaffen werde; er wird aus seinem Gemüthe jede eitle Furcht vor den Göttern oder dem Fatum verbannen, denn das sind nur Einbildungen, welche für Weiber und den großen Haufen wohlthuend sind; da es aber einmal Gegenstände des nationalen Aberglaubens sind, so würde es nutzlos sein, sich durch öffentliche Verspottung derselben Mißgunst zuzuziehen. Daher wird es für den Weisen besser sein, sie mit anscheinender Feierlichkeit oder wenigstens mit äußerlicher Achtung zu behandeln, mag er innerlich immerhin über den Betrug lachen. Die Furcht vor dem Tode wird er sich namentlich angelegen sein lassen, zu verbannen, daran gedenkend, daß der Tod nur der Befreier von dem Elend dieses Lebens ist.

*Ruhige Gleichgültigkeit ist das Beste für den Menschen.*

*Unvollkommenheiten der Kanonik des Epikur.*

Unter dem Titel Kanonik faßt Epikur seine philosophischen Ansichten zusammen, doch sind sie

sehr oberflächlicher Art. Er behauptet, daß unsere sinnlichen Eindrücke der Prüfstein für die Wahrheit und daß selbst die Empfindungen eines Mondsüchtigen und Träumers wahr sind. Außer den Eindrücken des Augenblicks aber ist auch die Erinnerung als Prüfstein zu betrachten — die Erinnerung, welche der Grund der Erfahrung ist.

Und Widersprüche seiner Physik.

In seiner Physik nimmt er die Atomentheorie Demokrits an, obgleich dieselbe in vieler Hinsicht schlecht mit seiner Ethik oder Kanonik zusammenstimmt, aber seine Schätzung ihres Werthes ist eine so niedrige, daß ihn das nicht im mindesten kümmert. Obgleich Atome und leerer Raum ihrer Natur nach für die Sinne nicht bemerkbar sind so erkennt er doch ihr Dasein an, indem er das Vorkommen einer unendlichen Zahl von Atomen verschiedener Art in der unendlichen Leere annimmt, welche vermöge ihres Gewichtes senkrecht mit gleichmäßiger Schnelligkeit herabstürzen; einige derselben aber sind durch eine unerklärliche, innere Kraft von ihrem senkrechten Pfade abgewichen und haben, nach ihrem Zusammenstoße sich mit einander verbindend, der Welt das Dasein verliehen. Nicht viel besser als diese unbestimmten, kindischen Vorstellungen sind diejenigen über den Umfang der Sonne, die Natur der Sonnen- und Mond-Finsternisse und andere astronomische Erscheinungen; allein er rechtfertigt seine Widersprüche und seine Oberflächlichkeit mit der Behauptung, daß es völlig nutzlos für den Menschen sei, dergleichen zu wissen und daß der Weise sich damit nicht befassen solle. In Betreff der Seele sagt er, daß sie materieller oder körperlicher Art sein müsse aus dem einfachen Grunde, weil es außer der Leere nichts Körperloses gebe; er neigt sich zu dem Glauben hin, daß sie ein verdünnter, leicht beweglicher Körper, etwa von der Natur des Dunstes sei, theilt sie in vier Thätigkeiten ein, welche den vier Elementen entsprechen, die zu ihrer Bildung zusammentreten, worauf sie, weit entfernt, unsterblich zu sein, in ihre integrirenden Atome aufgelöst wird, indem sie stirbt, wenn der Körper stirbt. Mit den atomischen Lehren Demokrits nimmt Epikur die Vorstellungen jenes Philosophen hinsichtlich der Wahrnehmung an, so nämlich, daß Idole oder Bilder von den äußeren Gegenständen abgestreift werden und durch das Auge Zugang zum Gehirn finden. In seiner Theologie läßt er unter den erwähnten Umständen anthropomorphische Götter zu, indem er ihren Ursprung aus dem zufälligen Zusammentreffen von Atomen erklären zu können meint und vermuthet, daß sie ihre Ruhe und Glückseligkeit dadurch an den Tag legen, daß sie sich um den Menschen und seine Angelegenheit nicht kümmern.

Seine Irreligiosität.

Durch dergleichen spöttische Einflüsterungen macht sich Epikur über die Religion seiner Landsleute, ihre Gebräuche, Opfer, Gebete und Ceremonien lustig. Er weiß keinen bessern Beweis für das Dasein Gottes anzuführen, als daß ein allgemeiner Glaube, der

diese Vorstellung stützt, unter den Menschen umläuft; aber wenn es gilt, so nimmt er keinen Anstand, seinen Unglauben an die nationale Theologie auszudrücken und zu erklären, daß seinem Urtheil gemäß blinder Zufall die Welt regiert.

Epikuräer neuerer Zeiten. Dies sind die Meinungen, an welche sich der Name Epikurs knüpft, allein hunderte und tausende von Jahren waren bereits verflossen, ehe jener Philosoph geboren ward, als es auch schon Epikuräer gab und es wird ihrer in allen noch kommenden Zeitaltern geben. Sie sind in Fülle vorhanden in unsern Tagen, stets durch dieselben Züge charakterisirt — starken Egoismus in ihren gesellschaftlichen Beziehungen, Oberflächlichkeit in ihren philosophischen Ansichten, wenn der Ausdruck philosophisch auf so beschränkte Geister angewandt werden kann. Sie geben eine oft laute und besondere Einstimmigkeit mit der Religion ihres Vaterlandes zu erkennen, während sie im Herzen und im Leben völlig Ungläubige sind. Sie sind es, welche den ansehnlichsten Theil der heutigen Gesellschaft bilden und sich oft als Wächter ihrer Interessen gebärden. Man findet sie auf jeder Lebensstufe — im Senat, in der Armee, in den Gewerben und namentlich im Kaufmannsstande, der leider nur zu häufig zur Entwickelung der Selbstsucht beiträgt. Ihnen hat die menschliche Gesellschaft mehr als die Hälfte ihrer Corruption, alle ihre Heuchelei und mehr als die Hälfte ihrer Sünden zu verdanken. Sie sind es, welche die Vergangenheit fälschen, die Gegenwart betrügen und den Leuten über die Zukunft Schwindeleien in den Kopf setzen, welche durch ihr Beispiel lehren, daß der Lebenslauf des Menschen nach Grundsätzen der Selbstsucht einzurichten, Dankbarkeit und Liebe gut genug sei, der Wirkung halber zur Schau getragen zu werden, daß man sie aber nie empfinden müsse, daß Menschen nicht als Menschen, sondern als Dinge, deren man sich bediene, zu betrachten, Bildung und Rechtschaffenheit, Patriotismus und Tugend Täuschungen von Thoren und Reichthum der einzige, der Huldigung des Menschen wahrhaft würdige Gegenstand sei.

Es bleibt uns in diesem Kapitel jetzt nur noch übrig, von dem spätern Platonismus zu sprechen. Die alte Akademie, deren Gründer Plato war, beschränkte ihre Arbeiten auf die Erläuterung und Vertheidigung seiner Lehren.

Die Mittlere Akademie des Arcesilaus. Die Mittlere Akademie, von Arcesilaus, welcher 316 v. Ch. geboren wurde, herrührend, unterhielt einen Kampf mit den Stoikern, entwickelte die Lehre von der Ungewißheit sinnlicher Eindrücke und von der Nichtigkeit menschlichen Wissens.

Die Neue Akademie des Karneades. Die Neue Akademie ward von Karneades, der 213 v. Ch. geboren wurde, gegründet und nahm mit der vorgehenden an manchen ihrer vorzüglichsten Lehren Antheil. Auf der einen Seite neigt sich Karneades zum Skep-

ticismus hin, auf der andern bedient er sich der Wahrscheinlichkeit als Führer. Diese Schule artete so schnell aus, daß sie sich schließlich nur noch mit Rhetorik beschäftigte. Dies allmälige Wachsen des Skepticismus und der Gleichgültigkeit während dieser Periode ist augenscheinlich genug; so sagte Arcesilaus, daß er Nichts wisse, nicht einmal seine eigene Unwissendheit, und leugnete sowohl geistiges, wie sinnliches Wissen. Karneades, welcher seine Ansichten aus der alten Philosophie herleitete, fand darin Gründe, welche zu seinem gegen die Nothwendigkeit, Gott und Weissagungen gerichteten Zwecke zu gebrauchen waren; er gab nicht zu, daß es Gerechtigkeit an sich gäbe, indem er erklärte, daß dieselbe eine rein herkömmliche Sache sei; seine rhetorische Darstellung bei Gelegenheit eines Besuches in Rom galt denn auch abwechselnd dem Preise und der Schmähung der Gerechtigkeit, was Cato veranlaßte, darauf anzutragen, daß er aus der Stadt vertrieben würde. Obgleich Plato der Repräsentant eines Glaubenszeitalters gewesen war, so endete doch die Analyse seiner Werke, welche eine Darlegung der Widersprüche derselben in sich schloß, mit Skepticismus. Wenn sich das Ziel einer Philosophie festsetzen läßt, deren Repräsentanten eine solche rhetorisch zweideutige Stellung einnahmen, so kann man sagen, es sei der Nachweis gewesen, daß es in dieser Welt keinen Prüfstein der Wahrheit gebe. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit der Philosophie, ward Karneades darauf geführt, seine Theorie des Wahrscheinlichen zu empfehlen: „Dasjenige, was am vollkommensten analysirt, geprüft und von Unwahrscheinlichkeiten frei befunden ist, ist die wahrscheinlichste Idee." Die Entartung der Philosophie wurde vollständig, da die Arbeiten so vieler großen Männer zu rhetorischen und artistischen Zwecken herabgewürdigt wurden. Jedermann sah, daß Plato alles Vertrauen auf die Angaben der Sinne zerstört und an die Stelle desselben die Ideentheorie gesetzt hatte. Diese wieder hatte Aristoteles zerstört, so daß der Welt weiter Nichts blieb, als der Skepticismus. Eine vierte Akademie ward von Philo von Larissa, eine fünfte von Antiochus von Askalon gegründet. Diesem Lehrer war es vorbehalten, der Akademie die Stoa hinzuzufügen und die Lehren des Plato mit denjenigen der Stoiker zu verschmelzen. Solch eine heterogene Mischung beweist, auf welchem Punkte die speculative Philosophie angekommen war und zeigt uns klar, daß ihre Jünger sie voll Verzweiflung verlassen hatten.

*Die Doppelsinnigkeit der spätern Akademiker.*

*Die vierte und fünfte Akademie.*

*Ende des griechischen Zeitalters des Glaubens.*

So endigt das griechische Zeitalter des Glaubens. Wie schlagend ruft die Geschichte desselben die entsprechende Periode im individuellen Leben — den vertrauenden Muth und die Enttäuschung der Jugend zurück! Wir betreten es voll Vertrauen auf Menschen und Dinge, nicht ahnend, daß die einen unsern Erwartungen vielleicht

nicht entsprechen, die andern uns täuschen können. Unsere frühesten Erfahrungen gewähren uns, wenn wir sie in Betracht ziehen, Stoff zur Ueberraschung darüber, daß wir uns je ernstlich mit solchen Thorheiten haben beschäftigen oder durch Beweggründe haben anspornen lassen können, welche uns jetzt so unangemessen erscheinen. Und doch lassen wir uns nicht träumen, daß unser gegenwärtiges Streben, mag es sich auch geändert haben, darum nicht weniger eitel, die Gegenstände desselben darum nicht weniger trügerisch sind.

Das zweite Zeitalter der griechischen Philosophie endete mit Sophismus, das dritte mit Skepticismus. Die speculative Philosophie stößt endlich auf eine Gränze, welche sie nicht zu überschreiten vermag. In dieser Lage befindet sie sich auch in unsern Tagen. An der sie umringenden Mauer prallt sie ab, ohne die mindeste Aussicht, sich Bahn durch dieselbe zu brechen.

---

# Sechstes Kapitel.

## Das griechische Zeitalter der Vernunft. Aufschwung der Wissenschaft.

Griechische Eroberung Persiens.

Die Eroberung Persiens durch Alexander den Großen ist ein höchst wichtiges Ereigniß in der europäischen Geschichte. Jener Abenteurer, die Absichten seines Vaters Philipp ausführend, begann seinen Angriff mit anscheinend unbedeutenden Mitteln, denn er soll höchstens vier und dreißigtausend Mann Fußvolk, viertausend Mann Reiterei und siebenzig Talente an Geld besessen haben. Das Ergebniß seines Zuges war der Untergang des persischen Reiches und der Untergang Griechenlands. Nicht ohne Grund fluchte man seinem Andenken in seinem Vaterlande. Seine Erfolge hatten das Lebensblut desselben ausgesogen. In der Aussicht auf glänzendes Glück, das in Asien zu machen war, hörte Griechenland auf, der Ort für unternehmende Leute zu sein. Die kriegerische Auswanderung hatte einen solchen Umfang angenommen, daß griechische Söldner im ganzen persischen Reiche ansässig waren; ihre Zahl genügte, dem Lande, woraus sie geschieden waren,

einen unersetzlichen Verlust zuzufügen, nicht aber, die dichten und alten Bevölkerungen, unter welchen sie sich niedergelassen hatten, zu helleniſiren.

Zerstörender Einfluß derselben auf Griechenland.

Aber nicht nur durch den Abgang an Menschen war der macedonische Zug ein so großes Unglück für Griechenland, auch die politischen Folgen, welche jene glücklichen Feldzüge nach sich zogen, kamen zu dem verderblichen Resultate hinzu. Alexander hätte Athen nicht wirksamer zu Grunde richten können, wäre er mit demselben ebenso, wie mit Theben verfahren, welches er dem Erdboden gleich machte und von dessen Bürgern er sechstausend niedermetzeln und dreißigtausend als Sklaven verkaufen ließ. Die Gründung Alexandriens war das Ende Athens in commercieller Beziehung, der Gnadenstoß für sein altes Colonialsystem. Es möchte demselben wohl zu Statten gekommen sein, wenn er in seinen Plänen bei dem Sturze von Tyrus stehen geblieben wäre, welches er nicht, wie zuweilen behauptet worden ist, aus Rachgier zerstörte, sondern weil er entdeckte, daß jene Stadt einen wesentlichen Theil des persischen Systems bildete. Nie war es seine Absicht, daß

Die Gründung Alexandriens ein schwerer Schlag für Athen.

Athen aus der Vernichtung seiner phönizischen Nebenbuhlerin Vortheil ziehen sollte; durch die Erbauung und das Gedeihen Alexandriens ward sein Vorhaben wirksam ausgeführt.

Obgleich der militärische Ruhm dieses großen Kriegers durch die Geschichte der letzten hundert Jahre verringert werden mag, welche durchweg Siege aufzuweisen hat, so oft europäische Armeen, selbst unter den außerordentlichsten Nachtheilen in Berührung mit asiatischen kommen, so kann ihm doch ein tiefer Scharfblick und eine bisher von keinem anderen Eroberer übertroffene Staatskunst nicht abgesprochen werden. Ehe er sich von Erfolgen und leider nur zu häufig von Wein berauschen ließ, trug sein Charakter viel Edles an sich. Er hatte mehre Jahr lang den Unter-

Wissenschaftliche. Tendenz der macedonischen Feldzüge.

richt des Aristoteles genossen und nahm, als er zu seiner Expedition aufbrach, so viele gelehrte Männer mit sich, daß die Bemerkung beinahe gerechtfertigt war, dieselbe sei eben so sehr ein wissenschaftliches, wie ein kriegerisches Unternehmen. Unter denjenigen, welche ihn begleiteten, befand sich auch Kallisthenes, ein Verwandter und Zögling des Aristoteles, der ein schlimmes Ende nehmen sollte. Die Behauptung, daß Alexander seinem Lehrer nahe an 200,000

Ursprung von Aristoteles Einfluß durch Alexander.

£ Sterling und die Dienste von mehren tausend Mann zur Verfügung gestellt habe, um sich die zur Abfassung seines Werkes über die „Geschichte der Thiere“ erforderlichen Specimens zu verschaffen und dieselben zu untersuchen, ist vielleicht nur eine Uebertreibung, doch leidet es keinen Zweifel, daß in diesen Vorgängen der eigentliche Anfang zu jener Politik lag, welche alsbald zur Errichtung des Museums in Alexandrien führte. Die Bedeutung dieses Ereignisses, obgleich

bisher nur wenig verstanden, ist nicht leicht zu überschätzen, soweit der intellectuelle Fortschritt Europas dabei betheiligt ist. Dasselbe verlieh den Werken des Aristoteles ihre wunderbare Dauer und eine nicht bloß griechische Berühmtheit, denn es gab Veranlassung zur Uebersetzung derselben in das Syrische durch die Nestorianer im fünften Jahrhundert und vierhundert Jahre später aus dem Syrischen durch die Araber in ihre Sprache. So übten sie einen lebendigen Einfluß über Christen und Mohammedaner ohne Unterschied von Spanien bis nach Mesopotamien aus.

Wissenschaftliche Bildung und Unternehmungen Alexanders.

Wenn der von Plutarch angeführte Brief, welcher von Alexander an Aristoteles geschrieben sein soll, ächt ist, so zeigt er nicht nur, wie gründlich das Volk in die Weisheit des großen Meisters eingeweiht war, sondern auch, wie sehr man der Möglichkeit unterworfen ist, sich in der Darlegung, welche wir von der aristotelischen Philosophie zu geben im Begriff stehen, irre führen zu lassen. Es gab damals, wie später leider nur allzuoft, eine Geheimlehre und eine öffentliche Lehre. Alexander wirft dem Philosophen seine Rücksichtslosigkeit vor, Dinge zu enthüllen, die, der Abrede gemäß, hätten verborgen bleiben sollen. Aristoteles vertheidigt sich, indem er erklärt, daß die gewünschte Geheimhaltung nicht gebrochen sei. In vielen andern Umständen geringfügiger Art zeigt sich die Anhänglichkeit des Eroberers an die Philosophie; so waren Harpalus und Nearchus, seine Jugendgefährten, die zu mehren seiner wissenschaftlichen Unternehmungen verwandten Leiter und Anführer, Letzterer bei Erforschungen zur See, welche ohne Zweifel der Hauptsache nach einen politischen Endzweck hatten, doch voll von Interesse für die Wissenschaft waren. Hätte Alexander länger gelebt, so würde Nearchus nach bereits getroffener Verfügung die Umschiffung Afrikas wiederholt haben. Harpalus war als Statthalter von Babylon mit dem Versuche beschäftigt, die Vegetationen Europas und Asiens gegen einander auszutauschen, indem er Producte Persiens nach Griechenland und umgekehrt verpflanzte; auch gelang es ihm, wie berichtet wird, alle europäischen Pflanzen, mit welchen er Versuche anstellte, das Epheu ausgenommen, in Mesopotamien zum Gedeihen zu bringen. Die Reise nach dem Kaspischen Meere, der Zug in die afrikanischen Wüsten zeugen von Alexanders persönlichem Geschmacke an naturwissenschaftlichen Kenntnissen, auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß er, noch auf dem Sterbebette und nur wenige Tage vor seinem Hinscheiden, Trost und Unterhaltung darin fand, daß Nearchus sich neben ihn an das Bette setzte und ihm die Geschichte seiner Reisen erzählte. Nichts zeigt schlagender, wie richtig seine militärische Auffassung war, als die Absicht, tausend Schiffe zur Eroberung Karthagos auszurüsten und sich so die Oberherrschaft auf dem Mittelländischen Meere zu sichern.

Seine ungezügelten Leidenschaften und Schlechtigkeiten.

Trotz alledem hatte sein Charakter viele Seiten und sein Leben viele Ereignisse aufzuweisen,

welche das Verdammungsurtheil, das sie erfahren haben, verdienen. Der in der Trunkenheit befohlene Brand von Persepolis, die zu Ehren Hephästions geschlachteten Gefangenen, die Erdrosselung des Kallisthenes, waren Folgen von Unmäßigkeit und ungezügelter Leidenschaft. Selbst ein so fester Geist, wie der seinige, war nicht vermögend, dem Einflusse der ungeheuren Schätze zu widerstehen, wie sie ihm zu Susa in die Hände fielen und die sich, wie behauptet wird, auf 80,000,000 £ Sterling belaufen haben sollen, der Plünderung des persischen Reiches, dem alle Vorstellungen übersteigenden Luxus des asiatischen Lebens, sowie der schrankenlosen Macht, zu der er gelangte. Doch war er nicht so einfältig, sich selbst für einen Abkömmling des Jupiter Ammon zu halten; dies war nur ein Kunstgriff, den er zuließ, um seine Umgebung zu beeinflussen. Man darf nicht vergessen, daß er in einem Zeitalter lebte, wo die Menschen nach unbefleckten Empfängnissen und göttlichen Abstammungen fragten. Diese asiatischen Ideen hatten sich nach Europa Bahn gebrochen. Die Athenienser selbst sollten bald mit der Ertheilung göttlicher Ehren an Menschen, wie Antigonus und Demetrius, ausgesöhnt werden, die sie als Götter verehrten — als erlösende Götter — und zu deren Dienste sie Opfer und Priester einsetzten.

*Das griechische Zeitalter der Vernunft eingeführt.*

So groß die politischen Resultate des macedonischen Zuges waren, so kamen ihnen die geistigen doch gleich. Die Zeiten wurden durch die Einführung einer neuen Philosophie bezeichnet. Griechenland hatte sein Zeitalter der Leichtgläubigkeit, des Forschens, des Glaubens, durchgemacht, es hatte sein Zeitalter der Vernunft angetreten und würde, wenn ihm Freiheit des Handelns gelassen wäre, der hervortretenden Civilisation Europas eine entscheidende Richtung gegeben haben. Wie wir gleich sehen werden, war ihm jene große Bestimmung nicht beschieden. Von seinem excentrischen Standpunkte in Alexandrien aus konnte es Europa nicht civilisiren; es ward in seinem Alter von der im römischen Reiche sich concentrirenden Macht Europas über den Haufen geworfen.

*Unfähigkeit desselben, die Civilisation Europas zu vollbringen.*

Es giebt wenig Geschichten der Vergangenheit, welche mehr Interesse für die heutige Zeit besitzen und leider keine, welche eine schiefere Beurtheilung erfahren hätte, als dieses griechische Zeitalter der Vernunft, welches sich in Alexandrien kundgab. Es giebt einen höchst auffallenden Beleg dafür, daß die Begebenheiten mehr die Menschen, als die Menschen die Begebenheiten beherrschen. Die wissenschaftlichen Genossenschaften des macedonischen Eroberers entsprangen unmittelbar aus dem gleichzeitigen Zustande der griechischen Philosophie, welche sich dem Ende ihres Glaubensalters näherte und diese Einflüsse reiften unter dem macedonischen Heerführer, welcher König von Aegypten ward. Wie die Sache nun einmal stand, war die Gelehrsamkeit Alexandriens, obgleich von der ihr am an=

gemessensten und wünschenswerthen Richtung durch die Einwirkung des byzantinischen Systems abgelenkt, welche dasselbe im Laufe mehrer Jahrhunderte gewaltsam darauf ausübte, doch nicht ohne Einfluß auf das künftige Denken Europas. Selbst heute noch will es sich Europa seinem ganzen Umfange nach nicht gestehen, wie groß jener Einfluß gewesen ist.

Die Schriften des Aristoteles das Vorspiel desselben.

Das Zeitalter der Vernunft, in welches Aristoteles uns einzuführen im Begriff steht, bildet einen auffallenden Gegensatz zu den vorhergehenden Zeitaltern. Es kann dem Leser nicht entgehen, daß, was von den Männern der Wissenschaft zu Alexandrien geschah, dem gleicht, was in unsern Tagen vor sich geht; ihre Tage waren ein Vorbild der unsrigen. Und doch scheidet uns von ihnen ein langer und öder Zeitraum von fast zwanzig Jahrhunderten. In politischer Beziehung gab Aristoteles durch seine Freundschaft mit Alexander und durch die Fortdauer des macedonischen Einflusses in Ptolemäus das verbindende Glied zwischen dem griechischen Zeitalter des Glaubens und dem der Vernunft ab, wie er es in philosophischer Beziehung durch die Natur seiner Lehren war. Er bietet uns einen gemächlichen Uebergang von den speculativen Methoden Platos zu den wissenschaftlichen Methoden des Archimedes und Euklid. Die Fülle und vielfach die Dunkelheit seiner Lehren könnte oberflächliche Forscher von denselben zurückschrecken, wenn man nicht beständig der merkwürdigen Autorität eingedenk wäre, welche sie so viele Menschenalter hindurch behauptet haben und der glänzenden Resultate auf allen exacten Gebieten menschlichen Wissens, zu welchen sie so schleunig führten. Die Geschichte des Aristoteles und seiner Philosophie bildet daher die nothwendige Einleitung zu den großartigen und unsterblichen Errungenschaften der alexandrinischen Schule.

Lebensbeschreibung des Aristoteles.

Aristoteles ward zu Stagira in Thracien 384 v. Ch. geboren. Sein Vater war ein hervorragender Schriftsteller damaliger Zeit, der über Gegenstände der Naturgeschichte schrieb, von Profession war er Arzt. Bei seinem Hinscheiden hinterließ er seinem noch jungen Sohne nicht nur sehr reichliche Mittel, sondern auch seine Neigungen. Aristoteles begab sich alsbald nach Athen und schloß sich der Schule Platos an, mit welchem er zwanzig Jahre lang zusammen gelebt haben soll. Während dieses Zeitraumes ging der größte Theil seines väterlichen Erbgutes darauf, so daß er am Ende genöthigt war, sich durch einen Handel mit Droguerienwaaren zu erhalten. Endlich entstanden Zwistigkeiten zwischen ihnen, denn, wie wir bald finden werden, war der große Schüler keineswegs ein blinder Anhänger seines großen Meisters. Zu glücklicher Stunde berief ihn Philipp, König von Macedonien, als Erzieher seines Sohnes Alexander, ein Vorfall, der in der intellectuellen Geschichte Europas von hoher Bedeutung ist. Der aus diesem Verhältnisse entspringenden Freundschaft verdankte Aristoteles, wie

bereits erwähnt, jene wirksame Unterstützung von Seiten des Eroberers auf seinem asiatischen Zuge behufs Abfassung seiner „Naturgeschichte" und erlangte dadurch zugleich jenen Nimbus, welcher seinem Namen mehr, als fünfzehn Jahrhunderte lang eine so merkwürdige Autorität verlieh. Schließlich gründete er eine Schule im Lyceum zu Athen und da er die Gewohnheit hatte, seine Vorlesungen nur im Gehen zu halten, so erhielten seine Schüler daher den Namen Peripatetiker oder wandelnder Philosophen. Diese Vorlesungen waren zwiefacher Art, geheim und öffentlich, von denen erstere nur den vorgeschritteneren Zöglingen zu Theil wurden. Er schrieb eine große Anzahl von Werken, von denen sich etwa ein Viertel erhalten hat.

Er gründet die inductive Philosophie.

Die philosophische Methode des Aristoteles war das Gegentheil der des Plato, dessen Ausgangspunkt Universen bildeten, deren Dasein Sache des Glaubens war, und von denen er sodann zu Einzelheiten herabstieg. Aristoteles dagegen erhob sich von Einzelheiten zu Allgemeinheiten, zu denen er durch Schlüsse gelangte; sein System, auf diese Weise eine inductive Philosophie, bildete demnach den eigentlichen Anfang der Wissenschaft.

Seine Methode mit der Platos verglichen.

Plato stützt sich auf die Einbildungskraft, Aristoteles auf die Vernunft. Der Gegensatz zwischen Beiden tritt am klarsten in der Stellung hervor, welche sie in Bezug auf die Ideentheorie einnehmen. Plato betrachtet Universen, Typen oder Exemplare als mit wirklichem Dasein begabt, Aristoteles als bloße Abstractionen des Denkens. An Stelle der phantastischen Erinnerungen, welche Plato früheren Erfahrungen aus einem andern Leben entlehnt, setzt Aristoteles die wirkliche Erfahrung in diesem. Diese Erfahrungsideen liefert uns das Gedächtniß, indem es uns befähigt, unserem Geiste nicht nur einzelne Thatsachen und Ereignisse, deren Zeuge wir gewesen sind, zurückzurufen, sondern sie auch mit einander zu vergleichen und dadurch ihre Aehnlichkeit oder ihre Verschiedenheit zu entdecken. Je bedeutender sich die Thatsachen mehren und je mehr unsere Erfahrung sich erweitert, desto sicherer werden unsere Schlüsse. „Die Kunst beginnt da, wo sich aus einer großen Anzahl von Erfahrungen ein allgemeiner Begriff gebildet hat, welcher alle ihm ähnlichen Fälle umfaßt." „Wenn man Himmelserscheinungen gehörig beobachtet, so kann man die Gesetze, welche sie leiten, nachweisen." Bei Plato entspringt die Philosophie aus dem Glauben an die Vergangenheit, bei Aristoteles kann sie allein durch die Vernunft aus vorhandenen Thatsachen gebildet werden. Plato ist analytisch, Aristoteles synthetisch. Platos Philosophie entsteht aus der Zerlegung einer ursprünglichen Idee in ihre einzelnen Theile, die des Aristoteles aus der Vereinigung einzelner Theile zu einem allgemeinen Begriffe. Ersterer ist wesentlich Idealist, Letzterer Materialist.

Die Resultate des Aristotelismus und des Platonismus.

Hieraus kann man sehen, daß Platos Methode fähig war, allerdings glänzendere, doch weniger haltbare Resultate zu liefern, die des Aristoteles ging langsamer zu Werke, war aber bei Weitem solider. Sie setzte eine endlose Mühe im Sammeln von Thatsachen, das ermüdende Zurathe-ziehen von Erfahrungen und Beobachtungen, die Anwendung von Beweisen voraus. Ihrer Natur nach war es ihrem Gründer unmöglich, mit Hülfe derselben das Gebäude der Wissenschaft seiner Vollendung entgegenzuführen. Sobald daher Aristoteles seine Grundsätze zur Anwendung bringen will, finden wir ihn genöthigt, aus Mangel an genügender Erfahrung und an genügender Genauigkeit der vorhandenen Thatsachen davon abzugehen. Die Philosophie des Plato ist ein prachtvolles Luftschloß, die des Aristoteles ein mühsam aufgeführtes und, wenn auch viele Lücken aufweisendes, doch solides und auf einen Felsen gegründetes Gebäude.

Logik des Aristoteles.

Unter dem Titel Logik behandelt Aristoteles die Methoden, wie man zu allgemeinen Sätzen gelangt und danach weiter urtheilt. Seine Logik ist zugleich die Kunst und das Werkzeug des Denkens. Die Vollständigkeit unsers Wissens hängt von der Ausdehnung und Vollständigkeit unserer Erfahrung ab. Seine Art zu denken besteht im Syllogismus, einer Beweisführung, welche drei Sätze erfordert, von denen der Schlußsatz sich nothwendig aus den beiden vorhergehenden ergeben muß, einer Beweisführung, zu welcher die ganze Theorie des Beweises in der That nur ein Beispiel liefert. Indem er die Logik als das Werkzeug des Denkens betrachtet, führt er als einen Grundzug derselben die zehn Kategorien ein. Diese Beilegungsbegriffe sind die Genera, worauf Alles zurückgeführt werden kann und welche das allgemeinste der Attribute anzeigen, welches einem Dinge zugeschrieben werden kann.

Und Metaphysik.

Seine Metaphysik reitet alle Zweige der physikalischen Wissenschaften über den Haufen. Sie unternimmt eine Prüfung der Heischesätze, worauf jede von ihnen beruht, indem sie ihre Wahrheit oder Trüglichkeit bestimmt. Da jede Wissenschaft die Stütze für ihre Grundbedingungen in einer ausgedehnten Schlußfolge aus Thatsachen finden muß, legt er seinem Systeme die Betrachtung des Individuums zu Grunde; hinsichtlich der Sinnenwelt betrachtet er zur Hervorbringung einer Thatsache als nothwendig die materielle, substantielle, bewirkende und endliche Ursache.

Einstweiliges Fehlschlagen seines Systemes.

Sobald man zur Physik des Aristoteles gelangt, tritt seine Schwäche recht eigentlich zu Tage. Die Kenntniß seiner Zeit liefert ihm nicht Thatsachen genug, um darauf zu bauen, was die Folge hat, daß er zur Speculation gezwungen wird. Für unsern Zweck genügt es, einige seiner Behauptungen, sei es auf diesem oder auf metaphysischem Felde, anzuführen, um zu zeigen, wie groß seine Ungewiß-

Die peripatetische Philosophie. heit und Verwirrung ist. So behauptet er, daß die Materie eine dreifache Form enthält — einfache Substanz, höhere Substanz, welche ewig ist, und absolute Substanz oder Gott selbst, daß das Universum unveränderlich und ewig ist und, obgleich in Verbindung mit den Veränderungen der Welt stehend, doch davon nicht berührt wird, daß die Urkraft, welche jede Bewegung und Wandlung hervorruft, die Natur ist, sowie, daß sie die Ruhe hervorruft, daß die Welt ein lebendiges, mit einer Seele begabtes Wesen ist, daß, da jedes Ding irgend einen besondern Zweck hat, Zweck des menschlichen Leibes die Seele ist, daß Bewegung die Bedingung aller Natur ist, daß die Welt eine bestimmte Gränze und eine begränzte Größe hat, daß Raum das unbewegliche Gefäß ist, worin sich Alles, was es auch sei, bewegen kann, daß der Raum als ein Ganzes ohne Bewegung ist, obgleich seine Theile sich bewegen, daß er nicht als inhaltleer aufzufassen ist, da es unmöglich, daß ein leerer Raum vorhanden sei und daß es daher jenseit der Welt und dieselbe umgebend eine Leere giebt, welche die Welt in sich enthält, daß es keine Zeit geben könnte, wenn es keine Seele gäbe, denn da die Zeit die Zahl der Bewegung ist, so ist die Zahl unmöglich, es sei denn Jemand da, der zählt, daß, da beständige Bewegung in einer begränzten, geraden Linie unmöglich, in einer gekrümmten Linie dagegen möglich ist, die Welt, welche begränzt und stets in Bewegung ist, kugelförmig sein muß, daß die Erde der Mittelpunkt ist, daß der Himmel sie umgiebt, daher der Himmel der Grundursache der Bewegung am nächsten ist, daß die geordnete, fortwährende und unaufhörliche Bewegung der Himmelskörper einen unbewegten Beweger voraussetzt, denn das Unveränderliche allein kann übereinstimmender Bewegung das Leben geben; jenes unbewegte Dasein ist Gott; daß die Sterne leidenschaftslose Wesen sind, welche das Ziel des Daseins erreicht haben und vor allen andern Dingen der menschlichen Anbetung würdig sind, daß die Fixsterne sich am äußersten Himmel befinden, Sonne, Mond und Planeten darunter; daß erstere ihre Bewegung von der Grundursache der Bewegung erhalten, die Planeten aber durch die Sterne gestört werden, daß es fünf Elemente giebt — Erde, Luft, Feuer, Wasser und Aether, daß die Erde der Mittelpunkt des Universums ist, da erdige Materie sich durchweg um einen Mittelpunkt festsetzt, daß das Feuer der es umgebenden Region, Wasser der Erde und Luft dem Wasser zuströmt, daß die Elemente in einander übergehen können, woraus sich viele Mittelsubstanzen bilden, daß die Sphären in gegenseitiger Verbindung stehen, daß die Erde vom Meere getrieben und verwirrt wird, das Meer von den Winden, welche die Bewegungen der Luft sind, die Luft von Sonne, Mond und Planeten. Jede niedrigere Sphäre wird von der außer oder über ihr liegenden beherrscht, woraus folgt, daß die

Substanz, Bewegung, Raum, Zeit.

Die Welt.

Erde, welche so durch die zusammenwirkende oder im Streit liegende Thätigkeit aller über ihr liegenden Sphären verwirrt wird, den meisten Unregelmäßigkeiten unterworfen ist, daß, da die Thiere von der Erde ernährt werden, dieselbe nothwendig bei ihrer Zusammensetzung mit in Betracht kommen muß, daß das Wasser aber erforderlich ist, um die irdischen Theile zusammenzuhalten, daß jedes Element als lebend zu betrachten ist, da es von der Weltseele durchdrungen wird, daß eine ununterbrochene Kette vom einfachen Elemente an durch Pflanze und Thier hindurch bis zum Menschen vorhanden ist, indem die verschiedenen Gruppen durch unmerkliche Schattirungen in einander übergehen; so haben die Zoophyten

Organische Wesen.

Theil an der vegetabilischen und an der animalischen Natur und dienen als Mittelglieder derselben; die Pflanzen stehen darin unter den Thieren, daß sie nicht ein einziges Lebensprincip oder eine Seele besitzen, sondern viele untergeordnete Seelen, wie sich durch den Umstand herausstellt, daß, wenn sie in Stücke zerschnitten werden, jedes Stück eines vollkommenen und unabhängigen Wachsthums oder Lebens fähig ist; auch verräth sich ihre niedrigere Stellung dadurch, daß sie ganz besonders der Erde, in welcher sie wurzeln, angehören, so daß die Wurzel sozusagen den Mund bildet, was wieder ihre niedrigere Stellung anzeigt, denn der Platz, welchen der Mund einnimmt, ist stets ein Zeichen für den Grad der Geschöpfe — so befindet er sich beim Menschen, welcher auf der höchsten Stufe steht, am obern Theile des Körpers — daß je nach Verhältniß seiner Wärme auch der Grad eines Thieres ein höherer sei — so sind die im Wasser lebenden kalt und besitzen daher nur wenig Verstandeskräfte, dasselbe gilt von den Pflanzen; bei dem Menschen aber, dessen

Physiologische Schlüsse.

Wärme sehr bedeutend, ist die Seele viel ausgezeichneter — daß die Fähigkeit der Bewegung bei Organismen stets Empfindungsvermögen voraussetzt, daß der Geschmacks- und Gefühlssinn die Eigenschaften solcher Dinge anzeigen, welche in Berührung mit den Organen des Thieres kommen, daß dagegen die des Geruchs, des Gehörs und des Gesichts den Bereich ihres Daseins ausdehnen und anzeigen, was sich in gewisser Entfernung befindet, daß der Ort für die Aufnahme der verschiedenen Empfindungen die Seele ist, von welcher die Bewegungen ausgehen, daß das Blut als das allgemeine Element der Ernährung wesentlich zur Erhaltung des Körpers erforderlich ist, obgleich es an sich kein Gefühl besitzt, sowie es auch wesentlich zur Thätigkeit der Seele erforderlich ist; daß das Gehirn nicht der Empfänger der Empfindungen ist — eine Verrichtung, welche dem Herzen angehört, worin sich alle thierischen Thätigkeiten vereinigen; daß dasselbe das Lebensprincip enthält, da es das Princip der Bewegung ist, daß es der erste Theil ist, welcher gebildet wird und der letzte, der stirbt, daß das Gehirn ein bloßes Anhängsel des Herzens ist, indem es nach dem Herzen gebildet wird, daß es das kälteste

der Organe und blutleer ist, daß die Seele die Vereinigung aller Verrichtungen des Körpers, eine Thatkraft oder eine thätige Essenz ist; daß, da sie weder Körper, noch Größe ist, auch keine Ausdehnung haben kann, denn das Denken hat keine Theile, auch kann man nicht sagen, daß es sich im Raume bewege, sondern es ist einem Seefahrer zu vergleichen, welcher regungslos in einem forttreibenden Schiffe sitzt, daß beim Entstehen des Organismus der männliche Theil die Seele, der weibliche den Körper liefert, daß, da der Körper dem Verfalle unterworfen und wandelbarer Natur ist, sein Wohlergehen es erheischt, daß Auflösung und Ernährung sich das Gleichgewicht halten; daß das Gefühl sich mit dem Eindrucke, den ein Siegel auf Wachs zurückläßt, vergleichen läßt, insofern das Wachs nur die Form, aber keine Substanz oder Materie empfängt; daß die Einbildungskraft aus so hervorgebrachten und eine Zeit lang dauernden Eindrücken entspringt und daß sie der Ursprung des Gedächtnisses ist, daß der Mensch allein Erinnerung besitzt, die Thiere dagegen das Gedächtniß mit ihm theilen, insofern das Gedächtniß absichtslos oder unwillkürlich ist, Erinnerung dagegen ein durch den Willen hervorgerufenes Handeln oder Suchen voraussetzt, daß Erinnerung somit nothwendig zum vorsätzlichen Handeln ist. Es ist zweifelhaft, ob Aristoteles an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, da sich keine entschiedene Stelle in dieser Beziehung in den uns von ihm erhaltenen Werken findet.

Ursachen von Aristoteles Erfolg und Fehlschlagen.

Aristoteles versuchte vermittelst einer correcten und wissenschaftlichen Methode ein ungeheures System aufzubauen, da er sich nicht im Besitz der nöthigen Data befand. Obgleich ein äußerst gelehrter Mann, besaß er doch nicht hinlängliche Kenntnisse dazu, dazumal gab es überhaupt noch keine genügende Kenntniß in der Welt. Für viele der in obigem Abschnitte angeführten Behauptungen ließ sich keine Art von Beweis anführen, viele, wie das Niederlassen des Schweren und die Erhebung des Leichten, enthalten sehr armselige, kosmische Ideen. Erst wenn er Zweige, wie vergleichende Anatomie und Naturgeschichte, worin er praktische Kenntnisse besaß, behandelt, fängt er an, gut zu schreiben. Unter seinen physiologischen Schlüssen sind einige merkwürdig glücklich, seine Ansichten von der verbundenen Kette organischer Formen von der niedrigsten bis zur höchsten ungemein großartig. Seine metaphysischen und physikalischen Speculationen — denn in Wirklichkeit sind sie weiter nichts, als Speculationen — haben nicht den geringsten Werth. Seine Erfolge wie sein Scheitern beweisen gleich sehr die Vortrefflichkeit seines Systemes. Er gelangte den wahren Grundlagen der Wissenschaft auf die Spur, doch mißlang ihm die Anwendung derselben aus Mangel an Material. Sein Ehrgeiz konnte kein Hemmniß ertragen. Lieber wollte er das Universum ohne die nöthigen Hülfsmittel, als gar nicht, herstellen.

Aristoteles ging irre, als er seine eigenen Grundsätze verließ, aber die Größe seines Fehlschlagens beweist, wie richtig dieselben waren; wo er an ihnen fest hielt, hatte er Glück. Bedürfte es noch einer Vertheidigung oder eines Nachweises ihrer Richtigkeit, so würden ihn die glorreichen Erfolge der alexandrinischen Schule liefern, welche in den physikalischen Wissenschaften verfuhr, wie Aristoteles es in der Naturgeschichte gethan hatte, indem sie einen festen Grund durch Beobachtungen und Experimente legte und dadurch gleich dauerhafte und glänzende Resultate erzielte.

Lebensbeschreibung Zenos.

Von Aristoteles müssen wir uns Zeno zuwenden, denn die Peripatetiker und Stoiker stehen parallel neben einander. Die zur Zeit des Epikur in Griechenland vorhandenen Zustände mögen in gewissem Grade seine Gesinnungen entschuldigen, allein Tugend und Ehre werden sich endlich doch geltend machen. Der Stoicismus trat bald als Gegner des Epikurismus in die Schranken und Epikur fand einen Nebenbuhler in Zeno von Citium. Der Uebergang von Epikur zu Zeno ist der Uebergang von sinnlicher Befriedigung zur Selbstbeherrschung.

Zenos Biographie läßt sich mit wenig Worten erledigen. Etwa 300 v. Ch. geboren, widmete er sich anfänglich der Berufsthätigkeit seines Vaters, dem Handel; durch eine glückliche Fügung jedoch bei einem Schiffbruche auf der Reise nach Athen Hab und Gut verlierend, wandte er sich der Philosophie zu, um Trost aus ihr zu schöpfen. Obgleich vorher schon einigermaßen mit den Lehren des Sokrates vertraut, ward er jetzt Schüler der Cyniker, indem er später in der megaräischen Schule studirte und sich mit dem Platonismus bekannt machte. Nach zwanzigjähriger Vorbereitung eröffnete er eine Schule in der Stoa oder im Porticus zu Athen, woher seine Lehre und seine Schüler ihre Benennung erhalten haben. Fast hundert Jahre alt, that er einen Fall und brach sich den Finger, was er als Mahnung aufnahm, daß seine Zeit abgelaufen sei, worauf er sich erdrosselte. Die Athenienser errichteten seinem Andenken zu Ehren eine eherne Statue. Seine Lehren überlebten ihn lange und gewährten in Zeiten, wo dem Menschen jeder andere Trost genommen ist, in Prüfungsstunden und in den Wechselfällen des Lebens einen festen Führer und eine Stütze nicht nur vielen berühmten Griechen, sondern auch manchen großen Philosophen, Staatsmännern, Heerführern und Kaisern Roms.

Zweck des Stoicismus.

Zenos Absicht ging darauf hinaus, an Stelle der eingebildeten Speculationen des Platonismus ein System zu setzen, welches für den täglichen Gebrauch im Leben berechnet war und es daher hauptsächlich mit der Moral zu thun hatte. Die Menschen tugendhaft zu machen, das war sein Streben. Doch stand es in wesentlicher Verbindung mit der Wissenschaft, denn Zeno war überzeugt, daß, wenn man nur

wisse, was gut sei, man es auch üben würde. Er verwarf daher Platos Vorstellungen von Ideen und Rückerinnerungen, indem er sich an die von dem gesunden Menschenverstande dictirten Lehren des Aristoteles anlehnte, dem er sich in vielen Einzelheiten näherte. Bei ihm liefern die Sinne die Data des Wissens und die Vernunft verbindet sie; da die Seele durch äußere Dinge modificirt wird und sie ihrerseits modificirt, so glaubte er, daß der Geist Anfangs gleichsam eine leere Tafel sei, auf welche die Empfindung Zeichen schreibe, und daß die Deutlichkeit sinnlicher Eindrücke das Merkmal für ihre Wahrheit sei. Die so in der Seele hervorgebrachten Veränderungen bilden Ideen. Doch klagte er prophetisch, daß der Mensch nie das wahre Wesen der Dinge erkennen werde.

Zenos Physik. In seiner Physik nahm Zeno die Lehre des Strabo an, daß die Welt ein lebendes Wesen sei. Er glaubte, Unkörperliches könne keine Wirkung hervorrufen und die Seele sei daher körperlich. Die Materie und ihre Eigenschaften betrachtete er als durchaus unzertrennlich, da Eigenschaften gleichfalls Körper wären. In der Welt giebt es zwei Dinge, Materie und Gott, welcher Letztere die Vernunft der Welt ist. Ihrem Wesen nach sind jedoch Gott und Materie ein und dasselbe, was die Materie vom passiven und Gott vom activen Standpunkte aus erscheinen läßt, außerdem ist er die ursprünglich bewegende Kraft, Geschick, Nothwendigkeit und die Leben verleihende Seele, welche die Dinge entwickelt, gleich wie die Lebenskraft aus dem Samenkorn die Pflanze entwickelt; die sichtbare Welt ist demnach als die materielle Kundgebung Gottes zu betrachten. Die vorübergehenden Gegenstände, welche sie auf allen Seiten darbietet, werden nach einem gewissen Zeitraume wieder aufgelöst und in ihm vereiniget werden. Die Stoiker wähnten sogar in noch bestimmterer Weise den Proceß, durch welchen die Welt entstanden ist, sowie ihr künftiges Geschick anzeigen zu können, denn indem sie das Höchste als eine Leben erzeugende Hitze betrachteten, nahmen sie an, daß ein Theil jenes Feuers, an Kraft abnehmend, sich in die Materie verwandle, daher der Ursprung der Welt; daß aber jenes Feuer, später seine Wirksamkeit wieder aufnehmend, eine allgemeine Verbrennung, das Ende der Dinge, herbeiführen werde. In seinem gegenwärtigen Zustande befindet sich Alles in einer Lage ungewisser Veränderung, so daß auf den Verfall Wiedererzeugung und auf Wiedererzeugung Verfall folgt; und wie ein Wasserfall Jahr aus Jahr ein dasselbe Aussehen darbietet, obgleich das Wasser, woraus er gebildet wird, beständig wechselt, so sind auch die Gegenstände um uns her weiter nichts, als ein Fluten der Materie, die eine dauernde Form darbietet. So ist die sichtbare Welt nur ein Augenblick im Leben Gottes und nachdem sie, gleich einer Papierrolle, die man verbrennt, verschwunden ist, wird ein neuer Abschnitt beginnen und ein neuer Himmel und eine neue Erde, genau wie die alten, entstehen. Da Nichts ohne

sein Gegentheil da sein kann, Ungerechtigkeit nicht ohne Gerechtigkeit, Feigheit nicht ohne Muth, Lüge nicht ohne Wahrheit, Schatten nicht ohne Licht, so folgt aus dem Dasein des Guten nothwendig das Böse. Die Stoiker glaubten, daß die Entwickelung der Welt sich unter der Herrschaft eines unumschränkten, höchsten Gesetzes, des Geschickes, befände, welchem Gott selbst unterworfen sei und daß er die Welt daher nur nach vorher bestimmter Weise entwickeln könne, gleich wie die Lebenswärme ein Samenkorn zu der vorher bestimmten Pflanzenform entwickelt.

Oeffentliche Philosophie der Stoiker.

Die Stoiker hielten es für unschicklich, ohne Noth die religiösen Vorstellungen der Zeit zu verletzen, gaben auch zu, daß es erschaffene Götter, wie die des Plato, geben könne, mißbilligten aber die Bilderanbetung und den Gebrauch von Tempeln, indem sie den Anstoß, welchen sie in diesen Einzelheiten gaben, dadurch gut machten, daß sie eine halb philosophische Auslegung der Sagen vortrugen und bewiesen, daß das Dasein, ja selbst die in den Naturerscheinungen sich entfaltende Kundgebung der Götter in Einklang mit ihren Grundsätzen stehe. Dieser für die Oeffentlichkeit bestimmten Philosophie ist vielleicht die Art und Weise zuzuschreiben, wie sie sich über Endzwecke ausdrückten — Ausdrücke, die zuweilen von belustigender Sonderbarkeit sind, so z. B., daß der Pfau um seines Schwanzes willen erschaffen sei, daß dem Schwein eine Seele statt des Salzes verliehen sei, um seinen Leib vor dem Verfaulen zu bewahren, daß der Endzweck der Pflanzen darin bestehe, Futter fürs Vieh, des Viehes, Futter für den Menschen abzugeben, obgleich sie ihrer Ironie besonnen Einhalt thaten und sich enthielten, zu sagen, daß der Mensch Futter für die Götter und die Götter Futter für Alles seien.

Ihre Meinungen über die Natur der Seele.

Die Stoiker schlossen, daß die Seele nur ein warmer Athem sei und daß sie und der Körper sich gegenseitig durchdrängen. Sie meinten, daß sie nach dem Tode bis zur allgemeinen Verbrennung bestehen könne, namentlich, wenn sie bedeutende Energie besäße, wie bei den starken Geistern der Tugendhaften und Weisen. Die Einheit ihres Handelns setzt voraus, daß sie ein Identitätsprincip, das Ich, besitzt, dessen physiologischer Sitz das Herz ist. Jedes Verlangen, jedes Begehren oder jede Lust ist eine unvollkommene Kenntniß. Unsere Natur und unsere Eigenschaften werden uns vom Fatum aufgezwungen, aber unsere Pflicht ist es, alle unsere Neigungen und Leidenschaften zu verachten und so zu leben, daß wir frei, vernünftig und tugendhaft sein können.

Ihre ethischen Weisheitsregeln.

Diese Gesinnung führt uns zu dem großen Grundsatze der stoischen Ethik: „Lebe der Vernunft gemäß“, oder da die Welt aus Materie und Gott besteht, welcher die Vernunft der Welt ist: „Lebe in Uebereinstimmung mit der Natur.“ Da

die Vernunft in der Natur obenan steht, so sollte sie es auch bei dem Menschen thun. Unser Dasein sollte ein vernunftgemäßes sein, alle körperlichen Annehmlichkeiten und Schmerzen verachtet werden. Uebereinstimmung zwischen dem menschlichen Willen und der allgemeinen Vernunft bildet die Tugend. Der freie Willen des Weisen sollte seine Handlungen in derselben, unwiderstehlichen Weise beherrschen, wie die Vernunft die Natur. Daher die Nothwendigkeit der Pflege der Physik, ohne welche wir das Gute vom Bösen nicht zu unterscheiden vermögen. Der Weise hat sich daran zu erinnern, daß die Natur in ihrem Wirken auf das Allgemeine abzielt und nie den Einzelnen schont, sondern ihn als Mittel zur Vollbringung ihrer Zwecke benutzt. Es ist daher an ihm, sich seinem Geschicke zu unterwerfen, indem er fortwährend versucht, der Vernunft die Oberherrschaft einzuräumen und als zur Tugend nothwendige Dinge Wissen, Mäßigkeit, Stärke und Gerechtigkeit zu pflegen und zu üben. Es steht ihm frei, den Patriotismus auf den ihm gebührenden Werth herabzusetzen, wenn er sich erinnert, daß er ein Bürger der Welt ist; er muß sich schulen, ruhig die Stöße des Geschicks zu empfangen und über jede Leidenschaft und jeden Schmerz erhaben zu sein. Er muß nie erlahmen und nie vergeben. Er muß eingedenk sein, daß es nur zwei Klassen von Menschen giebt, Weise und Thoren, wie „Stöcker nur gerade oder krumm sein können und nur sehr wenige Stöcker in dieser Welt völlig gerade sind."

Aufschwung der griechischen Wissenschaft.

Aus dem Abriß, welchen ich von der Philosophie des Aristoteles gegeben habe, kann man ersehen, daß er die Mitte hielt zwischen der Speculation der alten Philosophie und der strengen Wissenschaft der alexandrinischen Schule. Er ist das eigentliche Bindeglied in der Geschichte des europäischen, intellectuellen Fortschrittes zwischen Philosophie und Wissenschaft. Unter seiner Anleitung und den materiellen Tendenzen der macedonischen Feldzüge erhob sich in Aegypten eine Klasse von Menschen, welche dem Praktischen eine Entwickelung verliehen, welche es nie zuvor erreicht hatte; als Alexanders Herrschaft in jenem Lande 323 v. Ch. abgebrochen wurde und dasselbe unter die Botmäßigkeit des Ptolemäus kam, fand jener General sich gleichzeitig auf Verwaltung der geistigen und der weltlichen Macht angewiesen.

Politische Lage der Ptolemäer.

Hinsichtlich der erstern erinnere man sich, daß sie, obgleich ihr die Eroberung des Kambyses einen schweren Schlag versetzt hatte, denselben nicht nur überlebte, sondern auch nicht unbeträchtliche Zeichen von Kraft verrieth. Man weiß recht gut, daß die Uebergabe Aegyptens an Alexander bedeutend durch den Haß gegen die Perser beschleunigt wurde, indem die Aegypter die Macedonier als ihre Befreier willkommen hießen. In diesem Augenblicke gewahrt man sofort das Ansehen der alten Priesterschaft. Es hält schwer,

eine alte Religion, die sich fest mit der Bevölkerung verzweigt hat, mit der Wurzel auszureißen. Die Aegyptens hatte ein Wachsthum von mehr, als dreitausend Jahren hinter sich. Die Frage, deren Lösung den eingedrungenen, griechischen Fürsten oblag, bestand darin, wie sie dieses altersgraue System dem philosophischen Skepticismus an die Seite setzen sollten, welcher als das Ergebniß griechischen Denkens hervorgegangen war. Mit merkwürdigem Scharfblick sahen sie, daß dies dadurch zu bewerkstelligen sei, daß sie sich des Orientalismus, des gemeinschaftlichen Berührungspunktes zwischen beiden Systemen, bedienten, und daß es durch die förmliche Einführung und Entwickelung desselben möglich sein würde, nicht nur den philosophischen König, für den alle Heidengötter gleich eingebildet und gleich nützlich waren, in Stand zu setzen, selbst den ultra-heidnischen Gebräuchen der ägyptischen Bevölkerung Achtung zu bezeugen, sondern auch, was von weit größerem Belang war, eine anscheinende Uebereinstimmung zwischen der alten, ägyptischen Priesterpartei — stark in ihrem Alterthum ohne Gleichen, stark in ihren Erinnerungen, stark in ihren jüngsten Verfolgungen, stark in ihren pharaonischen Ueberbleibseln und von Jedermann mit abergläubischer oder ehrerbietiger Scheu betrachtet — und zwischen den freidenkenden und beweglichen Griechen herzustellen. Hier stellte sich ein Fall dar, wie die Geschichte ihrer mehre, einige sogar in unserer Zeit, aufzuweisen hat: ein kleines, aber energisches Häuflein von Eroberern hielt eine alte und zahlreiche Bevölkerung in Unterwürfigkeit.

*Sie ordnen den ägyptischen Götzendienst und den griechischen Skepticismus einander bei.*

*Das Museum von Alexandrien.*

Um dieses Vorhaben in Kraft zu setzen, ward ein großartiges Staatsinstitut zu Alexandrien gegründet. Es wurde berühmt unter dem Namen des Museums. Ihm strömten, wie einem Mittelpunkte, Philosophen aus allen Theilen der Welt zu. Man hat behauptet, es seien dort zu einer Zeit nicht weniger, als vierzehntausend Jünger der Wissenschaft beisammen gewesen. Alexandrien wuchs schnell zu einer ungeheuern Metropole heran, welche eine blühende Handels- und Gewerbthätigkeit entfaltete, und bestätigte dadurch die prophetische Voraussicht des großen Kriegers, welcher sie gegründet hatte. Wie es stets mit dergleichen Städten der Fall ist, waren die höhern Klassen derselben üppig und ausschweifend, die niederen nur mit bewaffneter Hand im Zaume zu halten. Ihre öffentlichen Vergnügungen bestanden, wie sich erwarten ließ, in Bühnenvorstellungen, Musik, Pferderennen. In der Einsamkeit eines solchen Gewühls oder im Lärm solcher Zerstreuungen fand Jeder eine Zuflucht — Atheisten, welche aus Athen verbannt waren, Gläubige vom Ganges, monotheistische Juden, Gotteslästerer aus Kleinasien. In der That soll unter dieser bunten Menge Gotteslästerung kaum als Verbrechen betrachtet worden sein; im schlimmsten Falle ward sie für weiter nichts, als für einen unglücklichen, vielleicht

selbst unschuldigen Irrthum angesehen. Aber da ungebildete Menschen einer festen Stütze bedürfen, an die ihre Gedanken sich anlehnen können und bloß abstracte Lehren ihren Bedürfnissen nicht entsprechen, so war es nöthig, für irgend eine sinnliche Darstellung des eklektischen, philosophischen Pantheismus zu sorgen; die Ptolemäer waren daher genöthigt, den Dienst des Gottes Serapis wiederherzustellen oder, wie Einige sagen, einzuführen. Denen zufolge, welche behaupten, daß er eingeführt worden, soll er von Sinope herübergebracht sein; die ägyptischen Gelehrten der Neuzeit jedoch erklären ihn anders. Um die pantheistische Lehre, deren Sinnbild er war, zu veranschaulichen, ward sein Bildniß, als er bereits einen Ruf durch die ganze Welt erlangt hatte, aus allen möglichen Arten von Metallen und Steinen angefertigt. „Alles ist Gott.“ Aber das Volk war damit noch nicht zufrieden; mit jenem Instinkte, welchen auch andere Nationen und Zeitalter an den Tag gelegt haben, begehrte es eine weibliche Gottheit und dies führte zur theilweisen Wiederherstellung des Isisdienstes. Es ist eine interessante Wahrnehmung, daß die niederen Klassen nie die Erinnerungen der Kindheit abschütteln, sondern mehr den mütterlichen, als den väterlichen Neigungen anhangen. Daher erwarten sie auch wohl günstigeres Gehör für ihre Anliegen von einer weiblichen, als von einer männlichen Gottheit. So übertrafen denn die Anhänger der Isis bald die des Serapis bedeutend an Zahl, obgleich Letzterem zu Rhakotis, dem an das Museum stoßenden Stadttheile, ein prachtvoller Tempel erbaut war und sein Dienst mit mehr als kaiserlichem Pompe gefeiert wurde. In spätern Zeiten verbreitete sich der Serapisdienst durch das ganze, römische Reich, obgleich die Obrigkeiten — Consuln, Senat und Kaiser — die Idee, welche er andeuten, und die Lehre, welche er einflößen sollte, wohl kennend, ihr Möglichstes thaten, um ihn zu unterdrücken.

*Einführung des Serapisdienstes.*

*Die alexandrinischen Bibliotheken.*

Das Alexandrinische Museum nahm gar bald den Charakter einer Hochschule an. In ihm wurden jene großen Bibliotheken, der Stolz und der Ruhm des Alterthums, gesammelt. Demetrius Phalereus erhielt den Auftrag, alle Schriften der Welt zu sammeln. So mächtig wurden seine eigenen Bemühungen und die seiner Nachfolger durch die Regierung unterstützt, daß zwei ungeheure Bibliotheken zu Stande kamen. Dieselben enthielten 700,000 Bände. In diesem literarischen und wissenschaftlichen Asyl, in Gemächlichkeit, ja in Luxus lebend — Anspielungen auf ihre verschwenderischen Gastmähler haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten — brachten die Philosophen ihre Tage in geistiger Uebung durch Studiren oder in wechselseitiger Förderung durch Debatten hin. Der König setzte selbst Gehalte für diese Stellen aus, in spätern Zeiten übernahmen die römischen Kaiser das Patronat, dadurch der Bildung, welche sich sonst als lästig hätte heraus=

stellen können, goldene Fesseln anlegend. Anfangs ward der Vorsitz der Anstalt der alten Religion zu Ehren auf ägyptische Priester übertragen, im Laufe der Zeit aber gab man diese Politik auf. Doch darf man sich nicht einbilden, daß die Pflichten der Mitglieder sich nur auf Studiren und rhetorisches Gepränge beschränkten, es ward ihnen ein weit praktischerer Charakter verliehen. Ein botanischer Garten in Verbindung mit dem Museum bot denjenigen, welche sich für das Studium der Naturgeschichte der Pflanzen interessirten, Gelegenheit dazu, ein zoologischer Garten denen, welche sich für Thiere interessirten. Selbst diese kostbaren Einrichtungen wurden dem Luxus der damaligen Zeit dienstbar gemacht: in dem zoologischen Garten wurden Pfauen für die königliche Tafel gezogen. Zu diesen vornehmen und prächtigen Anstalten kam eine andere von mehr abstoßender, ja widriger Art hinzu, eine Anstalt, welche im Lichte unserer Zeit allein genügt, jenen erlauchten und hochherzigen Königen unsterblichen Ruhm zu verleihen und die Unwissenheit und den Aberglauben vieler heutigen Nationen zu beschämen, nämlich eine Anatomieschule, zweckmäßig mit den Mitteln zur Secirung des menschlichen Körpers ausgestattet, so daß sie die Grundlage einer medicinischen Bildungsschule für Aerzte abgab. Für die Astronomen brachte Ptolemäus Euergetes an dem Vierecktem-Thore einen Aequinoctial- und Solstitial-Zeiger an, dessen Arme in Grade und Sechstel eingetheilt waren. Auf dem Observatorium gab es Steinquadranten, die Vorläufer unserer Mauerquadranten. Auf dem Boden war ein Meridian zum Richten der Instrumente gezogen. Auch gab es Astrolabien und Dioptren. So waren dicht neben einander fast im Palaste des Königs edle Anstalten zur Pflege exacter Wissenschaften und zur Beschäftigung mit leichter Literatur getroffen. Unter ein und demselben Dache waren Geometer, Astronomen, Chemiker, Mechaniker und Ingenieure versammelt. Auch gab es Poeten, welche den literarischen Bedürfnissen einer üppigen Stadt dienten — Schriftsteller, welche Verse abfassen konnten, nicht nur in correcten Metern, sondern auch in allen Arten phantastischer Formen, als Bäumen, Herzen und Eiern; hier kam der literarische Dandy und der grimmige Theologe zusammen. Bei ihren Gelagen führte gelegentlich der König selbst den Vorsitz, die Augenblicke der Erholung durch königliche Herablassung würzend. So soll Philadelphus dem Stoiker Sphärus eine aus Wachs gefertigte Schale voll Früchten haben überreichen lassen, die so herrlich bemalt waren, daß sie von natürlichen nicht zu unterscheiden waren und als der gedemüthigte Philosoph zu spät den ihm gespielten Streich inne wurde, fragte er ihn, was er nun von dem Grundsatze seiner Secte halte, daß „der Weise sich nie durch den Schein täuschen lasse". Von demselben Herrscher wird erzählt, daß er die Uebersetzer der Septuaginta-Bibel mit den höchsten Ehren

Botanische Gärten, Menagerien, Anatomien, Observatorien.

Leben in dem Museum.

empfangen und sie an seiner Tafel bewirthet habe. Unter der Atmosphäre des Ortes, an dem man sich befand, ward ihr gewöhnliches, religiöses Ceremoniel bei Seite gelegt, außer daß der König einen der betagten Priester höflich ersuchte, ein Gebet aus dem Stegreife zu sprechen. Es wird naiv erzählt, daß die Alexandriner, stets behende, rednerische Verdienste zu entdecken, einstmals ihre Achtung vor der Ausführung eines solchen durch lauten Beifall bezeugt hätten. Aber nicht nur Literatur und exacte Wissenschaften wurden begünstigt. Als ob kein Gegenstand, womit der menschliche Geist sich beschäftigt hat, der Erforschung unwürdig sein könnte, wurden in dem Museum auch zweifelhaftere Künste, wie Magie und Astrologie, gepflegt. Philadelphus, welcher gegen Ende seines Lebens von einer unerträglichen Furcht vor dem Tode gefoltert wurde, widmete sich mit großem Eifer der Entdeckung des Lebenselixirs und der Alchemie. Eine so umfassende Anstalt zur Entwickelung menschlichen Wissens hatte die Welt nie zuvor gesehen und hat sie auch, wenn man die Umstände in Betracht zieht, seitdem nicht wieder gesehen. Mit derselben in Verbindung stehen hieß so viel, als eine Einlaßkarte in die Zirkel der höchsten, alexandrinischen Gesellschaft und zur Hofgunst besitzen.

Die Ueberseßer der Septuaginta.

Dem Museum also und, wie behauptet wird, namentlich Ptolemäus Philadelphus hat die christliche Welt jene alte Uebersetzung der hebräischen heiligen Schriften — die Septuaginta, zu verdanken. Man hat viele müßige Geschichten über die Umstände, unter welchen jene Uebersetzung stattgefunden habe, ersonnen, wie daß die zweiundsiebenzig Uebersetzer, durch welche sie ausgeführt worden, jeder in einer besondern Zelle eingeschlossen gewesen und nach Beendigung der Arbeit die zweiundsiebenzig Exemplare alle Wort für Wort übereinstimmend befunden worden wären. Hiernach galt die Inspiration dieser Uebersetzung für ausgemacht. Wenn es Beweise der Art brauchte, so wäre er viel besser in dem Umstande zu finden, daß so oft sich im Neuen Testamente die Gelegenheit bietet, Stellen aus dem Alten anzuführen, dies gewöhnlich mit den Worten der Septuaginta geschieht. Die Geschichte mit den Zellen erlebte unter den ersten Vätern noch verschiedene Verbesserungen, ist aber jetzt als Erfindung verworfen und allerdings ist es wahrscheinlich, daß die Uebersetzung nicht unter den gewöhnlich erzählten, glänzenden Umständen, sondern von alexandrinischen Juden ihrer eigenen Bequemlichkeit halber unternommen wurde. Als die Septuaginta unter den Christen zu Ansehen gelangte, verlor sie an Gunst bei den Juden, welche in spätern Jahren wiederholte Versuche machten, sie durch neue Uebertragungen, wie die des Aquila, Theodotion, Symmachus und Anderer, zu ersetzen. Die syrischen Juden hatten sie von vorn herein mit mißgünstigem Auge betrachtet, ja sie begingen die Zeit ihrer Anfertigung als einen Trauertag und wiesen mit schadenfrohem Schmerze auf

ihre Irrthümer hin, wie daß sie Methusalem bis nach der Sündflut leben lasse. Ptolemäus behandelte alle die, welche bei dem Anschaffen von Büchern für die Bibliothek betheiligt waren, mit großer Auszeichnung und honorirte seine Uebersetzer und Abschreiber in wahrhaft fürstlicher Weise.

Dauernder Einfluß des Museums, theologisch wie wissenschaftlich.

Allein die lebende Welt ist diesen ägyptischen Königen nicht allein in dem hier angeführten Stücke zu Dank verpflichtet. Das Museum übte auf die intellectuelle Laufbahn Europas einen so mächtigen und dauernden Einfluß aus, daß wir an den Früchten desselben noch zehren. Jener Einfluß war zwiefacher Art, theologisch und physikalisch. Der unter den Alexandrinern verbreitete dialectische Geist und die literarische Cultur bereitete jenes Volk vor allen andern zur Aufnahme des Christenthums vor. Seit dreißig Jahrhunderten waren die Aegypter mit der Vorstellung eines dreieinigen Gottes vertraut gewesen. Es gab kaum eine Stadt von irgend welcher Bedeutung ohne ihre besondere Trias. Hier war es Amun, Maut und Khonso, dort Osiris, Isis und Horus. Die apostolischen Sendboten fanden, als sie Alexandrien erreichten, ein Volk vor, das vorbereitet war, die tiefsten Geheimnisse zu würdigen. Aber diese Vortheile hatten auch große Nachtheile im Gefolge. Die trinitarischen Streitigkeiten, welche später die Welt mit Blut überschwemmten, hatten ihren Ausgangspunkt und Heerd in Alexandrien. In jener Stadt weilten Arius und Athanasius. Dort entsprang jener verzweifelte Kampf, welcher Constantin den Großen zwang, das Concil von Nicäa zu berufen, um durch ein Formular oder Glaubensbekenntniß die wesentlichsten Punkte unseres Glaubens festzusetzen.

Aber nicht nur hinsichtlich der Theologie übte Alexandrien einen mächtigen Einfluß auf spätere Zeiten aus, derselbe machte sich eben so stark in dem Eindrucke geltend, welchen es auf die Wissenschaft zurückließ. Astronomische und chemische Laboratorien, Bibliotheken und Anatomien waren nicht vergebens. Von ihnen ging ein Geist aus, der mächtig genug war, allen zukünftigen Zeiten seine Färbung zu verleihen. Nichts, was sich mit dem Alexandrinischen Museum hätte messen können, trat je in Griechenland oder Rom, selbst in den glorreichsten Tagen derselben, ins Dasein. Es ist dies ein einzig dastehendes, herrliches Denkmal der Dynastie der Ptolemäer, welche sich dadurch das ganze menschliche Geschlecht zu Dank verpflichtet und den Anspruch auf den Titel einer höchst erlauchten Reihe von Königen erworben hat. Das Museum war in der That ein Versuch zur Organisation des menschlichen Wissens sowohl hinsichtlich seiner Entwickelung, wie seiner Verbreitung. Es ward in einer Alexanders würdigen, praktischen Weise aufgefaßt und ausgeführt. Und obgleich die Menschen während der Nacht, welche über Europa hereinbrach — einer Nacht voll von Träumen und Täuschungen — sich keine richtige

Würdigung des Geistes bewahrt haben, welcher jenes großartige Institut gründete, und dessen, was es vollbrachte, da der Ruhm desselben durch düstere und unwürdige Dinge verdunkelt wurde, so naht doch die Zeit heran, wo seine Einwirkung auf den Lauf der menschlichen Ereignisse besser verstanden und sein Einfluß auf die europäische Civilisation klarer wird unterschieden werden.

Das Museum war der Ausfluß der macedonischen Feldzüge.

So gab sich also damals um den Beginn des dritten Jahrhunderts vor Christo in Folge des macedonischen Zuges, welcher Griechenland mit der alten Civilisation Asiens in Berührung gebracht hatte, ein hoher Grad intellectueller Thätigkeit in Aegypten zu erkennen. Auf der Stelle des Fleckens Rhakotis, der einst ein ägyptischer Vorposten zur Abwehr gegen das Eindringen der Fremdlinge gewesen war, errichteten die Macedonier jene Stadt, welche die Handels-Niederlage des Ostens und des Westens sein und den spätesten Geschlechtern einen berühmten Namen überliefern sollte. Ihre lange Laufbahn commerciellen Wohlstandes, ihre gebietende Stellung, was die materiellen Weltinteressen anbetraf, rechtfertigte die Staatsweisheit ihres Gründers und der geistige Ruhm, welcher an ihr haftet, hat seinem Namen einen ewig hellen Glanz verliehen.

Man kann nicht zweifelhaft darüber sein, daß die hier erwähnte, philosophische Thätigkeit der unmittelbare Ausfluß des politischen und militairischen Ereignisses war, worauf wir sie zurückgeführt haben. Die Geschmacksrichtung und das Genie Alexanders zeigten sich in seinem Verhältnisse zu Aristoteles, dessen Studien in der Naturgeschichte er durch Sammlung einer Menagerie, in der Astronomie dadurch förderte, daß er ihm durch Kallisthenes die Tabellen der babylonischen astronomischen Beobachtungen, welche sich über 1903 Jahre ausdehnten, übersandte. Seine Lebensbeschreibung zeugt, wie wir gesehen haben, von persönlichem Antheil an der Pflege derartiger Studien. In dieser Beziehung haben andere große Krieger Aehnlichkeit mit ihm gehabt, woraus sich abnehmen läßt, daß die Gewohnheit, dem Denken eine praktische Richtung zu geben und die Theorie auf die von ihrem Berufe erforderten wirklichen Lebenszwecke anzuwenden, sie dahin führt, speculative Ungewißheiten abzulehnen und nur von Dingen befriedigt zu werden, welche faßlich und bestimmt sind.

Die großen Männer, welche es hervorbrachte.

Alexanders System folgend und durch die Rathschläge großer Männer geleitet, welche den Geist der Zeiten in sich aufgenommen hatten, schufen die ägyptischen Könige unter selbsteigenem, unmittelbarem Schutze das Museum. Die Staatspolitik, in der oben beschriebenen Weise wirkend, gab ihnen noch einen theologischen Grund zur Errichtung dieser Anstalt an die Hand. Der macedonische Zug hatte eine ungeheure Summe von Talent in den mathematischen und Ingenieurfächern ins Dasein gerufen, denn wie konnten anders große

Heere gehandhabt, große Märsche ausgeführt, große Schlachten geschlagen werden? Als die Periode energischer Thätigkeit vorüber war und auf die militärischen Operationen verhältnißmäßige Ruhe und zeitweilige Augenblicke des Friedens folgten, fand das hervorgerufene Talent Beschäftigung in der ihm verwandtesten Weise in der Pflege mathematischer und physikalischer Studien. In Alexandrien, selbst einem Denkmale der Ingenieur- und Baukunst hielt es nicht schwer, Männer zu finden, deren Namen für die Zukunft bestimmt waren, als Apollonius, Eratosthenes, Manetho. Einer derselben möge als Bemerkung dafür dienen, daß, während sich speculative Philosophen mit Discussionen über den Prüfstein der Wahrheit beschäftigten und im Ganzen genommen zu dem Schlusse gelangten, daß Etwas der Art nicht existire, und daß, wenn der Mensch sich wirklich im Besitze der Wahrheit befinde, ihm keine Mittel zu Gebote ständen, dies zu wissen, Euklid von Alexandrien ein unsterbliches Werk schrieb, welches den Widerspruch des ganzen menschlichen Geschlechtes herausfordern sollte und den Anspruch, der Repräsentant absoluter und unleugbarer Wahrheit zu sein, gegen die kein Widerspruch aufkommen könne, wett machte. Wir gebrauchen noch immer die Geometrie des Euklid in unsern Schulen.

Die Schriften Euklids.

Euklid soll etwa 300 v. Ch. eine geometrische Schule zu Alexandrien errichtet haben. Er beschäftigte sich nicht nur mit mathematischen, sondern auch mit physikalischen Forschungen. Außer vielen Werken der ersten Gattung, die, wie man vermuthet, von ihm verfaßt sein sollen, als über Trugschlüsse, Kegelschnitte, Theilungen, Folgesätze, Data, werden ihm Abhandlungen über Harmonik, Optik, Katoptrik zugeschrieben, von denen die beiden letzteren Gegenstände den Anschauungen damaliger Zeiten gemäß von der Annahme ausgehen, daß die Strahlen vom Auge auf den Gegenstand, statt, wie wir die Sache betrachten, vom Gegenstande auf das Auge übergehen. Doch ist es die Vortrefflichkeit seiner „Elemente der Geometrie", wovon der dauernde Ruf Euklids abhängt und obgleich die Hyperkritik moderner Mathematiker, vielleicht mit Erfolg, Einwendungen gegen dieselben erhoben hat, wie daß sie in ihren allgemeinen Grundsätzen hätten bestimmter sein können, daß sie zuweilen annehmen, was erst zu beweisen ist, daß sie hie und da weitschweifig sind und ihre Anordnung bisweilen unvollkommen ist, so behaupten sie doch noch immer das Feld als ein Muster äußerster Genauigkeit und Umsicht und als Richtschnur genauer Beweisführung. Sie wurden allgemein von den Griechen angewandt und in späteren Zeiten von den Arabern übersetzt und uns aufbewahrt.

Die Schriften und Werke des Archimedes.

So groß der Ruf Euklids ist, so wird er doch von dem des Archimedes von Syrakus, 287 v. Ch. geboren, verdunkelt, dessen Verbindung mit ägyptischer Wissenschaft nicht

nur durch die Ueberlieferung, sondern auch durch Thatsachen bezeugt wird, wie seine Freundschaft mit Konon von Alexandrien und den Umstand, daß seine Erfindung der Schraube, zur Hebung der Nilgewässer bestimmt, noch immer den Namen desselben trägt. Unter seinen mathematischen Werken war vielleicht das interessanteste, seiner eigenen Schätzung nach, wie sich aus dem Umstande schießen läßt, daß er letztwillig verfügte, das Diagramm desselben auf seinen Grabstein hauen zu lassen, der Beweis, daß der Kubikinhalt einer Kugelfläche zwei Drittel des sie begränzenden Cylinders beträgt. An jenem Zeichen erkannte Cicero, als er Quästor von Sicilien war, das von Unkraut überwucherte Grab des Archimedes wieder. Der eben angeführte Lehrsatz war jedoch nur einer aus einer großen Zahl ähnlicher, welche er in seinen beiden Werken über die Kugelfläche und den Cylinder in gleich meisterhafter Weise und mit gleichem Erfolge behandelt. Die Stellung, welche er als Geometer einnimmt, läßt sich vielleicht am besten nach dem Ausspruche eines neuen Mathematikers über ihn verstehen, daß er der Entdeckung der Differentialberechnung so nahe gekommen sei, als dies ohne Hülfe algebraischer Verwandlungen möglich sei. Unter den besonderen Problemen, welche er behandelte, möge die Quadratur des Zirkels erwähnt werden; seine Bestimmung des Verhältnisses der Peripherie betrug zwischen 3 : 1428 und 3 : 1408, während sich der wirkliche Werth, wie man jetzt weiß, auf beinahe 3 : 1416 beläuft. Ferner schrieb er über Konoiden und Sphäroiden, sowie über jene Spirallinie, welche noch seinen Namen trägt und deren Entstehen ihm von Konon eingegeben war. In seinem Werke, betitelt „Psammites“ sind Andeutungen des später von Copernicus errichteten, astronomischen Systems, welches auch seinen Namen erhalten hat, vorhanden. Auch erwähnt er der zur Messung des Erdumfanges angestellten Versuche, während der Hauptgegenstand des Werkes darin besteht, nicht nur zu beweisen, daß der Sand an den Meeresküsten, sondern auch derjenige gezählt werden könne, welcher erforderlich sein würde, den gesammten Raum innerhalb der Sphäre der Fixsterne auszufüllen, so daß das Resultat nach unserm arithmetischen Systeme eine geringere Zahl beträgt, als die durch die Einheit mit 63 folgenden Ziffern ausgedrückt wird. Ein solches Buch ist der Zeitvertreib eines geometrischen Riesen, der übermuthig seine Kraft tummelt und sich an ihr ergötzt. Unter seinen mathematischen Forschungen darf die Quadratur des Kegelschnittes nicht übergangen werden. Doch hängt sein Ruf weniger von den mathematischen Triumphen, die er gefeiert, als von den glänzenden Entdeckungen in der Physik und von den mechanischen Erfindungen, welche er gemacht hat, ab. Wie er den Grund zur Hydrostatik legte, ist Jedermann durch die Geschichte von Hieros Krone bekannt. Als ein gewisser Künstler das Gold, welches ihm der König Hiero gegeben hatte, um

eine Krone daraus zu verfertigen, gefälscht hatte, machte Archimedes zufällig die Entdeckung, daß die Fälschung ermittelt werden könnte, als er einstmals in das Bad stieg, und erfand so die Methode, die specifische Schwere zu bestimmen. Von diesen Forschungen ward er natürlich zur Betrachtung des Gleichgewichts schwimmender Körper geführt; aber seine große Errungenschaft auf mechanischem Felde bestand in der Entdeckung der wahren Theorie des Hebels; sein überraschendes Verdienst in dieser Hinsicht zeigt sich in dem Umstande, daß in theoretischer Mechanik während der achtzehn Jahrhunderte, die zwischen ihm und Leonardo da Vinci liegen, keine weiteren Fortschritte gemacht wurden. An unbedeutenderen Sachen sind ihm nicht weniger, als vierzig mechanische Erfindungen zugeschrieben worden. Unter diesen befinden sich die endlose Schraube, die Schraubenpumpe, ein hydraulisches Werkzeug und Brennspiegel. Sein Genie wird vortrefflich durch den ihm zugeschriebenen allbekannten Ausspruch bezeichnet: „Gebt mir einen Punkt zum Stehen und ich will die Erde in ihren Angeln bewegen" und durch die von ihm erzählten Anekdoten über seine Anstrengungen gegen Marcellus während der Belagerung von Syracus, seine Erfindung von Katapulten und andern Wurfmaschinen für Schleudergeschosse und schwere Felsblöcke, von eisernen Klammern, welche, über die Mauern weggreifend, ganze Schiffe mit der Mannschaft in die Luft hoben und sie darauf plötzlich wieder ins Meer fallen ließen, sowie von Brennspiegeln, wodurch in großer Entfernung die römische Flotte in Brand gesteckt ward. Marcellus soll, seinen hohen Geist ehrend, die gemessensten Befehle ertheilt haben, ihm bei der Einnahme der Stadt kein Leid zuzufügen; unglücklicher Weise aber soll er durch einen Soldaten, der ihn nicht kannte, getödtet worden sein — unglücklicher Weise, denn Europa vermochte während fast zweitausend Jahren nicht Seinesgleichen hervorzubringen.

Die Schriften und Werke des Eratosthenes.

Eratosthenes war ein Zeitgenosse des Archimedes. Er ward 276 v. Chr. geboren. Es scheint ihm von Euergetes die Sorge für die Bibliothek übertragen worden zu sein, allein seine Aufmerksamkeit war mehr mathematischen, astronomischen, geographischen und historischen Bestrebungen zugewandt. Das ihm zweifelhaft zugeschriebene Werk, betitelt „Kataster" ist ein Verzeichniß von 475 der vornehmsten Sterne, wahrscheinlich sollte es aber weiter nichts, als ein Notizbuch sein. Auch soll er ein Gedicht über Erdzonen geschrieben haben. Unter seinen bedeutenden geographischen Arbeiten möge seine Bestimmung der Zwischenräume zwischen den Tropen erwähnt werden. Er fand, daß sie eilf Achtzig-Drittel des Umfanges betrugen. Desgleichen versuchte er die Messung des Erdumfanges, indem er die Entfernung zwischen Alexandrien und Syene feststellte, deren Breitegradunterschied nach ihm ein Fünftel des Erdumfanges betrug. Seine Absicht war, die Geographie von den Sagen, womit der Aberglaube der

Zeiten sie ausgeschmückt und erdrückt hatte, zu befreien. Indem er dies bewerkstelligte, verdient er wohl den ihm von Humboldt gezollten Tribut, welcher vor allen anderen Schriftstellern unserer Tage seine Arbeiten am besten zu würdigen vermochte. Er zog die Gliederung und Ausdehnung der Continente, die Lage der Bergketten, die Thätigkeit der Wolken, das geologische Versinken von Landstrichen, die Erhebung uralter Meeresbetten, die Oeffnung der Dardanellen und der Straße von Gibraltar, die Beziehungen des Euxins, das Räthsel der überall gleichen Spiegelfläche des rings umherströmenden Oceans und das nothwendige Vorhandensein einer Asien durchschneidenden und in der Querwand des Dikäarchus auslaufenden Bergkette in Betracht. Welch ein Fortschritt in diesem Allen über Thales Vorstellungen hinaus. Hierin zeigt sich die praktische Richtung der macedonischen Kriege. Bei seinen astronomischen Beobachtungen genoß er den Vortheil, Stunden- und Sonnenweiser und andere Instrumente im Observatorium zu benutzen. Er fand heraus, daß die Schwere der Erde sich nicht gleichmäßig nach einer Richtung bewegt, sondern daß die Scheitelpunkte abweichen. Er faßte eine vollständige systematische Beschreibung der Erde in drei Theilen — einem physikalischen, einem mathematischen und einem historischen — begleitet von einer Karte aller damals bekannten Welttheile ab. Von seiner Geschicklichkeit als Geometer liefert seine Lösung der Frage über zwei Durchschnittsverhältnisse, welche noch vorhanden ist, einen genügenden Beweis und erst in letztern Jahren sind seine Bruchstücke der Chroniken der thebanischen Könige recht eigentlich gewürdigt. Er hoffte, die Geschichte sowohl, wie die Geographie von den sie entstellenden Mythen zu befreien, eine Aufgabe, deren Erfüllung die Vorurtheile und Interessen der Menschen nie zulassen werden. Es sind uns mehre unterhaltende Anekdoten über seine Meinungen dieserhalb erhalten. Er wagte es, an der historischen Wahrheit der homerischen Sagen zu zweifeln: „Ich will daran glauben, wenn man mir den Gerber zeigt, welcher die Luftsäcke machte, die Ulysses auf seiner Heimreise vom Aeolus erhielt.“ Nachdem er ein Alter von achtzig Jahren erreicht hatte, soll er des Lebens überdrüssig geworden sein und durch freiwilliges Verhungern demselben ein Ende gemacht haben.

Chronologie des Eratosthenes.

Ich will hier einen Augenblick verweilen, um ein paar Bemerkungen zu machen, zu welchen die chronologischen und astronomischen Werke des Eratosthenes Veranlassung geben. Unsere hergebrachte Chronologie stammte von irrigen, theologischen Betrachtungen her, deren Natur nicht nur eine kurze, historische Frist für die verschiedenen Nationen des Alterthums, sondern selbst für das Dasein des Menschen auf der Erde erforderte. Diese Nothwendigkeit scheint sich hauptsächlich bei dem Versuche herausgestellt zu haben, gewisse

Thatsachen in der Geschichte der Hebräer von ihrer untergeordneten Stellung unter den menschlichen Angelegenheiten emporzuschrauben und jener Geschichte im Ganzen einen übertriebenen Werth beizulegen. Dies geschah in doppelter Weise — dadurch, daß man die Hebräische Geschichte über ihren wahren Standpunkt hinaus erhob und die anderer Nationen herabsetzte oder fälschte. Unter denjenigen, welche sich dieser literarischen Sünde schuldig gemacht haben, steht der Name des berühmten Eusebius, Bischofs von Cäsarea zur Zeit Constantins, obenan, da er in seinen chronographischen und synchronistischen Tafeln vorsätzlich „die Chronologie verdrehte, um Synchronismen zu schaffen“ (Bunsen). Was Niebuhr von ihm behauptet: „Er ist ein höchst unehrlicher Schriftsteller“ hat seine Richtigkeit. Die Hintenansetzung ägyptischer Annalen ward größtentheils durch seinen Einfluß zuwege gebracht. Man vergaß jedoch, daß von allen Dingen die Chronologie am wenigsten dazu geeignet ist, Gegenstand der Eingebung zu sein und daß, mögen die Menschen auch gegen die Wahrheit um ihrer selbst willen völlig gleichgültig sein und es als ganz geeignet betrachten, sie ohne Bedenken zu Zwecken, die sie recht dünken, zu verstümmeln, dieselbe sich doch am Ende selbst behaupten wird. Es ist ein unmögliches Beginnen, die Geschichte einer Nation, welche zahlreiche, dauernde Denkmäler hinterlassen hat, zu verdrehen. Aegypten hat Zeugnisse aufzuweisen, welche über fünf tausend Jahre hinausreichen. Wie Bunsen bemerkt, kann man nach dem bekannten Theile seines Geschichtslaufes den ganzen bestimmen. Die Aegypter, alt, wie sie sind, gehören der mittleren Periode an, denn es giebt noch eine Zeit, welche der monumentalen Geschichte oder der Geschichte überhaupt vorangeht, während welcher sich Sprache und Mythologie bildeten, denn diese müssen eher vorhanden sein, als alle politischen Einrichtungen, als Kunst und Wissenschaft. Noch ehe sich uns der erste Blick auf den Zustand Aegyptens aufthut, hat dasselbe bereits einen hohen, intellectuellen Zustand erreicht, wie der Umstand beweist, daß sein Hieroglyphensystem schon vor der vierten Dynastie vollendet war. Dasselbe blieb unverändert bis zur Zeit Psammetichs. Der während tausender von Jahren ruhende Zustand von Sprache und Schrift setzt nothwendig einen langen und sehr entfernten Abschnitt thätiger Verbesserung und fortschreitender Entwickelung voraus. Ohne Zweifel war es mehr eine derartige, allgemeine Betrachtung, als positive Kunde davon, was die Griechen zu der Behauptung veranlaßte, daß die Einführung der Geometrie in Aegypten Königen vor der Zeit des Menes zuzuschreiben sei. Und nicht allein seine Kunstdenkmäler bezeugen jenem Lande ein überaus hohes Alterthum, es selbst ist sein eigener Zeuge, denn obgleich das Nilbett sich während tausend Jahren nur um vier Fuß hebt, so ist doch der ganze, angeschwemmte Theil Aegyptens von den Gewässern jenes Stromes abgesetzt. Ein Naturverzeichniß ver-

leiht also den geschriebenen Berichten noch größeren Nachdruck und beide zusammengenommen bilden einen unwiderleglichen Beweis. So ist der morastige Boden, welcher sich um die Sockel der Denkmäler aufgethürmt hat, ein unleugbares Anzeichen ihres hohen Alters. In der hervorragenden Stellung, welche er einnahm, mochte es dem Eusebius gelingen, die überkommene Bücher-Chronologie zu verdrehen, doch besaß er nicht die Macht, dem unaufhörlichen Passatwinde, welcher über den Indischen Ocean weht, auch nur einen Tag lang Einhalt zu gebieten, nicht die Macht, die Wucht des Wassers zu ändern, welches durch denselben von den afrikanischen Gebirgen vorwärts getrieben wird, und die jährlich den Strom hinab beförderte Schlammmenge zu hemmen. Durch Vergleichung solcher verschiedenen Reihen von Beweisen, natürlicher und monumentaler, von denen letztere alljährlich durch die Betreibung hieroglyphischer Studien neue Kraft erlangen — beginnt man, die wahre, ägyptische Chronologie zu unterscheiden und Vertrauen zu den Bruchstücken zu fassen, welche uns von Eratosthenes und Manetho erhalten sind.

Astronomie des Eratosthenes.

Zur Zeit, von der wir reden — der Zeit des Eratosthenes — war man zu allgemeinen Vorstellungen hinsichtlich der Lehre von der Kugelgestalt der Erde, ihren Polen, ihrer Axe, ihrem Aequator, den Nord- und Südpolarkreisen, Aequinoctialpunkten, Sonnenwenden, Mittagskreisen, Horizont u. s. w. gelangt. Niemand, der fähig war, sich eine Meinung zu bilden, nährte mehr Zweifel über die kugelförmige Gestalt der Erde, indem die zur Unterstützung jenes Satzes angeführten Gründe dieselben waren, welche man gemeiniglich noch anzieht — die verschiedene Lage des Horizontes an verschiedenen Orten, die Veränderungen der Polhöhe, die Phänomene der Sonnen- und Mondfinsternisse und das allmälige Verschwinden im Wegsegeln begriffener Schiffe. Was die Verfinsterungen betrifft, welche man vordem mit abergläubischer Furcht betrachtete, so waren jetzt nicht nur die wahren Ursachen dafür angegeben, sondern selbst ihr periodisches Auftreten so genau ermittelt, daß ihr Eintreffen vorhergesagt werden konnte. So wußten die Babylonier schon seit lange, daß nach einem Kreislaufe von 233 Mondwanderungen die Mondfinsterniß wiederkehrt.

Versuche des Aristarchus, die Entfernung der Sonne zu ermitteln.

Der Mechanismus der Phasen jenes Satelliten ward klar verstanden. Aristarchus von Samos versuchte es in der That, die Entfernung der Sonne von der Erde auf Grund der Beobachtung des Mondes, wenn er in zwei Hälften getheilt ist, zu berechnen, eine Methode, welche für die Kenntniß der damaligen Zeit ganz bezeichnend, wenn auch in der Praxis unzuverlässig ist, da Aristarchus fand, daß die Entfernung der Sonne demnach achtzehn Mal so viel betrüge, als die des Mondes, wogegen sie in Wirklichkeit 400 Mal so viel beträgt. Ebenso waren im Allgemeinen ganz klare Vor-

stellungen über die klimatische Vertheilung der Hitze auf der Erde in Umlauf, nur darin übertrieben, daß man die heißen Erdstriche für zu glühend und die kalten für zu kalt zum menschlichen Leben hielt. Beobachtungen, so gut sie vermittelst einfacher Instrument angestellt werden konnten, hatten nicht nur im Ganzen das Vor- und Rückwärtslaufen und die Stellung der Planeten erwiesen, sondern es waren auch Versuche gemacht worden, sie zu erklären oder vielmehr sie mit Hülfe von Nebenkreisen darzustellen.

Biographie der Ptolemäer. So entstand in Alexandrien unter den Ptolemäern die neuere Astronomie. Der Gründer dieser Reihe von Königen, Ptolemäus Soter, war nicht nur ein Beschützer der Wissenschaften, sondern auch selbst Schriftsteller. Er verfaßte eine Geschichte der Feldzüge Alexanders. Unter ihm ward das Sammeln der Bibliothek begonnen, wahrscheinlich nach der Niederlage des Antigonus in der Schlacht bei Ipsus 301 v. Ch. Das Museum verdankt seine Entstehung seinem Sohne Ptolemäus Philadelphus, der die Gelehrsamkeit nicht nur in seinen eigenen Gebieten schützte, sondern es auch versuchte, die Gränzen menschlichen Wissens auf andere Gegenden auszudehnen. So sandte er eine Expedition unter seinem Admiral Timosthenes bis nach Madagaskar aus. Von den folgenden Ptolemäern waren Euergetes und Philopater sehr tüchtige Männer, Letzterer allerdings zugleich ein sehr schlechter, denn er ermordete seinen Vater und verübte viele Gräuelthaten in Alexandrien. Epiphanes, seinem Vater im Alter von fünf Jahren auf den Thron folgend, ward von seinen Vormündern unter den Schutz Roms gestellt, wodurch der ehrgeizigen Republik ein Vorwand geliehen war, sich in die Angelegenheiten Aegyptens zu mischen. Dieselbe Politik ward unter der Herrschaft seines Sohnes Philometor verfolgt, der im Ganzen ein tüchtiger und guter König war. Selbst Physkon, der im Jahre 146 v. Ch. zur Regierung gelangte und als sinnlich, beleibt und grausam geschildert wird — grausam, denn er ließ seinem Sohne Kopf, Hände und Füße abhauen und übersandte sie seinem Weibe Kleopatra — konnte den Eingebungen, zu denen die fast seit zweihundert Jahren fortgesetzte Politik seiner Vorfahren Veranlassung gab, nicht widerstehen, war aber ein wirksamer Förderer der Literatur und der Künste, sowie selbst der Verfasser eines historischen Werkes. Gleiche Neigung zeigten seine Nachfolger Lathyrus und Auletes, von denen der Name des Letzteren seine Fertigkeit in der Musik andeutet. Die Beinamen, unter welchen alle diese Ptolemäer vorkommen, waren Spottnamen, welche ihnen von ihren lustigen und satirischen alexandrinischen Unterthanen beigelegt wurden. Man hat den politischen Zustand Alexandriens treffend mit einer durch Spott gemäßigten Tyrannei bezeichnet. Die Dynastie endete mit der Person der berühmten Kleopatra, welche sich nach der Schlacht bei Actium, wie die Sage erzählt, von einer Natter beißen ließ. Sie nahm

Gift, um nicht Octavian als Gefangene in die Hände zu fallen und im Triumph durch die Straßen Roms gezogen zu werden.

Wenn wir eine vollständige und zuverlässige Geschichte dieser griechischen Könige besäßen, so würde sie ohne Zweifel ihren Anspruch aufrecht erhalten, als die erlauchtesten unter allen Herrschern des Alterthums betrachtet zu werden. Selbst nachdem ihre politische Macht in die Hände der Römer übergegangen war — einer Nation, welche sich um Wahrheit und Recht nicht kümmerte — und die Philosophie in ihrem Alter durch den gewissenlos und gewaltsam aufgezwungenen Glauben der späteren Cäsaren erlöscht oder verdunkelt worden war, war die Lebenskraft des geistigen Keimes, welchen sie gepflegt hatten, doch noch so groß, daß er, obgleich Jahrhunderte lang zu schlummern gezwungen, bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder kräftig in die Höhe schoß.

Sie beschützten sowohl Literatur, wie Wissenschaft.

Diese ägyptische Dynastie ließ ihren Schutz und ihre Förderung sowohl der Literatur, wie der Wissenschaft angedeihen. So hielt Philadelphus es nicht unter seiner Würde, unter seine persönlichen Freunde den Dichter Kallimachus zu zählen, welcher eine Abhandlung über Vögel geschrieben hatte und sich ehrenhaft durch eine Schule nährte, welche er in Alexandrien errichtet hatte. Der Hof jenes Herrschers war überdies durch einen Kranz von sieben Dichtern geschmückt, welchen die heitern Alexandriner den Spottnamen der Plejaden ertheilten. Es sollen Lykophron, Theokritus, Kallimachus, Aratus, Apollonius Rhodius, Nikander und Homer, der Sohn des Makro, gewesen sein. Unter ihnen möge Lykophron hervorgehoben werden, dessen „Kassandra" betiteltes Werk noch vorhanden ist, und Theokritus, dessen vortreffliche Hirtengedichte beweisen, welch ein lieblicher Dichter er war.

Die Schriften des Apollonius.

Doch kehren wir zu der wissenschaftlichen Bewegung zurück. Die Schule des Euklid ward zur Zeit des Euergetes vierzig Jahre nach Archimedes würdig durch Apollonius Pergäus repräsentirt. Derselbe zeichnete sich sowohl auf mathematischem, wie auf physikalischem Gebiete aus. Sein Hauptwerk war eine Abhandlung über Kegelschnitte. Man sagt, er sei der Erste gewesen, welcher die Ausdrücke Ellipse und Hyperbel eingeführt habe. Noch im eilften Jahrhundert waren seine vollständigen Werke im Arabischen vorhanden. Heutige Geometer stellen ihn als seine Gegenstände mit geringerer Kraft, wie sein großer Vorgänger Archimedes, behandelnd, nichts destoweniger aber eine ungemeine Genauigkeit und Schönheit in seiner Methode entwickelnd, dar. Sein fünftes Buch über Maxima und Minima ist als eine der höchsten Kraftäußerungen griechischer Geometrie zu betrachten. Als ein Beispiel seiner physikalischen Forschungen möge die von ihm herstammende Erfindung der Uhr erwähnt werden.

Die Schriften des Hipparchus.

Fünfzig Jahre nach Apollonius, 160—125 v. Ch., begegnen wir dem großen Astronomen Hipparchus. Er scheint selbst keine Beobachtungen in Alexandrien angestellt zu haben, benutzt aber daselbst die des Aristyllus und Timochares; seine große Entdeckung des Vorrückens des Aequinoctiums gegen Osten gründete sich wesentlich auf die genaue Untersuchung der alexandrinischen Beobachtungen über die Spica virginis, von Timochares angestellt. In der reinen Mathematik gab er Methoden zum Auflösen aller sowohl ebener, wie sphärischer Triangel, auch stellte er ein Verzeichniß von Bogensehnen auf. In der Astronomie bestimmte er außer seiner eben erwähnten Hauptentdeckung des Vorrückens des Aequinoctiums auch die erste Ungleichheit der Mondbahn, sowie die Ermittelung ihres Mittelpunktes und hätte Ptolemäus um ein Haar den Vorrang in der Entdeckung ihrer Abweichung streitig gemacht. Ihm ist ferner die Aufstellung der Theorie von Nebenkreisen und von excentrischen Kreisen zuzuschreiben, ein geometrisches Auskunftsmittel, um die augenscheinlichen Bewegungen der Himmelskörper nach dem Grundsatze kreisförmiger Bewegung zu erklären. Im Falle der Sonne und des Mondes gelang Hipparchus die Anwendung dieser Theorie, auch wies er darauf hin, daß sie auf Planeten anwendbar sei. Obgleich sie nie darauf berechnet war, eine Darstellung der wirklichen Bewegungen der Himmelskörper sein zu sollen, so behauptete sie sich doch bis zur Aera Keplers und Newtons, wo die heliocentrische Lehre und die der elliptischen Bewegungen unbestritten festgestellt ward. Selbst Newton bediente sich ihrer im fünfunddreißigsten Thema des dritten Buches der „Principia“. Auch unternahm es Hipparchus, ein Verzeichniß der Sterne anzufertigen nach der Alineationsmethode — d. h., indem er diejenigen aufzählte, welche dem Auge in ein und derselben geraden Linie erscheinen. Die Anzahl der von ihm katalogisirten Sterne betrug 1080. Während er so für seine Zeiten das Aussehen des Himmels abmalte, versuchte er dasselbe in Ansehung der Erdoberfläche zu thun, indem er die Lage der Städte und anderer Plätze nach Breite- und Längegraden bezeichnete.

Die Theorie von Nebenkreisen und excentrischen Kreisen.

Die Schriften des Ptolemäus.

Nach Hipparchus finden wir die Astronomen Geminus und Kleomedes; ihr Ruf wird jedoch vollständig durch den des Ptolemäus, 138 v. Ch., den Verfasser des großen Werkes über die „Syntax“ oder den mathematischen Bau des Himmels in Schatten gestellt — ein Werk, welches mit vollem Rechte den ihm verliehenen Beinamen „einer edlen Darlegung der mathematischen Theorie von Nebenkreisen und excentrischen Kreisen“ verdient. Es wurde von den Arabern nach der mohammedanischen Eroberung Aegyptens übersetzt und unter dem Titel „Almagest“ als die höchste Autorität über den Mechanismus und die Phäno-

Sein großes Werk: der mechanische Bau des Himmels.

mene des Universums aufgenommen. Es behauptete in Europa fast fünfzehn Jahrhunderte lang dieselbe hervorragende Stellung und rechtfertigte dadurch den von Synesius der Anstalt, aus welcher es hervorgegangen war, ertheilten Lobspruch „der göttlichen Schule in Alexandrien.“ Der „Almagest“ beginnt mit dem Lehrsatze, daß die Erde kugelförmig und von einer bestimmten Ausdehnung sei, beschreibt sodann die Aufstellung einer Tabelle von Bogensehnen und die Anfertigung von Instrumenten zur Beobachtung der Sonnenwenden und entwickelt die schräge Bahn der Ekliptik. Er findet die Erd-Breitengrade durch den Gnomon, beschreibt Klimate, zeigt, wie die gemeine Zeit in Sternenzeit verwandelt werden kann, giebt die Gründe an, warum das Sonnenwendjahr dem Sternenjahre vorzuziehen sei, liefert das Sonnensystem nach dem Princip, daß die Sonnenbahn ein einfacher excentrischer Kreis sei, erklärt die Zeitgleichung, schreitet weiter zur Untersuchung der Bewegungen des Mondes, behandelt die erste Ungleichheit derselben, Mondfinsternisse und die Bewegung des Knotens oder Durchschnittspunktes. Sodann giebt er Ptolemäus eigene große Entdeckung — die, welche seinen Namen unsterblich gemacht hat — von der Abweichung des Mondes oder seiner zweiten Ungleichheit, indem er sie auf die Nebenkreistheorie zurückführt. Er versucht die Bestimmung des Abstandes der Sonne und des Mondes von der Erde, jedoch nur mit theilweisem Erfolge, da er den Abstand der Sonne nur auf ein Zwanzigstel seines wirklichen Betrages angiebt. Er zieht die Feststellung der Aequinoctien, die Entdeckung des Hipparchus, in Betracht, deren voller Zeitraum fünfundzwanzigtausend Jahre beträgt, giebt ferner ein Verzeichniß von 1022 Sternen, behandelt die Natur der Milchstraße und untersucht in meisterhafter Weise die Bewegungen der Planeten. Dieser Punkt bildet Ptolemäus zweiten Anspruch auf wissenschaftlichen Ruhm. Seine Bestimmung der Planetenbahnen wurde durch Vergleichung seiner eigenen Beobachtungen mit denen früherer Astronomen, wie des Timochares über die Venus, vollendet.

Seine Geographie. Ptolemäus haben wir also ein geographisches Werk zu danken, welches in europäischen Schulen noch bis ins funfzehnte Jahrhundert gebraucht wurde. Die ihm bekannte Welt erstreckte sich von den Kanarischen Inseln östlich bis nach China und vom Aequator nördlich bis nach Kaledonien. Doch sind seine geographischen Karten voll Fehler, denn in dem Bestreben, sie mit der Kugelgestalt der Erde in Einklang zu bringen, sind die Längengrade zu weit nach Osten gerathen, das Mittelländische Meer ist zwanzig Grade zu lang. Ptolemäus Angaben stehen daher an Genauigkeit denen seines berühmten Vorgängers Eratosthenes nach, welcher die Entfernung vom heiligen Vorgebirge in Spanien bis zur östlichen Mündung des Ganges auf siebenzigtausend Stadien schätzte. Ptolemäus schrieb auch über Optik, Planisphärium und Astrologie. Es ist einem Schrift-

steller nicht oft gegeben, so viele Zeitalter zu überdauern, auch verdienen es wohl nur wenige. Doch ist der Mechanismus des Himmels von diesem Gesichtspunkte aus sehr mißverstanden worden. Weder er, noch Hipparchus wollten mit ihrer Theorie etwas weiter, als ein geometrisches Hülfsmittel geben. Sie ist nicht als Repräsentant der wirklichen Bewegungen der Himmelskörper zu betrachten. Und wie sich erwarten ließ, denn dies ist das Geschick aller nicht in der Wirklichkeit begründeten Abstractionen, verwickelte sich die Theorie immer mehr mit den sich häufenden Thatsachen und stand auf dem Punkte, gänzlich unbrauchbar zu werden, als sie durch die Theorie der allgemeinen Gravitation ersetzt wurde, welche wie immer jene unveräußerliche Eigenschaft wahrer Theorien zu erkennen gab, daß sie nämlich für jede neu entdeckte Thatsache eine Erklärung bot, ohne sich mit neuen Ausnahmefällen überladen zu brauchen und prophetisch Phänomene vorhersagend, welche bisher noch nicht beobachtet worden waren.

Die späteren alexandrinischen Geometer.

Nach den Zeiten der Ptolemäer sank der wissenschaftliche Geist der Alexandrinischen Schule, denn wenn auch Mathematiker, wie Theodosius, dessen Werk über sphärische Geometrie von den arabischen Geometern hoch geschätzt wurde, und Pappus, dessen mathematische Sammlungen in acht Büchern zum größten Theile noch erhalten sind, und Theon, doppelt berühmt seiner geometrischen Leistungen halber und als Vater der unglücklichen Hypatia, 415 n. Chr., in den nächsten drei Jahrhunderten lebten, so waren es doch keine Männer, wie ihre großen Vorgänger. Jene geistige Kraft, welche ursprünglichen Entdeckungen das Dasein verleiht, war verflogen. Der Commentator hatte den Philosophen abgelöst. Keine neue Entwickelung verherrlichte die physikalischen Wissenschaften; ein langer Sillstand wartete ihrer. Die Mechanik hatte sich keiner Triumphe, wie der Lehrsatz des Archimedes über das Gleichgewicht des Hebels war, zu rühmen, keiner neuen und genauen Ideen, wie die desselben Mannes über statischen und hydrostatischen Druck, keiner neuen und klaren Anschauungen, wie die in der Abhandlung über schwimmende Körper entwickelten, keiner mechanischen Erfindung, wie die der ersten aller Dampfmaschinen — der des Hiero. Die Naturphilosophie

Verfall des griechischen Zeitalters der Vernunft.

war stehen geblieben. Ihr großes und bisher erfolgreich angebautes Feld, die Astronomie, wies keinen weitern Fortschritt auf. Man war mit dem, was vollbracht war, zufrieden und fuhr fort, sich daran zu ergötzen, die Himmelserscheinungen durch Verbindungen gleichmäßiger, kreisförmiger Bewegungen auszugleichen. Welchem Umstande ist dieser Stillstand zuzuschreiben? Es war etwas vor sich gegangen, was den Geist der Wissenschaft gelähmt hatte. Eine düstere Wolke hatte sich über das Museum gelagert.

Ursachen dieses Verfalles.

Es hält nicht schwer, eine Erklärung für diesen unglücklichen Zustand zu geben. Das griechische Geistesleben hatte die

Zeit seiner Reife zurückgelegt und ging seinem Alter entgegen. Ueberdies wurden die Talente, welche sich dem Dienste der Wissenschaft hätten widmen können, theils zu andern Bestrebungen verlockt, theils zurückgedrängt. Alexandrien hatte Athen untergraben, Alexandrien wurde jetzt seinerseits von Rom untergraben. Vom Range einer Hauptstadt war sie zu einer Provinzialstadt herabgesunken. Die großen Lebenspreise waren mit mehr Wahrscheinlichkeit in Italien oder später in Constantinopel zu erreichen, als in einer ihrem Verfalle entgegengehenden Stadt. Was immer jene Hauptmittelpunkte römischen Lebens berührte, übte nothwendig auch Einfluß auf letztere aus und sie mußte — dies ist das Loos der Ueberwundenen, der Entscheidung Jener harren. In ebendenselben Anstalten, die einst ihren Ruhm ausgemacht hatten, waren Erfolge jetzt nur noch durch Uebereinstimmung mit der tonangebenden Denkweise der kaiserlichen Metropole zu erreichen und das Beste, was sich thun ließ, war, auf dem so vorgezeichneten Pfade nach Auszeichnung zu streben. Doch selbst unter diesem Drucke noch behauptete Alexandrien seine intellectuelle Macht, indem es einen unvertilgbaren Eindruck auf die neue Theologie seiner Eroberer zurückließ. Während dreier Jahrhunderte hatte sich die geistige Atmosphäre des römischen Reiches geändert. Die Menschen waren unvermögend, dem stetig zunehmenden Drucke zu widerstehen. Ruhe konnte nur durch gefügiges Dulden gesichert werden. Die Dinge waren bei einem Zustande angelangt, wo die Menschen das Denken von Andern für sich besorgen lassen oder, wenn sie überhaupt dachten, es in Uebereinstimmung mit einer vorgeschriebenen Formel oder Regel thun mußten. Die griechische Bildung ging ihrem Verfalle entgegen und der sittliche Zustand der europäischen Welt befand sich in Zwiespalt mit dem wissenschaftlichen Fortschritt.

---

# Siebentes Kapitel.

## Das griechische Zeitalter des intellectuellen Verfalles. Der Untergang der griechischen Philosophie.

Verfall der griechischen Philosophie.

Es ist ein niederschlagendes Gemälde, welches ich in diesem Kapitel aufzurollen habe — das Alter und den Tod der griechischen Philosophie. Der starke Mann des Aristotelismus und Stoicismus sinkt zu dem abgelebten Schwätzer herab, er setzt sich zurecht in

„Pantoffeln und schlotternder Hose,
Die Brill' auf der Nase, die Tasche zur Seit',
Die Glieder, die dürren, gebogen gar weit
In Kleidern, dem Knaben einst passend,
Die männliche Stimme voll Mark und Klang
Herabgesunken zum kindschen Discant
Mit kläglichem Pfeifen und Röcheln.
Dies, schaut, ist das Ende der großen Geschicht',
Von Neuem ein Kind, das weder Gesicht,
Noch Hirn, noch Zähne, noch sonst was besitzt."

Er ist voll von Bewunderung für die Vergangenheit und von verächtlichem Widerwillen gegen die Gegenwart, seine Gedanken wandern den Dingen zu, welche ihn in seiner Jugend, ja selbst während seiner unmündigen Kindheit beschäftigten. Gleich denjenigen, welche zum Sterben bereit sind, giebt er sich religiöser Vorbereitung dazu hin ohne sich weiter darum zu kümmern, ob das, worauf er sich verläßt, innerlich wahr oder falsch ist.

In dieser, der Schlußscene, finden wir weder mehr den lebendigen Glauben Platos, noch die gereifte Einsicht des Aristoteles, noch die männliche Selbstbeherrschung Zenos vor. Die griechische Philosophie endet mit Geschwätzigkeit und Mysticismus. Sie lehnt sich an Beschwörer, Zauberer und den Hohenpriester der Natur als Stütze an.

Auch drängen sich neue Ankömmlinge auf die Bühne. Der römische Soldat tritt an die Stelle des griechischen Denkers und schickt sich an, seinen Anspruch auf die Hinterlassenschaft des Intestaten geltend zu machen — zu nehmen, was ihm paßt und zu zerstören, was ihm beliebt. Die Römer, sich ihrem Glaubenszeitalter nähernd, stehen im Begriffe, ihre Ideen der europäischen Welt aufzuzwingen.

Unter dem Schatten der Pyramiden ward die griechische Philosophie geboren, nach vielen, tausend Jahre langen Wanderungen an den Küsten

des Mittelländischen Meeres gelangte sie in ihr Geburtsland zurück und starb unter dem Schatten der Pyramiden.

Sie schaut rückwärts.

Seit der Periode der Neuen Akademie nahm der Fall der griechischen Philosophie ununterbrochen seinen Verlauf. Erfinderisches Genie gab es nicht mehr, seine Stelle war von Commentatoren eingenommen. Statt sich mit Erforschung der reinen Wahrheit abzugeben, suchten die Philosophen an den Meinungen alter Zeiten einen Halt und die Ansichten des Pythagoras, Plato, Aristoteles oder auch nur solche, welche man ihnen zuschrieb, wurden als Maßstab angenommen. In diesem, dem Spätherbst der Philosophie, that man, als ob es nie etwas der Art, wie ursprüngliche Forschungen und Entdeckungen auf Erden gegeben hätte und als ob Alles, was die Welt an Wahrheit besaß, nicht ein Erzeugniß des Denkens, sondern Ueberbleibsel einer alten, jetzt aber fast vergessenen Offenbarung vom Himmel wäre — vergessen durch die Schuld und den Fall des Menschen. Es liegt etwas höchst Niederschlagendes in diesem Abbrechen alles Forschens. Der geistige Drang, der sich, wie man hätte erwarten sollen, noch eine Zeit lang vermöge des im Laufe so vieler Jahrhunderte zugenommenen Bildungstriebes erhalten haben würde, scheint plötzlich untergegangen zu sein. Ein so vollständiger Stillstand ist überraschend. Die Politik der ersten Cäsaren hatte großen Antheil daran, der Grundsatz der Gedankenfreiheit, welcher das Vorhandensein verschiedener, philosophischer Schulen schon an sich voraussetzte, war nur zu sehr der Möglichkeit unterworfen, sich in Bestrebungen zu politischer Freiheit Luft zu machen. Während durch die Kaiser die Schulen Griechenlands, Alexandriens und Roms von jener Oberherrschaft, nach welcher sie gestrebt hatten, herabgedrückt und die der Provinzen, wie zu Marseille und Rhodus, entsprechend erhöht wurden, begannen erstere im Stillen und insgeheim jene Nebenbuhlereien, welche die Vorläufer der großen theologischen Kämpfe waren, die sich in späteren Zeiten um die politische Macht zwischen ihnen erhoben. Die Christenheit trug während ihrer Morgendämmerung allgemein den Glauben in sich, daß sich im Osten ungetrübtere Erinnerungen an die alten Offenbarungen erhalten hätten und daher binnen Kurzem von dorther das wahre Licht hereinbrechen würde. Unter dem günstigen Einflusse einer solchen Erwartung brach sich der Orientalismus, bei welchem, wie wir gesehen haben, das griechische Denken bereits von selbst angelangt war, namentlich Bahn.

Ist bei orientalischen Ideen angelangt.

Philo der Jude hält sich für inspirirt.

In dieser Schlußperiode der griechischen Philosophie ist der Erste, zu dem wir uns wenden müssen, Philo der Jude, welcher zur Zeit des Kaisers Caligula lebte. In Uebereinstimmung mit den Vorstellungen seiner Nation leitet er alle Philosophie und nützliche Wissenschaft aus der mosaischen Urkunde ab, und nimmt keinen Anstand, die Schrift durch verschiedene allegorische Auslegungen

zu seinen Zwecken zu verdrehen, indem er u. A. behauptet, daß der Mensch von seiner ursprünglichen Weisheit und Reinheit abgefallen, daß physikalische Forschungen von wenig Belang, ein unschuldiges Leben aber und ein glühender Glaube dasjenige sei, worauf man trauen müsse. Er redete sich ein, daß ihn während des Schreibens eine Art von Eingebung überkommen habe, etwa wie diejenige, welche die Verfasser der heiligen Schriften erfaßte. Doch könnten seine Leser füglich glauben, daß er sich hierin getäuscht habe, wenn sie sowohl nach der Anordnung seiner Gedanken, als nach der Natur seiner Lehre urtheilen. Was erstere betrifft, so schreibt er schwach, schwankt in seinen Ansichten hin und her und erscheint, wenn man ihn bei Behandlung eines schwierigen Punktes beobachtet, unstät und unsicher. Was letztere betrifft, so lehrt er unter anderen außerordentlichen Dingen, daß die Welt der vornehmste Engel oder Gottes erstgeborener Sohn sei; die Kräfte Gottes faßt er sämmtlich in eine einzige zusammen, den Logos oder das heilige Wort; die höchsten derselben sind schaffende Weisheit und regierende Gnade. Vom Logos stammen alle Weltkräfte her und da Gott nichts Uebeles thun kann, so ist das Dasein des Bösen in der Welt diesen abgestammten Kräften zuzuschreiben. Daraus geht klar hervor, daß Philo, obgleich er den orientalischen Pantheismus ablehnte, sich auf die orientalische Theorie der Emanation stützte.

Seine mystische Philosophie.

Apollonius von Tyana.

Als wesentlicher Förderer der volksthümlichen Einführung des Orientalismus ist Apollonius von Tyana zu erwähnen. Unter den Auspicien der Kaiserin Julia Domna hatte Philostratus in einer biographischen Schrift die Vermessenheit, eine Parallele zwischen diesem Manne und unserm Heilande zu ziehen. Er machte sich mit Wunderthun, Wahrsagen und Prophezeien zu schaffen und führte das Leben eines Ascetikers, indem er sich kärglich nährte und ärmlich kleidete. Er strebte Verbesserung der religiösen Gebräuche und der Sitten an, leugnete die Wirksamkeit von Opfern, an deren Stelle er einen einfachen Gottesdienst und reines Gebet setzte, welches kaum der Worte bedürfe. Er schalt die Dichter, daß sie unsittliche Götterfabeln verbreitet und dadurch die Religion beschmutzt hätten, hielt auch an der Lehre der Seelenwanderung fest.

Ist ein Wunderthäter und Prophet.

Plutarch neigt sich zu platonisirendem Orientalismus hin.

Plutarch, dessen Zeit bis zum Kaiser Hadrian reicht, hat durch gewisse Eigenheiten seines Styles einen Einfluß ausgeübt, der sich bis auf uns erstreckt. Als Philosoph ist er zu den Platonisten zu zählen, allein mit vorherrschender Neigung zum Orientalismus. Seine geistigen Eigenthümlichkeiten scheinen ihn zur Annahme des nationalen Glaubens nicht befähigt zu haben und seine Werke empfehlen sich mehr durch die angenehme Art, womit er seinen Gegenstand behandelt, als durch tiefe Gedanken. In manchen

Beziehungen mag sich eine gewisse Uebereinstimmung zwischen seinen Ansichten und denen des Philo erkennen lassen, indem die Isis des Einen dem Logos des Andern entspricht. Diese Hinneigung zum Orientalismus trifft man noch stärker bei spätern Schriftstellern an, z. B. bei Lucius Apulejus dem Numidier und Numenius, von welchen Letzterer die jetzt fast allgemein gewordene Meinung hegte, daß alle griechische Philosophie ursprünglich vom Osten herübergebracht worden sei. In seiner Lehre wird eine Dreieinigkeit angenommen, worin die Vernunft die erste, das Princip des Werdens die zweite Person ist, welche letztere eine doppelseitige Existenz besitzt und so der dritten Person das Dasein giebt, so aber, daß diese drei Personen nur Einen Gott bilden. Nachdem wir das Dasein dieser Idee verzeichnet haben, ist es nicht nöthig, weiter auf die Einzelheiten derselben einzugehen. Als philosophische Gedanken wird keine dieser griechischen Dreieinigkeiten den Vergleich mit jenen des alten Aegyptens Amun, Maut und Khonso, Osiris, Isis und Horus, noch mit denen Indiens, Brama, Wischnu und Siwa, dem Schöpfer, Erhalter und Zerstörer, oder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Buddhisten aushalten.

Numenius neigt sich einer trinitarischen Philosophie zu.

Ammonius Sakkas gründet den Neuplatonismus.

Die Lehren des Numenius führten schnurstracks zu denen des Neuplatonismus, dessen Ursprung jedoch eigentlich dem Ammonius Sakkas von Alexandrien gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christo zugeschrieben wird. Dieser Philosoph scheint nichts Schriftliches hinterlassen zu haben. Seine Ansichten sind hauptsächlich durch seine Schüler Longinus und Plotinus zu unserer Kenntniß gelangt. Der Neuplatonismus, welcher sich das Ansehen einer philosophischen Religion gab, zeichnet sich durch den Kampf aus, den er mit der aufkommenden Macht des Christenthums führte. Alexandrien war der Schauplatz dieses Kampfes. Die Schule, welche dort entstand, dauerte etwa 300 Jahre. Die Geschichte derselben ist für uns nicht nur um des Krieges willen von Interesse, welchen sie mit der neuen Macht führte, die bald die westliche Welt erobern sollte, sondern auch, weil sie der Todeskampf der griechischen Philosophie war.

Plotinus, ein Mystiker. Wiedervereinigung mit Gott.

Plotinus, ein Aegypter, war etwa 204 n. Ch. geboren. Er studirte zu Alexandrien und soll eilf Jahre unter Leitung des Ammonius Sakkas zugebracht haben. Er begleitete die Expedition des Kaisers Gordian nach Persien und Indien und eröffnete, ihren Unfällen entgangen, eine philosophische Schule zu Rom. Dort ward er vom Kaiser Gallienus hoch in Ehren gehalten, ja die Kaiserin Salonina beabsichtigte, eine Stadt zu erbauen, in der Plotinus die berühmte Republik des Plato einweihen sollte. Der Plan ward jedoch nicht ausgeführt. Bei der besten Absicht, mensch=

liches Glück zu befördern, ist Plotinus nicht wenig Dunkelheit und Mysticismus Schuld zu geben. Eunapius sagt mit vollem Rechte, daß die himmlische Verzückung seines Geistes und sein verworrener Styl ihn höchst langweilig und unangenehm machen. Doch rührt seine abstoßende Art wohl auch von seinem Mangel an Uebung in der Kunst des Schriftstellerns her, denn er lernte erst in seinem funfzigsten Jahre schreiben. Die Annehmlichkeiten und Bestrebungen des Lebens behandelte er mit Verachtung, Patriotismus mit Geringschätzung. Ascetiker in seiner Lebensweise, denn er aß kein Fleisch und nur etwas Brod, mißachtete er seinen Körper aufs Aeußerste, indem er sagte, daß derselbe nur ein Schatten und eine Bürde für die Seele sei. Seinen Geburtstag weigerte er sich, zu feiern. Wie es bei langem Fasten und tiefem Sinnen häufig der Fall ist, glaubte er, von Gott des Vorzugs gewürdigt zu sein, ihn mit leiblichen Augen geschaut zu haben und bei sechs verschiedenen Gelegenheiten mit ihm vereint worden zu sein. Bei einem solchen geistigen Zustande ist es nicht zu verwundern, daß seine Schriften geheimnißvoll, zusammenhangslos und verworren sind. Seine Werke durchdringt eine platonische Stimmung, mit vielen orientalischen Ideen und alten, ägyptischen Erinnerungen vermischt.

Gleich manchem seiner Vorgänger machte Plotinus einen Unterschied zwischen den geistigen Bedürfnissen der Gebildeten und denen des großen Haufens und rechtfertigte die Mythologie damit, daß sie für diejenigen sehr nütze sei, welche sich noch nicht vom Sinnlichen losgemacht hätten. Aristoteles hatte in seiner „Methaphysik", indem er sich auf die Mythologie und die Götter unter menschlicher Form bezog, bemerkt: „Vieles ist zur Ueberredung der Menge, sowie um Gesetze und anderer nützlichen Zwecke willen unter mythischer Form hinzugefügt." Doch hielt Plotinus auch dafür, daß sich die Götter nicht durch Gebete erweichen lassen und daß sowohl sie, wie die Dämonen, sich gelegentlich auf sichtbare Weise kundgeben; daß Beschwörungen mit Fug und Recht angewandt werden dürfen und der Philosophie nicht widerstreben. Im Körper erkennt er einen Bußapparat für die Seele. Er glaubt, daß die Außenwelt ein bloßes Phantom — ein Traum und die Angaben der Sinne trügerisch sind. Jene Vereinigung mit der Gottheit, von welcher er spricht, beschreibt er als eine Trunkenheit der Seele, welche, indem sie alle äußeren Dinge vergißt, sich in die Betrachtung des „Einen" versenkt. Die doctrinäre Philosophie des Plotinus stellt eine Dreiheit in Uebereinstimmung mit der platonischen Idee dar, 1) das Eine oder das Grundwesen, 2) die Vernunft, 3) die Seele.

Die Dreieinigkeit des Plotinus.

Vom Ersten, erklärt er, sei es unmöglich, in vollem Umfange zu sprechen, auch giebt es in dem, was er über diesen Punkt sagt, viele offenbare Widersprüche, z. B., indem er dem Einen die Einheit abspricht. Seine Vorstellungen von der Dreieinigkeit gründen sich wesentlich auf die Ema=

nationstheorie. Er beschreibt, wie das zweite Princip durch Emanation aus dem ersten und das dritte aus dem zweiten hervorgeht. Um sich den Mechanismus dieses Processes klar zu machen, rufe man sich zurück, wie von der Sonne Licht und vom Lichte Hitze ausströmt. Das Entstehen des dritten aus dem zweiten Princip bedeutet den aus der Vernunft entspringenden Gedanken, das Denken die Seele; die Weltseele betrachtet er als an Nichts gebunden. Bei diesen Einzelheiten verfällt er in einen solchen Mysticismus, daß es oft schwer hält, seine eigentliche Meinung herauszufinden, wie wenn er sagt, daß die Vernunft von der Ewigkeit, die Seele aber von der Zeit umgeben ist. Er treibt den Idealismus auf die höchste Spitze und betrachtet, wie schon gesagt, die sichtbare Welt nur als ein Scheinding, indem er aus seiner Lehre den Schluß zieht, daß moralische Betrachtungen ein Trost in den Anfechtungen des Lebens seien. So sagt er, daß „das Sinnenleben ein bloßes Bühnenspiel, alles Elend desselben eingebildet, aller Verdruß ein Schwank der Darsteller ist". „Die Seele ist nicht beim Spiel betheiligt, sie schaut zu und nur das äußere Schattenbild weint und klagt." „Leidende Empfindungen und Elend treffen nur den äußern Schatten des Menschen." Der große Zweck des Daseins besteht darin, die Seele von äußern Dingen abzuziehen und sie durch die Betrachtung Gottes zu fesseln. Solche Anschauungen flößen Verachtung der Tugend, wie des Lasters ein. „Einmal mit Gott vereint, läßt der Mensch die Tugenden zurück, wie er beim Betreten des Heiligthums die Bilder der Götter im Vorhofe des Tempels zurückläßt." Daher soll man danach streben, sich von Allem, sei es hoch oder niedrig, frei zu machen, Wahrheit zu üben und das Leben inniger Gemeinschaft mit Gott zu widmen, indem man sich seiner Persönlichkeit entledigt und in jenen Zustand der Verzückung übergeht, worin sich die Seele von ihrem materiellen Gefängnisse loslöst, vom individuellen Bewußtsein scheidet und in dem unendlichen Verstande, von welchem sie ausging, aufgeht. „In der Verzückung betrachtet sie das wahre Dasein und fühlt sich eins mit dem, was sie betrachtet." Unsere Erinnerung geht in Schauen über. Alle diese Ansichten des Plotinus tragen eine orientalische Färbung an sich; seine Grundsätze und praktischen Anleitungen sind ganz und gar indisch. Das höchste Wesen des Systems ist der „Unus qui est omnia"; die Emanationstheorie beabsichtigt eine philosophische Verbindung zwischen ihm und der Seele des Menschen aufzufinden. Das Verfahren, sich in Ekstase zu versetzen, indem man lange in unveränderter Lage verharrte, unverwandt nach dem Nasenzipfel sah, oder längere Zeit eine ungewöhnliche und bestimmte Art des Athmens beobachtete, war den morgenländischen Gläubigen so gut geläufig gewesen, wie den Heuchlern und Betrügern unserer Zeit, so daß das Ergebniß kein himmlisches, sondern ein physiologisches ist. Die frommen Hindus waren

Ekstase; Verkehr mit dem Unsichtbaren.

jedoch überzeugt, daß gleich wie das Wasser den Lotus nicht benetzt, so die Sünde die Seele nach einem vollen Schauen Gottes wohl zu berühren, aber nicht zu besudeln vermag.

Porphyrius — seine Schriften vernichtet.

Die Meinungen des Plotinus erhielten durch seinen berühmten Zögling Porphyrius, 233 n. Ch. zu Tyrus geboren, noch mehr Nachdruck und Verbreitung. Nach Plotinus Tode errichtete er eine Schule zu Rom und verschaffte sich große Berühmtheit in Astronomie, Musik, Geographie und andern Wissenschaften. Seine Abhandlung gegen das Christenthum erfuhr von Eusebius, St. Hieronymus und Andern eine Erwiederung, der Kaiser Theodosius der Große jedoch brachte sie wirksamer dadurch zum Schweigen, daß er alle Exemplare verbrennen ließ. Porphyrius bezeugt seine eigene Unwürdigkeit im Vergleich zu seinem Meister, indem er sagt, daß er nur ein Mal in sechsundachtzig Jahren mit Gott vereinigt worden sei, während Plotinus sechs Mal binnen sechszig Jahren. In ihm zeigt sich der ganze Mysticismus und, wie man hinzufügen kann, die ganze Frömmigkeit des Plotinus.

Greift zu Magie und Nekromantik.

Er spricht von wesenlosen und daher unsichtbaren, aber Nahrung bedürfenden und sterblichen Dämonen, von welchen einige die Luft beherrschen und durch magische Künste losgelassen oder gefesselt werden können, auch läßt er den Gebrauch der Nekromantik zu. Es läßt sich kaum bestimmen, wie viel von dieser Hinneigung des Neuplatonismus zu verrufenen Künsten als ein Zugeständniß an das Volksgefühl der damaligen Zeit zu betrachten ist, denn an einer andern Stelle nimmt Porphyrius keinen Anstand, Wahrsagen und Prophezeien zu verdammen und sich über die Thorheit auszulassen, die Götter beim Abschluß eines Handels, bei Heiraten und derlei geringfügigen Anlässen anzurufen. Streng schärft er ein heiliges Leben ein, da der Mensch sowohl von seiner alten Reinheit, wie von seiner Erkenntniß abgefallen sei. Er empfiehlt einen Gottesdienst in der Stille und reine Gedanken, während der öffentliche Gottesdienst nur von sehr untergeordneter Bedeutung sei. Auch besteht er auf der Enthaltsamkeit von thierischer Nahrung.

Jamblihius, ein Wunderthäter.

Magie und Nekromantik kamen zu voller Entfaltung in Jamblihius, einem Cölo-Syrier, welcher unter der Regierung Constantins des Großen starb. Es ist kaum nöthig, die Wunder, welche er vollbrachte, zu berichten, obgleich ihnen in jenen abergläubischen Zeiten voller Glauben geschenkt ward, wie er sich durch die Kraft seiner Gebete ohne Stütze neun Fuß über den Boden erhob, wie er sich Strahlen von blendendem Glanze ums Haupt spielen ließ und vor den Augen seiner Schüler ein paar Unholde heraufbeschwor. Auch ist es unnöthig, über die Meinungen des Aedesius, Chrysanthus oder Maximus ein Urtheil zu fällen; die Atmosphäre ihres Zeitalters war voll von Wundern und Fabeln.

Proklus verbindet die Emanation mit Mysticismus.

Nur einen Augenblick wollen wir uns Proklus zuwenden, welcher 412 n. Ch. in Constantinopel geboren wurde. Als Vitalian Constantinopel belagerte, soll Proklus seine Schiffe mit einem polirten Metallspiegel in Brand gesteckt haben. Es ist kaum zu bestimmen, wie viel Wahres hieran ist, da eben dieselbe Autorität behauptet, er habe Regen und Erdbeben hervorbringen können. Seine wunderthätige Richtung geht daraus deutlich genug hervor. Allein trotz dieser übermenschlichen Kräfte nebst besondern Gunstbezeigungen, welche ihm von Apollo, Athene und andern Gottheiten zu Theil wurden, fand er es gerathen, seine Gebräuche im Geheimen zu feiern aus Furcht vor Verfolgungen durch die Christen, deren Aufmerksamkeit er durch ein gegen sie gerichtetes Werk auf sich gezogen hatte. Endlich gelang es denselben, ihn aus Athen zu vertreiben, wodurch sie dem von ihm angenommenen moralischen Grundsatze „Lebe verborgen" eine neue Auslegung gaben. Proklus beabsichtigte, eine vollständige Theologie herzustellen, welche die Theorie der Emanation in sich begreifen und gehörig mit Mysticismus ausgeschmückt werden sollte. Die orphischen Lieder und die chaldäischen Orakel bildeten seine Grundlagen, sein Charakter läßt sich aus der angenommenen Würde eines „Hohenpriesters des Universums" abnehmen. Er empfahl seinen Schülern das Studium des Aristoteles, um den Verstand zu üben, und schrieb das des Plato vor, da dessen Werke, wie er gefunden hatte, von sublimen Allegorien wimmelten, welche zu seinem Zwecke paßten. Er behauptete, sein eigenes Gemüth kennen heiße so viel, als das gesammte Universum kennen und jene Kenntniß werde uns durch Offenbarungen und Erleuchtungen der Götter mitgetheilt.

Er stellt Vermuthungen über die Art und Weise an, wie die Auflösung stattfindet, ob die letzte Form sogleich in die ursprüngliche übergehen kann oder ob es nöthig sei, daß sie in rückkehrender Folge die dazwischen liegenden Zustände ihrer Laufbahn nochmals durchmache. Bei so erhabenen Vorstellungen und bei der mystischen Weise, wie sie behandelt wurden, gab es für die Philosophie keine andere Aussicht, als zu enden, wie es der Neuplatonismus unter Damastus that. Sein Ende nahte heran.

Justinian macht der Philosophie ein Ende.

Der Kaiser Justinian verbot das Lehren der Philosophie und schloß die Schulen derselben zu Athen 529 n. Ch. Ihre letzten Repräsentanten Damastus, Simplicius und Isidor gingen in die Verbannung nach Persien und hofften, dort unter dem Schutze des großen Königs, welcher sich rühmte, Philosoph und Platonist zu sein, eine Zufluchtsstätte zu finden. In ihrer Erwartung getäuscht, waren sie gezwungen, in ihr Vaterland zurückzukehren; doch sei zur Ehre Chosros erwähnt, daß er in dem Friedensvertrage mit den Römern Sicherheit und Duldung für diese Flüchtlinge ausbedang, in der ver-

gebenen Hoffnung, daß ihnen gestattet werden möchte, ihre Philosophie und ihre Gebräuche ungehindert auszuüben.

So endet die griechische Philosophie. Sie wird verlassen und dagegen Anstalten getroffen, den Glauben an ihrer Statt zu krönen. Die Forschungen der Jonier, das Denken der Eleaten, die Arbeiten Platos und Aristoteles sind zu Mysticismus und Zauberkünsten herabgesunken. Wie bei dem einzelnen Menschen, so ging es mit der Philosophie in ihren alten Tagen; als alles Andere versagte, warf sie sich der Frömmigkeit in die Arme und suchte Trost in ihren Uebungen — ein Seelenzustand, worin sie bereit war zum Sterben. Der ganze Zeitraum vom Neuplatonismus ab zeigt, daß sich ein mit jedem Jahre dringender werdendes Bestreben geltend machte, ein System zu ermitteln, das sich in Uebereinstimmung mit jenem Gefühle religiöser Frömmigkeit befände, welches das römische Reich durchdrang — ein Gefühl, welches fortwährend an Kraft gewann. Ein gottseliges, allerdings sehr trügerisches Aussehen hatte sich über die ganze Heidenwelt verbreitet.

Summa der griechischen Philosophie.

Von der langen Geschichte der griechischen Philosophie, wie sie auf obigen Seiten dargestellt ist, wenden wir uns jetzt noch erstens einer Prüfung der Art und Weise, wie der griechische Geist fortschritt und zweitens den Resultaten zu, welche er erreichte.

Der Zeitraum, welchen die in Betracht gezogenen Ereignisse umfassen, erstreckt sich über fast zwölf Jahrhunderte. Er beginnt mit Thales 636 v. Ch. und endet 529 n. Ch.

Zeitalter des Forschens; seine Lösungen.

Erstens. Die griechische Philosophie begann auf Grund physischer Vermuthungen. Ihr erster Gegenstand war die Bestimmung des Ursprunges der Welt und der Art ihrer Erschaffung. Die Basis, worauf sie ruhte, war ihrer Natur nach haltlos, denn sie schloß wesentliche Irrthümer in sich, welche von unvollkommenen und irrigen Beobachtungen herrührten. Sie schmälerte die Welt und erhob den Menschen, indem sie das augenscheinliche Aussehen der Natur als wahr annahm und die Erde als eine platte Oberfläche betrachtete, auf welcher der Himmel wie ein Dom ruhte. Sie beschränkte die Gränzen der Erdoberfläche auf eine unbedeutende Ausdehnung und behauptete, daß sie das besondere und ausschließliche Eigenthum des Menschen sei. Die Sterne und andere Himmelskörper sah sie als bloße Meteore oder Kundgebungen des Feuers an. Mit oberflächlicher Einfalt nahm sie Vorstellungen von absoluten Richtungen im Raume, auf- und abwärts, oben und unten, an. In gleichem Geiste eignete sie sich, von den allergewöhnlichsten Beobachtungen herrührend, die Lehre von den vier Elementen an, jener Substanzformen, welche sich uns in der Natur in vorherrschender Menge darbieten,

Erste Frage: Ursprung der Welt.

nämlich Erde, Wasser, Luft und Feuer. Von diesen schwachen Anfängen aus machte sie den ersten Versuch zu einer Kosmogonie oder Theorie der Schöpfungsgeschichte, indem sie einem jener Elemente eine überwiegende oder hervorragende Stellung vor den andern drei zuwies und diese aus jenem hervorgehen ließ. Bei dem einen Lehrer bildete das Urelement das Wasser, bei dem andern die Luft, bei dem dritten das Feuer. Ob die Schöpfung nun so stattgefunden hatte oder ob alle vier Elemente einander beigeordnet und gleich waren, die Erschaffung der Welt war leicht zu erklären, denn mit Beihülfe der gewöhnlichsten Beobachtungen, aus welchen sich ergiebt, daß der Schlamm auf den Boden des Wassers sinkt, daß das Wasser durch die Luft herabfällt, daß die augenscheinliche Natur des Feuers es mit sich bringt, emporzusteigen und durch Verbindung dieser trügerischen Thatsachen mit der irrigen Vorstellung von einem Auf und Nieder im Raume stellte sich die Anordnung der sichtbaren Welt klar heraus — die Erde zu unterst, auf ihr das Wasser fließend, über diesem die Luft und noch höher die Region des Feuers. So lautete denn die erste von der europäischen Philosophie aufgeworfene Frage: Woher und in welcher Weise entstand die Welt?

Irreligiöse Lösung derselben.

Die in die Lösung dieses Räthsels verwickelten Principien führten offenbar einen sehr bedeutsamen Schluß herbei, welcher schon zu dieser frühen Periode verrieth, daß über kurz oder lang ein ernstlicher Streit daraus entstehen würde. Es ist dem Menschen natürlich, in den ihn umgebenden Dingen sichtbare Zeichen der Gottheit, fortwährende von der Vorsehung ausgehende Anordnungen zu erblicken. Aber bei diesem ihrem ersten Schritte hatte die griechische Philosophie offenbar Gott von seiner eigenen Welt ausgeschlossen. Dies sich Setzen des Schweren, dies Emporsteigen des Leichten war eine rein physische Angelegenheit; das gränzenlose Meer, die blaue Luft und die zahllosen funkelnden Sterne hatten ihre bestimmte Stelle nicht nach dem Willen oder von der Hand Gottes, sondern durch innere Eigenschaften ihrer selbst angewiesen erhalten. Der Volksaberglauben war einigermaßen durch die Versetzung von Gottheiten unter menschlicher Gestalt nach einem sternenbesäeten Olymp über dem Himmel, einer Region unsichtbarer Glorie und einem Aufenthalte der Ruhe, zufriedengestellt. Und doch ist es nicht möglich, das Geistige ganz und gar von dieser Welt auszuschließen. Die Seele, stets thätig, stets denkend, bewährt ihre Verwandtschaft mit dem Göttlichen. Was ist die Seele? Dies war die zweite Frage, welche die griechische Philosophie aufwarf.

Zur Lösung dieses Räthsels schlug man eine ähnliche Richtung oberflächlicher Beobachtung ein. Athmen heißt leben, folglich ist der Odem

Zweite Frage: Was ist die Seele?

das Leben. Wenn wir aufhören, zu athmen, so sterben wir. Der Mensch wird nur dann eine leben-

dige Seele, wenn der Lebensodem durch seine Nasenlöcher einzieht, er ist wieder eine gefühl- und bewußtlose Form, wenn der letzte Athemzug verhaucht ist. In diesem Leben verleihenden Principe, der Luft, müssen also alle jene edlen Eigenschaften, welche die Seele besitzt, vorhanden sein. Sie muß die Quelle sein, aus der alle Vernunft entspringt, die Vorrathskammer, zu welcher alle Vernunft wieder zurückkehrt. Die philosophische Schule, deren Grundsatz lautete, daß die Luft das Urelement sei, gab demnach Gott der Welt wieder, wenn auch unter einer materiellen Form. Doch befand sie sich immer noch im Widerstreit mit dem nationalen Polytheismus, wenn nicht von jenem Einen Gott, der Luft, die vielen Götter des Olymp entsprangen.

Materielle Lösung derselben.

Dritte Frage: Was ist Gott?

Aber wer ist jener Eine Gott? Dies ist die dritte Frage, welche sich der griechischen Philosophie aufdrängt. Ihre Antwort darauf verräth, daß sie sich in ihrem Beginne zum Pantheismus hinneigt.

Bei allen diesen Forschungen hatten den Ausgangspunkt materielle Vorstellungen gebildet, welche von den Eindrücken oder Mittheilungen unserer Sinne abhängen. Mochten die Schlüsse, zu denen man gelangte, sein, welche sie wollten, ihre Richtigkeit hing von der Richtigkeit jener Mittheilungen ab. Wenn man ein wenig Wein in ein Maß Wasser schüttet, so kann das Auge ihn nicht mehr sehen, doch ist der Wein da. Wenn ein Regentropfen auf die Blätter eines entfernten Waldes fällt, so kann man es nicht hören, aber das Rauschen vieler Tropfen, welche ein Schauer bilden, ist ganz vernehmlich. Was aber ist jenes Rauschen anders, als die Summe der Töne, welche jeder einzelne Tropfen von sich giebt?

Vierte Frage: Besitzt der Mensch einen Prüfstein der Wahrheit?

Es ist also klar, daß unsere Sinne sehr geneigt sind, uns zu täuschen. Daraus entsteht die vierte große Frage der griechischen Philosophie: Besitzen wir irgend einen Prüfstein der Wahrheit?

Im Augenblicke, wo sich der Verdacht, daß man keinen besitzt, des menschlichen Geistes bemächtigt, überkommt ihn eine wahre Verzweiflung. Ist diese Welt eine Täuschung, ein Gebilde unserer Einbildungskraft? Wenn materielle und greifbare Dinge, also die festesten Stützen des Wissens, so plötzlich in Nichts zerrinnen, woran soll man sich alsdann halten? Innerhalb eines einzigen Jahrhunderts war die griechische Philosophie auf diesem Punkte angekommen und nicht ohne Grund betrachteten daher denkende Menschen Pythagoras fast als eine Gottheit auf Erden, als er ihnen einen Ausweg wies, als er sie überlegen hieß, was es sei, das sie die Unzuverlässigkeit der Sinne gelehrt habe. Was anders, als die Vernunft, welche uns stutzig gemacht und uns inmitten von Täuschungen zur Wahrheit geführt

Bedeutsamkeit der Ansichten des Pythagoras.

hat — die Vernunft, welche eine eigene Welt begreift? Sichtbares und Hörbares mag täuschen, doch kann man völlige Wahrheit in Dingen finden, welche jeder materiellen Natur entbehren, vor Allem in Zahlenverhältnissen und geometrischen Figuren. Das ist keine Täuschung, daß zwei zu zwei addirt vier macht oder daß zwei Seiten eines Dreiecks zusammengenommen größer sind, als die dritte. Wir mögen also in einer Region voll Täuschungen leben, doch können wir sicher sein, daß sie von einer Welt voll Wahrheit umgeben ist.

Einfluß der Eleatischen Schule und der Sophisten.

Von der materiellen Grundlage machte sich die speculative Philosophie allmälig durch die Arbeiten der Eleatischen Schule los, indem der Streit über das Urelement bedeutungslos und durch Nachforschungen über Zeit, Bewegung, Raum, Denken, Sein und Gott ersetzt wurde. Das allgemeine Ergebniß derselben lockte den Verdacht der Unzuverlässigkeit der Sinne hervor, indem sich die Tendenz dieser ganzen Periode in der zuletzt erreichten Annahme kundgab, daß allein Atome und Raum vorhanden sind und da erstere bloße Mittelpunkte der Kraft sind, so ist die Materie nothwendig Einbildung. Als sich daher die Athenienser selbst mit Philosophie zu beschäftigen anfingen, geschah es mit voller Betheiligung an den Zweifeln und der Ungewißheit, welche sich über den ganzen Gegenstand verbreitet hatte. Sie schlossen die Wirksamkeit dieser speculativen Periode als Sophisten, denn durch eine Vergleichung aller einzelnen bis dahin bekannten Wissenschaften gelangten sie zu dem Schlusse, daß es kein Gewissen, kein Gutes, kein Böses, keine Philosophie, keine Religion, kein Gesetz, keinen Prüfstein der Wahrheit gebe.

Zeitalter des Glaubens; seine Lösungen.

Aber der Mensch kann nicht ohne Regel und Richtschnur leben. Wenn ihm seine Speculationen auf dem Gebiete der Natur Nichts liefern wollen, worauf er sich verlassen kann, so wird er sich nach anderer Hülfe umsehen. Wenn ihm die Philosophie kein Merkmal der Wahrheit liefert, so wird er sich unbedingtem Glauben, der nicht fragt und zweifelt, hingeben. Wenn er durch physikalische Gründe das Dasein Gottes nicht beweisen kann, so wird er jene große Thatsache mit Sokrates als selbst redend und keines Beweises bedürftig annehmen. Auch wird er seinen Standpunkt in den unleugbaren Vortheilen der Tugend und guter Sitten suchen, die Lehre aufstellend, daß der Zweck des Lebens in Vergnügen — Vergnügen jener reinen Art bestehen solle, welches aus der Verfolgung edler Ziele entspringt oder instinktartig, wie im Leben der Thiere ist. Aber wenn er so Beweise als für seinen Zweck nutzlos über Bord geworfen und seinen Halt in diese Art von Glauben gesetzt hat, so ist ihm dadurch der zügelnde, leitende Faden abhanden gekommen, welcher seiner Aufführung Gränzen zu stecken vermag. Wenn er mit Sokrates, welcher das dritte Zeitalter griechischer

Entwickelung — ihr Glaubenszeitalter — eröffnet, das Dasein Gottes als keines Beweises bedürftig annimmt, so kann er dem auch das Dasein der Materie und von Ideen hinzufügen. Für den Glauben kann es keine Schwierigkeit in Lehren geben, wie die der Rückerinnerung, der doppelten Unsterblichkeit der Seele, des wirklichen Vorhandenseins von Universen und wenn ein solcher Glaube ungehemmt und ungezügelt auf die Regelung des persönlichen Verhaltens gerichtet wird, so giebt es Nichts, was ihn abhalten könnte, in Uebertreibungen und niedrigen Egoismus auszuarten. Denn die Sittenlehre endet bei solcher Anwendung entweder mit dem Versuche, sich höchstmögliche, persönliche Heiligkeit anzueignen oder sich individuelles Wohlbehagen zu verschaffen; damit sind die Grundlagen des Patriotismus unterwühlt, das Gefühl der Freundschaft vernichtet. Dies war der Fall mit der griechischen Glaubensperiode, eingeweiht durch Sokrates, entwickelt durch Plato und geschlossen durch die Skeptiker. Antisthenes und Diogenes von Sinope zeigen in ihren Beleidigungen der menschlichen Gesellschaft und in ihren Selbstquälereien, bei welchem Ziele ein nicht durch Vernunft gezügelter Glaube anlangen muß; an Epikur zeigte sich die Richtung desselben, wenn er vom Ich geleitet wird.

Fortsetzung desselben durch Plato und Abschluß desselben durch die Skeptiker.

So endet die dritte Periode der griechischen, philosophischen Entwickelung.

Zeitalter der Vernunft; seine Lösungen.

Aristoteles, indem er uns in die vierte einführt, besteht darauf, daß, obgleich man sich auf die Vernunft stützen müsse, die Vernunft selbst doch der Leitung der Erfahrung zu unterwerfen sei und Zeno, denselben Gedanken aufnehmend, lehrt uns, die Entscheidung des gesunden Menschenverstandes zu Rathe zu ziehen. Er beseitigt jeden Zweifel hinsichtlich des Prüfsteins der Wahrheit dadurch, daß er behauptet, die Deutlichkeit unserer sinnlichen Eindrücke sei ein genügender Führer. Bei alle dem ist die wesentlich dadurch herbeigeführte Lage eine ganz verschiedene von der des speculativen, wie des Glaubenszeitalters. Allein obgleich unter der offenbaren Leitung der Vernunft stehend, sucht der menschliche Geist doch stets solche selbstgesetzte Schranken zu durchbrechen, indem er sich bestrebt, Dinge ausfindig zu machen, wofür er keine hinreichenden Anhaltspunkte besitzt. Selbst im Zeitalter des Aristoteles, dem Zeitalter der Vernunft Griechenlands, nahm die Philosophie von neuem Fragen auf, wie die Schöpfung der Welt, die Emanation der Materie aus Gott, das Dasein und die Natur des Bösen, die Unsterblichkeit oder ach! — nach ihren Schlüssen zu urtheilen, wohl eher den Tod der Seele — und dies, nachdem die Skeptiker mit wachsender Kraft geleugnet hatten, daß man irgend welche Merkmale der Wahrheit besitze und nachdem sie zu ihrer eigenen Genugthuung gezeigt hatten, daß der Mensch im besten Falle weiter Nichts thun könne, als

zweifeln und daß das Gescheuteste, was er in Anbetracht seines Zustandes hier auf Erden, da ihm nicht gestattet worden, zu wissen, was Recht und was Unrecht, was wahr und was falsch sei, thun könne, darin bestehe, sich um die Sache nicht weiter zu kümmern, sondern ruhig in einen Zustand völliger Gleichgültigkeit und des Quietismus zu versinken.

Welche Uebereinstimmung mit den Meinungsänderungen des Einzelnen, je mehr er seinem Ende entgegengeht! Welche Aussicht konnte es anders für die griechische Philosophie geben, als Verfall, begleitet von Verachtung für die Gegenwart, dem Kleben an der Vergangenheit, Mißtrauen in die Menschen, und Anlehnen an das Geheimnißvolle, Unbekannte? Und wie klar tritt dieses Unvermögen zu Tage, bevor das Stück ausgespielt ist!

Dauer dieser Zeitalter. Blickt man auf die Laufbahn des griechischen Geistes zurück, so stellt sich heraus, daß auf die sagenhafte, vorhistorische Periode — das Alter der Leichtgläubigkeit — der Reihe nach ein Alter speculativer Forschung, ein Alter des Glaubens, ein Alter der Vernunft, ein Alter des Verfalles folgte. Das erste, das Alter der Leichtgläubigkeit, ward durch geographische Entdeckungen geschlossen, das zweite durch die Kritik der Sophisten, das dritte durch die Zweifel der Skeptiker, das vierte, durch die Größe seiner Resultate hervorragend, sank allmälig zum fünften, dem Alter des Verfalles, herab, welchem die Hand der Römer ein Ende machte. In dem geistigen Fortschritte dieses Volkes entdecken wir die Umrisse einer Laufbahn gleich der des individuellen Lebens, indem die Abschnitte desselben der unmündigen Kindheit, den Knabenjahren, der Jugend, dem Mannesalter und dem Greisenalter entsprechen, was sich, wie wir später finden werden, in größerem Umfange bei der intellectuellen Entwicklung von ganz Europa wiederholt hat.

Gränzen dieser Zeitalter. Während eines Zeitraumes von 1150 Jahren, dessen Ende etwa 529 n. Ch. fällt, hat der griechische Geist seine philosophische Laufbahn vollendet. Die Zeitalter, worin wir jene Bahn eingetheilt haben, gehen durch unmerkliche Abstufungen in einander über. Sie springen über und vermischen sich, wie Farbenschattirungen, allein die charakteristischen Merkmale jedes einzelnen sind vollkommen deutlich zu unterscheiden.

Bestimmung des Gesetzes der Meinungsveränderungen. Zweitens. Nachdem ich so das allgemeine Gesetz der Meinungsänderungen bestimmt nachgewiesen habe, daß es bei dieser Nation dasselbe, wie beim Individuum ist, werde ich zunächst versuchen, die schließlichen Resultate, welche erzielt wurden, zu entwirren, indem wir die griechische Philosophie als ein Ganzes betrachten. Um uns des eben gebrauchten Bildes, das für uns mehr als eine bloße Metapher ist, nochmals zu bedienen, giebt es im Leben, obgleich dasselbe einen allmäligen Uebergang von der Un-

mündigkeit, Kindheit, Jugend und vom Mannesalter zum Greisenalter aufweist, doch einen Uebergang, in welchem die charakteristischen Merkmale jeder Periode der Reihe nach verschwinden, in anderem Sinne aber auch gewisse dauernde Ergebnisse, welche dem gesammten Fortschritte ihre besondere Eigenthümlichkeit aufprägen. Ein kritisches Auge kann in den allmäligen Stufen griechischer, philosophischer Entwickelung entscheidende und bleibende Resultate entdecken. Nach ihnen haben wir in dieser langen und ermüdenden Auseinandersetzung gesucht.

Philosophische Schlüsse, bei welchen die Griechen schließlich anlangten.

Die griechische Philosophie hat vier große Hauptpunkte aufzuweisen: 1. das Dasein und die Eigenschaften Gottes, 2. den Ursprung und die Bestimmung der Welt, 3. die Natur der menschlichen Seele, 4. die Möglichkeit eines Prüfsteins der Wahrheit. Ich werde nun darstellen, welches mir die Resultate zu sein scheinen, welche der griechische Geist über jeden dieser Punkte erreichte.

In Hinsicht auf Gott: seine Einheit.

1. Vom Dasein und den Eigenschaften Gottes.

Die Entscheidung des griechischen Geistes über diesen Punkt lief auf die völlige Verwerfung aller anthropomorphischen Begriffe hinaus, selbst auf die Gefahr hin, den Druck des nationalen Aberglaubens zu erfahren. Vom Allmächtigen, durchaus Vollkommenen und Ewigen kann es nur Eins geben, denn solche Attribute stehen Allem, was einer Theilnahme gleich steht, sei sie geistiger oder materieller Natur, schnurstracks entgegen, daher der Schluß, daß das Universum selbst Gott ist und daß alle belebten und leblosen Dinge seinem Wesen angehören. In ihm leben, weben und sind sie. Es ist begreiflich, daß Gott ohne die Welt existiren kann, unbegreiflich aber, daß die Welt ohne Gott existiren sollte. Man darf sich jedoch nicht durch das verschiedene Aussehen der Dinge täuschen lassen, denn obgleich das Universum Gott ist, so kennen wir es doch nicht, wie es wirklich ist, sondern nur, wie es uns erscheint. Gott hat keine Beziehung zu Raum und Zeit. Dieselben sind nur Vorstellungen unserer begränzten Einbildungskraft.

Allein ihre Lösung läuft auf Pantheismus hinaus.

Aber diese äußerste Anstrengung des griechischen Geistes ist Pantheismus, dasselbe Ergebniß, bei welchem der betagtere Zweig der indo-europäischen Familie lange zuvor angelangt war. „Es giebt keinen von der Natur unabhängigen Gott; ein anderer ist uns weder durch Ueberlieferung offenbart, noch mit den Sinnen wahrgenommen, noch durch Gründe erwiesen worden."

Allein der Mensch wird sich nie und nimmer mit einem solchen Schlusse zufrieden geben. Er trägt Nichts von jenem Ansehen der Persönlichkeit an sich, wonach er sehnsüchtig verlangt. Dieses Unendliche, Ewige, Allgemeine ist keine Vernunft. Es ist leidenschaftslos ohne Beweggründe, ohne Absichten. Es entspricht nicht den Zügen, die ihm aufstoßen, wenn

er die Eigenschaften seiner eigenen Seele betrachtet. Schaudernd wendet er sich vom Pantheismus, diesem Endresultate menschlicher Weisheit, ab und ordnet, freiwillig seine Schritte zurücklenkend, die Vernunft seinen instinktartigen Gefühlen unter, lehnt das Unpersönliche als in keiner Verbindung mit ihm stehend ab und stellt einen persönlichen Gott, den Schöpfer des Universums und Vater der Menschen, auf.

In Hinsicht auf die Welt: eine Kundgebung Gottes.

2. Vom Ursprunge und der Bestimmung der Welt. Die Prüfung der Ergebnisse, zu welchen der griechische Geist über diesen Punkt gelangte, wird sehr erleichtert durch den Beistand, welchen uns die Entscheidung der vorhergehenden Frage leiht. Der Ursprung aller Dinge liegt in Gott, von welchem die Welt nur eine sichtbare Kundgebung ist. Sie ist durch und aus ihm entwickelt, vielleicht, wie es den Stoikern sich auszudrücken beliebte, der Pflanze gleich, welche sich durch und aus der im Samenkorn ruhenden Lebenskraft entwickelt. Sie ist ein Ausfluß von ihm. Hinsichtlich dieses Punktes kann man daher den allgemein von griechischen, alexandrinischen und römischen Philosophen nach der christlichen Zeitrechnung getheilten Eindruck als richtig annehmen, daß sich im Grunde griechische und orientalische Philosophie einander gleich waren, nicht nur in Beziehung auf die aufgeworfenen Fragen, sondern auch auf die Entscheidung, zu welcher man gelangte. Wie bereits bemerkt, führte dieser Eindruck zu dem Glauben, daß in weit entlegener Vergangenheit beide eine gemeinsame Offenbarung empfangen haben müßten, wenn dieselbe auch später durch Schwachheit und Sündhaftigkeit des Menschen verdunkelt und entstellt worden sei. Diese Lehre der Emanation, auf dem Satze beruhend, daß die Welt von Ewigkeit her in Gott vorhanden gewesen, aus ihm sichtbar hervorgegangen sei und dereinst wieder in ihm aufgehen werde, ist einer der hervorragendsten Züge der Veda-Theologie. Sie ist mit merkwürdiger Geschicklichkeit sowohl von den indischen, wie von den griechischen Philosophen entwickelt und durch ihre Dichter verherrlicht worden.

Diese Lösung mit der orientalischen zusammenfallend.

An folgendem Auszuge aus den „Verordnungen Menus" möge der orientalische Schluß nachgewiesen werden: „Dieses Universum war von Anfang nur im göttlichen Gedanken vorhanden, ohne Ausdehnung, gleichsam in Dunkel gehüllt, unbemerkbar, unbestimmbar, unentdeckbar durch die Vernunft und unentdeckt durch Offenbarung, als wäre es in Schlaf versunken gewesen. Darauf erschien die nur durch sich selbst vorhandene Kraft, selbst nicht wahrnehmbar, aber diese Welt wahrnehmbar machend, mit fünf Elementen und andern Naturgrundlagen, in ungeschwächtem Glanze, ihrem Gedanken Ausdehnung verschaffend und das Dunkel zerstreuend. Er, den allein der Geist zu bemerken vermag, dessen Wesen den äußeren Organen entgeht, der keine sichtbaren Theile besitzt, der von Ewigkeit her da ist — Er, selbst die Seele aller Dinge,

den kein Wesen zu begreifen vermag, strahlte in Person hervor. Er schaffte, da er aus seiner eigenen göttlichen Substanz Verschiedenerlei hervorbringen wollte, zuerst durch einen Gedanken das Wasser. Das Wasser heißt nárá, weil es das Erzeugniß Naras oder des Geistes Gottes war und als die erste ayaná oder Bewegung desselben wird er demnach Narayana oder der auf den Wassern sich Bewegende genannt. Aus dem, was die Endursache, nicht der Gegenstand der Sinne ist, was überall dem Wesen nach, doch nicht für unsere Wahrnehmung, was ohne Anfang oder Ende vorhanden ist, ward das göttlich Männliche geschaffen. Er gestaltete den Himmel oben, die Erde unten und versetzte in die Mitte den flüchtigen Aether, die Lichtregion und den fortwährenden Behälter für die Gewässer. Er gestaltete alle Geschöpfe. Er gab der Zeit und den Zeiteintheilungen, den Sternen und Planeten das Dasein. Zum Unterschiede der Handlungen bildete er einen scharfen Gegensatz zwischen Recht und Unrecht. Er, dessen Kräfte unbegreiflich sind, löste sich, nachdem er dieses Universum geschaffen hatte, wieder in Geist auf und vertauschte die Zeit des Handelns mit der Zeit der Ruhe."

Wenden wir uns von solchen Auszügen aus den heiligen Schriften der Hindus ihren Dichtern zu, so finden wir bei ihnen dieselben Vorstellungen von der Emanation, Kundgebung und Auflösung der Welt vor.

Bilder und Erläuterungen zum Ursprung, zur Dauer und zur Auflösung der Welt.

„Das unendliche Wesen gleicht dem klaren Krystall, welcher alle Farben in sich aufnimmt und sie wieder ausströmt, während seine Durchsichtigkeit oder Reinheit dadurch weder verletzt, noch beeinträchtigt wird." „Er gleicht dem Diamant, welcher das ihn umgebende Licht auffaugt und durch das Ausstrahlen desselben im Finstern glüht." In Gleichnissen minder edler Art suchten sie ihre Ideen den Ungebildeten zugänglich zu machen. „Du hast die Spinne ihr Netz weben sehen, die ausgezeichnete geometrische Form desselben bemerkt, wie vortrefflich es seinem Zwecke entspricht, das Spiel der Farbenschattirungen, wenn es in den Strahlen der Morgensonne gleich einem Regenbogen glänzt. Ihrem Schooße hat die kleine Künstlerin den wunderbaren Faden entlockt und kann ihn nach Belieben wieder in denselben zurückziehen." So machte Brama die Welt und wird sie wieder in sich aufnehmen. Gemeinsam behaupteten Griechen und Indier, daß das Sein um des Gedankens willen da sei und daß sie daher Eins sein müssen, daß das Universum ein Gedanke im Geiste Gottes sei und durch die Wechselfälle der Welten, aus denen es zusammengesetzt ist, nicht berührt werde. In Indien war diese Emanationslehre so scharf ausgeprägt, daß sich Manche den Beweis zu liefern unterfingen, daß nicht der ganze Brama, sondern nur der vierte Theil desselben in Welterscheinungen verwandelt sei, daß es eine Reihenfolge von Emanationen und Auflösungen gebe, so daß in dieser Hinsicht eine gewisse

Periodicität beobachtet werde, daß man sich bei diesen Betrachtungen vor Täuschungen bewahren müsse, welche aus der sichtbaren Erscheinung materieller Dinge entspringen, da Grund vorhanden sei, zu glauben, daß die Materie weiter Nichts sei, als Kräfte, welche den Raum ausfüllen. Demokritus erhob sich zu dem edlen Gedanken, daß, klein wie es ist, ein einziges Atom eine Welt bilden könne.

Die Lehre der Emanation unterliegt so einer doppelten Auslegung. Sie erklärt das Universum entweder als einen Theil der Substanz Gottes oder als ein wesenloses Etwas, das von ihm ausgeht, die erstere eine greifbarere und leichter mit dem Geiste zu fassende Vorstellung, letztere von unnahbarer Erhabenheit, wenn man sich die zahllosen schönen und majestätischen Formen zurückruft, welche die Natur auf allen Seiten darbietet. Diese sichtbare Welt ist nur der Schatten Gottes.

Für die fernere Betrachtung dieser Lehre vom Ursprunge, Ausflusse oder der Emanation des Universums aus Gott und der Rückkehr desselben zu oder der Auflösung desselben durch ihn mag ein bildlicher Vergleich nicht ohne Werth sein. Oft kommen aus der Luft, auch wenn sie noch so klar ist, Wasserdünste in sichtbarer Form als nebeliger Flor zum Vorschein, Anfangs vielleicht nicht größer, als die Hand eines Menschen, zuletzt aber eine mächtige Wolke bildend. Die äußere Erscheinung der zum Vorschein kommenden Form wird durch die jeweiligen Umstände bestimmt, sie kann von reiner Weiße oder drohender Schwärze, ihre Ränder mit Gold eingefaßt sein. Im Schooße einer solchen Wolke können Blitze verborgen sein, von ihm aus der Donner vernommen werden; aber selbst wenn sie diese Kraftäußerungen nicht darbietet, wenn ihr Verschwinden eben so ruhig, wie ihre Bildung, vor sich gehen sollte, ist sie doch nicht umsonst dagewesen. Noch hat sich keine Wolke je am Himmel gebildet, ohne einen unvertilgbaren Eindruck auf der Erde zurückzulassen, denn so lange sie da war, gab es keine Pflanze, deren Wachsthum dadurch nicht verzögert, deren Gehalt dadurch nicht verringert worden wäre. Und wie oft ist es uns nicht begegegnet, daß wir eine solche Wolke, deren Erzeugung wir beobachteten, sich in die ruhige Luft auflösen sahen. Aus der stillen Luft kam sie und zur stillen, ruhigen Luft ist sie wieder zurückgekehrt.

Nun besteht eine solche Wolke aus zahllosen mikroskopischen Tropfen, deren jeder abgesondert von den übrigen besteht und, so klein er auch sein mag, eine Individualität für sich besitzt. Das große Ganze mag sich der Farbe und Gestalt nach verändern, es mag der Schauplatz unaufhörlicher und schneller, innerer Bewegung mancherlei Art sein, doch bietet es ein unverändertes Aussehen dar oder verändert sich ruhig und schweigend, immer noch glühend in dem auf dasselbe fallenden Lichte oder seinen Schatten auf die Erde werfend. Die Wolke ist ein Bild des Universums

der Lehre der Alten gemäß, indem sie uns zeigt, wie das Sichtbare aus dem Unsichtbaren hervorgehen und wieder zu demselben zurückkehren, daß ein Tropfen, zu klein, um ihn mit unbewaffnetem Auge zu sehen, der Repräsentant einer Welt sein kann. Das ohne äußere Veranlassung vor sich gehende Auftauchen und Verschwinden einer Wolke ist das Gleichniß eines vergänglichen Universums, welches entsteht und wieder verschwindet, um andern Universen, andern ähnlichen Schöpfungen in langen Zeitläufen Platz zu machen.

In Hinsicht auf die Seele: ein Theil der Gottheit.

3. Von der Natur der Seele. Von der der Seele durch die frühesten, ionischen Schulen zugeschriebenen materiellen Beschaffenheit, wie daß sie Luft, Feuer oder dergleichen sei, trat ein allmäliger Uebergang zu ihrer Unsterblichkeit ein. Dieselbe erhielt größere Genauigkeit durch die Behauptung, daß sie nicht nur Verwandschaft mit Gott besitze, sondern sogar ein Theil von ihm sei. Welcher Art auch die Ansichten sein mochten, welche man von der Natur und den Attributen des höchsten Wesens hegte, sie waren von unmittelbarem Einflusse auf die Schlüsse, zu welchen man hinsichtlich der Natur der Seele gelangte.

Die griechische Philosophie betrachtete die Seele im höchsten Zustande ihrer Entwickelung als etwas mehr, als die Summe von Denkaugenblicken. Sie hielt sie für einen Theil der Gottheit selbst. Diese Lehre ist der nothwendige Folgesatz des Pantheismus. Sie faßte eine vergangene Ewigkeit, eine künftige Unsterblichkeit ins Auge. Sie ging auf Fragen ein, wie ob die Zahl der Seelen im Universum stets dieselbe sei. Wie über den vorhergehenden, so herrschte auch über diesen Punkt eine vollständige Analogie zwischen der Entscheidung, zu welcher die griechische, und derjenigen, zu welcher die indische Philosophie gelangte. So sagt letztere: „Ich selbst bin eine geschmückte Kundgebung des höchsten Brama.“ „Nie gab es eine Zeit, wo ich nicht war, noch du, noch diese Fürsten des Volkes und nie werde ich nicht sein, also sind wir Alle.“ Die Seele nur als einen Zuschauer und Fremdling in dieser Welt betrachtend, glaubten sie, daß sich dieselbe mehr mit Betrachtungen, als mit thätigem Handeln beschäftige, indem sie behaupteten, sie sei ihrem Ursprunge nach ein unmittelbarer Ausfluß der Gottheit, keine Modification oder Umwandlung des Höchsten, sondern ein Theil von ihm; „ihr Verhältniß sei nicht das eines Dieners zu seinem Herrn, sondern eines Theiles zum Ganzen.“ Sie gleicht einem Funken, der von der Flamme wegstiebt, sie wandert von Körper zu Körper, bald in höheren, bald in niederen und abermals in höheren Gattungen des Lebens sich vorfindend, erst diesen, dann jenen Körper einnehmend, je nachdem die Umstände es

Ihre Unsterblichkeit und schließliche Auflösung.

erfordern. Und gleich wie ein Wassertropfen verschlungene Bahnen in Wolken, in Regen, in Flüssen,

in Pflanzen- oder Thiertheilen verfolgt, früher oder später aber unfehlbar seinen Weg zum Meere, woher er kam, zurückfindet, so strömt auch die Seele, wie verschieden ihre Schicksale gewesen sein mögen, endlich wieder zur Gottheit, der sie entflossen, zurück.

Sowohl Griechen, wie Hindus wandten ihre Aufmerksamkeit den täuschenden Phänomenen der Welt zu. Unter Letztern nahmen Viele an, daß, was man sichtbare Natur nennt, eine bloße Täuschung sei, welche die Seele wegen ihrer zeitweiligen Trennung von Gott befällt. In der buddhistischen Philosophie galt die Welt daher als ein Geschöpf der Einbildung. Bei Einigen jedoch in jenen alten, bei Anderen in neueren Zeiten ward sie als von substantieller Beschaffenheit und die Seele als ein ruhiger Spiegel betrachtet, worin die Dinge sich abmalen, bis zu einem gewissen Grade wohl auch als der theilweise Schöpfer eigener Gestalten. Aber wie dem auch sein möge, ihre endliche Bestimmung ist völlige Ruhe nach ihrer Auflösung in das höchste Wesen.

Erläuterung der Natur der Seele.

Dieser dritte Punkt der alten Philosophie mag passend durch ein Bild erläutert werden. Wie eine Welle auf dem Meere flutet und vermöge ihrer Form Alles, was sich in der Nähe befindet, wiederspiegelt, mögen es die Wolken am Himmel oder die sich bewegenden und regungslosen Gegenstände am Strande sein, ja in gewissem Umfange das Meer selbst, auf welchem sie treibt und aus welchem sie entstand, diese verschiedenen Dinge nicht nur unter Gestalten darbietend, welche der Wahrheit in der Anordnung von Licht und Schatten, von Perspective und Farben gleichen, sondern dies Alles außerdem noch mit einem Farbenspiel schmückend, welches von ihr selbst ausgeht, so verhält es sich auch mit der Seele. Aus der endlosen und unergründlichen See erhob sich die Welle. In keiner Beziehung unterscheidet sie sich ihrer Natur nach von ihrer Quelle. Aus Wasser entstand sie und bleibt stets Wasser. Ihre Eigenschaften, soweit äußere Dinge in Betracht kommen, entspringen nur aus ihrer Form und aus den Umständen, unter welche sie geräth. Je nachdem die Umstände, denen sie ausgesetzt ist, sich verändern, flutet sie hierhin und dorthin, in anderen Wellen, denen sie begegnet, untertauchend und wieder aus dem Schaume emportauchend. Bei solchen Wanderungen ist sie bald größer, bald kleiner, in diesem Augenblicke in neue Gestalten übergehend, in jenem sich in einen Wirbel von sie umringenden verlierend. Aber welcher Art auch diese Wanderungen, diese Wechsel sein mögen, es erwartet sie ein unvermeidliches Geschick, eine Auflösung, eine Wiedervermählung mit dem Ocean. Was ist in jenem schließlichen Augenblicke verloren gegangen? was hat sein Ende erreicht? Nicht die wesentliche Substanz, denn Wasser war es, bevor es sich entwickelte, Wasser ist es während seines Daseins und Wasser bleibt es, bereit, sich von Neuem auszudehnen.

Auch läßt uns das Gleichniß nicht im Stiche, wenn man die allgemeinen Verrichtungen der Welle betrachtet, so lange sie ihre Gestalt behielt. An ihr malten sich in ihren wahren Gestalten und bezüglichen Größen die sie umgebenden Dinge ab. Daher hatte sie eine Beziehung zum Raume. Und wenn sie in Bewegung war, warf sie der Reihe nach die verschiedenen Gegenstände, an denen sie vorüberglitt, zurück. Durch diese einander folgenden Darstellungen erhielt sie eine Beziehung zur Zeit. Ueberdies theilte sie den hervorgebrachten Bildern eine von ihr selbst ausgehende Färbung mit und in alle diesem ist ein Sinnbild der Seele vorhanden. Denn Raum und Zeit sind die äußeren Bedingungen, mit denen sie es zu thun hat; diesem fügt sie abstracte Vorstellungen, das Erzeugniß ihrer eigenen Natur, hinzu.

Ihr fortgesetztes Dasein — ihr Nirwana.

Wenn aber die Welle zerrinnt, so ist es mit all diesen Beziehungen vorbei. Da giebt es kein Wiederspiegeln äußerer Formen, keine Bewegung, nichts Eigenes mehr hinzuzuthun. Sie ist zu jener unendlichen Ausdehnung zurückgekehrt, mit welcher verglichen sie durchaus unbedeutend und unscheinbar ist. Vorübergehend und doch ewig: vorübergehend, da alle ihre Beziehungen besonderer und individueller Art ihr Ende erreicht haben, ewig in doppeltem Sinne — im Sinne des Platonismus — insofern sie mit einer Vergangenheit verknüpft ist, welche keinen Anfang kannte, und fortdauert für eine Zukunft, welche kein Ende kennt.

In Hinsicht auf den Prüfstein der Wahrheit — Sinnentäuschungen.

4. Von der Möglichkeit eines Prüfsteins der Wahrheit. Ein untrügliches Merkmal der Wahrheit muß sich sogleich von selbst bethätigen, so gut, wie andere Dinge. Zu einer sehr frühen Periode der Philosophie entdeckte man, daß die Sinne durchaus unzuverlässig seien. Bei zahllosen Gelegenheiten, statt sich zu bewähren, werden sie an sich selbst irre. Schwingt man einen Stock mit einem Feuerfunken am Ende herum, so beschreibt er einen glühenden Kreis. Der Regenbogen ist anscheinend ein in Wirklichkeit vorhandener Bogen, bis man die Täuschung entdeckt, indem man auf die Stelle zugeht, wo er zu ruhen scheint. Doch ist dies nicht allein der Fall bei Dingen, für welche eine äußere Basis oder Grundlage vorhanden zu sein scheint, wie der Feuerfunken im einen und die Wassertropfen im andern Falle. Jedes unserer Sinnesorgane kann uns Täuschungen der eingebildetsten Art vorspiegeln. Das Auge kann uns Erscheinungen, so deutlich, wie die Umgebungen, unter denen sie auftreten, vorspiegeln, das Ohr uns mit der fortwährenden Wiederholung eines murmelnden Geräusches oder den Theilen musikalischer Klänge oder articulirter Stimmen verfolgen, obgleich wir recht gut wissen, daß es nur eine Täuschung ist, und in gleicher Weise pflegen die übrigen Sinne des Geschmacks, des Gefühls und Geruchs jeder in seiner Weise uns in

gesundem Zustande sowohl, wie namentlich in Krankheitsfällen, Etwas vorzugaukeln.

Ist dies nun der Fall, wie kann man alsdann wissen, ob Mittheilungen, die aus so ungetreuen Quellen stammen, wahr sind? Pythagoras leistete uns einen großen Dienst, indem er uns darauf aufmerksam machte, daß wir in uns selbst ein Mittel besitzen, Falsches vom Wahren zu unterscheiden. Was ist es, das uns die Wesenlosigkeit des feurigen Zirkels, des Regenbogens, der Gespenster, der Stimmen, des Juckens auf der Haut wie von Insekten versichert? Ist es nicht die Vernunft? Dürfen wir also nicht der Vernunft trauen?

Ungewißheiten im Philosophiren.

Mit solchen Thatsachen vor uns, welch ein Haufen von Fragen bestürmt da nicht unsere Aufmerksamkeit — Fragen, welche selbst in neueren Zeiten die Gedanken der größten Metaphysiker beschäftigt haben. Soll man seine Studien damit beginnen, Gefühle oder Vorstellungen zu prüfen? Soll man mit Descartes sagen, daß alle klaren Vorstellungen wahr sind? Soll man mit Spinoza fragen, ob es von der Erfahrung unabhängige Vorstellungen gebe? Soll man mit Hobbes sagen, daß alle unsere Gedanken von außer uns liegenden Gegenständen herrühren und ihre Repräsentanten sind, daß unsere Begriffe aus materiellen Bewegungen entstehen, welche einen Druck auf unsere Organe ausüben und dadurch eine Bewegung in ihnen hervorrufen, welche den Geist berührt, daß unsere Empfindungen nicht mit den äußeren Eigenschaften übereinstimmen, daß Ton und Geräusch der Glocke und der Luft, nicht aber dem Geiste angehören und gleich der Farbe nur durch die Außendinge in unserm Gehirn verursachte Anregungen sind, daß die Einbildungskraft in Vorstellungen besteht, welche nach ihrer Wahrnehmung durch die Sinne allmälig absterben, also weiter Nichts, als vorübergehende Empfindungen sind, daß das Gedächtniß die Spur früherer Eindrücke ist, welche eine Zeit lang dauern, daß Vergeßlichkeit das Verwischen solcher Spuren ist, daß die Reihenfolge der Gedanken nicht gleichgültig, zufällig oder vom Willen abhängig ist, sondern daß sich ein Gedanke dem andern in regelmäßiger und vorherbestimmter Folge anreiht, daß Alles, was wir uns vorstellen, begränzt ist und daß wir daher das Unendliche nicht begreifen, noch uns etwas denken können, das den Sinnen nicht unterworfen wäre? Soll man mit Locke sagen, daß es zwei Quellen unserer Vorstellungen, Gefühl und Betrachtung, giebt, daß der Geist die Dinge nicht unmittelbar, sondern nur durch Vorstellungen zu erkennen vermag? Soll man mit Leibniz annehmen, daß Betrachtung weiter Nichts, als Aufmerksamkeit auf das ist, was im Geiste vor sich geht, und daß es zwischen Geist und Körper einen sympathetischen Synchronismus giebt? Soll man mit Berkeley behaupten, daß es keinen andern Grund giebt, das Dasein der Materie selbst anzunehmen, als die

Nothwendigkeit, den Zusammenhang ihrer Eigenschaften zu erklären, daß die Gegenstände des Wissens Vorstellungen und weiter Nichts sind, daß der Geist im Gefühle thätig ist? Soll man Humes Beweise Gehör schenken, daß, wenn die Materie eine wesenlose Einbildung ist, es der Geist nicht minder sein muß, da er weiter Nichts, als eine Reihenfolge von Eindrücken und Vorstellungen ist, daß unser Glaube an Ursachen lediglich Folge der Gewohnheit ist und daß wir bessere Beweise dafür besitzen, daß Nacht nicht die Ursache des Tages ist, als für tausend andere Fälle, in denen wir uns einreden, daß wir das rechte Verhältniß von Ursache und Wirkung kennen, daß wir nur aus Gewohnheit glauben, daß die Zukunft der Vergangenheit gleichen wird? Soll man mit Condillac schließen, daß das Gedächtniß nur verwandelte Empfindung und Vergleichung doppelte Aufmerksamkeit ist, daß jede Vorstellung, für welche wir keinen äußern Gegenstand finden können, bedeutungslos ist, daß unsere angeborenen Vorstellungen sich allmälig entwickelen und daß Denken und Laufen zugleich erlernt wird? Soll man mit Kant die Ueberzeugung theilen, daß es nur eine Quelle des Wissens, die Vereinigung von Object und Subject, aber nur zwei Elemente derselben, Raum und Zeit giebt und diese Formen der Sinnlichkeit sind — so daß der Raum die Form innerer Wahrnehmung, die Zeit der innern, wie der äußern ist, daß aber keins von beiden objective Wirklichkeit besitzt und daß uns die Welt nicht bekannt ist, wie sie ist, sondern nur wie sie uns erscheint?

Bemerkungen über den Prüfstein.

Ich gebe die Wahrheit von Posidonius Bemerkung zu, daß der Mensch sich ebensowohl darein finden könnte, zu sterben, als aufzuhören, zu philosophiren, denn wenn es Widersprüche in der Philosophie giebt, so giebt es deren reichlich so viel im Leben. Im Lichte dieser Bemerkung nehme ich daher keinen Anstand, einige wenige Behauptungen rücksichtlich des Prüfsteins menschlichen Wissens aufzustellen, ohne mich durch den Umstand abschrecken zu lassen, daß so viele der tüchtigsten Männer demselben ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben. Es könnte Anmaßung darin liegen, hätte uns nicht der Fortschritt der Wissenschaften und namentlich der der Physiologie des Menschen einen so viel erhabenern Standpunkt verschafft und uns in Stand gesetzt, den Zustand der Dinge bei weitem klarer zu erschauen, als es unsern Vorgängern möglich war.

Mangelhafte Kenntnisse der alten Philosophen.

Meiner Meinung nach lag die Unfähigkeit der alten Philosophen, eine getreue Lösung dieses Räthsels zu liefern, durchaus nur an der unvollkommenen und in der That irrigen Vorstellung, welche sie von der Stellung des Menschen hegten. Sie legten auf seine persönliche Individualität zu großes Gewicht. Im reifen Lebensalter betrachteten sie ihn als alleinstehend, unabhängig und in sich abgeschlossen. Sie vergaßen, daß dies nur eine augenblickliche Phase sei-

nes Daseins ist, das, mit kleinen Anfängen beginnend, eine fortwährende Ausdehnung oder einen fortwährenden Fortschritt bekundet. Sich von der Zelle, welche kaum mehr als eine Stufe über dem unorganischen Zustande steht, nicht unterscheidend, wie man sowohl aus dem Aussehen, welches sie darbietet, als aus den Formen, welche sie in ihren früheren Lebensperioden durchläuft, abnehmen kann, von der Zelle an, aus welcher jedes andere Thier oder jede andere Pflanze, selbst die allerniedrigste, hervorgeht, wird durch Formen auf Formen eine Bahn beschrieben, welche durchaus von den sie umgebenden, physischen Bedingungen abhängt. Die Geschichte ist lang und die Formen zahlreich zwischen dem ersten Erscheinen der anfänglichen Spur und dem altersgrauen Aussehen von siebenzig Jahren. Es ist unrichtig, aus diesem langen Zuge einen einzelnen Augenblick herauszugreifen und ihn zum Repräsentanten des Ganzen zu machen. Es ist unrichtig, zu sagen, selbst wenn der Körper des gereiften Mannes unaufhörlichen Wechseln unterliegt, bis zu einer Ausdehnung, welche sich auf die Aufnahme, Einverleibung und Entäußerung von ein und einer halben Tonne Material im Laufe eines Jahres beläuft, daß es in diesem Ab- und Zuflusse der Materie nicht nur eine Dauer der Form, sondern, was von unendlich größerer Bedeutung ist, eine Unveränderlichkeit der intellectuellen Kräfte gebe. Es ist unrichtig, dies zu sagen, ja es ist völlig unwahr. Das intellectuelle Princip verläuft in einer ebenso bestimmt gezeichneten Bahn, als worin der Körper sich bewegt. Selbst wenn man über die Zeit, welche der Geburt des Menschen vorhergeht, hinwegblickt, wie vollständig ist die Hülflosigkeit seiner ersten Lebenstage! Das Licht fällt auf sein Auge, er sieht nicht, der Ton schlägt an sein Ohr, er hört nicht. Von diesen niedrigen Anfängen ließe sich der Reihe nach die allmälige Zunahme an Kraft durch Unmündigkeit, Kindheit und Jugend zum reifen Alter beschreiben. Und welches ist das Ergebniß, wozu uns alles dies führt? Besteht es nicht darin, daß man bei einer philosophischen Betrachtung des Menschen gezwungen ist, die Vorstellung der Persönlichkeit, der Individualität zu verwerfen und die eines Fortschrittskreises anzunehmen, jede Beobachtung seiner bloß substantiellen Form aufzugeben und sein abstractes Verhältniß in Erwägung zu ziehen? Alle organischen Formen, wenn mit einander verglichen und von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte aus geprüft, sind, wie man finden wird, nach ein und demselben Plane gebildet. Sie gleichen einem mathematischen Ausdrucke, welcher feste und veränderliche Größen enthält; das Resultat ändert sich, je nachdem man den veränderlichen Größen verschiedene Werthe beilegt und doch ist in jenen verschiedenen Resultaten, gleich viel, wie zahlreich sie sein mögen, die ursprüngliche Formel stets vorhanden. Von einer solchen allgemeinen Vorstellung über den Zustand und Verlauf

*Nothwendigkeit einer allgemeinen Auffassung bezüglich des Menschen.*

*Der ganze Kreislauf muß umfaßt werden.*

des Menschen erheben wir uns sofort zur Wahrnehmung seiner Beziehungen zu Seinesgleichen — d. h. seiner Beziehungen als Glied der menschlichen Gesellschaft. Wir bemerken in diesem Lichte, daß die Gesellschaft einen Lauf beschreiben muß, welcher das Gegenstück dessen ist, welchen wir bei dem Individuum verfolgt haben, und daß das Aussehen von Vereinzelung, welches das Individuum darbietet, durchaus trügerisch ist. Jeder Einzelne empfing von einem Andern das Leben und giebt einem Andern das Leben, sodaß er, wenn man diese Stammesverbindungen in Betracht zieht, sein individuelles Aussehen verliert. Ein Abschnitt im Leben ist nicht das ganze Leben. Das gereifte Individuum kann nicht aus den vielfältigen Formen, welche es durchgemacht hat, losgeschält, der Mensch in Anbetracht der Natur seiner Empfängniß und seiner Fortpflanzung nicht von seinem Geschlechte getrennt werden.

Sowie seine Stammesverbindungen.

Mit Hülfe dieser Ansichten von der Natur und Verwandtschaft des Menschen kann man zu einer Entscheidung hinsichtlich des in seinem Besitze ja oder nicht befindlichen Prüfsteines der Wahrheit gelangen. In den frühesten Augenblicken seines Daseins kann er weder fühlen, noch denken und das Universum ist für ihn, als wäre es nicht vorhanden. Betrachtet man den Fortschritt seiner Sinneskräfte — des Gesichts, Gehörs, Gefühls u. s. w. — so werden sie, jemehr sein Kreislauf sich dem Gipfelpunkte nähert, durch Natur oder Erziehung immer vollkommener, nie aber sind sie, wie den alten Philosophen wohl bekannt war, zuverlässig. Dasselbe gilt von seinen Geisteskräften. Auch sie beginnen in Schwachheit und nehmen allmälig zu. Auf den Geist allein ist eben so wenig sicherer Verlaß, als auf die Sinnesorgane allein. Wenn über diesen Punkt noch irgend ein Zweifel obwaltete, so würde das Studium der Traumerscheinungen genügen, ihn zu zerstreuen, denn das Träumen offenbart uns, wie schwankend und unstät der Geist in seinen Handlungen ist, wenn er der festen Unterstützung der Sinnesorgane entbehrt. Wie wahr ist die Bemerkung Philos des Juden, daß der Geist dem Auge gleicht, denn obgleich es alles Andere sehen kann, so kann es doch nicht sich selbst sehen und daher auch nicht über sich selbst urtheilen. Daher darf man schließen, daß weder den Sinnen allein, noch dem Geiste allein zu trauen ist. In dem vereinten Handeln beider vermittelst wechselseitig stattfindender Beschränkung wird ein weit höherer Grad von Gewißheit erreicht; aber selbst hierin liegt auch, wenn man dem Individuum, wie die Griechen und Indier thaten, das Aeußerste zuspricht, keine völlige Sicherheit. Diese Erkenntniß war es, welche ihnen so viele schwermüthige Klagen entriß, welche sie in geistige Verzweiflung stürzte und dadurch, daß sie den traurigen Schluß, bei welchem sie angelangt waren, auf das tägliche Leben anwandten, in Gleichgültigkeit und Abfall vom Glauben versinken ließ.

Aber dem Menschen ist dennoch etwas mehr und Besseres beschieden. Er werfe die Bürde der Individualiät von sich und erinnere sich, daß er Stamm- und Geschlechtsverbindungen besitzt, Verbindungen, welche in Sachen des Prüfsteines der Wahrheit seine Aussichten auf Gewißheit unendlich vermehren. Wenn er mit Verachtung auf die Meinungen seiner Kindheit, mit Geringschätzung auf die seiner Jugend, mit Mißtrauen auf die seines Mannesalters zurückblickt, was soll er dann zu den Meinungen seines Geschlechts sagen? Lehren uns nicht solche Betrachtungen, daß durch alle diese allmäligen Zustände hindurch die Merkmale der Wahrheit an Deutlichkeit und Kraft stets zunehmen und daß ihr Gipfelpunkt in der einstimmigen Meinung des ganzen menschlichen Geschlechtes enthalten ist?

Obgleich kein absoluter Prüfstein vorhanden ist, so giebt es doch einen praktischen.

Diesen Grundsätzen zufolge glaube ich, daß man, obgleich, philosophisch gesprochen, nicht im Besitze eines völligen Prüfsteins der Wahrheit, doch allmälig zu immer höheren Gewißheiten eine Stufenleiter hinanklimmt, welche fortwährend an Genauigkeit zunimmt. Ich glaube, daß metaphysische Schriftsteller, welche diesen Punkt behandelt haben, durch unvollkommene Begriffe von der wahren Stellung des Menschen zu Irrthümern verleitet worden sind; sie haben ihre Gedanken auf einen einzelnen Abschnitt seines Lebenslaufes beschränkt und keinen freien und philosophischen Gesichtspunkt eingenommen. Indem wir so die orientalische Lehre, daß das Individuum der Mittelpunkt ist, von welchem aus das Universum betrachtet werden muß, ablehnen und unsern Standpunkt auf einer umfassendern und festern Grundlage nehmen, ahmen wir in der Metaphysik den Lauf der Astronomie nach, welche den heliocentrischen mit dem geocentrischen Gesichtspunkte vertauschte; unser Tausch verspricht eben so fruchtbar an sichern Resultaten für uns zu werden. Wenn es der Mühe verlohnte, so ließe sich diese Lehre noch weiter durch eine Berufung an die Erfahrung des alltäglichen Lebens unterstützen. Wie oft, wenn man seinem eigenen Urtheile mißtraut, sucht man einen Halt an dem Rathe eines Freundes! Wie stark ist unsere Ueberzeugung, daß wir im Recht sind, wenn die öffentliche Meinung mit uns ist! Um deswillen hat selbst die Kirche es nicht verschmäht, Concilien zu berufen, indem sie dadurch ein sicheres Mittel zur Erlangung der Wahrheit zu erreichen trachtete. Ein Concil ist zuverlässiger als ein Einzelner, sei er, wer er wolle. Die Wahrscheinlichkeiten nehmen mit der Zahl übereinstimmender Köpfe zu und daher glange ich zu dem Schlusse, daß in dem einstimmigen Urtheile des gesammten Menschengeschlechtes der menschliche Prüfstein der Wahrheit liegt — ein Prüfstein, der seinerseits zunehmender Genauigkeit mit der Verbreitung von Aufklärung und Wissenschaft fähig ist. Aus diesem Grunde erscheinen mir die Aussichten der Menschheit nicht in so trübem Lichte, wie

Das Maximum von Gewißheit beim menschlichen Geschlechte.

es vor Alters der Fall war. Im Gegentheil erweckt Alles große Hoffnungen. Gute Vorbedeutungen für die Philosophie liegen in den großen, mechanischen und materiellen Erfindungen, welche die Verkehrsmittel vervielfältigen und, man kann wohl sagen, irdische Entfernungen aufheben. Aus den geistigen Zusammenstößen, welche daraus entspringen müssen, aus dem Wegschmelzen vorgefaßter Meinungen, aus den von ganzen Nationen unternommenen Prüfungen und Analysen wird die Wahrheit hervorgehen. Was vor diesem Richterstuhle nicht bestehen kann, muß sich seinem Schicksal unterwerfen. Lug und Trug, gleichviel, einen wie mächtigen Rückhalt sie haben, müssen sich zum Abzug rüsten. In jenes höchste Tribunal darf der Mensch unbedingtes Vertrauen setzen. Obgleich in philosophischer Hinsicht weit davon entfernt, unumstößlich zu sein, ist es doch der höchste Prüfstein, welcher ihm beschieden ist, und von seiner Entscheidung giebt es keine Berufung an eine höhere Instanz.

Indem ich so meine eigenen Ansichten über diesen tiefen Gegenstand nachdrücklich zu erkennen gebe, thue ich vielleicht Unrecht. Es ziemt sich, mit Bescheidenheit von dem zu sprechen, was durch die größten Denker Griechenlands, Indiens, Alexandriens und in neuerer Zeit durch die Europas verherrlicht worden ist.

Vollständige Analogie zwischen dem griechischen und indischen Gedankengange.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß die hier dargelegte Anschauung über die Ergebnisse der griechischen Philosophie sich mir nach einem langen und sorgfältigen Studium des Gegenstandes aufgeschlossen hat. Doch ist es nur die bejahende, nicht die verneinende Seite, denn man darf nicht vergessen, daß, wenn auf der einen Seite die pantheistischen Lehren von der Natur Gottes, der allgemeinen Belebung, Emanation, Verwandlung, Auflösung, Seelenwanderung u. s. w. angenommen wurden, es auf der andern an einer keineswegs unbedeutenden Neigung zu Atheismus und gänzlichem Unglauben fehlte. Von dieser verneinenden Seite trat uns ein entsprechender Zug im Buddhismus entgegen, von welchem früher die Rede gewesen ist, und die Parallele zwischen dem Verlaufe geistiger Entwickelung in Asien und in Europa ist so vollständig, daß es schwer fällt, auf einen in kleinere Einzelheiten eingehenden Punkt in der Philosophie des einen hinzuweisen, der sich nicht auch in der Philosophie des andern nachweisen ließe. Es geschah daher nicht ohne Grund, daß die alexandrinischen Philosophen, welche tief in die Einzelheiten beider Systeme eingedrungen waren, zu dem Schlusse gelangten, daß ein so überraschendes Zusammentreffen sich nur durch die Annahme erklären lasse, daß es eine alte Offenbarung gegeben habe, deren Spuren sich bis auf ihre Zeit erhalten hätten. Hierin urtheilen sie jedoch falsch, da die wahre Erklärung in dem Umstande liegt, daß der Entwickelungsgang der

menschlichen Bildung und die Endresultate, zu welchen er bei der Prüfung ähnlicher Fragen gelangt, in allen Ländern dieselben sind.

Die Abweichung in der praktischen Anwendung erklärt.

Es fällt nicht in den Bereich meines Planes, die Anwendung dieser philosophischen Grundsätze auf die Praxis im täglichen Leben zu verfolgen, allein der Gegenstand ist von so unbegränztem Interesse, daß der Leser wohl einen einzelnen Absatz darüber entschuldigen wird. Oberflächlicher Beobachtung mag es scheinen, daß, worin auch die doctrinären Aehnlichkeiten dieser Philosophien bestehen mochten, ihre Anwendung sehr verschieden war. Im Allgemeinen kann behauptet werden, daß dieselben Lehren, welche in Indien zur Einimpfung von Gleichgültigkeit und Quietismus führten, in Griechenland und Italien den Anstoß zu stoischer Thätigkeit gaben. Wenn die Gelegenheit es gestattete, könnte ich nichtsdestoweniger in diesem anscheinenden Auseinanderlaufen ein thatsächliches Zusammenfallen nachweisen, denn die Lebensweise des Menschen wird hauptsächlich durch geographische Bedingungen bestimmt, indem seine instinktartige Neigung zur Thätigkeit mit dem Breitegrade, worunter er lebt, zunimmt. Unter dem Aequator ist er zur Thätigkeit nicht aufgelegt, da seine physiologischen Beziehungen zum Klima ihm Quietismus am annehmbarsten machen. Die philosophische Formel, welche in den heißen Ebenen Indiens ihre Ausläufer in einem Leben von Ruhe und Sorglosigkeit fand, wird in der stählenden Luft Europas durch ein Leben voll Thätigkeit ausgelegt. So verbrachte in späteren Jahrhunderten der afrikanische Mönch, sich gern einredend, daß jedes Eingreifen zur Verbesserung der Natur eine Auflehnung gegen die Vorsehung Gottes sei, sein unnützes Leben mit Körbe- und Mattenflechten oder mit einsamen Betrachtungen in den Höhlen der Thebais; der europäische Mönch dagegen unterzog sich den Arbeiten des Ackerbaues und geselliger Thätigkeit und trug dadurch in nicht geringem Grade zur Civilisation Englands, Frankreichs und Deutschlands bei. Dergleichen führt bei gehöriger Betrachtung zu dem Schlusse, daß das menschliche Leben in seinen Verschiedenheiten von vorn herein durch gewisse Bedingungen, welche in allen Ländern und Klimaten wesentlich dieselben sind, bestimmt wird und von denselben abhängt.

# Achtes Kapitel.

## Seitenblick auf die Geschichte und die philosophischen Einflüsse Roms.
## Vorbereitung zur Wiederaufnahme der Prüfung des intellectuellen Fortschrittes Europas.

Uebergang von Griechenland zu Europa.

Von der auf obigen Blättern gegebenen Darlegung des intellectuellen Fortschrittes Griechenlands wenden wir uns nun dem vorgesteckten Plane gemäß zu einer Prüfung desjenigen von ganz Europa. Die Bewegung jener einzelnen Nation ist vorbildlich für die Bewegung des gesammten Continents.

Europäisches Zeitalter des Forschens.

Das erste, europäische, intellectuelle Zeitalter — das der Leichtgläubigkeit — ist theilweise bereits in Kapitel II, namentlich in Bezug auf Griechenland, betrachtet worden. Ich schlage nun nach einigen nothwendigen Bemerkungen zum Schlusse jenes Punktes vor, auf die Beschreibung des zweiten europäischen Zeitalters — das des Forschens — einzugehen.

Zu diesen Bemerkungen bahnt das, was bereits über Griechenland gesagt worden, den Weg. Das mittelländische Europa war in philosophischer und socialer Beziehung den mittleren und nördlichen Ländern voraus. Der Strom der Civilisation wälzte sich von Süden nach Norden, und in der That hat er noch kaum die äußerste Gränze desselben erreicht. Die abenteuerlichen Auswanderer, welche in entlegenen Zeiten von Asien herübergekommen waren, hatten ihren Nachkömmlingen eine Erbschaft voll Mühseligkeiten hinterlassen. Im Kampfe um das Leben verlor sich jede Erinnerung an ihre orientalische Verwandschaft, das Wissen starb aus, die religiösen Vorstellungen entarteten und die verschiedenen Bevölkerungen versanken in denselben geistigen Zustand, welchen sie dargeboten haben würden, wenn sie die eigenen Urbewohner des Landes gewesen wären.

Religion der alten Europäer.

Die Religion der barbarischen Europäer war in vieler Hinsicht der der amerikanischen Indianer gleich. Sie erkannten einen Großen Geist an — allwissend, allmächtig, allgegenwärtig. In den frühesten Zeiten stellten sie ihn nicht unter menschlicher Form dar, noch besaßen sie Tempel, sondern suchten ihn durch Opfer zu versöhnen, indem sie ihm Thiere, wie das Pferd, ja selbst Menschen auf rohen Altären darbrachten. Obgleich man glaubte, daß dieser Große Geist sich zuweilen im Rauschen des Waldes bei Nacht vernehmen lasse, so war er doch meist zu weit entfernt, als daß ihn menschliche Bitten hätten erreichen können; so entstand aus bloßen Zauberrvorstellungen einer erschreckten Einbildungskraft, wie es in so vielen andern Ländern der Fall gewesen

ist, Sternendienst — die zweite Stufe der vergleichenden Theologie. Das Düster und der Schatten dichter Forste, deren Einsamkeit und Erhabenheit sie zu einem passenden Aufenthaltsorte für geheimnißvolle Geister zu machen schien, führten zur Einrichtung heiliger Grotten und Bäume. Durch ganz Europa war eine unklare Vorstellung verbreitet, daß die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauere, in Betreff ihres besondern Zustandes waltete Verschiedenheit des Glaubens ob. Gleich den übrigen Völkern war ihr Gottesdienst nicht nur auf das gegenwärtige Wohl des Einzelnen, sondern auch auf die Entdeckung zukünftiger Ereignisse durch Zauber- und Wahrsagerkunst, welche von den Priestern getrieben wurde, gerichtet.

Ihre Priesterschaft. Obgleich die Priester demnach die religiösen Gebräuche zu verrichten hatten, so scheinen sie doch nicht derartig organisirt gewesen zu sein, um einhellig handeln oder ein festes, politisches System befolgen zu können. Eine Klasse weiblicher Religionsvorsteher — Prophetinnen — nahm an dem Ceremoniel Theil. Diese heiligen Weiber, welche in hoher Achtung standen, bahnten den Weg zur Aufnahme der Marienanbetung. Statt der Tempel waren bei den celtischen Nationen unter den Druiden, welche zugleich Priester, Magier und Aerzte waren, Felsaltäre, Grabsteine und andere rohe Aufführungen in Gebrauch. Ihre religiösen Lehren, welche in vielen Einzelheiten an die des Rig-Veda erinnern, wurden durch Gesänge von Geschlecht zu Geschlecht weiter fortgepflanzt.

Die wesentlichen Züge dieses Systems bestanden in seiner rein örtlichen Form und seinem Mangel an einer gut organisirten Hierarchie. Selbst die Celten bieten keine Ausnahme hiervon dar, obgleich bei ihnen eine Stufenleiter vom Erzdruiden herab stattfand. Dies war der Grund der Schwäche des alten Glaubens und schließlich die Ursache seines Falles. Als die Germanen auf ihren Kriegszügen nach dem Süden schweiften,

Und Gegenstände der Anbetung. ließen sie ihre altersgrauen und ehrwürdigen heiligen Grotten und Eichen hinter sich. Diese Gegenstände konnten von den Gläubigen nicht mitgeführt werden, auch war kein Ersatz dafür zu erlangen. In den civilisirten Ländern, wohin sie kamen, trafen sie auf einen sehr verschiedenen Zustand der Dinge — eine völlig organisirte und nach dem altrömischen, politischen Systeme zugestutzte Priesterschaft, deren Gegenstände der Anbetung an keinen besondern Fleck gebunden, deren Einrichtungen allgemeiner Betheiligung fähig, deren heilige Schriften und Sinnbilder leicht überall nach jeglichem Lande hin zu schaffen waren — das Kreuz auf den Panieren ihrer Heere, das Crucifix

Einfluß des römischen Christenthums auf sie. auf der Brust ihrer Heiligen. Unter den edlen Architekturdenkmälern Italiens und den glänzenden Ueberresten jener Römer, welche einst der Welt Gesetze gegeben hatten,

unter einem durch die Pracht seines Ceremoniels und die Feierlichkeit seiner Geheimnisse ausgezeichneten Gottesdienste fanden sie ein Volk vor, dessen Glauben das gegenwärtige Leben als nur vorübergehenden Beschäftigungen gewidmet und keinen Augenblick gegen das ewige Dasein darnach abwägen lehrte — ein Dasein, sehr verschieden von dem der niederen Seelenwanderung der Druiden oder des trunkenen Paradieses Wodans, wo die Tapfern sich an Meth erlabten, indem sie die Skalpe ihrer im Leben auf Erden erlegten Feinde als Becher brauchten.

Wichtigkeit der römischen Geschichte bei dieser Untersuchung.

Das europäische Zeitalter des Forschens steht daher in wesentlichem Zusammenhange mit römischen Angelegenheiten. Es zeichnet sich durch die religiöse Richtung aus, welche es nahm. Statt der Dogmen nebenbuhlernder, philosophischer Schulen haben wir es jetzt mit den Meinungen streitender Secten zu thun. Die ganze Geschichte jener unglücklichen Zeiten entfaltet den organisirenden und praktischen Geist, welcher Rom charakterisirt. Die griechische, auf die Zersetzung der Dinge abzielende Demokratie führte zu Sophisten und Skeptikern. Der römische, stets bauende Imperialismus suchte aus Zwiespalt Einheit hervorzubringen und durch die Autorität von Concilien, wie das von Nicäa, eine Linie zwischen der Orthodoxie und der Ketzerei zu ziehen. Indem ich den Ideen des heil. Augustin in seinem Werke „die Stadt Gottes" folge, nehme ich als den passendsten Beschluß dieses Zeitalters die Zerstörung Roms durch Alarich an. Dadurch greift es in das Zeitalter des Glaubens hinüber, welches zu seinem unverkennbaren Beginne die Gründung Constantinopels hatte.

Das griechische Geistesleben entfaltet alle seine Phasen vollständig, nicht so das der Römer, welches ein vorzeitiges Ende erreichte. Es waren gewaltthätige Menschen, welche in Folge ihrer eigenen Eroberungen und Verbrechen verschwanden. Ihre Aufreibung durch Krieg stand jedoch nur in unbedeutendem Verhältnisse zu jener verhängnißvollen Verminderung, jener verderblichen Befleckung, welche ihre Vermischung mit der großen Masse der Menschheit, mit der sie in Berührung kamen, nach sich zog.

Große Schwierigkeit der Behandlung derselben.

Ich nähere mich der Betrachtung römischer Angelegenheiten, welche den nächsten Theil meiner Aufgabe bildet, mit nicht geringer Schüchternheit. Es hält schwer, sich zu einem genügend hohen und klaren Standpunkte zu erheben, wo die Gebietsausdehnung in geographischer Hinsicht so groß und die Gründe der Politik durch die Verschwommenheit und die Wolken so vieler Jahrhunderte verdunkelt sind. In einem socialen Zustande lebend, dessen Ursprung in den jetzt zu prüfenden Ereignissen liegt, kann sich unser geistiges Sehen kaum von den Täuschungen historischer Fernsicht frei machen oder die Dinge in das rechte Verhältniß und die rechte Lage bringen. Wie soll man unter tausenden von Handlungen, die alle von höchstem

Interesse und höchster Wichtigkeit sind, die hervorragendsten herausfinden? wie soll man das wahre Verhältniß der Theile dieser wunderbaren Weltreichserscheinung unterscheiden, deren flüchtige Ereignisse gleich Landschaften, die sich in einander verlieren, an uns vorüberziehen? Gewarnt durch das Beispiel derer, welche durch die Schatten ihrer eigenen Einbildung den Schauplatz verdunkelt und jene fälschlich für Theile desselben genommen haben, werde ich es versuchen, den Probirstein des gesunden Menschenverstandes an diejenigen Thatsachen zu legen, deren Behandlung erfordert wird und da ich glaube, daß der Mensch in der Art seines Denkens und den Beweggründen seines Handelns stets derselbe gewesen ist, so werde ich von vergangenen Vorfällen in gleicher Weise, wie von heutigen urtheilen.

Dreifache Form der römischen Macht.

In seiner Gesammtheit besteht die römische Macht aus zwei Theokratien mit einer eingeschalteten Militairherrschaft. Die erste dieser Theokratien entspricht der sagenhaften Periode der Könige, die Militairherrschaft der Zeit der Republik und der ersten Cäsaren, die zweite Theokratie der der christlichen Kaiser und der Päpste.

Die erste Theokratie ist so in Legenden und Erdichtungen eingehüllt, daß es unmöglich ist, einen befriedigenden Bericht davon zu geben. Die

Die erste Theokratie und die Sagenzeit.

Biographien der Könige bieten so unleugbare Beweise dar, daß es bloße Romane sind, daß sie seit Niebuhrs Zeit von Historikern in diesem Lichte betrachtet sind. Aber während der Herrschaft der Heidenkaiser war es in Rom nicht gerathen, öffentlich den geringsten Unglauben an so hoch verehrte Sagen, wie die der Wölfin, welche die Findlinge säugte, an die Himmelfahrt des Romulus, die Nymphe Egeria, den Zweikampf der Horatier und Curiatier, den Sprung des Curtius vom Pferde in den Abgrund, den von Tarquinius mit einem Scheermesser durchschnittenen Kieselstein, die Sibylla und ihre

Früheste, römische Geschichte.

Bücher, an den Tag zu legen. Der heutige Geschichtsschreiber hat daher nur sehr wenig zuverlässiges Material. Er kann zugeben, daß die Römer und Sabiner mit einander verschmolzen, daß sie die Albaner und Latiner unterwarfen, daß tausend der Letztern nach dem Aventinus verpflanzt und zu Plebejern gemacht wurden, Bewegungen, welche den Ursprung der Kasten bildeten, unter welchen Rom lange zu leiden hatte, indem das besiegte Volk eine untergeordnete Klasse bildete, daß die Hauptbeschäftigung Anfangs in Ackerbau bestand, dessen Natur es mit sich bringt, nicht nur die Menschen an Rangabstufungen, wie Landeigenthümer, Aufseher, Arbeiter, sondern auch an die Pflege des religiösen Gefühls und selbst des Aberglaubens zu gewöhnen, daß außer den ehrenhafteren Beschäftigungen, womit der emporkommende Staat sich abgab, vom Beginn an Angriffskriege geführt

wurden, wodurch er beständigen Wiedervergeltungen ausgesetzt war, daher eine seiner ersten Handlungen in der Gründung der Stadt Ostia an der Mündung der Tiber zum Schutz gegen die Seeräuber bestand, daß durch eine Verschwörung unter dem Heere, welche in der Sage der Lucretia angezeigt wird — Heere haben bekannter Maßen oft dergleichen gethan — die Könige vertrieben wurden und sich eine Militairherrschaft, phantastisch Republik genannt, in der That aber aus einem Bündnisse mehrer mächtiger Familien bestehend, bildete.

Durch die Königszeit hindurch und weit in die Zeit der Republik hinein drehen sich die hauptsächlichsten inneren Ereignisse um den Streit der oberen Kaste oder der Patricier mit der niederen oder den Plebejern, der sich durch Geltendmachung der Rechte Letzterer an einem Antheile des durch ihre Tapferkeit eroberten Landes, durch Erzwingung des valerianischen Gesetzes, durch Zulassung der Lateiner und Hernicaner zu Bedingungen der Gleichheit, durch Uebertragung der Tribunenwahl von den Centurien auf die Tribus, durch Widerrufung des Gesetzes, welches die Ehe von Plebejern mit Patriciern verbot, und schließlich durch das Zugeständniß an Erstere, die Aemter eines Consuls, Dictators, Censors und Prätors bekleiden zu dürfen, kundgab.

Die häusliche Nothwendigkeit zu auswärtigen Kriegen.

In diesen innern Streitigkeiten sehen wir den Ursprung der römischen Nothwendigkeit zum Kriege. Die hohe Kaste nimmt stetig an Zahl ab, die niedrige eben so stetig zu. Mit herrschsüchtigem Stolze füllt der Patricier seine Privatgefängnisse mit Schuldnern und Delinquenten und reißt die eroberten Landstriche an sich. Aufstand ist die unvermeidliche Folge davon, auswärtige Kriege sind die einzige Erleichterung. Je mehr der Operationskreis sich erweitert, erkennen beide Parteien ihr Interesse in enger und aufrichtiger Verbindung auf gleichem Fuße und tyrannisiren verbunden nach außen.

Allmälige Ausbreitung des römischen Einflusses nach Süden hin.

Die geographische Herrschaft Roms dehnte sich Anfangs sehr mühsam aus. Bis zur Zeit der Einnahme der Stadt durch die Gallier ward ein zweifelhaftes Dasein in beständigen Kämpfen mit den angränzenden Städten und Führern gefristet. Es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß noch ganz in der Kindheit der Republik, in dem Kampfe, welchen die Austreibung der Könige nach sich zog, die Stadt von Porsenna genommen wurde. Ihr Einfluß breitete sich zuerst nach dem Süden der Halbinsel aus. Tarent, einer der südlichen Staaten, holte zu seinem Beistande Pyrrhus von Epirus herüber. Derselbe that nur wenig, um seine Bundesgenossen zu unterstützen — sah Rom nur von der Akropolis von Pränefte aus — aber von ihm lernten die Römer die Kunst, Lager zu befestigen, und faßten den Gedanken, in Sicilien einzufallen. Hier kam die im Aufschwung begriffene Republik

in Berührung mit den Karthaginiensern und entdeckte in dem daraus sich entspinnenden Kampfe den militairischen Werth von Spanien und Gallien, woher den Karthaginiensern ungeheure Hülfsmittel an Söldnern und Kriegsbedürfnissen zuflossen. Der Fortschritt zur Größe, den Rom jetzt machte, war wunderbar. Es sah, daß sich Alles um den Besitz des

Rom baut eine Flotte.

Meeres drehte und baute mit staunenswerther Energie eine Flotte. Hierin wurden seine Erwartungen mehr als verwirklicht. Die Behauptung hat ihre Richtigkeit, daß es mehr Zeit dazu brauchte, eine Handbreit Erde in Italien zu erwerben, als die Welt zu unterjochen, nachdem es einmal Besitz vom Mittelländischen Meere ergriffen hatte. Aus

Und fällt in Afrika ein.

Agathokles Erfahrung hatte es gelernt, daß die wahre Methode, Karthago zu beherrschen, in der Eroberung Afrikas bestand. Die bei dem Kampfe ins Spiel kommenden Interessen und Roms

Ergebnisse des ersten Punischen Krieges.

Stellung am Schlusse desselben zeigen sich in den Friedensbedingungen des ersten Punischen Krieges — Karthago mußte jedes Eiland im Mittelländischen Meere räumen und eine Kriegsentschädigung von 600,000 £ Sterling zahlen. Im Trachten nach Reichthümern war Karthago sehr reich geworden, es hatte eine hohe Stufe in der Ausübung der Kunst erreicht, allein sein Glück oder vielmehr die Art, wie es zu demselben gelangt war, sowie die politische Anomalie, unter welcher es lebte — denn es ist eine Anomalie, wenn ein asiatisches Volk sich unter demokratische Formen stellt — hatten es bedeutend geschwächt. Sein Zustand in letzterer Beziehung war offenbar die Folge seiner ursprünglich untergeordneten Stellung als einer tyrischen Handelsstation, da die Reichen und Begüterten seit Langem gewohnt gewesen waren, wegen Auszeichnungen ihre Blicke nach der Mutterstadt zu wenden. Ebenso wie in andern Handelsstaaten stellten sich seine Bürger nur mit Widerstreben zum Kriegsdienst, daher es sich oft auf Soldtruppen stützen mußte. Von ihm lernten die Römer unendlich viel. Sie wurden durch dasselbe in der Achtung, welche sie sich vom Werthe einer Seemacht gebildet hatten, bestärkt, sie lernten Schiffe zweckmäßig bauen und handhaben, sowie Militairstraßen anlegen. Kaum waren die Stämme Norditaliens in den Kreis der römischen Herrschaft hineingezogen worden, als sie eine Flotte auf dem Adriatischen Meere bauten und unter dem Vorwande, die Seeräuberei zu unterdrücken, der Seemacht der Illyrier ein Ende machten. Seit undenklichen Zeiten waren die Piraten eine wahre Geißel des Mittelländischen Meeres gewesen, Menschendiebstahl bildete ein einträgliches Geschäft und großer Gewinn wurde aus dem Lösegelde von Gefangenen oder aus dem Verkaufe derselben zu Delos oder auf sonstigen Sklavenmärkten erzielt. Um diese Zeit war es klar geworden, daß die endliche Bemeisterung des Mittelländischen Meeres vom Besitze Spaniens, jener großen Silberschatzkammer, abhänge. Die Mitbewerbung

Ergebnisse des zweiten Punischen Krieges.

um Spanien verursachte den zweiten Punischen Krieg. Es ist unnöthig, die wohlbekannte Geschichte von Hannibal zu wiederholen, wie er Rom an den Rand des Verderbens brachte. Das Verhältniß, in welchem es zu den umliegenden Staaten stand, war ein solches, daß es denselben nicht trauen konnte. Sein Feind fand in vielen der griechischen Städte im Süden Italiens Verbündete. Es genügt für unsern Zweck, nur einen Blick auf das Ergebniß jenes Kampfes in dem Vertrage zu werfen, welcher ihn beendigte. Karthago mußte alle seine Kriegsschiffe bis auf zehn Triremen herausgeben, sich verbindlich machen, keinen Krieg ohne Zustimmung des römischen Volkes anzufangen, und eine Kriegsentschädigung von 2,000,000 £ Sterling zahlen. Rom begann nun in großem Maßstabe die Politik zu betreiben, Staaten zu verwirren und sie zu schwächen. Unter dem Vor-

Rom überzieht Griechenland mit Krieg.

wande einer Einladung der Athenienser, sie vor dem Könige von Macedonien zu schützen, faßte die ehrgeizige Republik in Griechenland festen Fuß, indem sie abermals zu dem bei der Eroberung Afrikas angewandten Grundsatze, daß Krieg den Krieg nähre, ihre Zuflucht nahm. Es mag der römischen Anklage, daß die Intriguen des Hannibal mit Antiochus, König von Syrien, den Streit zwischen ihnen und jenem Monarchen herbeiführten, etwas Wahres zu

Und erzwingt die Abtretung aller europäischen Provinzen des Antiochus.

Grunde gelegen haben. Der Ausgang desselben war jedenfalls ein ungeheures Ereigniß in der materiellen Vergrößerung Roms — nämlich die Abtretung aller Besitzungen desselben in Europa und derjenigen Asiens nördlich vom Taurus nebst einer Kriegsentschädigung von 3,000,000 £ Sterling. Bereits ließen sich die Wirkungen des nach Italien strömenden Reichthumes in den Unterschleifen der Scipionen mit öffentlichen Geldern

Aufstand des Perseus.

spüren. Der Widerstand des Perseus, Königs von Macedonien, konnte Griechenland seine Unabhängigkeit nicht wiedergeben; er endete mit der Annectirung jenes Landes, sowie der von Epirus und

Furchtbare, sociale Folgen für Rom.

Illyrien. Die Resultate dieses Krieges waren in höchstem Grade verderblich für Sieger und Besiegte; die moralische Größe der Erstern verschwand, wie in Wahrheit behauptet worden, seitdem völlig und das sociale Verderben der Letztern war so vollständig, daß lange Zeit die Ehe durch das Concubinat ersetzt wurde. Die Politik und die Kunstgriffe Roms wurden nun wahrhaft teuflisch; es zwang seinen alten Widersacher Karthago zum Kampfe und der dritte Punische Krieg hatte die gänzliche Zerstörung jener Stadt zur Folge. Gleichzeitig rief seine Unterdrückung in Griechenland Aufruhr hervor, welcher mit der Plünderung und Einäscherung Korinths, Thebens und Chalkis, sowie der Wegschleppung der geraubten Bildsäulen, Malereien und Kunstwerke nach Italien endigte. Jetzt lag der Eroberung Spaniens

weiter Nichts mehr im Wege, als die Tapferkeit seiner Einwohner. Nach der Ermordung des Viriatus, durch den Consul Cäpio veranlaßt, und nach der schauderhaften Belagerung von Numantia ward jenes Land als Provinz annectirt. Zunächst sehen wir die gigantische Republik sich über die reichsten Theile Kleinasiens in Folge des wahnsinnigen Vermächtnisses Attalus, Königs von Pergamus, ausdehnen. Die Schätze Afrikas, Spaniens, Griechenlands und Asiens concentrirten sich jetzt in Italien, die Hauptstadt ward völlig demoralisirt. Vergebens versuchten die Gracchen Abhülfe; die römische Aristokratie war berauscht, unersättlich, unwiderstehlich, der Mittelstand verschwunden; es gab nur noch einen üppigen Adel und einen teuflischen Pöbel. Bei einer alle Vorstellungen überschreitenden Corruption diente der Jugurthinische Krieg nur dazu, für den Augenblick eine Explosion hinauszuschieben, welche unvermeidlich war. Der Sklavenkrieg in Sicilien brach aus; er schloß mit der Vertilgung einer Million jener Unglücklichen, von denen eine ungeheure Menge zur öffentlichen Belustigung den wilden Thieren in der Arena vorgeworfen wurde. Demselben folgte auf dem Fuße der Aufstand der italienischen Verbündeten, bekannt unter dem Namen des Bürgerkrieges, welcher nach dem Untergange einer halben Million Menschen mit einem bessern Resultate endete, der Erzwingung der Freiheit von der Stadt durch verschiedene der aufrührerischen Staaten. Ohne Zweifel waren es die mit diesen Vorgängen in Verbindung stehenden Ränke, welche die Cimbern und Teutonen nach Italien brachten und der Nebenbuhlerschaft des Marius und Sulla freien Spielraum verschafften, die Rom abwechselnd mit Metzeleien erfüllten. Derselbe Geist brach unter dem Gladiator Spartacus hervor, und nur eine Zeit lang wurde er dadurch gehemmt, daß man zu den entsetzlichsten Grausamkeiten, wie Kreuzigung der Gefangenen, seine Zuflucht nahm, um unter einer andern Form in der Verschwörung des Catilina von Neuem zum Vorschein zu kommen. Jetzt war es klar, daß der Streit um die höchste Gewalt zwischen einigen wenigen an der Spitze stehenden Männern geführt wurde. Derselbe fand seinen Austrag in dem ersten Triumvirat — einer Verbindung des Pompejus, Crassus und Cäsar, welche die ganze Macht des Senats und des Volkes an sich rissen und sich mit einem Eide verpflichteten, Nichts ohne gemeinschaftliche Zustimmung zu unternehmen. Die Sachen gingen nun ihren unvermeidlichen Gang, der Tod des Crassus und die Schlacht bei Pharsalis ließen Cäsar als Herrn der Welt zurück. In diesem Augenblicke hätte Nichts die unvermeidliche Folge hindern können. Der Dolch des Brutus entfernte nur einen einzelnen Mann, änderte aber an der Thatsache Nichts. Die Schlacht bei Actium bestätigte

Plünderung Griechenlands und Annectirung Spaniens.

Bemächtigung Kleinasiens.

Der Sklavenkrieg und der Bürgerkrieg.

Allmäliges Zusammenlaufen der Macht in Einem Punkte.

Cäsar Herr der Welt.

von Neuem Roms Geschick und der Tod der Republik ward durch die Annectirung Aegyptens verherrlicht. Der Eroberungskreis um das Mittelländische Meer war nun vollbracht und die Bestimmung der Republik erfüllt, so daß sie nicht eher, als zur gesetzten Zeit vom Schauplatze abtrat.

Nothwendigkeit der Sklavenkriege im Alterthum.

Wenden wir uns jetzt von diesem Abrisse der geographischen Laufbahn Roms zur Betrachtung der politischen Grundsätze, welche es beseelten. Seit grauen Zeiten waren Kriege geführt, um Arbeitskräfte zu gewinnen, indem der Sieger diejenigen, welche er geschont hatte, zwang, seine Felder zu bebauen und ihm als Sklaven zu dienen. Unter dem System einer vorübergehenden Militairherrschaft war es zweckmäßiger, ein Volk durch die schonungsloseste Plünderung auf ein Mal zu erschöpfen, als sich an einem zu gewissen Zeiten zu entrichtenden Tribute, der bei den Wechselfällen, welche die Jahre mit sich brachten, ungewiß war, zu begnügen. Diese Grundsätze der Politik der Alten wurden von den Römern mit Abänderungen und Verbesserungen in ihr System verflochten.

Die Republik legt während ihrer ganzen Laufbahn Zeugniß davon ab, daß das System, worauf sie sich gründete, keine Vorstellung von dem wahren Verhältnisse des Menschen besaß. Es behandelte ihn wie eine Sache, nicht wie ein mit unveräußerlichen Rechten begabtes Wesen. Indem ihm die Macht als einziger Maßstab für den Werth eines Dinges galt, konnte es unmöglich den Grundsatz der Gleichberechtigung aller Menschen vor dem Gesetze anerkennen. Die Unterjochung Siciliens,

Entvölkerung der Länder nach der römischen Eroberung.

Afrikas, Griechenlands hatte die schleunige Entvölkerung jener Länder zur Folge, wie uns Livius, Plutarch, Strabo und Polybius bezeugen. Kann es ein entsetzlicheres Beispiel dafür geben, als das Benehmen des Paulus Aemilius, welcher nach der Eroberung von Epirus 150,000 Personen niedermetzeln oder in die Sklaverei schleppen ließ? Bei der Einnahme von Theben verfuhr man so mit ganzen Familien und zwar nicht mit den geringeren, sondern mit den angesehenen, von denen es bedeutungsvoll hieß, sie würden nach Italien geschafft, um dort zu zerschmelzen. In Italien selbst war der Verbrauch von Menschenleben so groß, daß es keine Möglichkeit gab, den Bedürfnissen durch geborene Sklaven zu genügen und daher frischer Zufluß durch Krieg nothwendig wurde. Gegen diese Sklaven

Grausamkeit der römischen Sklavengesetze.

beobachteten die Gesetze die grausamste Ungerechtigkeit. Tacitus berichtet, daß bei Gelegenheit der Ermordung des Pedanius nach feierlicher Berathung im Senat, deren Einzelheiten er giebt, die alten Gesetze in Kraft gesetzt und vierhundert Sklaven des Ermordeten zu Tode gebracht wurden, während Jedem klar war, daß kaum Einer derselben um das Verbrechen gewußt hatte. Der abscheuliche Grundsatz, daß nicht nur die Sklaven innerhalb eines Hauses, wo der

Herr ermordet worden, sondern sogar diejenigen, welche sich muthmaßlich im Bereiche seiner Stimme befunden hatten, dem Tode verfallen waren, zeigt uns, wie wenig Werth auf das Leben dieser Unglücklichen gelegt wurde und mit welcher Leichtigkeit sie zu ersetzen waren. Ihre ungeheure Zahl machte nothwendig jeden Bürger zum Soldaten, die Bebauung des Landes, die Verrichtung schwerer Arbeiten, gewerbthätige und industrielle Beschäftigungen wurden ihnen mit Verachtung überwiesen. Das Verhältniß des Sklaven in solch einem gesellschaftlichen Systeme tritt bedeutsam in dem Umstande zu Tage, daß die Gerichtshöfe den Grad einer Ungebühr, die er erlitten, nach dem Schaden bemaßen, den sie für seinen Herrn nach sich zog. Dies System war bis zu einem Grade entwickelt, daß Sklavenarbeit geradezu billiger, als Thierarbeit war, daher viel von dem, was wir mit Rindern bestellen, damals von Menschen verrichtet wurde. Die Klasse unabhängiger Lohnarbeiter, welche die Hauptstärke des Landes hätte bilden sollen, verschwand, indem die Arbeit so verächtlich ward, daß der arme Bürger unmöglich Handwerker sein konnte, sondern zum Bettler werden mußte, welcher vom Staate Brot und Vergnügungen erwartete. Die persönliche Unreinlichkeit und hülflose Lage dieser untern Klassen waren die eigentlichen Ursachen des Ueberhandnehmens von Ausschlag und andern eklen Krankheiten. Wiederholt wurden Versuche zur Verbesserung des Gesundheitszustandes gemacht, allein sie entsprachen ihrem Zwecke so unvollständig, daß von Zeit zu Zeit Epidemien auftraten, welche schreckliche Verheerungen anrichteten. Selbst unter den Cäsaren trat nach Allem, was geschehen war, keine wesentliche Besserung ein. Die Behauptung hat ihre Richtigkeit, daß die alte Welt sich nie wieder von der zur Zeit des M. Antonius durch das Heer aus dem Parthischen Kriege herübergebrachten Seuche erholt hat. Unter der Regierung des Titus starben an Einem Tage in Rom zehntausend Personen.

Sociale Wirkungen des Sklavensystems.

Das Sklavensystem nährte jene völlige Verachtung des Handels, von welcher die Römer beseelt waren. Selbst den Karthaginiensern mißgönnten sie nie einen Markt. Dies trieb sie zu demagogischen Beschäftigungen, so daß sie ihr Leben, wenn sie nicht in Krieg verwickelt waren, mit Intriguen politischer Parteien, dem Gewirre öffentlicher Wahlen und der Erregung von Processen verbrachten. Sie entdeckten zuerst, daß das Vorrecht, Gesetze auszulegen, dem, sie zu machen, wenig nachgiebt und diesem Umstande hat man mit Recht ihre Neigung zur Jurisprudenz und das Gedeihen der Advokaten unter ihnen zugeschrieben. Das Verschwinden der Lohnklasse war die unmittelbare Ursache zum Sturze der Republik und der Errichtung des Kaiserreichs, denn die Aristokratie blieb ohne Gegner und daher ohne die geringste Beschränkung. Sie spaltete sich in

Parteien und zog das Land durch ihre Kämpfe unter einander um die Macht in den Bürgerkrieg hinein.

Das Kriegssystem. Die politischen Grundsätze der Republik verwarfen meistentheils das alte System, einen besiegten Staat durch sofortiges und schonungsloses Aussaugen zu vernichten, was da ganz gut angebracht sein mag, wo der Besitz voraussichtlich nur ein kurzer ist, aber nicht mit der Regel übereinstimmt: Unterwerfen, behalten, weiter schreiten. Allein Entvölkerung war die nothwendige Folge davon. Italien, Sicilien, Kleinasien, Gallien, Germanien waren mit Menschen angefüllt, nahmen aber unter römischer Herrschaft bedeutend ab. Die Grundsätze der Römer ließen sich durch ihre militairische Organisation, namentlich die der Legion, mit Leichtigkeit durchführen. Bei manchen Nationen werden Colonien um Handelszwecke willen gegründet, bei andern, um ein Uebermaß der Bevölkerung los zu werden, die römischen Colonien aber rufen die Vorstellung einer Garnison und militairischer Rührigkeit hervor. Fürwahr, jede Legion war so zusammengesetzt, daß sie eine kleine, aber vollständige Armee für sich bildete. Sie mochten ihr Lager aufgeschlagen haben, in welchem Lande es wolle, immer standen sie in schleunigster Verbindung mit dem Hauptquartier in Rom und zwar nicht bloß in bildlichem, sondern auch in materiellem Sinne, wie die Anlage von Militairstraßen zeigt. Der Gedanke an fortwährende Beschäftigung, welcher sich darin ausdrückte, ließ die Maßregel, ein Land zu verwüsten, nicht zu, sondern führte im Gegentheil zur Förderung des Wohlstandes der Provinzen, da, je größer die Reichthümer, desto größer das Besteuerungsvermögen derselben war. Solche Grundsätze standen in Einklang mit den Bedingungen der Festigkeit und Sicherheit, worauf die römische Macht beruhte, welche sprüchwörtlich nicht in Einem Tage entstanden — nicht die Schöpfung eines einzelnen, vom Glücke begünstigten Kriegers war, sondern worin sich die feste Politik vieler Jahrhunderte ausprägte. Im Erobern selbst war Rom unmenschlich; es suchte einen Streich zu führen, der die Möglichkeit abschnitte, ihn wiederholen zu müssen, Niemand wurde verschont, der ihm allenfalls hätte lästig werden können; war die Katastrophe aber vorüber, so lehrte die Erfahrung allgemein, daß der Besiegte keine Ursache hatte, sich über die Herrschaft des Siegers zu beklagen. Natürlich versteckten sich oft genug unter dem Mantel der öffentlichen Gerechtigkeit Unbilden und Unterdrückung Einzelner. Die Beamten häuften durch Ungerechtigkeit und Aussaugung ungeheure Glückgüter auf, welche seitdem Ihresgleichen nicht wieder in Europa gehabt haben. Dasselbe fiel zuweilen in Zeiten öffentlicher Gewaltthätigkeit vor; so ließ Brutus Kleinasien einen Tribut von fünf Jahren auf ein Mal zahlen und kurz darnach zwang Antonius es nochmals dazu. Bis zu welcher Höhe anerkannte und gesetzmäßige Abgaben erhoben wurden, zeigt sich in dem Umstande, daß die jährlichen

Einkünfte nach Errichtung des Kaiserreiches etwa 40,000,000 Pfd. Sterling betrugen.

Gold- und Silberwerth.

Der verhältnißmäßige Metallwerth in Rom ist ein bedeutsamer politischer Fingerzeig. Gold und Silber nahmen während der karthaginiensischen Kriege mit reißender Schnelligkeit zu. Bei der Eröffnung des ersten Punischen Krieges standen Silber und Kupfer wie 1 zu 960, während des zweiten Punischen Krieges wie 1 zu 160, bald darauf fiel es abermals und verhielt sich wie 1 zu 128. Die Republik verschlechterte die Münze, indem sie ihr Gewicht verringerte, das Kaiserreich, indem es dieselbe legirte.

Zusammenhang zwischen der Verschlechterung der Münze und politischem Verfalle.

Wissenschaft, Kunst und politischer Zustand einer Nation zeigt sich oft in ihrem Gepräge. Eine interessante Ansicht von dem Fortschritte Europas ließe sich aus einem philosophischen Studium seiner numismatischen Ueberreste gewinnen. Die Einfachheit früherer Zeiten läßt sich in dem reinen Silber erkennen, wie es zu Kroton 600 v. Ch. geprägt wurde, die Regierung Philipps von Macedonien an dem unlegirten Landesgold. Ein allmäliger Verfall römischer Blüthe wird mehr als angedeutet durch die zunehmende Verschlechterung des Geldes; denn als schlimme Zeiten über den Staat hereinbrachen, waren die Kaiser gezwungen, falsches Geld zu emittiren. So enthielt das Silbergeld unter Vespasian 69 n. Ch. etwa ein Viertel seines Gewichtes an Kupfer, unter Antonius Pius 138 n. Ch. mehr, als ein Drittel, unter Commodus 180 n. Ch. fast die Hälfte, unter Gordian 236 n. Ch. ward zum Silber mehr als das doppelte Gewicht an Kupfer hinzugefügt. Ja, unter Gallienus wurde eine Münze ausgegeben, aus Kupfer, Zinn und Silber bestehend, wobei die ersten beiden Metalle das letzte um mehr, als das zweihundertfache Gewicht desselben übertrafen. Sie zeigt, bei welch einem hoffnungslosen Zustande der Staat angekommen war.

Die römischen Demagogen machten, wie der Instinct dieser Race sie lehrt, politisches Kapital, indem sie das gewerbfleißige Kapital angriffen. Sie setzten den Zinsfuß herab, verhinderten die Ausleihung auf Zins und versuchten oftmals die Abschaffung der Schulden herbeizuführen.

Unbeschreibliche Entartung im römischen Verfall.

Die Concentrirung der Macht und die Zunahme der Entsittlichung hielten gleichen Schritt mit einander. In früheren Zeiten ward die römische Herrschaft von ein paar tausend Personen ausgeübt, dann ging sie in die Hände von ein paar Dutzend Familien über, darauf ward sie einen Augenblick lang von Einzelnen behauptet und endlich von einem Einzigen an sich gerissen, welcher Herr über 120 Millionen wurde. Im weitern Verlaufe verschwanden die Tugenden, welche die ehemaligen Zeiten geschmückt hatten, und wur-

den endlich durch Verbrechen ersetzt, wie sie die Welt nie zuvor gesehen und auch wohl nie wieder zu sehen bekommen wird. Schlimme Zeiten stehen vor der Thür, wenn es in einem Gemeinwesen erst dahin gekommen ist, daß als einzig anerkannter Maßstab der gesellschaftlichen Auszeichnung der Reichthum gilt. Im unvermeidlichen Gefolge jener Zeit trat in Rom eine Regierung auf, welche sich auf zwei innere Elemente, Corruption und Terrorismus, stützte. Keine Sprache vermag den Zustand jener Hauptstadt nach den Bürgerkriegen zu beschreiben. Die Anhäufung von Macht und Reichthum gab Veranlassung zu allgemeinem Verderben. Gesetze hörten auf, den geringsten Werth zu besitzen. Kläger mußten erst Geschenke geben, bevor an eine Untersuchung gedacht werden konnte. Das gesellschaftliche Gebäude war eine eiternde und faulende Masse. Das Volk war ausgeartet zum Pöbel, die Aristokratie teuflisch, die Stadt eine Hölle geworden. Kein Verbrechen, das die Annalen menschlicher Bosheit aufzuweisen haben, blieb unvollbracht; gewissenlose Morde, Verrath an Aeltern, Gatten, Weib und Freund, Vergiftungen, systematisch betrieben, Ehebruch, sich zur Blutschande steigernd, und Verbrechen, welche keine Feder niederzuschreiben vermag. Die Frauen höherer Stände waren so wollüstig, geil und gefährlich, daß die Männer nicht zu bewegen waren, Ehen mit ihnen zu schließen; Heiraten wurden durch Buhlschaften ersetzt, selbst Jungfrauen begingen Schamlosigkeiten, welche allen Glauben übersteigen, hohe Staatsbeamte und Damen vom Hofe kamen in gemeinschaftlichen Bädern zusammen und ergötzten sich an nackenden Schaustellungen. Zur Zeit Cäsars war es nothwendig geworden, daß die Regierung einschritt und geradezu Prämien auf das Heiraten aussetzte. Frauen, welche viele Kinder hatten, erhielten Belohnungen, solchen unter fünfundvierzig Jahren, welche keine hatten, verbot er, Edelsteine zu tragen und sich in Sänften tragen zu lassen, in der Hoffnung, durch dergleichen gesellschaftliche Nachtheile dem Uebel zu steuern. Allein es ward immer schlimmer, sodaß Augustus der allgemeinen Vermeidung gesetzlicher Heiraten und dem Concubinat mit Sklaven und Sklavinnen gegenüber gezwungen war, die Unverheirateten mit Strafen zu belasten — zu verordnen, daß sie im Wege letztwilliger Verfügung, ausgenommen von Verwandten, nicht erben sollten. Nicht als ob römische Frauen sich der Befriedigung ihrer Lüste enthalten hätten, ihre Verworfenheit trieb sie zu so schändlichen Kunstgriffen, daß sie in einem modernen Buche nicht genannt werden können. Sie zählten die Jahre thatsächlich nicht nach den Consuln, sondern nach den Männern, mit welchen sie gelebt hatten. Kinderlos und daher ohne den natürlichen Zwang des Familienlebens zu sein, galt als ein besonderes Glück. Plutarch traf den Nagel auf den Kopf, indem er sagte, daß die Römer heirateten, um Erben zu sein, nicht um welche zu haben. Von

Zügellosigkeit der Frauen und Vermeidung der Ehe.

Schmählichkeiten, welche sich nicht zur Würde von Grausamkeiten versteigen, aber unsern Ekel erregen, wie Schlemmerei und ausschweifendster Luxus, liefern die Annalen jener Zeiten widerwärtige Proben. So sagte man: „Man ißt, um sich zu übergeben und übergiebt sich, um zu essen.“ Bei der Einnahme von Perusium wurden dreihundert der vornehmsten Bürger feierlich auf dem Altar des göttlichen Julius von Octavian geopfert: Sind dies Thaten civilisirter Menschen oder Schwelgereien blutdürstiger Kannibalen?

Das ganze System ist unheilbar.

Die höheren Klassen zeigten in jeder Beziehung eine völlige Abgestumpftheit gegen sittliche Grundsätze, die niederen waren Atheisten. Wer kann die Annalen der Kaiser durchblättern, ohne Abscheu vor der Art und Weise zu empfinden, wie die Menschen starben, indem sie ihrem Schicksale mit jener gleichgültigen Ruhe entgegengingen, welche die Thiere kennzeichnet? Ein Centurio erscheint mit einem geheimen Befehle und sofort öffnet das Opfer sich die Adern und stirbt in einem warmen Bade. Im besten Falle war Alles, was geschah, einen Streich nach dem Tyrannen zu führen. Die Menschen erkannten voll Verzweiflung an, daß das System selbst gänzlich unheilbar sei.

Zeugniß des Tacitus.

Um zu erkennen, daß ich in diesen Behauptungen nicht übertreibe, so höre man, was Tacitus sagt: „Die heiligen Religionsgebräuche wurden verletzt. Ehebruch herrschte in zügellosester Weise, die angränzenden Inseln waren mit Verbannten angefüllt, Felsen und einsame Plätze von heimlichen Mordthaten befleckt, Rom selbst ein Schauplatz von Gräueln, wo der Adel der Geburt und der Glanz des Glückes sich Menschen zum Verderben ausersahen, wo ebensowohl die Thatkraft, welche nach öffentlichen Ehren strebte, als die Bescheidenheit, welche sie ablehnte, Missethaten waren, Tugend ein Verbrechen, das zu sicherem Verderben führte, wo die Schmach der Angeber und der Lohn ihrer Schlechtigkeit gleich verabscheuungswürdig waren, wo der Priesterstand, die Consulnwürde, die Regierung der Provinzen und selbst die Gemächer des Fürsten von diesem niederträchtigen Geschlechte belagert und als ihre rechtmäßige Beute betrachtet wurden, wo Nichts heilig, Nichts sicher vor der Hand der Raubgier war, wo Sklaven gegen ihre Herren aufgehetzt oder durch die eigene Bosheit derselben gegen sie aufgestachelt wurden, wo Freigelassene ihre Patrone verriethen und derjenige, welcher ohne Feind gelebt hatte, durch die Verrätherei eines Freundes umkam.“

Folgen in den Provinzen. Freihandel.

Aber obgleich dies die Folgen der Concentrirung von Macht und Reichthum in Rom waren, so verhielt es sich anders mit dem Reiche im Ganzen und Großen. Die Wirkung der römischen Herrschaft bestand im Aufhören aller der kleinen Kriege, welche zuvor zwischen den angränzenden Völkern geführt worden

waren. Sie tauschten Unabhängigkeit gegen Frieden aus. Außerdem, und dies war am Ende von größtem Vortheile für Alle, ergab sich ein unumschränkter Handel daraus, indem directe Verbindungen zwischen allen Theilen des Reiches angeknüpft wurden. Die Mittelmeer-Nationen wurden einander näher gebracht und gemeinsame Erben des Wissens, welches die damalige Welt kannte. Künste, Wissenschaften und Verbesserungen im Ackerbau wurden unter ihnen verbreitet, die fernsten Länder rühmten sich prächtiger Heerstraßen, Wasserleitungen, Brücken und großer Werke der Ingenieurkunst. In barbarischen Gegenden zeigten sich die Legionen, welche als Besatzungen dienen sollten, als Heerde der Civilisation. Für die Provinzen hatte selbst die Schlechtigkeit Roms ihr Gutes. Vom einen Ende war Korn herbeizuschaffen, vom andern Kleidung, vom dritten Luxusartikel und Italien hatte Alles in klingender Münze zu zahlen. Es hatte dagegen Nichts auszuführen. Hierdurch wurde eine Ausgleichung des Reichthums in allen Theilen des Reiches und ein fortwährender Geldumlauf angebahnt. Auch war der Vortheil nicht nur materieller Art, es verbanden sich damit zugleich intellectuelle Ergebnisse von nicht

Intellectueller Fortschritt.

geringem Werthe. Aberglauben und die erstaunliche Leichtgläubigkeit alter Zeiten verschwanden. Im ersten Punischen Kriege ward Afrika noch als ein Land voll Ungeheuer angesehen; es besaß Schlangen, welche groß genug waren, Armeen zum Stehen zu bringen, und Menschen ohne Köpfe. Sicilien hatte seine Cyklopen, Riesen, Zauberinnen, in Spanien wuchsen goldene Aepfel, der Höllenrachen befand sich an den Ufern des Euxin. Die Märsche der Legionen und die Reisen der Kaufleute machten, daß alle diese Spukgebilde verschwanden.

Verschwinden des römischen Volkselements.

Die nothwendige Folge von Roms militärischer Vergrößerung war, daß das volksthümliche Element, welches den Eckstein desselben bildete, unterging. Ein kleiner Knäuel von Menschen hatte es unternommen, die Mittelmeerwelt zu erobern, und es war ihm gelungen. Dadurch hatten sie sich über eine ungeheure, geographische Fläche ausgebreitet und nothwendig in der Masse, mit welcher sie sich vermischten, verloren. Auf der andern Seite hatte das Sklavensystem unausbleiblich die Entartung Italiens und den Untergang Roms im Gefolge, bevor die Barbaren es nur berührten. Wer nach der Ursache zum Falle des Römerreichs frägt, wird die Antwort darauf finden, wenn er sich klar macht, was aus den Römern geworden war.

Römische Eroberung bringt übereinstimmendes Denken zuwege.

Das Erlöschen von Wundern und abergläubischen Sagen ward durch zunehmendes Reisen in Folge der Verschmelzung vieler verschiedener Nationen zu einem großen Reiche verursacht. Materielle Verbindungen sind von intellectuellen begleitet. Die Verbreitung des römischen Einflusses um die Ufer des Mittelländischen Meeres her rief eine Neigung zu gleich-

artigem Denken hervor, welche den vielen Glaubensformen, die von so vielen verschiedenen Völkern bekannt wurden, äußerst gefährlich war.

Nach der Vertreibung Tarquins ward die Priesterklasse der militärischen durchaus untergeordnet, deren ganze Geschichte zeigt, daß sie Religion als eine bloße Staatseinrichtung betrachtete, welche keinerlei philosophische Bedeutung besitze und hauptsächlich um der Gewalt willen zu schützen sei, welche sie über gewöhnliche Geister verleihe. Sie stellte sich ihnen im Lichte eines Industriezweiges dar, aus welchem von denen, welche ihn betrieben, Vortheil gezogen werden könnte. Sie dachten so wenig daran, persönlichen Antheil an ihm, wie an irgend einem andern einträglichen Handelszweige zu nehmen. Wollte man ihre intellectuelle Grundlage einer Prüfung unterwerfen, so könnte man sagen, sie waren keine Sophisten, sondern Soldaten, welche den vorgeschriebenen Einrichtungen ebenso blindlings folgten, wie militärischen Befehlen. Aus diesen Gründen machte sich während der ganzen Zeit der Republik und auch unter den ersten Kaisern nie viel Widerstreben gegen die Einführung irgend einer Art von Gottesdienst in Rom geltend. Die Götter der eroberten Länder wurden dort zur Befriedigung der nationalen Eitelkeit aufgestellt. Aus dieser Vermischung des Gottesdienstes in der Stadt und dem Austausche von Ideen in den Provinzen entsprangen die wichtigsten Folgen.

*Und bringt eine Umwälzung in den religiösen Vorstellungen hervor.*

*Der Imperialismus bahnt den Weg zum Monotheismus.*

Denn es trat sehr bald zu Tage, daß die politische Einheit, welche über eine so große geographische Fläche zuwege gebracht war, die Vorläuferin der intellectuellen und daher religiösen Einheit war. Der Polytheismus ward praktisch unverträglich mit dem römischen Reiche und es that sich eine Neigung zur Einführung einer Form von Monotheismus kund. Abgesehen von den Einwirkungen der Vernunft ist es klar, daß die Anerkennung Eines Kaisers von so vielen Nationen gar bald die Anerkennung Eines Gottes zur Folge haben mußte. Es herrscht eine Neigung zur Uebereinstimmung unter Leuten vor, welche durch ein gemeinsames, politisches Band mit einander verbunden sind. Außerdem theilten die Nebenbuhlereien von etwa hundert Priesterschaften dem Polytheismus eine innerliche Schwäche mit, Monotheismus dagegen setzt Centralisation, eine organisirte Hierarchie und daher Concentrirung der Macht voraus. Die verschiedenen Interessen und Reibungen vielfacher Religionsformen untergruben den Einzelglauben. Die Folge davon war: Verbreitung von thatsächlichem Atheismus, der sich in einer völligen Gleichgültigkeit gegen alle Ceremonien, ausgenommen, soweit es Schaugepränge waren, zu erkennen gab, so daß die ganze bürgerliche Gesellschaft in einen Zustand des Unglaubens und der Gottlosigkeit verfiel. Diejenige Form des Aberglaubens, welche der nationale Geist durchgemacht hatte, gründete sich wesentlich

auf die Anerkennung einer unaufhörlichen Dazwischenkunft vieler Gottheiten, welche die menschlichen Angelegenheiten bestimmten; ein derartiger Glaube erlosch allmälig unter den Gebildeten. Wie war es möglich, daß die menschliche Vernunft anders hätte mit all den Widersprüchen und Abgeschmacktheiten von tausend einheimischen und eingeführten Gottheiten verfahren sollen, deren jede ihre unvereinbaren Ansprüche behaupten wollte? Ein Gott, der in seiner heimatlichen Grotte oder seinem heimatlichen Tempel eine durchweg unangefochtene Herrschaft behauptet, sinkt zu Bedeutungslosigkeit herab, wenn er mit einem Haufen Mitbewerber zusammengebracht wird. In dieser Hinsicht giebt es keinen Unterschied zwischen Göttern und Menschen. Große Städte sind große Gleichmacher beider. Wer in der Einsamkeit des platten Landes eine ungebührlich hervorragende Stellung eingenommen hat, wird in der Einsamkeit eines großen Haufens nicht beachtet.

Römische Philosophie. Der oberflächlichste Umriß der Philosophie der Römer, wenn sie Philosophie genannt werden kann, zeigt uns, wie vollständig das religiöse Gefühl ausgelöscht war. Das Vorhandensein skeptischer Gedanken sieht man an den Erklärungen des Terentius Varro

Varro. 110 v. Ch., daß die anthropomorphischen Götter als bloße Sinnbilder der Kräfte der Materie zu betrachten seien und die allgemeine Zeitrichtung kann man aus dem Gedichte des Lucretius ab-

Lucretius. nehmen, aus seinen Empfehlungen, daß man den Geist von der Furcht vor den Göttern frei machen solle, aus seinen Einflüsterungen gegen die Unsterblichkeit der Seele, aus seiner Darstellung der Natur als der einzig und allein anzubetenden Gottheit. An Cicero

Cicero. sieht man, welch ein schwacher und unsicherer Führer im Leben die Philosophie in einer Zeit der Verwirrung geworden war und wie Jemand, der sich das Ansehen des ersten Denkers seiner Zeiten zu geben wünschte, weiter Nichts war, als ein sklavischer Nachahmer griechischer Vorgänger, indem seine Werke kein männliches und unabhängiges Denken, sondern mehr ein Haschen nach augenblicklichen Effecten, als nach fester Dauer verrathen; denn Cicero wendet sich mehr an das Publikum, als an Philosophen, hierin seine berufsmäßige Neigung als Anwalt zu erkennen gebend. Ein dünner Schleier nur verbirgt seinen Skepticismus nnd mit dem Instinkte eines Beamten sucht er mehr die öffentlichen Interessen auszuforschen, als sich tiefen und abstracten Fragen der Philosophie zuzuwenden. Wie es bei oberflächlichen Menschen gewöbnlich der Fall ist, sieht er keinen Unterschied zwischen dem Speculativen und Wirklichen und wirft Beides durch einander. Er fühlt, daß es keinen Gewinn bringt, Wahrheiten, namentlich religiöser Art, öffentlich mitzutheilen. Man wird hierüber ohne Zweifel einerlei Meinung sein, wenn man findet, daß er Gott für weiter Nichts, als die Seele der Welt hält, manchen ernst-

lichen Einwand gegen die Lehre von einer Vorsehung entdeckt, zu verstehen giebt, daß die Götter nur poetische Erzeugnisse seien, ungewiß ist, ob die Seele unsterblich sei, und die volksthümliche Lehre von Strafen und Belohnungen in der zukünftigen Welt für müßige Fabeln hält.

Es war eine Eigenthümlichkeit der Römer, allen Dingen einen praktischen Charakter aufzudrücken. Dies, sowie eine auffallende Geringfügigkeit ursprünglichen Denkens sieht man auch bei ihrer Philosophie fortwährend zum Vorschein kommen. Quintus Sextius ermahnt uns, ein tugendhaftes Leben zu führen und dringt als Mittel dazu auf Enthaltsamkeit von Fleisch. Dieser Meinung stimmten viele Bekenner der cynischen Schule bei, manche sollen sich selbst den Braminen angeschlossen haben. In den unruhigen Zeiten der ersten Cäsaren hatten die Menschen Gelegenheit, jeden Halt, den sie erlangen konnten, aus der Philosophie zu ziehen; eine Religion, sie zu stützen, gab es nicht. Unter den Stoikern gab es Mehre, wie Seneca, auf die man mit Vergnügen zurückschauen kann. Durch seine Schriften übte er einen beträchtlichen Einfluß auf spätere Zeiten aus, obgleich man bei einer aufmerksamen Prüfung seiner Werke dies nicht sowohl ihrem innern Werthe, als dem Umstande zuschreiben muß, daß sie zufällig mit dem vorherrschenden Tone des religiösen Denkens zusammenfielen. Er prägt die Nothwendigkeit der Pflege guter Sitten ein, schreibt aber gegen die Religion seines Landes, seiner Gebräuche und Anforderungen. Auf einer bei weitem höhern Stufe stand Epictetus, Sklav und Philosoph zugleich, obgleich kaum als eigentlicher Stoiker aufzuführen. Er betrachtet den Menschen als einen bloßen Zuschauer Gottes und seiner Werke und lehrt, daß es Jedem, der das Elend des Lebens nicht länger zu ertragen vermag, nach gehöriger Erwägung und bei dem festen Glauben, daß die Götter es nicht mißbilligen werden, frei steht, Selbstmord zu begehen. Sein Grundsatz ist, daß Jeder eine Rolle zu spielen berufen ist und daß derjenige wohl gethan, der sein Möglichstes gethan — daß er das Gewissen als Führer zu Rathe ziehen muß. Wenn Seneca sagte, daß die Zeit sich einzig und allein in unserm völligen Besitze befinde und dem Menschen außerdem Nichts angehöre, so lehrte Epictetus, daß die Gedanken Alles sind, worüber der Mensch einigermaßen schalten könne, während alles Andere außer seinem Bereiche liege. Der Kaiser M. Aurelius Antoninus nahm keinen Anstand, Epictet, dem Sklaven, seinen Dank dafür auszusprechen, daß er es versuche, seinen Lebenswandel den Grundsätzen der Stoiker gemäß zu führen. Er empfiehlt Jedermann, seinen Dämon frei von Sünde zu bewahren und zieht religiöse Uebungen physikalischen Forschungen vor, hierin in gewissem Grade von den ursprünglichen Lehren der Secte abweichend; allein die bösen Zeiten, welche über die Menschen hereingebrochen waren, leiteten sie mehr

Quintus Sextius. Seneca. Epictetus. Antoninus.

darauf hin, Unterstützung in religiösen Tröstungen, als in philosophischen Forschungen zu suchen. In Maximus Tyrius, 146 n. Ch., entdecken wir eine hiermit übereinstimmende Anschauung, welche allerdings eine Miene von Platonismus annimmt und den Eindruck hinterläßt, daß die Anbetung von Bildern und Heiligthümern unnöthig für diejenigen sei, welche noch eine lebendige Erinnerung an das Schauen des Göttlichen, welches sie einst genossen, besitzen, dagegen ausgezeichnet für den großen Haufen sei, welcher seine Vergangenheit vergessen hat. In Alexander von Aphrodisias giebt sich eine Richtung zu erkennen, welche bald die vorherrschende wurde, nämlich Plato und Aristoteles mit einander zu verbinden. Er redet von einer sowohl absoluten, wie zufälligen Vorsehung, betrachtet ihre Einwirkung auf die Religion und verräth eine Neigung, die frommen Gefühle des Zeitalters zu pflegen.

Maximus Tyrius.

Alexander von Aphrodisias.

Galen.

Von Galen, dem Arzte, werde ich später noch Gelegenheit haben, zu sprechen. Hier genügt, zu bemerken, daß er behauptete, Erfahrung sei die einzige Quelle des Wissens, und daß er großes Gewicht auf Betreibung der Mathematik und Logik legte, mit der Bemerkung, daß er, auch wenn die Geometrie nicht gewesen wäre, Anhänger des Pyrrho geworden sein würde. In die teleologische Lehre der Physiologie, meint er, sei der Grund zu wahrer Theologie zu legen. Die Aerzte damaliger Zeiten übten nicht wenig Einfluß auf die Förderung solcher Ansichten aus, zum größten Theile hingen sie der pantheistischen Lehre an. Unter denselben mag Sextus Empiricus erwähnt werden; seine uns erhaltenen Werke zeigen die Neigung seiner Schule zum Materialismus an.

Philosophischer Atheismus unter den Gebildeten.

So etwa lautete der Denkerton unter den gebildeten Römern und zu diesem philosophischen Atheismus kam noch ein Atheismus der Gleichgültigkeit unter dem großen Haufen hinzu. Aber da der Mensch so geartet ist, daß er nicht beständig ohne gottesdienstliche Formen leben kann, so war offenbar große Gefahr vorhanden, daß, wenn ja die Ereignisse zum Erscheinen einer monotheistischen Idee reif sein sollten, dieselbe ein verwerfliches Aussehen tragen würde. Zu einer viel späteren Periode, als der hier in Betracht kommenden, ließ sich einer der Kaiser dahin vernehmen, daß es nöthig sein werde, den höheren Klassen Freiheit zur Betreibung einer gesunden Philosophie einzuräumen und ein prachtvolles Ceremoniel für die niederen zu ersinnen; er sah ein, wie schwierig es war, durch bloße Staatskunst zwei ihrer Natur nach sich völlig widersprechende Erfordernisse einander beizuordnen. Obgleich der Polytheismus seine intellectuelle Kraft gänzlich verloren hatte, so stand doch nicht zu erwarten, daß die Nationen, welche sich erst seit so Kurzem von ihm losgemacht hatten, jede Neigung zur Belebung der Religion verloren haben sollten. In gewissem Sinne

war der Kaiser nur eine entferntere und majestätischere Form der besiegten und verschwundenen Könige, aber gleich ihnen war er Mensch. So war Gefahr vorhanden, daß das theologische System, sich mit dem politischen umwandelnd, nur ausgedehnte, anthropomorphische Begriffe zu Tage fördern würde.

Principien müssen, um wirksam zu sein, mit vorhandenen Ideen zusammenfallen.

Die Geschichte weist fortwährend nach, daß Nationen dauernd nicht anders, als durch Principien oder Handlungen, welche mit ihrer vorhandenen Richtung zusammenfallen, verändert werden können. Gewaltsamer Zwang geht vorüber und läßt vielleicht binnen wenigen Generationen keine Spur mehr zurück. Selbst Siege werden von der Zeit verwischt. Tiefgehende Veränderungen entspringen nur dann, wenn die wirkende Kraft sich im Verein mit dem Zeitgeiste befindet. Internationaler Frieden zwischen so vielen meist im Streite liegenden Völkern — Frieden unter den Auspicien einer großen, überschattenden Macht, Einheit des Gefühls und brüderliche Empfindungen, welche sich schnell ihren Weg um die Mittelmeerküsten herum bahnten, die Interessen eines bedeutend wachsenden Handels, ungehemmt durch das Aufgehen so vieler kleinen Königreiche in Eine große Republik, brachten die Dinge im Stillen so weit zur Reife, daß jedem religiösen Dogma, welches sich auf gegenseitig geachtete und Antheil erweckende Meinungen gründete, politische Kraft verliehen werden konnte. Auch konnte es nicht fehlen, daß unter den großen Kriegern endlich Einer erstehen würde, dessen praktischer Blick die persönlichen Vortheile entdeckte, welche daraus erwachsen mußten, wenn er sich in Verbindung mit der allgemein vorherrschenden Idee setzte. Wie konnte er besser Anhänger vom Mittelpunkte seines Reiches aus bis zum äußersten Ende desselben finden? Und selbst wenn seine eigene geistige Verfassung ihn nicht befähigen sollte, in ihrem vollen Umfange die besondere Form, unter welcher die Idee sich verkörperte, anzunehmen, konnte es, wenn er sie annahm und als Politiker ihr treu blieb, mochte er sie gleich als Mensch ablehnen, den mindesten Zweifel leiden, welche unermeßliche Macht sie ihm dagegen in die Hände spielen würde — eine Macht, die, wenn die Hauptstadt Widerstand leisten oder sonst seinen Plänen nicht entsprechen sollte, ihn in Stand setzen würde, eine Nebenbuhlerin an einem geeigneteren Orte für sie ausfindig zu machen und sie sich selbst zu überlassen, das Skelett von so viel Ruhm und so viel Schuld.

Der herannahende Monotheismus muß durch die Gränzen des römischen Einflusses abgesteckt werden.

So kann man nach vollbrachter Thatsache deutlich sehen, daß der Todesstreich, welcher dem Polytheismus versetzt wurde, in der Unterdrückung der alten, unabhängigen Nationalitäten um das Mittelländische Meer her bestand und der Monotheismus die Folge von Errichtung einer Kaiserregierung in Rom war. Aber die großen Staats-

männer jener Zeiten, welche die Sache von einem allgemeinen Standpunkte auffaßten, müssen vorhergesehen haben, daß, unter welcher Form der erwartete Wechsel auch stattfinden möchte, die Gränzen seiner Festsetzung unvermeidlich die des Reiches selbst sein und daß, wo die Sprache Roms verstanden wurde, auch Roms Religion die vorherrschende sein würde. Im Laufe der Zeiten mochte eine Ausdehnung über jene Gränzen hinaus, wo die Lage der Dinge derselben günstig war, stattfinden. Im Süden über den bloßen Rand Afrikas hinaus war Nichts zu hoffen; es ist das Land, wo der Mensch in Entwürdigung lebt und glücklich dabei ist. Im Osten gab es große, nicht unterworfene und unberührte Monarchien, welche ihre eigenen Civilisationstypen besaßen und kein Bedürfniß in religiöser Beziehung empfanden. Im Norden aber gab es Nationen, welche, obgleich in abschreckende Barbarei versunken, an Körper und Geist gleich schmutzig, der Vielweiberei, dem Götzendienste und dem Trunke ergeben, die Skalpe ihrer Feinde als Becher benutzend, doch einer herrlichen Laufbahn fähig waren. Ihnen war eine glorreiche Bestimmung beschieden.

Den Untergang einer Nation ausgenommen, giebt es kein Ereigniß in der menschlichen Geschichte, das von tief feierlicherer Bedeutung wäre, als der Untergang einer alten Religion, obgleich religiöse Vorstellungen vorübergehend sind und Bekenntnisse sich einander mit einer durch das Gesetz beständiger Veränderung menschlichen Denkens bestimmten Periodicität folgen. Die geistige Epoche, bei welcher wir nun angelangt sind, hat als wesentlich charakteristisches Merkmal eine solche Wechselfolge — das Verlassen eines ehrwürdigen, aber oberflächlichen Systemes, die Annahme eines neuen und lebendigen, in dessen Anfangsstadien eine Meinung der andern in deutlich bezeichneter Weise folgt, bis sich endlich nach mehren Jahrhunderten des Verschmelzens und Auflösens auf dem Ueberreste römischer Macht, wie um einen Kern, eine bestimmte Form krystallisirte, welche, sich langsam zum Papstthum umwandelnd, den Zwecken Europas während mehr, als tausend Jahren sein ganzes Glaubenszeitalter hindurch diente.

*Die neuen Ideen verschmelzen mit den alten.*

*Benehmen der gebildeten Römer um diese Zeit.*

Diesem Verlassen kam das persönliche Benehmen der gebildeten Klassen mächtig zu Hülfe. Aeußerlich richteten sie sich nach dem Ceremoniel der Zeiten, während sie ihre höheren Lehren als Etwas, das über die Fassungskraft des großen Haufens hinausginge, für sich behielten. Sich als eine geistige Aristokratie betrachtend, standen sie von ferne und nickten mit schlecht verhehltem Spötteln der auf der Hand liegenden Thorheit, welche sie umgab, zu. Man war bei einem bösen Zustande angelangt, als Schriftsteller, wie Polybius und Strabo, sich gegen ihre Genossen wegen der Ueberlieferungen und Sagen, welche sie zum Schein annahmen, damit entschuldigten, daß es unbequem und unnütz sei, öffentliches Aergerniß zu geben und

daß die, welche Kinder an Verständniß wären, gleich Kindern dem Alter nach durch Popanze in Ordnung gehalten werden müßten, als das ehrfurchtgebietende Ceremoniel früherer Zeiten in ein von einer treulosen Priesterschaft und einer ungläubigen Aristokratie abgespieltes Schaugepränge ausgeartet war, als die Orakel verstummten, weil sie dem pfiffigen Witze der Eingeweihten keinen Widerstand mehr zu leisten vermochten, als die Wunder der Alten als Lügen und die der Zeitgenossen als Taschenspielerkünste betrachtet wurden, als selbst Staatsmänner den Grundsatz annahmen, daß, „wenn die Leute in geistiger Cultur auf einem gewissen Punkte angelangt sind, die Priesterschaft sie entweder täuschen oder, wenn sie ihre Macht aufrechterhalten will, unterdrücken muß.“

Religiöser Zustand der intellectuellen Klassen in Rom.

In Rom hatten sich zur Zeit des Augustus die intellectuellen Klassen — Philosophen und Staatsmänner — vollständig von der alten Denkweise losgemacht. Für sie waren die nationalen Sagen, welche vom Volke so eifersüchtig gewahrt wurden, zu bloßen Erdichtungen geworden. Die wunderbare Empfängniß der Rhea Sylvia durch Gott Mars, ein Ereigniß, von welchem ihre Vorfahren mit Stolz den himmlischen Ursprung des Gründers ihrer Stadt abgeleitet hatten, war zu einer Mythe zusammengeschrumpft, die Vermittelung der Venus, jenes Sinnbildes weiblicher Lieblichkeit, bei dem Vater der Götter zum Besten ihrer menschlichen Günstlinge als Quelle der Zuversicht und des Vertrauens aufgegeben, die Sibyllinischen Bücher, von denen man einst glaubte, daß sie Alles enthielten, was zum Gedeihen der Republik erforderlich wäre, in den Verdacht eines mehr unheimlichen, als himmlischen Ursprunges gerathen, auch fehlte es nicht an Anspielungen, daß ab und zu ein abgekartetes Spiel damit getrieben worden sei, um dem Vortheile vorübergehender Interessen zu dienen, ja sogar, daß die ächten verloren gegangen und Machwerke an ihre Stelle getreten wären. Die griechische Mythologie war für sie, wie für uns, ein Gegenstand der Ehrerbietung, nicht um einer ihr inwohnenden Wahrheit, sondern um der ausgezeichneten Darstellungen willen, welche sie für Dichtkunst, Malerei und Bildhauerkunst an die Hand giebt. Das Dasein jener berühmten Männer, welche um ihres verdienstlichen Lebens oder um des ausgezeichneten Vorbildes willen, welches sie hinterließen, von der Frömmigkeit oder Einfalt früherer Tage geheiligt oder selbst vergöttert worden waren, ward geleugnet oder, wenn zugegeben, als Uebertreibung dunkler und barbarischer Zeiten betrachtet. So war es mit Aeskulapius, Bacchus und Herkules der Fall. Und was die verschiedenen Formen des Gottesdienstes betraf, so bot die Menge der Secten, worin sich die heidnischen Nationen aufgelöst hatten, das Schauspiel einfältiger und ungereimter, keiner Beachtung würdiger Verehrung dar, außer so weit sie etwa von Nutzen für die Interessen des Staates waren.

Ihre Unentschlossenheit. So war die Lage der Dinge unter den Gebildeten beschaffen. In gewissem Sinne waren sie zur Freiheit gelangt, in einem andern lagen sie in Fesseln. Ihre Abneigung, sich den Drangsalen, welche ihre ungebildeten Zeitgenossen über sie hätten verhängen können, entgegenzustellen, mag uns überraschend erscheinen; sie thaten, als sei die Menge ein wildes Thier, welches beißen würde, wenn man es zu plötzlich aus seinem Traume weckte, allein ihre Feigherzigkeit konnte den unvermeidlichen Tag höchstens hinausschieben. Die unwissenden Klassen, welche sie so sehr gefürchtet hatten, erwachten, als die Stunde gekommen war, von selbst und sahen klar, wie die Sachen standen.

Uebergabe der Staatsangelegenheiten an die ungebildeten Klassen.

Unter den römischen Kaisern gab es einige höchst begabte; dennoch ließen sie, obgleich es ihnen, wie Jedermann, der seine Aufmerksamkeit der Sache zuwandte, klar gewesen sein muß, in welcher Richtung die Gesellschaft trieb, die Dinge gehen, wie sie wollten; Keiner rührte den Finger, um ihren Gang zu leiten. Möge man immerhin sagen, daß Roms Genie sich mehr in physischer, als geistiger Thätigkeit kund gab, doch lag es in seinen besten Tagen nie im Geiste Roms, große Ereignisse Freigelassenen, Eunuchen und Sklaven zu überlassen. Durch dergleichen Leute wurden die alten Götter in politischer Beziehung bei Seite geschoben, während ihnen die Regierung mit dem Munde einen erheuchelten Gehorsam leistete, daher es durchaus nicht überraschend war, daß bald nach der Einführung des Christenthums die reinen Lehren desselben durch Vermischung mit den Ceremonien des abziehenden Glaubens verschlechtert wurden. Es stand nicht zu erwarten, daß sich der Volksgeist von selbst aus dem verderbten Kreise, worin er befangen war, würde losreißen können. Nur die Philosophie war im Stande, ihn zu befreien, und die Philosophie that ihre Schuldigkeit im entscheidenden Augenblicke nicht. Der klassische Gelehrte braucht sich nicht zu wundern, daß die Feriae Augusti in der Kirche als das Fest St. Petri ad Vincula eingesetzt wurden, daß noch unlängst das Bild der heiligen Jungfrau zum Flusse getragen wurde in derselben Weise, wie in alten Zeiten das der Cybele und daß viele heidnische Gebräuche immer noch in Rom beobachtet werden.

Und in Folge dessen Entartung des Christenthums in Rom.

Hätten sich die Spuren des Heidenthums nur in solchen zufälligen Einzelheiten erhalten, so würde die Sache von wenig Belang sein; allein das Uebel war, wie Jeder, der den Gegenstand genauer untersucht hat, recht gut weiß, bei weitem allgemeiner und tiefgehender. Als den Ephesern verkündet wurde, daß das dort abgehaltene Concil mit Cyril an der Spitze beschlossen habe, die Jungfrau solle „Mutter Gottes“ genannt werden, umfaßten sie unter Freudenthränen die Kniee ihres Bischofs; es war der alte Instinkt, der wieder zum Vorschein kam, ihre Vorfahren würden dasselbe für Diana gethan haben. Wenn Trajan nach

zehn Jahrhunderten Rom hätte wiedersehen können, so würde er ohne Mühe das Drama erkannt haben, trotzdem sich die Handelnden und die Scenerie völlig verändert hatten; er würde überlegt haben, welch großer Fehlgriff in der Gesetzgebung seiner Regierung begangen worden und wie viel besser es für eine weise Regierung sei, wenn die intellectuelle Grundlage einer Religion hin ist, davon abzustehen, das, was unhaltbar geworden, gewaltsam aufzuzwingen und sich statt dessen in die neue Bewegung hineinzustürzen, um ihr den Weg zu bahnen und die Leitung der Dinge in die Hand zu nehmen. Die Philosophie ist nutzlos, wenn sie falsch angewandt wird zur Unterstützung von Dingen, welche der gesunde Menschenverstand zu verwerfen begonnen hat, sie theilt alsdann die Mißachtung, welche jenen anklebt. Hat sie einmal die Gelegenheit, sich der Menschheit nützlich zu machen, verstreichen lassen, so können Jahrhunderte vergehen, bevor sich ihr wieder eine solche bietet. Unwissenheit und niedrige Interessen bemächtigen sich des Augenblickes und bürden dem Menschen eine Last auf, welche tausendjährige Kämpfe vielleicht nicht abzuschütteln vermögen. Unter allen Pflichten einer erleuchteten Regierung steht die, sich mit der Philosophie im kritischen Augenblicke, wo die staatliche Gesellschaft eine so ernste Metamorphose ihrer Meinungen, wie das Abwerfen ihres alten Glaubensgewandes und das Anziehen eines neuen, durchmacht, zu verbinden, obenan, denn es handelt sich dabei um Dinge, welche alle zeitlichen Interessen überdauern.

---

# Neuntes Kapitel.

## Das europäische Zeitalter des Forschens. Die zunehmende Abweichung der Meinungen durch Errichtung von Concilien und die Concentrirung der Macht in einem Papste geschlossen. Entstehen, frühzeitige Abweichungen, Kämpfe und schließliche Einführung des Christenthums.

Gegenstand dieses Kapitels. Vom Verfalle des Heidenthums und der Philosophie, von der moralischen und der socialen Disorganisation des römischen Reiches habe ich mich nun dem wichtigsten aller Ereignisse, der Entstehung des Christenthums, zuzuwenden. Ich habe zu zeigen, wie eine

Verschiedenheit der Meinungen vorherging und ihren Gipfelpunkt erreichte, wie dieselbe durch die Errichtung eines Prüfsteins der Wahrheit unter der Form geistlicher Concilien geschlossen und ein System entwickelt wurde, welches die geistigen Bedürfnisse Europas fast tausend Jahre lang versah.

Einleitung zum Studium des Christenthums.

Der Leser muß sich, nachdem ich ihm eine Darstellung des Zustandes römischer Angelegenheiten geboten habe, anschicken, die Folgen desselben ins Auge zu fassen. Wir müssen jetzt den Fortschritt des Christenthums verfolgen, die Anwendung seiner Grundprincipien auf die Bedürfnisse des Reiches und die Veränderungen, welche letzteres erlitt, prüfen — eine sehr schwierige Aufgabe, denn selbst offene und redliche Meinungen pflegen zuweilen zu verletzen. Was mich anbetrifft, so werde ich mit Ehrerbietung, aber auch mit Freimuth über diesen großen Gegenstand reden, denn Gedanken- und Redefreiheit gilt mir als das erste unter allen irdischen Dingen.

Unterschied zwischen Christenthum und kirchlichen Einrichtungen.

Aber um nicht mißverstanden zu werden, unterscheide ich gleich hier beim Beginn nachdrücklich zwischen Christenthum und kirchlichen Einrichtungen. Ersteres ist Gottes Gabe, letztere sind das Erzeugniß menschlicher Bedürfnisse und menschlicher Erfindungen, folglich der Kritik oder, wenn nöthig, der Verurtheilung unterworfen.

Sittlicher Zustand der Welt um diese Zeit.

Am Zustande des römischen Reiches lassen sich die Grundsätze, welche bei Verbesserung neuer Systeme in Anwendung zu bringen sind, nachweisen. Unter der Regierung des Augustus stand die Gewalt stille, weil sie ihr Werk vollendet hatte. Der Glaube war todt, die Sittlichkeit verschwunden. An den Küsten des Mittelländischen Meeres blickten die besiegten Nationen auf einander als Gefährten im Unglücke, Genossen eines gemeinsamen Looses. Nicht eine von ihnen hatte einen Gott gefunden, der ihr in der Stunde der Noth geholfen hätte. In Europa, Asien und Afrika herrschte Ruhe, aber es war die Ruhe der Verzweiflung.

Mitleidslose Tyrannei Roms.

Rom betrachtete den Menschen nie als Individuum, sondern als Sache. Es verfolgte seine Bahn zu politischer Größe mit äußerster Nichtachtung menschlicher Leiden. Wenn den Besiegten unter seiner Herrschaft Vortheile erwuchsen, so entsprangen sie nur aus Zufälligkeiten, nie aus vorsätzlicher Absicht desselben. Es war kein selbstbewußter, mit Ueberlegung handelnder Civilisator. Raub und Eroberung, die beiden Ziele seiner Handlungen, ließen es, selbst auf der höchsten Stufe seiner geistigen Entwickelung, nie die Gleichberechtigung aller Menschen vor dem Gesetze erkennen. Mitleidslos in seiner harten Politik, gab es nur spärliche Fälle, wo es aus tiefen Staatsgründen seiner erhobenen Rechte Einhalt gebot. Im Uebermuthe seiner Macht konnte es sich wohl zur Gnade herablassen, nie aber zum Wohlthun erheben.

Bahnt den Weg zur Anerkennung der Gleichheit aller Menschen.

Wenn Syrien ein Drittel seiner jährlichen Producte als Steuern erlegte, kann es da Wunder nehmen, daß der jüdische Landmann nach einem Befreier seufzte und begierig den Ueberlieferungen seines Volkes lauschte, daß bald ein zeitlicher Messias, „ein König der Juden“ kommen werde? Als die Gleichheit aller Menschen vor Gott verkündet wurde, „welcher seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte,“ ist es da überraschend, daß die Menschen gleiche Rechte vor dem Gesetz begehrten? Allgemeine Gleichheit bedeutet allgemeines Wohlthun; sie setzt an Stelle der unpersönlichen und leicht zu umgehenden Befehle des Staates die Gebote des stets gegenwärtigen Gewissens, sie befolgt das Gebot: „Was du willst, das Andere dir thun, das thue du ihnen auch.“

Bei der Verbreitung einer Lehre handelt es sich um zweierlei — die innere Natur derselben und den Zustand dessen, auf den sie bestimmt ist, zu wirken. Die Verbreitung des Christenthums läßt sich unschwer verstehen. Sein Gegner, das Heidenthum, zeugte von angeborener Schwäche und Treulosigkeit und hatte nur öde Aussichten aufzuweisen, ein System, wenn es so genannt werden kann, welches keine leitende Idee, keine Grundsätze, keine Organisation besaß, sich nicht um Proselyten kümmerte, dessen nebenbuhlernde Priester vielen Göttern ergeben waren und kein politisches Ganze bildeten, sich mit Leitung des öffentlichen Gottesdienstes und dem Vorhersagen zukünftiger Ereignisse befaßten, ohne sich in das häusliche Leben zu mischen, ohne sich um die Niedrigen und Unglücklichen zu kümmern, kein zukünftiges Leben anerkennend oder es im besten Falle nur zweifelhaft zugebend, die Hoffnungen und Bestimmung des Menschen auf die Welt beschränkend, den Grundsatz predigend, daß man selbstsüchtig zeitliches Wohlergehen um jeden Preis erwerben dürfe, und Selbstmord als die Erlösung des Muthigen vom Unglück betrachtend.

Haltung des Heidenthums.

Haltung des Christenthums.

Auf der andern Seite stand das Christenthum mit seiner Begeisterung und seinem glühenden Glauben, seinen Belohnungen in diesem Leben nnd seiner ewigen Seligkeit oder Verdammniß im zukünftigen, seinen bestimmten Lehren, welche es sich allmälig über Sünde, Buße, Vergebung und die Kraft des Blutes des Sohnes Gottes bildete, seinem Proselytengeiste, seinen lebendigen Dogmen von der Auferstehung von den Todten, dem herannahenden Ende der Welt und dem jüngsten Gericht, vor Allem aber vom irdischen Gesichtspunkte aus, mit der unvergleichlichen Organisation, welche es bald erreichte, und seinem Predigen zur Zeit oder Unzeit. Dürftigen Christen wurden mit Freuden die milden Gaben, den Traurigen das Mitgefühl der Gläubigen gespendet. In jeder Versammlung wurden Gebete zu Gott emporgesandt, daß er auf das Seufzen der

Gefangenen und Gebundenen hören und Barmherzigkeit mit denen haben möge, welche im Sterben lagen. Für den Sklaven, wie für seinen Herrn gab es nur Ein Gesetz, Eine Hoffnung, Eine Taufe, Einen Heiland, Einen Richter. In Zeiten häuslicher Bekümmerniß tröstete der Christensklave ohne Zweifel oft seine heidnische Gebieterin mit der Versicherung, daß unsere gegenwärtigen Trennungen nur eine kleine Weile dauern, und offenbarte ihrem willigen Ohre, daß es noch eine andere Welt — ein Land gäbe, worin wir mit unseren Todten wieder vereint werden sollen. Wie ist es möglich, die Ausbreitung eines Glaubens zu hemmen, bei welchem das Herz vor Freuden bebt?

Erste Organisirung desselben.

Bei seiner ersten Organisation verkörperte sich das Christenthum zu einer communistischen Form, dem Zusammenschießen des Eigenthums der Jünger zu einer gemeinschaftlichen Kasse, aus welcher die Bedürfnisse der Nothleidenden bestritten wurden. Ein solches System, streng ausgeführt, eignet sich jedoch nur für eine kleinere Anzahl von Menschen und für eine kurze Dauer. Es ist seiner Natur nach in großem Umfange unausführbar. Kaum hatte man es angewandt, als sich auch bereits Streit über die Frage der Handreichung an hebräische und griechische Wittwen erhob, ein Zeichen, daß man auf eine Abänderung bedacht sein müsse. Durch solche Unterstützung aus dem Kirchenschatze ward die Ausbreitung des Glaubens unter den niederen Klassen sehr gefördert. In warmen Klimaten, wo die Lebensbedürfnisse gering sind, kann eine scheinbar unbedeutende Summe in dieser Hinsicht viel leisten. Aber als die Reichthümer sich häuften, gab es außer diesem Anziehungsmittel für die Armen auch Verlockungen für die Ehrgeizigen: glänzende Gehalte und prachtvolle Hofhaltungen, indem geistliche Würden mit Staatswürden mehr, als wetteiferten.

Allmälige Sectentheilungen.

Aus der Veränderung, welche die ursprüngliche Organisation auf diese Weise erlitt, kann man die Lehre ziehen, daß die besondern Formen der Verkörperung, welche das christliche Princip von Zeit zu Zeit angenommen hat und deren viele erwähnt werden könnten, in Wirklichkeit nur von untergeordneter Bedeutung waren. Die Secten der ersten Jahrhunderte sind so völlig erloschen, daß man sich kaum noch die Bedeutung ihrer Namen zurückzurufen oder ihre wesentlichen Dogmen zu bestimmen weiß. Von Fasten, Buße und Geldspenden an, Dingen, welche ein bestimmtes Maß in sich begreifen und daher geistiger Kindheit ganz angemessen sind, läßt sich eine fortschreitende Orthodoxie bis zu den höchsten, metaphysischen Ideen hinauf verfolgen. Doch darf man nicht annehmen, daß neue Gebräuche und Lehren, wie sie entsprangen, zusammenhangslose Erfindungen ehrgeiziger Menschen waren. Recht betrachtet, sind sie im Ganzen genommen das Erzeugniß des übereinstimmenden Fortschrittes menschlicher Meinungen.

Frühzeitige Abweichung der Meinungen.

Autoren, welche über die Secten der frühesten Zeit geschrieben haben, pflegen den aufmerksamen Leser darauf zu verweisen, wie die Kirche im Beginn eine zaudernde Anhänglichkeit an hebräische Riten zu erkennen gab und sich mit Mühe vom Judaismus losriß, welcher während der ersten zehn Jahre in ihr vorherrschte, wie sie sich darauf mehre Jahrhunderte lang in Lehren über die Natur Christi vertiefte und wie daraus Bekenntniß auf Bekenntniß entsprang. Den Ebioniten war er ein bloßer Mensch, den Doceten ein Phantasiegebilde, dem jüdischen Gnostiker Cerinthus mit zwiefacher Natur begabt, wie denn dem Christenthume im Laufe der Jahrhunderte nach Verbreitung desselben über das ganze Reich sichtlich die geistigen Eigenthümlichkeiten des Ostens und Westens aufgedrückt wurden — des Ostens, der voll speculativer Lehren war, worunter die bedeutendsten die von den Platonikern Alexandriens hervorgerufenen, denn von allen philosophischen Secten lieferten die Platoniker die meisten Anhänger — des Westens, der sich seinem Nützlichkeitsgeiste gemäß, welcher das Praktische schätzt, das Geistige dagegen herabsetzt, und der dabei merkwürdig durch günstige Umstände unterstützt wurde, mit materieller und territorialer Machtvergrößerung beschäftigte. Das Endziel aller christlichen Sectenvorstellungen des Ostens beruhte in Gott, das des Westens im Menschen. Hierin besteht der wesentliche Unterschied zwischen ihnen. Jener war reich an Lehren über die Natur der Gottheit, dieser schwoll über von Regeln und Vorschriften zur Verbesserung und Tröstung der Menschheit. Lange Zeit herrschte Duldung, ja Vorurtheilslosigkeit gegen Meinungsverschiedenheiten. Bis zum Concil von Nicäa galt Niemand für einen Ketzer, sofern er nur das apostolische Glaubensbekenntniß ablegte.

Die östliche Theologie ist der Gottheit zugekehrt.

Die westliche der Menschheit.

Veränderungen des Christenthums von außen her.

Ein sehr scharfsinniger Kirchenhistoriker macht, indem er sich auf die frühzeitigen Befleckungen des Christenthums bezieht, folgende Bemerkung: „Eine klare und ungetrübte Quelle, durch geheime Kanäle mit dem Thau des Himmels genährt, nimmt, wenn sie zum breiten Flusse wird und einen langen und verschlungenen Lauf verfolgt, eine Färbung von den verschiedenen Bodenarten an, durch welche sie sich hinwindet."

So durch umgebende Umstände beeinflußt, gab es anfänglich drei Abarten des Christenthums — jüdisches, gnostisches und afrikanisches Christenthum.

Judäisches Christenthum.

An der ersteren hafteten Befleckungen des Judenthums, von welchem sich das Christenthum nur mit äußerster Mühe und auf Kosten von Mißhelligkeiten unter den Aposteln selbst losmachte. Von dem rein hebräischen Gesichtspunkte der ersten Jünger aus, welche

nur mit Widerstreben ihre Erwartung aufgaben, daß der Heiland der längst ersehnte weltliche Messias, der König der Juden sei, unter welchem Namen er auch litt, breitete sich der Glaube aus, indem er allmälig auch Proselyten des Thores, d. h. der umliegenden Heidenvölker, endlich der gesammten Welt ohne Rücksicht auf Nation, Klima oder Farbe umschloß. Mit dieser wahrhaft kaiserlichen Ausdehnung traten die wesentlichen Lehren worauf es gegründet war, hervor. Das judäische Christenthum aber erreichte eigentlich ein vorzeitiges Ende. Es vermochte sich nicht gegen die mächtigen, apostolischen Einflüsse im Schooße der Kirche und den gewaltsamen, durch die ungläubigen Juden ausgeübten Druck zu behaupten, welche einen unbeugsamen Haß gegen dasselbe bewiesen. Ueberdies bot der reißende Fortschritt der neuen Lehre durch Kleinasien und Griechenland ein verlockendes Feld für den Enthusiasmus dar. Die ersten Prediger im römischen Reiche waren Juden, während der ersten Jahre bestand man auf der Beschneidung und der Uebereinstimmung mit dem mosaischen Gesetze; allein das erste Concil zu Jerusalem, wahrscheinlich um 49 n. Ch. schlichtete jenen Punkt und zwar, indem es ihn ablehnte. Die Organisation der Kirche, ursprünglich nach der der Synagoge eingerichtet, ward geändert. Im Anfang waren das Glaubensbekenntniß und die gottesdienstlichen Gebräuche einfach; es war nur erforderlich, den Glauben an den Herrn Jesum Christum zu bekennen und die Taufe bezeichnete die Zulassung des Convertiten zur Gemeine der Gläubigen. Jacobus, genannt der Bruder des Herrn, nahm, wie sich nach seinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu Letzterem erwarten ließ, die Stellung des kirchlichen Oberhauptes ein. Die Namen der Bischöfe der Kirche zu Jerusalem, wie Eusebius sie angiebt, folgen Jacobus, dem Bruder Christi, in nachstehender Ordnung: Simon, Justus, Zachäus, Tobias, Benjamin, Johannes, Matthäus, Philippus, Simeon, Justus, Levi, Ephraim, Joseph und Judas. Die Namen sind bezeichnend für die Nationalität. Diese Kirche rühmte sich, bis auf den letzten jüdischen Bischof nicht durch die geringste Ketzerei verunstaltet zu sein, eine Berühmung, die jedoch mit einiger Einschränkung aufzunehmen ist, denn schon sehr früh finden wir Spuren von zwei verschiedenen Parteien in Jerusalem vor, von Solchen, welche die Erzählung von der wunderbaren Empfängniß annahmen und Solchen, welche es nicht thaten. Die Ebioniten, welche den Stammbaum unseres Erlösers bis zu David hinauf zu verfolgen wünschten, verfuhren hierbei dem im Evangelium Matthäi gegebenen Geschlechtsregister gemäß und wollten daher auch nicht gelten lassen, was über die wunderbare Empfängniß berichtet wurde, indem sie behaupteten, daß es apokryph sei und in offenbarem Widerspruche mit der Genealogie stünde, wonach das Stammregister unseres Heilandes bis auf Joseph fortgeführt werde, der also nicht als sein Vater erscheine. Man kann sie als die nationale oder patriotische Partei betrachten.

Ursachen der Hemmung zur Bekehrung der Juden.

Zwei Ursachen scheinen bei dem Hinderniß zur Bekehrung der Juden ins Spiel gekommen zu sein, erstens ihre Enttäuschung hinsichtlich der zeitlichen Macht des Messias und zweitens, die überwiegende Bedeutung, welche schließlich der Lehre von der Dreieinigkeit beigelegt wurde. Ihr Eifer um Alles, was die nationale Lehre von der Einheit Gottes berühren konnte, streifte an Fanatismus. Das judäische Christenthum darf man als wirksam mit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer beendet ansehen, die letzte Spur desselben findet sich jedoch noch in dem Streite über Ostern, welcher durch das Concil von Nicäa beendet wurde vor. Die Bekehrung der Juden hatte vor der Regierung Constantins aufgehört.

Gnostisches Christenthum.

Die zweite Form, das gnostische Christenthum, hatte seine volle Entwickelung binnen einem Jahrhundert nach Christi Tode erreicht; es bewahrte sich einen wirksamen Einfluß während der ersten vier Jahrhunderte und gab während jener Zeit zu vielen verschiedenen untergeordneten Secten Veranlassung. Es bestand wesentlich darin, daß es das Christenthum auf den Magianismus propfte. Es machte den Heiland zum Ausflusse des höchsten Verstandes, vom ewigen, selbst vorhandenen Geiste abstammend; dieser Verstand und nicht der Menschensohn Jesus war der Christ, welcher, so ein gefühlloses Schattenbild, dem Gnosticismus keine Vorstellung von einem Sühnopfer, von einer Versöhnung darbot. Es ward durch das Wiedererscheinen des reinen Magianismus im persischen Reiche unter Ardeschir Babhegan gehemmt, jedoch nicht, ohne dem orthodoxen Christenthum einen Eindruck mitzutheilen, welcher viel tiefer war, als man gewöhnlich annimmt und von welchem sich unvertilgbare Spuren noch in unsern Tagen erkennen lassen.

Platonisches Christenthum.

Die dritte Form, das afrikanische oder platonische Christenthum, entstand in Alexandrien. Hier befand sich der Brennpunkt jener verhängnißvollen Streitigkeiten über die Dreieinigkeit, ein Wort, welches in der ganzen heiligen Schrift nicht Ein Mal vorkommt und das, wie es scheint, ursprünglich von Theophilus, Bischof von Antiochien, dem siebenten von den Aposteln ab, eingeführt wurde. Zur Zeit Hadrians hatte sich das Christenthum über ganz Aegypten ausgebreitet und unter den platonisirenden Philosophen der Hauptstadt viele Anhänger gefunden. Diese Männer änderten die gnostische Vorstellung so ab, daß sie zu ihren eigenen Lehren paßte, indem sie behaupteten, daß der Urgrund, aus welchem das Universum entstanden, etwas aus dem höchsten Geiste Hervorgegangenes sei, das fähig wäre, sich wieder in denselben zurückzuziehen, wie es ihrem Glauben gemäß mit einem Sonnenstrahle und der Sonne der Fall war. Dieser Strahl, behaupteten sie, hafte fortwährend am Erlöser und daher könne er als Gott betrachtet werden. Seine Person enthielt

demnach drei Bestandtheile, Leib, Seele und Logos, weshalb er sowohl Gott, als Mensch war. Aber gleichwie ein Sonnenstrahl geringer ist, als die Sonne, schien daraus zu folgen, daß der Christ auch geringer sein müsse, als der Vater.

Aus allem diesen geht hervor, daß darin etwas Ueberirdisches lag; die platonisirenden Christen, der Gewohnheit der griechischen Philosophen folgend, betrachteten es als eine Geheimlehre, sie sprachen davon als von einer „Speise für die Starken," während die landläufige Lehre „Milch für die jungen Kinder" war. Der Märtyrer Justin, 133 n. Ch., welcher ebenfalls ein platonischer Philosoph gewesen war, glaubte, daß der göttliche Strahl, nachdem er sich einmal an Christus geheftet habe, nie wieder von ihm genommen oder von seiner Quelle getrennt worden sei. Er erläutert seine Vorstellung durch zwei Bilder. Wie die Sprache

Der Logos.

(Logos) von einem Menschen aus und in den andern übergeht, demselben seine Meinung mittheilend, während dieselbe Meinung in der Person, welche spricht, zurückbleibt, so fährt der Logos des Vaters unbeschadet dessen, daß er Christo mitgetheilt worden, fort, in Jenem zu verweilen, oder wie man eine Lampe an der andern anzündet ohne die geringste Schwächung des Glanzes, so ist die Göttlichkeit des Vaters auf den Sohn übertragen. Dies letztere Bild ward später sehr verbreitet und in das Nicäische Glaubensbekenntniß aufgenommen: „Gott von Gott, Licht vom Licht."

Es ist offenbar, daß die Absicht dieser Denker darauf hinaus ging, die Lehre von der Einheit Gottes unangetastet zu erhalten, denn das große Ganze der Christenheit war um diese Zeit monarchisch, wenn man das Wort in theologischer Bedeutung gebraucht.

Fortdauer der alexandrinischen Ideen.

So starben die jüdische und die gnostische Form beide aus, während die afrikanische, platonische oder alexandrinische dazu bestimmt war, zu bleiben. Die Art, wie dies geschah, läßt sich nur durch ein Studium der politischen Geschichte der damaligen Zeiten verstehen. Ich werde demnach auf Thatsachen, welche zu unserem Zwecke erforderlich sind, kurz anspielen.

Verbreitung des Christenthums von Syrien aus.

Von seiner Wiege in Judäa schritt das Christenthum zur Eroberung der römischen Welt vor. In seiner ursprünglichen Form erhielt es einen mächtigen Antrieb durch den Glauben, daß das Ende aller Dinge nahe sei und daß die Erde auf dem Punkte stehe, in Feuer aufzugehen. Aus dem Bürgerkriege, den es in Judäa geführt hatte, ging es hervor, um Angriffskriege und Eroberungen in fremden Landen zu beginnen. Der Reihe nach wurden Cypern, Phrygien, Galatien, ganz Kleinasien, Griechenland und Italien durchdrungen. Die Verfolgungen Neros bei Gelegenheit des Brandes von Rom verzögerten seine Laufbahn um keinen Augenblick; während seiner

Regierung breitete es sich mit reißender Schnelligkeit aus und nach allen Richtungen hin entstanden petrinische und paulinische oder judaistrende und hellenistrende Kirchen. Letztere gewannen die Oberhand, erstere verschwanden. Die Kirchenverfassung änderte sich, indem die Versammlungen allmälig an Macht verloren, welche sich in einem Bischofe concentrirte. Am Schlusse des ersten Jahrhunderts war die bischöfliche Form vorherrschend und die kirchliche Organisation so gebietend, daß sie die Aufmerksamkeit der Kaiser auf sich zog, welche nun den Irrthum einzusehen begannen, welchen man bisher begangen hatte, die neue Religion mit dem Judaismus zu verwechseln. Ihre Abneigung gegen dieselbe, welche sich bald in Unterdrückungsmaßregeln zu erkennen gab, war eine Folge der eigenthümlichen Haltung, welche sie beobachtete. Als Körperschaft hielten sich die Christen nicht nur fern von den Vergnügungen der damaligen Zeit, indem sie Theater und öffentliche Lustbarkeiten mieden, sondern sie bildeten auch in jeder Beziehung einen Staat im Staate. Solch ein Zustand der Dinge war gänzlich unverträglich mit der bestehenden Regierung und gewisse Nachtheile und Uebelstände desselben machten sich gar bald fühlbar. Der triumphirende Gang des Christenthums ward merkwürdig erleichtert durch den freien Verkehr über das Mittelländische Meer weg in Folge davon, daß sich jenes Meer in den Händen einer einzigen oberherrlichen Macht befand. Die jüdischen und griechischen Kaufleute dienten ihm als Vermittler, ihre Handelsstädte waren die Stützpunkte desselben. Doch war nicht anzunehmen, daß seine Verbreitung ohne Widerstand vor sich gehen würde; denn wenigstens anderthalb Jahrhunderte lang nährten die kleinen Landbesitzer und Feldarbeiter einen Haß gegen dasselbe, indem sie es als eine Absonderlichkeit des Handelsstandes betrachteten, welchen sie von jeher verachteten. Sie redeten sich ein, daß ihm die Erdbeben, Ueberschwemmungen und Seuchen zuzuschreiben wären. Zu diesen Aufreizungen kam noch das Verlangen, sich des Eigenthums der Gläubigen, das vom Gesetze mit Beschlag belegt worden war, zu bemächtigen. Hierüber wurde von den ersten Christen unaufhörliche und bittere Klage geführt. Allein Folter, Feuer und wilde Thiere wurden vergebens angewandt. Aus den Verfolgungen entsprangen sogar Vortheile. Ungerechtigkeit und Barbarei hielt die frommen, aber schwachen Gemeinen zusammen und drängte inneren Zwist zurück.

Aenderungen in der Organisation werden nothwendig.

Geräth in Zwiespalt mit dem Imperialismus.

Verfolgung befestigt es.

Herausfordernde Miene der jungen Kirchen.

In manchen Fällen unterliegt es jedoch keinem Zweifel, daß Verfolgungen durch die trotzige Miene, welche die Kirchen annahmen, sobald sie sich stark genug fühlten, herbeigeführt wurden. Um dies zu verstehen, braucht man nur Urkunden, wie das Schreiben Tertullians an Scapula zu lesen. Voll unduldsamen Geistes

beschuldigt es die nationale Religion, die Ursache alles öffentlichen Unglückes, der Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Sonnenfinsternisse 2c. zu sein, es beschwört die Rache Gottes auf die nationale Abgötterei herab. Der Meinung der Christen damaliger Zeit gemäß erkennt es die Wirklichkeit der Heidengötter an, brandmarkt sie als Teufel und kündet den Entschluß an, sie zu vertreiben. Es warnt seine Gegner, auf daß sie nicht etwa mit Blindheit geschlagen, von Würmern gefressen oder von anderen schrecklichen Plagen heimgesucht würden. Solche Haß und Verachtung athmende Gesinnungen, kräftig genug, um sich politisch fühlbar zu machen, mußten unfehlbar Verfolgungen hervorrufen. Die des Decius, 250 n. Ch., war hauptsächlich gegen die Geistlichkeit gerichtet; selbst die Bischöfe von Jerusalem, Antiochien und Rom entgingen ihr nicht. Acht Jahre darauf fand diejenige Statt, in welcher Sextus, der Bischof von Rom, und Cyprian von Karthago umkamen.

Widerstand der Kaiser.

Lage der Dinge unter Diocletian.

Unter Diocletian war es klar geworden, daß die überall erstehenden, sich selbst regierenden, christlichen Körperschaften durchaus unverträglich mit dem kaiserlichen Systeme waren. Duldete man sie noch länger, so mußten sie eine solche Stärke erlangen, daß sie in politischer Hinsicht geradezu furchtbar geworden wären. Es gab keine Stadt, kaum ein Dorf im Reiche — ja, was noch viel schlimmer war, es gab keine Legion, in welcher sich nicht solche Genossenschaften befanden. Der unnachgiebige und unerbittliche Geist, welcher sie beseelte, brachte nothwendig ein dreifaches Bündniß der Staatsmänner, der Philosophen und der Polytheisten zuwege. Diese drei Parteien, ihre gegenseitigen Streitigkeiten beilegend oder hintansetzend, verbanden sich brüderlich mit einander, um den gemeinsamen Feind niederzuhalten, bevor es zu spät sein würde. Der Kampf brach zuerst im Heere aus. Ist erst das Werkzeug der Macht berührt, so bedarf es eines Fürsten, der auf der Hut ist. Die Christensoldaten mehrer Legionen weigerten sich, an den althergebrachten Feierlichkeiten zur Versöhnung der Götter Theil zu nehmen. Es war im Winter von 302—3 n. Ch. Der Fall wurde so dringend, daß von Diocletian und Galerius ein Kriegsrath abgehalten wurde, um zu bestimmen, was zu thun sei. Die Schwierigkeit der Lage mag gewürdigt werden, wenn man weiß, daß das Weib und die Tochter Diocletians selbst Anhänger der neuen Religion waren. Er war ein Mann von so hohen Fähigkeiten und so weiten politischen Anschauungen, daß er sich in der zweiten Sitzung der leitenden Staatsmänner und Generäle nicht anders herbeigelassen haben würde, seine Zustimmung zur Unterdrückung zu geben, wenn es nicht zu Tage gelegen hätte, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich war. Sein äußerstes Widerstreben, zu handeln, zeigt sich in dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß kein Menschenleben dabei geopfert würde. Es ist kaum nöthig, die

Verfolgungen der Kaiser.

daraus entspringenden Ereignisse zu berichten, wie die Kirche von Nicomedia dem Erdboden gleich gemacht und drohende Vergeltung durch Anzündung des kaiserlichen Palastes geübt wurde, wie ein Edict unter offener Verhöhnung herabgerissen und die christlichen Officiere im Heere gezwungen wurden, abzudanken und wie, einem Augenzeugen, Eusebius, zufolge, bald eine ungeheure Menschenzahl in Armenien, Syrien, Mauritanien, Aegypten u. s. w. den Martyrertod erlitten. So unwiderstehlich war der Gang der Ereignisse, daß selbst der Kaiser die Verfolgung nicht zu hemmen vermochte. Die Christen fielen der Tortur, dem Feuer, den wilden Thieren und Enthauptungen anheim, während Viele von ihnen, wenn das Urtheil gefällt wurde, Gott dankten, daß er sie würdig erachtet habe, für ihn zu dulden. Die Welt war voll von Bewunderung. Die Größe eines so heiligen Muthes konnte kein anderes Ergebniß haben. Ein mörderischer Kampf zwischen den Streitenden schien unvermeidlich zu sein. Aber in der dunkeln und blutigen Politik der damaligen Zeiten ward die Frage auf unerwartete Weise gelöst. Constantin, welcher der verrätherischen Haft des Galerius entflohen war, verfiel ganz natürlich auf den Gedanken, daß, wenn er sich mit der Christenpartei verbände, ihm daraus bedeutende Vortheile erwachsen müßten. Von allen Ecken und Enden des Reiches würden ihm dadurch Männer und Weiber zugeführt werden, welche bereit wären, Feuer und Schwert zu erdulden, er würde sich Parteigänger dadurch verschaffen, die nicht nur durch die Ueberlieferungen ihrer Väter begeistert waren, sondern auch — denn die menschliche Natur pflegt sich auch auf religiösem Gebiete nicht zu verleugnen — nach Vergeltung für die haarsträubenden Barbareien und Ungerechtigkeiten dürsteten, welche ihnen zugefügt worden waren; er würde sich dadurch, und das war das Wichtigste von Allem, Anhänger in jeder Legion des Heeres verschaffen. Er nahm demnach seine Maßregeln. Die Kriegsereignisse krönten sie mit Erfolg. Er konnte nicht anders, als äußerlich denen die Treue halten, welche ihm zur Macht verholfen hatten und fortfuhren, ihn auf dem Throne zu behaupten. Aber erst am Ende seiner bösen Laufbahn fügte er sich den ceremoniellen Anforderungen der Kirche.

*Ihre großen, politischen Folgen.*

*Erfolgreiche Politik Constantins.*

Der Versuch, mit dieser großen und schnell anwachsenden Partei ein Bündniß zu schließen, war nichts Neues. Maximin versuchte es, fand aber kein Vertrauen. Licinius, welcher die Politik vorhersah, welche Constantin sicher einschlagen würde, versuchte sie dadurch unschädlich zu machen, daß er die Verfolgung 316 n. Ch., allerdings nur mit schwachem Erfolge, wieder anfachte, in der Hoffnung, die Heiden dadurch zu gewinnen. Die Thronbewerber zersplitterten in diesem Augenblicke die Kraft des Staates so sehr, daß die Christenpartei, selbst wenn sie schwächer gewesen wäre, als sie war, die Macht dermaßen in der Hand hatte,

daß sie dem Candidaten ihrer Wahl das Uebergewicht zu geben vermochte. Dies mußte ihr um so sicherer gelingen, wenn man ihre Zahl, ihre Verzweigungen, ihre geschlossene Gliederung betrachtet. Gewalt, Gründe und Ueberredung hatten sich gleich machtlos gegen ihre Stärke erwiesen.

Einfluß der Regierung Constantins.

Auf die Regierung Constantins des Großen ist der Beginn jener düstern und schrecklichen Zeiten zurückzuführen, welche Europa tausend Jahre lang danieder drückten. Sie bildet den eigentlichen Schluß des römischen und den Beginn des griechischen Reiches. Der Uebergang vom einen zum andern wird nachdrücklich und abgerissen durch eine neue Hauptstadt, eine neue Religion, einen neuen Codex und vor Allem durch eine neue Politik bezeichnet. Ein ehrgeiziger Mensch hatte die kaiserliche Macht erlangt, indem er die Interessen einer rasch wachsenden Partei in sich personificirte. Die unvermeidlichen Folgen davon waren Verbindung von Kirche und Staat, Ableitung der gefährlichen Klassen vom staatlichen auf geistliches Gebiet und Verfall und Materialisirung der Religion. Dies und nicht die Herrschaft Leos des Isauriers, wie Manche sagen, ist der wahre Anfang des byzantinischen Reiches, sowie der Anfang des Glaubenszeitalters in Europa, obgleich ich das Zeitalter des Forschens als in diese Epoche hineinragend und mit dem militairischen Falle Roms sein Ende erreichend betrachte.

Bei Kirchenhistorikern dreht sich Alles um die Bekehrung Constantins und die nationale Einführung des Christenthums. Das Medium, durch welches sie dieselbe betrachten, verzerrt die Lage der Dinge und erhebt Nebensachen zu Hauptsachen. Die Ereignisse hatten sich allmälig so gestaltet, daß der politische Fall Roms unvermeidlich war. Die Römer als Volk waren verschwunden, indem sie sich unter andere Nationen aufgelöst hatten, der Mittelpunkt der Macht lag im Heere. Eine Legion nach der andern stellte ihre Bewerber um den Purpurmantel auf — Glückssoldaten, deren Erfolge niedrige, einer unedlen Herkunft entspringende Gewohnheiten und die Rohheit des Lagerlebens nicht zu entfernen vermochten — die sich nicht angemuthet fanden von der Eleganz und Verfeinerung der Ueberreste jener alten Familien, welche in Rom ausstarben. Sie verachteten die militairische Herabgekommenheit der überalten Stadt und haßten ihre Erinnerungen. Solchen Leuten lag der Gedanke nahe, sich durch Gründung einer neuen Hauptstadt zu helfen oder, wenn sie abgeneigt waren, sich einer so mühsamen Arbeit zu unterziehen, so war die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach einer andern großen Stadt ein wirksames Ersatzmittel. So führte die Residenz Diocletians zu Nicomedia in so kurzer Zeit so schreckliche Folgen für Rom herbei.

Er beschließt, die Hauptstadt zu verlegen.

Nachdem Constantin seinen Sohn Crispus und seinen Neffen Licinius ermordet und seine Gemahlin Fausta, mit welcher er zwanzig Jahre lang verheiratet gewesen war, die

Mutter von dreien seiner Söhne, in einem Dampfbade erstickt hatte, war der öffentliche Abscheu vor seinen Verbrechen nicht länger zurückzuhalten. Ein Pasquil, welches seine Regierung mit der des Nero verglich, ward an das Palastthor angeschlagen. Der schuldbewußte Kaiser stand im ersten Ausbruche seines Zornes auf dem Punkte, die Tragödie, wenn es möglich gewesen wäre, durch eine Schlächterei der römischen Bevölkerung, welche ihn so sehr beschimpft hatte, noch mehr zu verdüstern. Er soll seine Brüder über diese Rachemaßregel zu Rathe gezogen haben. Das Ergebniß ihrer Berathung war ein noch verderblicheres, denn es wurde beschlossen, Rom zu einem untergeordneten Range herabzuwürdigen und anderwärts eine Hauptstadt zu bauen.

Politische Bedingungen gaben so Veranlassung zur Verlegung des Regierungssitzes und ermöglichten sie zugleich; die Rache eines großen Verbrechers gab den unmittelbaren Anstoß. Vielleicht fand der Kaiser auch in der mit einem solchen Unternehmen verbundenen geistigen Beschäftigung Ruhe vor den Anklagen seines Gewissens; aber durchaus irrig ist es, anzunehmen, daß er damals oder selbst viele Jahre später Christ gewesen sei. Seine Handlungen waren nicht die eines bekehrten Gläubigen, er war kein Proselyt, sondern Protector, der sich nie von religiösen Grundsätzen leiten ließ, sondern bald seinen neuen Verbündeten sehr gewichtige Unterstützung angedeihen ließ, bald die Unparteilichkeit eines Staatsmannes für beide Glaubensformen an den Tag legte. In seiner Eigenschaft als Pontifex Maximus stellte er die Heidentempel wieder her und ordnete an, daß die Vogelschauer befragt werden sollten. Zur Feier des Geburtstages der neuen Stadt erwies er der Statue der Fortuna besondere Ehre. Die fortgesetzten Heidenopfer und geöffneten Tempel schienen anzudeuten, daß er weiter Nichts zu thun beabsichtige, als die neue Religion auf gleiche Stufe mit der alten zu stellen. Seine Empfehlung an den Bischof von Alexandrien und an Arius, sich ein Beispiel an den Philosophen zu nehmen, welche tiefe Fragen nie vor unwissenden Zuhörern erörterten und von einander abweichen könnten, ohne sich darum zu hassen, beleuchtet die Gleichgültigkeit seiner persönlichen Haltung und doch erkannte er klar seine Verpflichtungen gegen die Partei, welche ihm zur Macht verholfen hatte.

*Er ist Protector, aber nicht Convertit.*

*Seine Hinneigung zur Heidenthümelei.*

Dieser Schluß wird durch die Thaten Constantins selbst bestärkt. Sie müssen als eine bei weitem bessere Autorität betrachtet werden, als die Schriften religiöser Polemiker. Er ließ eine Denkmünze schlagen, worauf sein Titel „Gott" nebst dem Monogramm Christi geprägt war. Auf einer andern war er dargestellt, wie er von einer Hand aus dem Himmel, wo er in einem Sonnenwagen sitzt, herabgehoben wird. Aber noch eigenthümlicher zeigte der große Porphyrpfeiler, eine Säule von 120 Fuß Höhe, den wahren

religiösen Standpunkt des Gründers von Constantinopel. Die Statue oben auf der Spitze vereinigte die Sonne, den Heiland und den Kaiser in sich. Der Körper des Letztern war ein Kolossalbild des Apollo, dessen Züge durch die Constantins ersetzt waren und um sein Haupt waren Strahlen gleich den jüngst in Jerusalem entdeckten Nägeln vom Kreuze Christi befestigt.

Die von Constantin angenommene Stellung eines Schutzherrn ist an vielen Beispielen seiner Politik wahrzunehmen. Das Edict von Mailand verlieh sowohl Heiden, wie Christen Freiheit; aber die Nothwendigkeit, Letztern ein größeres Maß von Gunstbezeugungen zu erweisen, zwang ihn, eine Verordnung zu erlassen, welche die Geistlichkeit bürgerlicher Aemter enthob. Dies war es auch, was ihn veranlaßte, die Bischöfe durch Schenkung großer Summen Geldes zur Wiederherstellung ihrer Kirchen und zu andern Zwecken zu versöhnen und sich, oft durch verwerfliche Mittel, zu bestreben, das, was seine Umgebung als Ketzerei ansah, zu zerstören. Ein besseres Motiv drängte ihn vielleicht, Christen, welche ihrer bürgerlichen Rechte beraubt waren, wieder zu Ehren zu bringen, die eingezogenen Güter von Martyrern ihren gesetzmäßigen Erben ausliefern zu lassen oder, wenn keine Erben zu finden waren, sie der Kirche zu vermachen, die, welche zu den Bergwerken verurtheilt waren, in Freiheit zu setzen, die Verbannten zurückzurufen. Wenn er als Tribut an die Christen, welche ihn in politischer Hinsicht unterstützt hatten, den kaiserlichen Schatz für viele ihrer Verluste verantwortlich machte, wenn er nicht nur in großen Städten, sondern auch im gelobten Lande kostbare Kirchen bauen ließ, wenn er die triumphirende Stellung seiner Unterstützer behauptete, indem er den Juden verbot, Christensklaven zu halten, wenn er es unternahm, die Entscheidungen der Concilien mit Hülfe der Staatsgewalt zu erzwingen, wenn er jede Spaltung in der Kirche verbot, indem er selbst die Grade der Ketzerei unter Eingebung seiner geistlichen Umgebung bestimmte — so zeigen seine Schwankungen, wie wenig er durch Grundsätze und wie sehr durch die Politik geleitet wurde. Nachdem der Fall der Donatisten durch wiederholte Concilien geschlichtet worden war, rief er sie freiwillig aus der Verbannung zurück; nachdem er Arius öffentlich als „das Ebenbild des Teufels“ bezeichnet hatte, nahm er ihn durch den Einfluß der Weiber bei Hofe wieder zu Gnaden an; nachdem der Tempel des Aeskulap zu Aegä zerstört und die Thüren und Dächer anderer abgerissen waren, wurden die Heiden wieder halb und halb versöhnt, als sie merkten, daß die unheilvollen Verordnungen nur nachlässig ins Werk gesetzt wurden und daß die Christen am Ende die guten Absichten des Kaisers würden für Thaten nehmen müssen.

Sein Verhältniß zur Kirche.

Folgen der Erbauung einer neuen Hauptstadt.

In doppelter Hinsicht war die Verlegung des Reichssitzes wichtig für die Christenheit. Den Bi-

schöfen Roms, welche dadurch der kaiserlichen Beobachtung und Aufsicht enthoben wurden, war es möglich gemacht, sich Gewalt anzumaßen, so daß sich ihre anfänglich schwache Stellung unter so merkwürdig günstigen Umständen endlich zur päpstlichen Oberherrschaft entfaltete. Auch gab es in Constantinopel keine heidnischen Erinnerungen und Interessen zu bekämpfen. Anfangs war die neue Stadt wesentlich römisch und ihre Sprache lateinisch, doch wurde diese bald mit der griechischen vertauscht, so daß die Uebertragung des Regierungssitzes endlich auch noch zur Folge hatte, aus dem Lateinischen eine heilige Sprache zu machen.

Die Politik Constantins. Constantin wußte recht gut, worauf die römische Macht seit langen Jahren beruht hatte. Seine eigene Geschichte seit seines Vaters Tode und seiner Erhebung durch die Legionen zu York hatte ihn gelehrt, daß, wenn seine Dynastie und sein System von Dauer sein sollte, jene furchtbaren Corps abgeschafft werden müßten. Aus diesem Grunde und damit kein künftiger Befehlshaber thun könnte, was er selbst und so viele seiner Vorgänger gethan hatten, setzte er die Stärke einer Legion von 6000 auf 1500 oder 1000 Mann herab. Aus demselben Grunde eröffnete er dem Ehrgeize das weniger gefährliche Feld geistlicher Würden und Reichthümer, indem er richtig schloß, daß, da die Geistlichkeit aus jeder Klasse der Gesellschaft hervorging, das ganze Volk auf das Wohl der Kirche bedacht sein werde. Indem er die Priesterschaft von beschwerlichen bürgerlichen Aemtern, wie das Decurionat, entband, setzte er eine Prämie auf den Abfall vom Heidenthum. Das Interesse, welches er persönlich an der Dreieinigkeitsfrage nahm, ermunterte zur Verbreitung des theologischen Disputs von Philosophen und fähigen Leuten zum Volke herab. Unter dem alten Polytheismus war Ketzerei unmöglich, da Jedermann sich seinen Gott und seinen Gottesdienst nach Belieben wählen konnte; unter dem neuen Monotheismus aber war sie unvermeidlich — Ketzerei, ein Wort, welches ein langes Register schwarzer Verbrechen heraufbeschwört und rechtfertigt. In jene erregenden Bestrebungen vertieft, beachteten die Menschen nur wenig die wichtigeren, politischen Veränderungen, welche vor sich gingen. Die Augen des Pöbels waren von den Bewegungen der Regierung leicht durch Pferderennen, Theater und reiche Spenden abzuziehen. Indessen gab diese Ableitung des Ehrgeizes auf neue Felder bereits Anzeichen von Gefahr für den Staat in künftigen Zeiten zu erkennen. Die Donatisten, welche Constantin durch die Concilien zu Rom, Arles und Mailand zu stillen gesucht hatte, nährten einen mehr als religiösen Empörungsgeist und legten eine Bitterkeit an den Tag, welche nur bei Streitigkeiten um geistlichen Plunder aufkommen kann. Diese Schwärmer maßten sich den Titel der Erwählten Gottes an, verkündeten, daß die einzig wahre, apostolische Nachfolge in ihren Bischöfen beruhe und daß Jeder, der das Recht des Donatus

auf den Bischofssitz von Karthago bestreite, in Ewigkeit verdammt sein würde. Sie fragten mit einer Wahrheit, welche ihrem Verlangen einen Rückhalt verlieh: „Was hat der Kaiser mit der Kirche, was Christen mit Königen, was Bischöfe bei Hofe zu schaffen?" Bereits fragte die katholische Partei als Vorbereitung auf ihre beginnenden Grausamkeiten drohend: „Darf man Gottes Rache um ihr Opfer betrügen?" Bereits hatte Constantin, indem er der Kirche das Recht zusprach, Vermächtnisse zu empfangen, den Anstoß zu jener Macht gegeben, welche, sich auf den am Landbesitz haftenden Einfluß stützend, endlich überwältigend wird, wenn sie eine Körperschaft bildet, welche stets empfangen und nie veräußern kann, welche sich stets erneuert und niemals stirbt. Nicht durch ein wunderbares Wirken, sondern einfach durch ihre Organisation gelangte die Kirche zu Macht und Ansehen; Individuen, welche sterben, und Familien, welche erlöschen müssen, hatten keine Aussicht, gegen eine Körperschaft aufzukommen, deren Ziele stets unverändert und deren Leben ein immerwährendes ist. Aber es war nicht bloß der Staat, welcher durch die Verbindung mit der Kirche Schaden erlitt, auch letztere bezahlte theuer die zeitlichen Vortheile, welche ihr daraus entsprangen, daß sie die weltliche Vermittelung bei ihren Angelegenheiten zu Hülfe rief. Nach einem Rückblick auf tausend Jahre mochten die frommen Fraticelli wohl laut ihre Ueberzeugung bekennen, daß das verhängnißvolle Geschenk eines christlichen Kaisers das Todesurtheil der wahren Religion gewesen sei.

Welch ein Abstand von dem rauhen Soldaten, welcher zu York mit dem Purpur bekleidet wurde, bis zu dem verweichlichten Kaiser am Bosporus in seidenen, von Gold strotzenden Gewändern, mit einem Diadem aus Saphiren und Perlen, mit falschen, bunt gefärbten Haaren, dessen Schritte verstohlen von schleichenden Eunuchen, welche im Palaste hin und her flogen, bewacht wurden, dessen Spione und stets wachsame Polizei die Straßen erfüllten. Derselbe Mann, welcher als römischer Kaiser vor uns auftrat, zieht sich als asiatischer Despot vom Schauplatze zurück. In den letzten Tagen seines Lebens that er den kaiserlichen Purpur ab und bereitete sich, das hergebrachte, weiße Gewand anlegend, zur Taufe vor, um alle Sünden seines langen und bösen Lebens abzuwaschen. Da völlige Reinigung auf diese Weise nur Ein Mal erlangt werden kann, so wünschte er die Ceremonie bis zum letzten Augenblick hinauszuschieben. Tiefer Politiker, selbst in seinen Beziehungen zum Himmel, streckte er sich fortan auf einem weißen Bette aus, nahm keinen Theil mehr an weltlichen Angelegenheiten und starb, nachdem er sich auf diese Weise ein Recht auf die Fortdauer jenes Glückes, welches er in diesem Leben genossen, auch im künftigen gesichert hatte, 337 n. Ch.

Der Dreieinigkeitsstreit.

In theologischer Hinsicht stehen unter den hauptsächlichsten Ereignissen der Regierung dieses Kaisers der Dreieinigkeits=

streit und die offenbare Materialisirung des Christenthums obenan. Der erstere, welcher unter den platonisirenden Geistlichen Alexandriens seinen Anfang nahm, fuhr Jahrhunderte lang fort, einen furchtbaren Einfluß auszuüben. Seit undenklichen Zeiten, wie bereits erzählt, waren die Aegypter mit verschiedenen Dreieinigkeiten vertraut gewesen, indem verschiedene in verschiedenen Städten angebetet wurden und die Anhänger einer jeden friedliche Duldung gegen die der andern übten. Nun aber hatte sich die Sache bedeutend geändert. Es war Constantins beständige Politik, den Ehrgeiz vom Staate auf die Kirche abzulenken und es nicht nur sicherer, sondern auch einträglicher zu machen, ein großer Geistlicher, als ein glücklicher Soldat zu sein. Eine mächtige Bewerbung um die vornehmsten Aemter war die Folge davon — eine Bewerbung, welche das Vorspiel jener noch weit größeren um die bischöfliche Obergewalt war.

Wir sind nun wieder zu einer Betrachtung der Meinungsverschiedenheiten, welche dieses Zeitalter bezeichneten, geführt worden. Es würde unmöglich sein, eine Beschreibung von allen zu geben. Ich werde daher nur von den hervorragenderen reden. Sie sind ein hinlänglicher Führer bei unserer Untersuchung, zuerst denn von dem Dreieinigkeitsstreite.

Vorspiel des Sectenzwiespaltes.

Seit längerer Zeit waren Spaltungen in der Kirche entstanden. Selbst aus der Verfolgung war Uneinigkeit hervorgegangen. Die Martyrer, welche für ihren Glauben gelitten und die Bekenner, welche ihn edelmüthig eingestanden hatten, gewannen sich würdige Achtung und Einfluß und wurden ein Versöhnungsmittel für solche ihrer schwächeren Brüder, welche in Zeiten der Gefahr auf Empfehlungen von oben herab, „den Frieden der Kirche zu wahren“, abgefallen waren. Hieraus entstanden Mißbräuche. Man kannte Martyrer, welche den Gebrauch ihres Namens „einem Menschen und seinen Freunden“ gestattet hätten, ja man behauptete, es wären Empfehlungskarten um Geld gekauft worden und da es wünschenswerth war, daß Uebereinstimmung der Zucht in allen Kirchen herrschte, so daß, wer aus der einen ausgestoßen war, es auch aus allen wäre, so war es vonnöthen, diese Mißbräuche abzustellen. In den daraus folgenden Streitigkeiten gründete Novatus seine Secte auf den Grundsatz, daß Apostaten unter keinen Umständen je wieder aufgenommen werden sollten. Außer dieser Zwietracht über eine Frage der Kirchenzucht gab es bereits überflüssige Elemente des Streites, wie die Zeit, wann Ostern zu feiern sei, die Natur Christi, das tausendjährige Reich auf Erden und die Wiedertaufe. Bereits hatte in Syrien Noetus, der Unitarier, einen Vorgeschmack von dem gegeben, was noch kommen sollte, bereits gab es Patripassianer und Sabellianismus.

Arius; seine Lehren.

Allein in Alexandrien brach der Sturm los. In dieser Stadt lebte ein Kirchenältester, Namens Arius, der bei Gelegenheit

einer eintretenden Vacanz zum Bischof ernannt zu werden wünschte. Ein gewisser Alexander jedoch lief ihm den Rang in der gewünschten Würde ab. Beide stützten sich auf zahlreiche Anhänger, worunter Arius nicht weniger als siebenhundert Jungfrauen aus dem mareotischen Nome zählte. In seiner Enttäuschung beschuldigte er seinen erfolgreichen Gegner des Sabellianismus und ward zur Vergeltung dafür in den Bann gethan. Es war kein Wunder, daß die Frage in einer solchen Atmosphäre gar bald ein philosophisches Ansehen gewann. Der schwierige Punkt war, die Stellung des Sohnes in der heiligen Dreieinigkeit zu bestimmen. Arius nahm an, daß es eine Zeit gegeben habe, wo eben seiner Natur als Sohn gemäß der Sohn nicht vorhanden gewesen, und eine Zeit, wo er anfing, zu sein, indem er als nothwendige Bedingung des söhnlichen Verhältnisses behauptete, daß der Sohn der Zeit nach dem Vater folge. Aber diese Behauptung konnte offenbar Unterordnung oder Ungleichheit unter den drei Personen der heiligen Dreieinigkeit nach sich ziehen. Die Parteigänger Alexanders erhoben ihre Stimme gegen eine so lästerliche Erniedrigung des Erlösers; die Arianer antworteten ihnen, daß sie dadurch, daß sie den Sohn in jeder Beziehung auf gleiche Stufe mit dem Vater erhöben, die große Wahrheit der Einheit Gottes anfechteten. Der neue Bischof selbst erbaute seine taumelnden Bürger und rechtfertigte vielleicht in gewissem Grade seine Ernennung zu der Stelle, indem er seine rhetorische Kraft in öffentlichen Debatten über die Frage entfaltete. Die Alexandriner, nicht ahnend, welche ernsten und dauernden Folgen bald daraus entstehen sollten, belustigten sich mit charakteristischer Leichtfertigkeit an theatralischen Darstellungen des Streites auf der Bühne. Im Theater Alexandriens entstanden viele Auswüchse des Christenthums. Die Leidenschaften beider Parteien waren erregt; Juden und Heiden, von denen die Stadt angefüllt war, stachelten sie noch mehr durch ihr hohnlächelndes Gespött an. Die Zwietracht griff um sich, das ganze Land ward davon erschüttert. In dem heißen Klima Afrikas reifte die theologische Controverse bald zu politischen Unruhen. In ganz Aegypten gab es keinen Christenmann und kein Christenweib, das nicht allen Ernstes über die Natur der Einheit Gottes ins Klare kommen wollte.

Constantin versucht, der Controverse Einhalt zu thun.

Der Aufruhr stieg zu einer solchen Höhe, daß der Kaiser eingreifen mußte. Ohne Zweifel wünschte er sich Anfangs Glück zu einem solchen Lauf der Ereignisse. Es war besser, daß die Provinzen sich in fanatische Dispute einließen, als im Geheimen Verrath gegen seine Person oder Verschwörungen gegen seine Politik anzettelten. Ein einiges Volk ist für die Mächtigen unbequem.

Und beruft das Concil von Nicäa.

Um jedoch die Sache einigermaßen zu schlichten, sandte er Hosius, Bischof von Cordova, nach Alexandrien; als er aber fand, daß dies Mittel völlig

unzureichend war, griff er endlich zu der denkwürdigen Ausflucht, der Zusammenberufung des Concils von Nicäa, 325 n. Ch. Dasselbe versuchte eine Beilegung des Streites durch die Verdammung des Arius und die Verkündigung gebieterischer Glaubensartikel, wie sie das Nicäische Bekenntniß enthält. Was den Hauptpunkt anbetraf, so ward der Sohn als von derselben Substanz, wie der Vater, erklärt — eine temporisirende und bequeme, aber, wie der Ausgang bewies, unheilvolle Zweideutigkeit. Das nicäische Concil erledigte die Frage dadurch, daß es dieselbe umging und der Kaiser erzwang den Beschluß durch die Verbannung des Arius.

Arius Schicksal.

„Ich werde verfolgt," klagte Arius, „weil ich gelehrt habe, daß der Sohn einen Anfang hatte und der Vater nicht." Der Einfluß der Theologen bei Hofe hatte den Kaiser zu seinem persönlichen Feinde gemacht. Constantin betrachtete, wie wir gesehen haben, den Streit Anfangs als völlig zwecklos, wenn er sich nicht gar der Behauptung des Arius zuneigte, daß der Natur der Sache nach ein Vater älter sein muß, als der Sohn. Die theatralischen Darstellungen zu Alexandrien, welche die Frage verspotteten, waren darauf berechnet, ihn in seiner Meinung zu bestärken; sein Urtheil verlor sich in den über die Natur Christi entstehenden Theorien, denn aus den ebionitischen, gnostischen und platonischen Lehren sowohl, wie aus der neuen, daß „der Logos" aus Nichts gemacht sei, ging hervor, daß die vorhandene Meinung irrig sein und daß es eine Zeit gegeben haben müsse, wo der Sohn nicht war.

Aber als der Streit in den Kirchen und selbst in den Familien um sich griff, war Constantin genöthigt worden, einzuschreiten. Anfangs suchte er die Stellung eines Vorsitzenden einzunehmen, ergriff aber bald Partei gegen Arius, wozu ihn seine Umgebung in Constantinopel veranlaßte.

Seine Verdammung als Ketzer.

Um diese Zeit ward der Brief in Umlauf gesetzt, worin er Arius als ein Bild des Teufels bezeichnete. Arius konnte jetzt voraussehen, was zu Nicäa geschehen mußte. Bevor jenes Concil noch zusammentrat, war bereits Alles im Reinen. Kein Zeitgenosse nahm nur einen Augenblick an, daß es eine Versammlung einfältiger Männer sei, die durch gegenseitigen Gedankenaustausch die Wahrheit zu ermitteln wünschten. Der Zweck desselben bestand darin, ein Glaubensbekenntniß aufzustellen, welches der Kirche Einheit verliehe, aber so gefaßt wäre, daß die Arianer gezwungen würden, die Annahme desselben zu verweigern und sich damit zu Grunde zu richten. Dem Bekenntnisse war ein Anathema angehängt, welches genau den streitigen Punkt bezeichnete und den zum voraus ersehenen Opfern keine Aussicht zum Entrinnen übrig ließ.

Das Nicäische Glaubensbekenntniß.

Das ursprüngliche Nicäische Glaubensbekenntniß unterschied sich in einigen wesentlichen Punkten von dem jetzt unter jener Benennung allgemein bekannten. Unter Anderm ist die verhängnißvolle Schlußklausel

weggefallen. Sie lautete so: „Die heilige katholische und apostolische Kirche verflucht diejenigen, welche sagen, daß es eine Zeit gab, wo der Sohn Gottes nicht war, daß er nicht war, bevor er gezeugt ward, daß er aus Nichts oder aus einer Substanz oder Essenz gemacht oder erschaffen worden, wandelbar oder veränderlich sei." Der Kaiser erzwang den Beschluß des Concils durch den Arm der weltlichen Macht; er ließ Briefe in Umlauf setzen, welche Arius öffentlich beschuldigten und machte den Anfang mit jenen schrecklichen Strafen, welche leider dazu bestimmt waren, später so häufig angewandt zu werden, indem er verordnete, daß, wer ein Buch des Arius fände und es nicht verbrennte, vom Leben zum Tode gebracht werden sollte.

Arius bei Hofe wieder zu Gnaden angenommen.

Nach so entschiedenen Maßregeln sollte man denken, wäre es unmöglich gewesen, seine Meinung zu wechseln, und doch finden wir nach Ablauf von nicht ganz zehn Jahren Constantin in Einklang mit dem Verbrecher Arius. Ein Kirchenältester, der das Vertrauen Constantias, des Kaisers Schwester, genoß, hatte ihn bearbeitet. Athanasius, der nunmehrige Bischof von Alexandrien, der Repräsentant der andern Partei, wird abgesetzt und verbannt, Arius nach Constantinopel eingeladen. Der Kaiser befiehlt Alexander, dem Bischofe dieser Stadt, ihm am folgenden Tage das Abendmahl zu reichen. Es ist Sonnabend. Alexander fliegt zur Kirche und betet, auf die Kniee fallend, zu Gott, daß er dareinsehen und seinen Diener davor bewahren möge, in solche Sünde zu fallen, und wäre es auch durch den Tod. Am selben

Und vergiftet.

Abend wird Arius auf der Straße von einem plötzlichen und heftigen Unwohlsein ergriffen, und wenige Augenblicke darauf todt in einem Hause gefunden, in welches er geeilt war. In Constantinopel, wo die Leute mit asiatischen Verbrechen vertraut waren, hegte man mehr als den Verdacht einer Vergiftung. Als aber Alexanders Partei verkündete, daß sein Gebet erhört worden, vergaß man, was das denn für ein Gebet habe sein müssen und daß es doch wohl kein großer Unterschied sei, um den Tod eines Menschen zu bitten oder ihn zu veranlassen.

Constantin schickt sich zu einem neuen Glaubensbekenntniß an.

Die Arianer behaupteten, daß es Constantins Absicht gewesen sei, ein neues Concil zu berufen und das Glaubensbekenntniß seinen neuesten Vorstellungen gemäß verbessern zu lassen, aber bevor er dies ausführen konnte, ward er vom Tode ereilt. Der Beschluß des Concils von Nicäa hatte so wenig Wirksamkeit, daß viele Jahre nachher ein Bekenntniß dem andern folgte. Welcher Art Constantins neues Glaubensbekenntniß gewesen sein würde, läßt sich aus dem Umstande abnehmen, daß die Consubstantialisten ihr Ansehen eingebüßt hatten, und aus dem, was sein Sohn Constantius bald darauf auf dem Concil zu Arminium that.

Verbreitung theologischer Streitigkeiten.

Also weit entfernt, daß das Concil von Nicäa die Religionsstreitigkeiten beendigt hätte, fuhren sie mit zunehmender Heftigkeit zu wüthen fort. Die Söhne und Nachfolger Constantins gaben das Beispiel der Gewalt in diesen Streitigkeiten und bevor die Barbaren über das Reich hereinbrachen, verging das vierte Jahrhundert unter theologischen Kämpfen. Sogar das Volk, welches kaum noch dem Heidenthum entschlüpft war, warf sich als Richter über Fragen auf, welche schon ihrer Natur nach keiner Lösung fähig sind, wozu die Regierung den Anstoß gab, indem Sectengewaltsamkeit ihren Lohn in der Benutzung öffentlicher Gewalt fand. Die Politik Constantins begann, ihre Früchte zu tragen. Geistige Thätigkeit und Ehrgeiz fanden ihr wahres Feld in kirchlichen Angelegenheiten. Die Orthodoxie triumphirte, weil es mit dem augenblicklichen Bedürfnisse des Hofes übereinstimmte, während er das Uebergewicht des Christenthums aufrecht erhielt, die heidnische Partei so wenig als möglich zu beleidigen. Die Ketzerei des Arius empfahl sich, obgleich sie den monotheistischen Anschauungen der Gebildeten behagen mochte, nicht jener großen Masse, welche noch unlängst heidnisch gewesen war. Bereits lagen die Elemente der Zwietracht offen genug zu Tage; auf der einen Seite befand sich eine ungebildete, unduldsame, gewissenlose, leichtgläubige, zahlreiche Partei, auf der andern eine verfeinerte, besser unterrichtete, aber zweifelnde Secte. Der Kaiser Constantius, geleitet von seines Vaters letzten Grundsätzen, wonach er sich auf Seite der Arianer geschlagen hatte, fand bald, daß sich unter dem neuen Systeme die Bischöfe ohne Zaudern gegen ihren Herrn auflehnen würden.

Athanasius empört sich gegen den Kaiser.

Athanasius, Bischof von Alexandrien, wurde als das Haupt der orthodoxen Partei der persönliche Gegner des Kaisers, welcher, nachdem er vergebens physischen Zwang angewandt hatte, zu den auf der Tagesordnung stehenden himmlischen Waffen zu greifen versuchte, indem er die göttliche Eingebung anrief. Gleich seinem Vater hatte er eine himmlische Vision, aber da seine Ansichten arianisch waren, so verwarfen die Orthodoxen ohne Bedenken seine übernatürliche Autorität und Hilarius von Poictiers schrieb ein Buch, um zu beweisen, daß er der Antichrist sei. Das entsetzliche Blutvergießen und Mordwesen, welches diese Kämpfe in den großen Städten und im Privatleben hoher und niederer Stände begleitete, zeigte klar, daß das Christenthum durch seine Vereinigung mit der Politik in einen Zustand verfallen war, daß es die Leidenschaften der Menschen nicht länger zu zügeln vermochte. Die persönliche Geschichte der Söhne Constantins ist eine grauenhafte Geschichte von Familienmordthaten. Die Religion war verschwunden und die Theologie an ihre Stelle getreten. Aber auch die Theologie hatte den Kopf verloren.

Stetiges Vorgehen der Kirche und Verbrechen von Geistlichen.

Allein mitten unter diesen Streitigkeiten wurden die

weltlichen Interessen stätig im Auge behalten. Auf dem Concil von Ariminium, 359 n. Ch., ward ein Versuch gemacht, die den Kirchen zugehörenden Ländereien von aller Besteuerung zu befreien; allein, zu seiner Ehre sei es gesagt, der Kaiser verweigerte dies hartnäckig. Macedonius, Bischof von Constantinopel, welcher über die Leiber von dreitausend hingeschlachteten Menschen hinweg von seinem bischöflichen Thron Besitz ergriffen hatte, übertraf selbst Arius noch an Ketzerei, indem er nicht nur die untergeordnetere Stellung des Sohnes zum Vater behauptete, sondern auch die Gottheit des heiligen Geistes völlig leugnete.

Zwei Resultate dieser Ereignisse.

Als die Früchte jenes Haders erscheinen zwei Thatsachen, 1. daß es ein höheres Gesetz giebt, welchem die Gläubigen im Gegensatz zu den Landesgesetzen gehorchen dürfen, wenn ihre Ansichten es so mit sich bringen und daß das Gesetz Gottes, wie es vom Bischofe, der die Seele in Ewigkeit strafen kann, ausgelegt wird, den Vorrang vor dem Gesetz des Kaisers haben muß, der nur den Leib tödten und Hab und Gut nehmen kann; 2. daß eine gewisse Oberherrlichkeit in dem Bischofe von Rom beruht, welchem Athanasius, der Führer der Orthodoxen dadurch, daß er zwei Mal jene Stadt besuchte, seine Sache anheim gestellt hatte. Die Bedeutung dieser Handlungen tritt in späteren Zeiten hervor. Die Dinge gestalteten sich augenscheinlich zu einer Erprobung der Kraft zwischen der kaiserlichen und geistlichen Macht, welche zuvor mit einander verbündet gewesen waren. Jetzt waren sie daran, sich über die Beute zu zanken.

Geschichte der päpstlichen Oberherrschaft.

Wir haben nun obgedachte Oberherrlichkeit des Bischofs von Rom zu betrachten und wie sie dazu kam, sich als eine politische Thatsache festzustellen. Auch müssen wir uns von den orientalischen Meinungsverschiedenheiten denen des Westens zuwenden. Nur wenn man das zu durchmessende Feld so erweitert, kann man eine vollständige Vorstellung von der allgemeinen geistigen Richtung erlangen.

Hellenisirtes Christenthum.

Lange nach seiner Einführung in das westliche Europa war das Christenthum wesentlich eine griechische Religion. Sein orientalisches Ansehen war hellenisirt worden. Seine Kirchen hatten Anfangs eine griechische Organisation und hielten ihren Gottesdienst und faßten ihre Schriften in dieser Sprache ab. Obgleich es, so lange Rom fortfuhr, Residenz zu sein, oder sich mehr unter der besondern Aufsicht des Kaisers befand, viel von seinem fremdländischen Aussehen beibehielt, so ward es doch allmälig von den Einflüssen, denen es ausgesetzt war, berührt. Auf das westliche Europa hatten die Fragen, welche den Osten so gewaltig erregt hatten, wie die Natur Gottes, die Dreieinigkeit, die Ursache des Bösen, nur wenig Eindruck gemacht, da die geistige Eigenthümlichkeit des Volkes dergleichen Uebungen nicht angemessen war.

Die Gründung Constantinopels gestattete den einheimischen Eigenthümlichkeiten, indem sie den politischen Druck hinwegnahm, sich kundzugeben und die lateinische Christenheit tauchte im Gegensatze zur griechischen auf.

Durch Afrikanismus modificirt.

Doch kann man nicht sagen, daß Europa seine bestehenden, christlichen Formen einem römischen Ursprunge verdankt. Es hat dieselben vielmehr Afrika zu verdanken. Wir leben unter afrikanischer Herrschaft.

Ich habe nun kurz den Fortgang dieses interessanten Ereignisses zu berichten, wie afrikanische Vorstellungen sich fest in Rom einbürgerten und wie gegen die Zeit, daß das griechische Christenthum seine Ausdehnungskraft verloren und aufgehört hatte, eingreifend zu Werke zu gehen, das afrikanische Christenthum seine Stelle vertrat, indem es sich nach Norden und Osten ausbreitete und eine Organisation erlangte, welche der des römischen Reiches nachgebildet war, mit priesterlichen Prätoren, Proconsuln und einem Cäsar an der Spitze, seine besondere Rechtspflege entwickelnd, einen eigenen Magistrat aufstellend und die griechische Sprache, deren es sich bisher bedient hatte, mit der lateinischen vertauschend, welche bald zu einer heiligen Sprache wurde und ihm die merkwürdigsten Vortheile zuwandte.

Die griechischen Kirchen waren nach Art verbündeter Republiken eingerichtet, die lateinische Kirche neigte sich instinktmäßig zur Monarchie hin.

Untergeordnete Stellung der ersten römischen Kirche.

Weit entfernt, eine hervorragend würdevolle Haltung zu beobachten, führten die ersten Bischöfe Roms ein Leben der Dunkelheit. In den frühesten Zeiten werden die Bischöfe von Jerusalem — von denen Jacobus, der Bruder des Herrn, der erste war — als die Häupter der Kirche bezeichnet und so auch in Rom betrachtet. Der Streit über Ostern 109 n. Ch. zeigt jedoch, wie früh sich die Neigung zu westlicher Oberherrschaft zu erkennen gab, indem Victor, Bischof von Rom, von den asiatischen Bischöfen verlangte, sich der Anschauung seiner Kirche hinsichtlich der Zeit, wann Ostern zu feiern sei, zu fügen, worin ihm von Polykrates, Bischof von Ephesus, im Namen der morgenländischen Kirchen Widerstand geleistet wurde, sodaß dieser Streit bis zur Entscheidung des Concils von Nicäa fortdauerte. Aber nicht bloß in Asien ward das Wachsen der römischen Obergewalt gehemmt. Es hält nicht schwer, aus der Kirchengeschichte Belege derselben Art auch für viele andere Gegenden zu sammeln. Als z. B. die Schüler des Phrygiers Montanus, welcher der Paraklet zu sein behauptete, zu ihren Lehren und ihrer strengen Lebensweise den Bischof von Rom und Tertullian, den Karthaginienser, bekehrt hatten, wurde Ersterer, als er von jenem Glauben abfiel, von Letzterem öffentlich als patripassianischer Ketzer angeklagt. Allein meistentheils waltete nicht nur zwischen Rom und Karthago, sondern auch unter den gallischen und spanischen Kirchen ein

gutes Einvernehmen ob, welche Rom, wenn auch nur als Ihresgleichen, doch als hervorragend und berühmt ansahen. Auf dem Concil zu Karthago sagte St. Cyprian: „Keiner von uns hat sich zu einem Bischof von Bischöfen aufzuwerfen oder den Anspruch zu machen, seine Amtsgenossen zu tyrannisiren, weil jeder Bischof Freiheit und Macht hat, zu handeln, wie es ihn am angemessensten dünkt und da er eben so wenig von einem andern Bischofe gerichtet werden kann, als er selbst einen andern richten kann. Sondern wir haben Alle zu warten des Gerichts Jesu Christi, der allein Macht hat, uns über die Kirche zu setzen und unsere Handlungen zu richten."

Ihr allmälig wachsender Reichthum und Einfluß.

Rom schwang sich allmälig über diese gleiche Stellung, nicht durch die glänzende Begabung irgend welcher Persönlichkeiten (denn unter seinen Bischöfen erhob sich keiner über die Mittelmäßigkeit), sondern theils durch seine politische Lage, theils durch die großen Reichthümer, welche es sehr bald aufhäufte, theils durch die Politik, welche es zufällig einschlug, empor. Sein Bischof war weder bei dem Concil von Nicäa, 325 n. Chr., noch bei dem von Sardica, 345 n. Ch., zugegen; bei diesen, wie bei andern Gelegenheiten ähnlicher Art später war der unmittelbare Beweggrund dieses Fernstehens vielleicht die Furcht, daß es den Vorsitz nicht erhalten möchte. Bald jedoch stellte sich der Vortheil des Stellvertretungssystems heraus. Eine solche Haltung bot außerdem häufig Gelegenheit, bei den heißen Kämpfen, welche sich bald entspannen, die Wagschale der Macht in Händen zu halten, machte Rom zum Zufluchtsort für unzufriedene Geistliche und den Bischof desselben scheinbar zu einem erhabenen und unbeirrten Schiedsrichter ihrer Sache. So fand Athanasius in seinen Kämpfen mit dem Kaiser dort Zuflucht und Schutz. Mit der hohen Stellung Roms nach außen hin kam Würde daheim. Um der verschwenderischen Gaben willen, womit reiche römische Damen das Bisthum ausgestattet hatten, war es sowohl von denen, welche Bequemlichkeit und Luxus liebten, als auch von Ehrgeizigen ein vielbegehrter Gegenstand geworden. Bei eintretenden Vacanzen erhoben sich heiße Kämpfe; so wurden bei der Wahl des Damasus einhundert und dreißig Menschen in der Basilica des Sisinnius erschlagen; die Bewerber hatten eine Rotte von Gladiatoren, Wagenlenkern und anderen wüsten Gesellen zu Hülfe gerufen und erst durch das Einhauen kaiserlicher Truppen konnte der Tumult gestillt werden.

Und frühzeitige Corruption.

Nicht zu früh führte Hieronymus das Mönchssystem in Rom ein — es bedurfte einer Umkehr zu strengeren Sitten — noch ward das Gesetz gegen Erbschleicherei von Seiten des Clerus zu früh erlassen — dieselbe war zum öffentlichen Skandal geworden; nicht zu früh strebte Hieronymus nach dem Patronat der reichen, römischen Frauen, noch beschuldigte dieser rauhe Fanatiker zu früh den römischen Clerus der

Unsittlichkeit, als selbst gegen den Bischof Damasus die Anklage des Ehebruchs erhoben wurde. Es war offenbar, daß, wenn die Geistlichkeit sich in der öffentlichen Achtung gegen ihre Widersacher, die Mönche, behaupten wollte, das Cölibat durchgesetzt werden mußte. Die Lehre von dem vorzüglichen Werthe der Jungfräulichkeit machte stäte Fortschritte; aber es kostete viele Jahre Kampf, bevor die Mönche ihre Absicht erreichten und das Cölibat des Clerus eine unumgängliche Forderung ward.

Nothwendigkeit eines apostolischen Hauptes.

Die, welche auf die römische Obergewalt hofften, waren längst zu der Einsicht gekommen, daß es dringend nöthig sei, eine bestimmte und feste Lehre aufzustellen — daß ein apostolischer Mann aufstände, welcher der Vertreter eines Prüfsteins der Wahrheit wäre. Das morgenländische System der Entscheidung durch Concilien war seiner Natur nach unsicher. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß sie zu sehr unter dem Einflusse des Hofes von Constantinopel standen.

Nothwendigkeit von Concilien oder eines Papstes.

Diese Neigung zu republikanischer Entscheidung vermittelst Concilien im Osten und zu monarchischer im Westen hatte jedoch in Wirklichkeit ihren Grund in einem gemeinsamen Gefühle, welches der denkende Theil der Menschheit überall empfand. Es mußte Etwas geschehen, um der Meinungsanarchie Einhalt zu thun.

Um zu zeigen, wie dieser Neigung entsprochen wurde, wird es genügen, aus den zahlreichen Streitigkeiten der damaligen Zeiten einige wenige, hervorragende auszuwählen. Durch die Geschichte der pelagianischen, nestorianischen und eutychianischen Ketzereien wird die Sache in helles Licht gesetzt. Der chronologische Zeitabschnitt derselben läuft etwa von 400—450 n. Ch.

Der Pelagianische Streit.

Pelagius war ein britischer Mönch, der ungefähr zu Anfang des bezeichneten Zeitraumes das westliche Europa und Nordafrika bereiste mit der Verkündigung der Lehre, daß Adam von Natur sterblich gewesen sei und auch wenn er nicht gesündigt hätte, gestorben sein würde, daß die Folgen seiner Sünde sich auf ihn selbst beschränkten und seine Nachkommenschaft nicht berührten, daß neugeborene Kinder sich in demselben Zustande befinden, wie Adam vor dem Falle, daß wir bei der Geburt rein, wie er, sind, daß wir vermöge unsers eigenen, freien Willens sündigen und uns auf dieselbe Weise zu bessern und unser Heil selbst zu bewirken vermögen, daß uns Gottes Gnade unseren Verdiensten gemäß zu Theil wird. Aus Afrika ward er durch den Einfluß St. Augustins vertrieben und in Palästina von der Zelle des heil. Hieronymus aus angeklagt. Vornehmlich bestand er darauf, daß es nicht die bloße Handlung des Taufens mit Wasser ist, welche Sünden wegwäscht, sondern daß sie nur durch gute Werke entfernt werden kann. Unmündige Kinder werden getauft, noch ehe es überhaupt möglich ist, daß sie sündigen können.

Wirkung des Pelagianismus auf die päpstliche Oberhoheit.

Augustin widersprach diesen Lehren, indem er sich auf die Worte der Schrift stützte, daß die Taufe zur Vergebung der Sünden ist. Der Einwand wegen der Kinder zwang diesen Kirchenvater, die Lehre von der Erbsünde als von Adam herstammend, einzuführen, trotz der entsetzlichen Folgen, die sich daraus ergeben mußten, wenn sie ungetauft starben. In ähnlicher Weise folgten die Lehre von der Prädestination, Gnade und Versöhnung.

Aufgefordert, sich vor der Synode zu Diospolis zu stellen, ward Pelagius wider Erwarten von der Ketzerei freigesprochen — eine außerordentliche Entscheidung, welche Afrika und den Osten in Kampf mit einander verwickelte. Unter diesen Umständen, vielleicht ohne klare Voraussicht des Ausganges, ward die Sache Rom als Schiedsrichter vorgetragen.

Beilegung des pelagianischen Streites durch die Afrikaner.

Innocens I., die Würde des römischen Bischofssitzes und den Vortheil eines solchen höchsten Tribunals noch vermehrend, entschied zu Gunsten der afrikanischen Bischöfe. Aber kaum war dies geschehen, als er starb, und sein Nachfolger, Zosimus, sein Urtheil für null und nichtig und die Meinungen des Pelagius für orthodox erklärte. Jetzt nahm Karthago eine widersetzliche Haltung an. Es war Gefahr eines metaphysischen oder theologischen Punischen Krieges vorhanden. Inzwischen verschafften sich die schlauen Afrikaner in aller Stille ein Edict vom Kaiser, welches Pelagius für einen Ketzer erklärte. Durch den Einfluß des Grafen Valerius ward der Glaube Europas festgesetzt, die Ketzerfürsten und ihre Mitschuldigen zur Verbannung und zum Verlust ihres Vermögens verurtheilt, die bestrittene Lehre, daß Adam, ohne dem Tode unterworfen zu sein, erschaffen worden, gesetzlich festgestellt, sodaß es ein Staatsverbrechen war, sie zu leugnen. Es scheint demnach, daß das Papstthum noch nicht stark genug war, sich über seine Mitgenossen zu erheben; die Orthodoxie Europas ward für immer durch eine obscure Hofintrigue entschieden.

Der Nestorianische Streit.

Kaum war der pelagianische Streit vorüber, als eine neue Ketzerei auftauchte. Nestorius, Bischof von Antiochien, versuchte, zwischen der göttlichen und menschlichen Natur Christi zu unterscheiden; er meinte, daß beide zu sehr vermischt worden wären und daß „der Gott“ vom „Menschen“ getrennt werden müßte. Daraus folgte, daß die Jungfrau Maria nicht als „Mutter Gottes“, sondern nur als „Mutter Christi — des Gottmenschen“ zu betrachten sei. Durch den Kaiser Theodosius den Jüngern zum Episkopat von Constantinopel berufen, 427 n. Ch., ward Nestorius sehr bald durch die Intriguen der enttäuschten Partei jener Stadt in Streitigkeiten mit der Bevölkerung verwickelt.

Die Lehren des Nestorius.

Hören wir den Bischof von Constantinopel

selbst: er predigt in der großen Metropolitankirche, mit aller Beredsamkeit, deren die Sprache fähig ist, die Attribute des unbegränzten, ewigen, allmächtigen Gottes entwickelnd. „Und kann dieser Gott eine Mutter haben? Der heidnische Begriff eines von einer sterblichen Mutter geborenen Gottes wird geradezu von St. Paulus verworfen, welcher erklärt, daß der Herr ohne Vater und ohne Mutter gewesen sei. Hätte ein Geschöpf den Unerschaffenen tragen können?“ Er bestand demnach darauf, daß, was von Maria geboren worden, menschlich gewesen und daß das Göttliche nachher hinzugefügt worden sei. Sofort stifteten die Mönche einen Aufruhr in der Stadt an und Cyril, Bischof von Alexandrien, nahm ihre Sache in Schutz.

Unter der beleidigten Orthodoxie Cyrils lag ein schlecht verhehlter Beweggrund, das Verlangen des Bischofs von Alexandrien, versteckt, den Bischof von Constantinopel zu demüthigen. Der Aufruhr begann mit Reden, Episteln und Adressen. Durch die Mönche von Alexandrien aufgereizt, griffen die Mönche von Constantinopel für die „Mutter Gottes“ zu den Waffen. Wieder ist die bedeutende Stellung Roms zu erkennen. Beide Parteien wenden sich als Schiedsrichter an dasselbe. Papst Cölestin beruft eine Synode. Dem Bischofe von Constantinopel wird vom Bischof von Rom anbefohlen, zu widerrufen oder sich als unter dem Bann befindlich zu betrachten. Die italienische Oberherrschaft taucht durch orientalische Streitigkeiten, doch nicht ohne Kampf, auf. Sich auf seinen Einfluß bei Hofe stützend, tritt ihr Nestorius entgegen, excommunicirt Cyril und der Kaiser beruft ein Concil nach Ephesus.

Zu jenem Concil verfügte sich Nestorius mit sechszehn Bischöfen und viel Volks aus der Stadt. Cyril versammelte deren fünfzig um sich nebst einer Rotte von Matrosen, Badern und Weibsleuten der niedrigsten Klasse. Nur mit Mühe unterdrückte der kaiserliche Commissär mit seinen Truppen den Tumult in der Versammlung. Das Rescript ward hinterlistig vor Ankunft der syrischen Bischöfe verlesen. In einem Tage war die Sache abgemacht, die Partei der Jungfrau triumphirte und Nestorius ward abgesetzt. Nach der Ankunft der syrischen Geistlichen wurde von ihnen eine Zusammenkunft abgehalten, worin sie protestirten. In der Kathedrale des heil. Johannes fand ein Auflauf mit viel Blutvergießen Statt. Der Kaiser war von Neuem gezwungen, einzuschreiten und beschied acht Deputirte jeder Partei nach Chalcedon, wo er mit ihnen zusammentreffen wollte. Inzwischen entschieden Hofintriguen die Sache. Des Kaisers Schwester wurde nachmals von Cyrils Partei als diejenige gefeiert, welche die Ursache von Nestorius Niederlage gewesen sei: „Die heilige Jungfrau am Hofe des Himmels habe eine Verbündete ihres Geschlechts an der heiligen Jungfrau am Hofe des Kaisers gefunden.“

Umsturz des Nestorianismus durch die Afrikaner.

Anbetung der Jungfrau Maria.

Allein es gab noch andere höchst wirksame Verbündete. Im Schatze des Haupteunuchen, den man bald darauf Gelegenheit fand, zu öffnen, entdeckte man einen Empfangsschein über viele Pfunde Gold, welche derselbe von Cyril durch den Schwestersohn desselben, Paul, erhalten hatte. Nestorius ward vom Hofe im Stich gelassen und am Ende nach einer ägyptischen Oase verbannt. Eine erbauliche Legende berichtet, daß seine lästerliche Zunge von Würmern zerfressen worden und er selbst der Hitze der ägyptischen Wüste nur entronnen sei, um den noch heißeren Qualen der Hölle anheimzufallen.

So triumphirte Afrika in der Angelegenheit des Nestorius sowohl, wie in der des Pelagius, und die Obergewalt Roms, seines Verbündeten, trat immer deutlicher hervor.

Der Eutychianische Streit. Ein sehr wichtiges Ereigniß in dieser allmäligen Entwickelung der römischen Oberherrschaft entsprang aus der Angelegenheit des Eutyches, Archimandriten eines Mönchsklosters zu Constantinopel. Derselbe hatte sich als Anführer unter den zur Zeit des Nestorius ausbrechenden Unruhen und auch bei späteren Gelegenheiten ausgezeichnet. Vor einer zu Constantinopel abgehaltenen Synode angeklagt, daß er die beiden Naturen Christi leugne und behaupte, daß, wenn es zwei Naturen gäbe, es auch zwei Söhne geben müsse, ward Eutyches überführt und das Urtheil des Kirchenbannes über ihn ausgesprochen. Dies war jedoch nur die vorgebliche Ursache seiner Verdammung, der wahre Grund hing mit einer Hofintrigue zusammen. Der erste Eunuch, sein Pathe, war doppelt thätig, einmal, Eutyches auf den bischöflichen Stuhl von Constantinopel zu erheben und das Ansehen Pulcherias, der Schwester des Kaisers, durch Eudoxia, die Gemahlin des Kaisers, zu untergraben. Nach seiner Verurtheilung berief sich Eutyches auf den Kaiser, welcher auf das Drängen des Eunuchen ein Concil nach Ephesus berief. Dies war die berühmte „Räubersynode“, wie sie genannt wurde. Sie sprach sich zu Gunsten der Orthodoxie des Eutyches aus und verordnete seine Wiedereinsetzung, während sie den Bischof von Constantinopel, Flavianus, welcher sein Nebenbuhler und auf der Synode sein Richter gewesen war, so wie Eusebius, seinen Ankläger, absetzte. Ein Aufstand folgte, worin der Bischof von Constantinopel durch den Bischof von Alexandrien und einen gewissen Barsumas, welche ihn unter dem Geschrei: „Tödtet ihn! tödtet ihn!“ mit Fäusten schlugen, ermordet wurde. Die italienischen Legaten entkamen nur mit Mühe den Folgen des Aufruhrs.

Der Erfolg dieser Bewegungen war hauptsächlich Dioskorus, Bischof von Alexandrien, zuzuschreiben, der auf diese Weise den Sturz seiner Nebenbuhler von Antiochien und Constantinopel bewerkstelligte. Ein kaiserliches Edict verlieh dem Beschlusse des Concils gesetzliche Kraft. Hier trat der Bischof von Rom dazwischen, indem er sich weigerte, das

Vorgefallene anzuerkennen. Er mochte wohl leiden, daß Alexandrien und Constantinopel sich fortwährend stritten, nicht aber, daß eines von beiden die Oberhand gewinnen sollte. Darauf hin brach Dioskorus die Verbindung mit ihm ab. Jetzt waren Rom und Alexandrien im Kampf mit einander begriffen.

Weiterer Fortschritt Roms zur Macht durch den Eutychianismus.

Zu glücklicher Stunde starb der Kaiser; seine Schwester, die orthodoxe Pulcheria, die Freundin Leos, heiratete Marcian und machte ihn zum Kaiser. Ein Concil ward nach Chalcedon berufen. Leo wünschte, es in Italien abzuhalten, wo ihm Niemand den Vorsitz hätte streitig machen können. Wie die Sache lag, schlug er die alte Politik ein und ließ sich durch Bevollmächtigte vertreten. Dioskorus ward gestürzt und das Urtheil gegen ihn von Seiten des Concils durch einen der Stellvertreter Leos ausgesprochen. Es besagte, „daß Leo, durch ihren Mund und durch das Concil dazu berechtigt, im Namen des Apostels Petrus, des Felsens, auf welchem die Kirche ruht, Dioskorus seiner bischöflichen Würde entsetzt und ihn von allen christlichen Gebräuchen und Vorrechten ausschließt."

Nebenbuhlerschaft Constantinopels.

Aber vielleicht, damit Rom aus der hervorragenden Stellung, welche es bei diesen Verhandlungen erlangte, kein dauernder Vortheil erwachsen möchte, faßten, als die meisten Prälaten das Concil bereits verlassen hatten, einige wenige, welche hauptsächlich zur Diöcese Constantinopel gehörten, unter andern auch den Beschluß, daß die Oberherrlichkeit des römischen Bisthums nicht seiner Abkunft vom heiligen Petrus halber zu Recht bestehe, sondern weil es der bischöfliche Sitz einer Kaiserstadt sei. Derselbe sprach demnach dem Bischofe von Constantinopel gleiche Würde bei sich zu Hause und gleiche geistliche Autorität zu. Rom hat sich stets geweigert, die Gültigkeit dieses Beschlusses anzuerkennen.

Aus diesen Kämpfen Roms, Constantinopels und Alexandriens um die Obergewalt — denn am Ende war es doch weiter Nichts, als ein Wettkampf ehrgeiziger Würdenträger um die Macht — ging der römische Bischof durchweg als der gewinnende Theil hervor. Und es ist zu beachten, daß er es verdiente; sein Benehmen war stets würdevoll, oft edel, während sich in dem der andern ein unbekümmertes Haschen nach Einfluß, gewissenlose Anwendung von Bestechung, Hofintriguen und Mordthaten bemerklich machten.

Nebenbuhlereien der drei großen Bischöfe.

So führte der Mangel an einem Prüfstein der Wahrheit und der Entschluß, dem grübelnden und forschenden Geiste, welcher lästig geworden war, Einhalt zu thun, zur Einführung von Concilien, um dadurch theologische Fragen gebieterisch zu regeln. Doch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß sich diese Concilien nicht durch Uebereinstimmung ihrer Entscheidungen bei einander folgenden Ge-

Natur geistlicher Concilien.

legenheiten empfahlen, sondern sich oft widersprachen, auch stützten sie jene Entscheidungen nicht ausschließlich durch einen moralischen Einfluß, welcher aus einer durch Forschungen und Schlüsse erleuchteten Verständigung entsprang. Ihr menschlicher Charakter zeigt sich klar in der Nothwendigkeit, worunter sie litten, ihre willkürlichen Beschlüsse durch den Arm der weltlichen Macht zu erzwingen. Dieselbe Nothwendigkeit, welche in dem monarchischen Osten zur republikanischen Form der Concilien führte, führte in dem demokratischen Westen zur Entwickelung der autokratischen päpstlichen Macht; aber bei beiden stellte sich heraus, daß die schließliche Autorität, auf die man sich berief, keine innere oder von Gott stammende Kraft besaß. Sie war völlig hülflos gegen andere Angriffe, als solche, welche mit Hülfe militärischer oder bürgerlicher Gewalt ins Werk gesetzt wurden.

Es war unmöglich, daß Männer von praktischer Gewandheit, wie sie bei den Verhandlungen dieser Versammlungen betheiligt gewesen waren, eine andere Meinung hätten hegen sollen. Gregor von Nazianzum, einer der frömmsten und tüchtigsten Männer seiner Zeit, der auf dem Concil von Constantinopel, 381 n. Ch., theilweise den Vorsitz auf demselben führte, weigerte sich später, je wieder welchen beizuwohnen, indem er sagte, er habe noch nie eine Versammlung von Bischöfen gut endigen sehen; statt Uebelstände zu beseitigen, vermehrten sie sie nur und ihre Gier und ihr Gezänk um Macht sei unbeschreiblich. Tausend Jahre später bemerkt Aeneas Sylvius, Papst Pius II., indem er von einem andern Concile spricht, daß es nicht sowohl vom heiligen Geiste, als vielmehr von den Leidenschaften der Menschen geleitet werde.

Fortschreitende Veränderung des menschlichen Denkens, wie sie sich in diesen Concilien zu erkennen giebt.

Trotz der Widersprüche und Gegensätze, welche sie so häufig darbieten, lassen sich doch in den Entscheidungen dieser Körperschaften Spuren von einer Annäherung entdecken, welche den beständigen Fortschritt des Denkens verrathen. So entschied von den vier ökumenischen Concilien, welche sich mit den oben besprochenen Thatsachen beschäftigten, das von Nicäa, daß der Sohn von derselben Substanz, wie der Vater ist, das von Constantinopel, daß der Sohn und der heilige Geist dem Vater gleich sind, das von Ephesus, daß die beiden Naturen Christi nur Eine Person ausmachen und das von Chalcedon, daß diese Naturen zwei bleiben trotz ihrer persönlichen Vereinigung. Daß sie jedoch ihren Zweck, einen Prüfstein der Wahrheit aufzustellen, verfehlten, zeigt sich deutlich in so einfachen Thatsachen, wie daß im vierten Jahrhundert allein dreizehn Concilien gegen Arius, funfzehn zu seinen Gunsten und siebenzehn für die Halb-Arianer — zusammen fünfundvierzig abstimmten. Eine solche Verwirrung machte es nothwendig, daß die Concilien sich wieder einer höhern Autorität — einem höhern Prüfsteine unterwarfen, welcher fähig war, ihnen die Berechtigung

zu verleihen oder zu verweigern. Daß die Quelle der Macht sowohl für die Concilien im Osten, wie für das Papstthum im Westen durchaus politischer Art war, zeigt sich in fast allen Verhandlungen, welche von ihnen gepflogen wurden. Im Falle des Papstthums war dies deutlich aus dem Streite zwischen Hilarius, Bischof von Arles, und Leo zu ersehen, bei welcher Gelegenheit ein Edict vom Kaiser Valentinian erlassen wurde, welches die Halsstarrigkeit des Hilarius rügte und erklärte, daß „obgleich der Ausspruch eines so großen Pontifex, wie der Bischof von Rom, keiner kaiserlichen Bestätigung bedürfe, doch von jetzt an allen Bischöfen kund und zu wissen sei, daß die Beschlüsse des apostolischen Stuhles fortan Gesetz sein sollten und wer der Aufforderung des römischen Papstes nachzukommen sich weigerte, dazu durch den Statthalter der Provinz zu zwingen sei." Hieran erkennt man deutlich die wahre Natur der päpstlichen Macht. Sie steht im Bündnisse mit physischer Gewalt.

Die päpstliche Macht durch physische Gewalt unterstützt.

Roms Fall.

Inmitten dieser theologischen Streitigkeiten trat jenes große Ereigniß ein, welches ich als den Schluß des Forschungszeitalters bezeichnet habe, der Fall Roms.

Verbreitung der Barbaren.

Im oströmischen Reiche waren die Gothen dauernd seßhaft geworden, indem sie ihre eigenen Gesetze und ihre eigene Obrigkeit besaßen und keine Steuern zahlten, sondern stattdessen 40,000 Mann zur Armee stellten. Die Visigothen verbreiteten sich über Griechenland, Spanien, Italien. Bei ihren Verwüstungen in erstgedachtem Lande hatten sie Athen um seiner Erinnerungen willen verschont. Die Eleusinischen Geheimnisse hatten aufgehört. Seitdem sah Griechenland keine glücklichen Tage wieder. Alarich betrat Italien. Stilicho, der kaiserliche General, zwang ihn zum Rückzuge. Darauf machte Rhadogast seinen Einfall. Stilicho zwang ihn, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Die Burgunder und Vandalen überfluteten Gallien, die Sueven, Vandalen und Allemannen Spanien. Stilicho, ein Mann, würdig der alten Tage der Republik, obgleich ein Gothe, wurde vom Kaiser, seinem Herrn, ermordet. Alarich erschien vor Rom. 619 Jahre waren vergangen, seit es die Gegenwart eines auswärtigen Feindes gefühlt hatte und das war Hannibal. Es enthielt noch immer 1780 Senatoren-Paläste, von welchem manche Eigenthümer ein jährliches Einkommen von 160,000 Pfd. Sterling bezogen. Die Stadt maß achtzehn Meilen im Umfange und enthielt über eine Million Menschen — Menschen wie in alten Zeiten, stürmisch nach Austheilung von Brot, Wein und Oel verlangend. In ihrer Gewissensangst soll die abtrünnige Stadt mit Zustimmung des Papstes Jupiter, ihrem verschmähten und, wie sie jetzt glaubte, beleidigten Gotte, Opfer dargebracht haben. Zweimalhunderttausend Pfund nebst vielen Kostbarkeiten wurden als Lösegeld

Einnahme und Plünderung Roms durch Alarich.

gezahlt. Der barbarische Heerführer zog sich zurück. Darauf wurde er durch den Kaiser von seiner Festung Ravenna aus beschimpft. Schmähreden und neue Märsche folgten und Alarich erschien zum dritten Male vor Rom. Um Mitternacht des 24. April 410 n. Ch., eilfhundertunddreiundsechszig Jahre nach Gründung der Stadt ward ihm das Salarische Thor durch den Verrath von Sklaven geöffnet; kein Gott war da, es in seiner höchsten Noth zu vertheidigen. Rom wurde von den Gothen zerstört.

Ist die Ewige Stadt wirklich gefallen?! war der allgemeine Ruf, welcher durch das ganze Reich erscholl, als es bekannt wurde, daß Alarich Rom genommen hatte. Obgleich das Heidenthum im nationalen Sinne vernichtet war, so hatte das ächt römische Volkselement es doch nie aufgegeben, sondern beide starben zusammen aus, indem ein Ueberbleibsel der Stadtbevölkerung immer noch dem alten Glauben anhing. Darunter gebrach es nicht an vielen aristokratischen Familien und Philosophen, welche das Unglück dem öffentlichen Abfalle beimaßen und in ihrer Scham und in ihrem Schmerze laut verkündeten, daß die Nation billig und recht dafür bestraft würde, die Götter ihrer Vorfahren verlassen zu haben, der Götter, welche ihnen Sieg und Macht verliehen hätten. Dieser Anklage mußte die Kirche entgegen treten, da sie offen von Tausenden erhoben wurde und ohne Zweifel unter Millionen schweigender, furchtsamer und schreckengelähmter Gemüther Glauben fand. In der Absicht, das Christenthum zu vertheidigen, widmete St. Augustin, einer von den tüchtigsten Kirchenvätern, dreizehn Jahre seines Lebens der Abfassung des großen Werkes, „die Stadt Gottes.“ Es ist interessant, den Ton einiger dieser Antworten von christlicher Seite auf die Beschuldigungen ihrer heidnischen Widersacher zu bemerken.

Anklage der Heiden gegen die Christen.

Die Antwort der Christen.

„Für die offenbare Versunkenheit römischer Sitten und für die drohende Auflösung des Staates ist das Heidenthum selbst verantwortlich. Unsere politische Macht stammt erst von gestern her, sie hat Nichts zu schaffen mit der allmäligen Entwickelung des Luxus und der Schlechtigkeit, welche während der letzten tausend Jahre vor sich gegangen ist. Eure Vorfahren machten aus dem Kriege ein Gewerbe, sie legten den umliegenden Nationen Tribut auf und unterjochten sie; waren aber nicht Verschwendung, Ausschweifung und Verweichlichung die nothwendigen Folgen der Eroberungen? war nicht römischer Müssiggang die unausbleibliche Folge davon, daß Italien mit Sklaven angefüllt war? Mit jeder Stunde erweiterte sich die bodenlose Kluft, welche unermeßliche Reichthümer von der tiefsten Armuth schied. Verschwand nicht die Mittelklasse, in welcher die Tugend und Kraft einer Nation beruhen, und blieben statt dessen nicht in Rom aristokratische Familien zurück, deren Besitzungen in Syrien oder Spanien, Gallien oder Afrika berühmten

Königreichen an Ausdehnung und Ertrag gleichkamen, ja sie übertrafen, Provinzen, für deren Annectirung die Republik ehedem Triumphe angeordnet hatte? Gab es nicht in den Straßen einen wüsten Pöbel, gänzlich in Müssiggang versunken, auf Staatskosten erhalten und belustigt? Wir sind nicht verantwortlich für den quälenden Druck, welchen die Bevölkerung des platten Landes zu erdulden hatte, bis sie zur Verzweiflung getrieben wurde und ihre Zahl so sehr abnahm, daß Gefahr ihres völligen Erlöschens vorhanden war. Wir riethen dem Kaiser Trajan nicht dazu, Dacien aufzugeben und jene Politik zu vernachlässigen, welche die Gränzen des Reichs durch starke militärische Posten vertheidigten. Wir riethen Caracalla nicht, Jeden ohne Unterschied zum römischen Bürgerrechte zuzulassen, noch das Volk durch wildes Jagen nach öffentlichen Aemtern oder durch militärische Pflichterfüllungen zu verpflanzen. Wir füllten Italien nicht mit Sklaven an und würdigten diese Elenden nicht unter die Thiere des Feldes herab, indem wir sie zu Arbeiten zwangen, welche Sache des Viehes sind. Wir haben eine gar andere Lehre gelehrt und geübt. Wir schlugen nicht nächtlicher Weile die Bevölkerung ganzer Provinzen und Städte, welche in Knechtschaft gerathen waren, in Fesseln. Wir sind nicht verantwortlich für die daraus entspringenden unvermeidlichen Aufstände, Vergiftungen, Ermordungen und Rachethaten. Wir führten nicht jenen Zustand der Dinge herbei, wo der, welcher ein väterliches Erbtheil besaß, es am gerathensten fand, dasselbe ohne Entschädigung aufzugeben und zu fliehen. Wir entsittlichten das Volk nicht dadurch, daß wir ihm Gelage, Spiele, Wettrennen und Theater verschafften; wir sind verfolgt worden, weil wir keinen Fuß in ein Theater setzen wollten. Wir richteten Senat und Aristokratie nicht zu Grunde, indem wir Alles, ja uns selbst, für die Julische Familie aufopferten. Wir lähmten die Legionen nicht, indem wir sie anstachelten, gegen einander zu kämpfen. Wir waren nicht die Ersten, welche Rom demüthigten; Diocletian, welcher uns verfolgte, gab das Beispiel, indem er seine Residenz in Nicomedia aufschlug. Was das Gefühl des Patriotismus betrifft, dessen ihr euch rühmt, wurde es nicht von euren eigenen Kaisern zerstört? Nachdem sie römische Bürger aus Galliern und Aegyptern, Afrikanern und Hunnen, Spaniern und Syrern gemacht hatten, war es noch zu erwarten, daß ein so bunter Haufen den Interessen einer italienischen Stadt, die überdies ihre gehaßte Unterdrückerin war, treu bleiben würde? Der Patriotismus hängt von Concentrirung ab, er duldet keine Zertheilung. Ein mehr, als irdisches Band war vonnöthen, um die verschiedenen Nationen aneinander zu fesseln; sie haben es im Christenthum gefunden. Gemeinsamkeit der Sprache fördert Gedanken- und Gefühlsaustausch, aber was ließ sich erwarten, wo Griechisch die Sprache der einen Hälfte der herrschenden Klassen und Lateinisch die der andern ist, der zahllosen, unverständlichen

Redewendungen gar nicht zu gedenken, welche in der ganzen römischen Welt üblich sind? Der Fall des Senats ging dem Ursprunge des Christenthums wenige Jahre voraus; gewiß werdet ihr nicht sagen wollen, daß wir die Cäsaren angestiftet haben, sich der Gewalt zu bemächtigen? Was haben wir mit dem Heere, jenem Werkzeuge der Gewalt, zu schaffen gehabt, das binnen zweiundneunzig Jahren zweiunddreißig Kaiser und siebenundzwanzig Thronbewerber aufstellte? Wir gaben den prätorianischen Leibwachen nicht den Gedanken ein, das Reich meistbietend zu verkaufen.

„Könnt ihr euch wirklich wundern, daß dies endlich einmal ein Ende nehmen mußte? Wir nicht, im Gegentheil, wir danken Gott dafür. Es war Zeit, daß das Menschengeschlecht endlich einmal zur Ruhe kam. Das Seufzen der Gefangenen und das Flehen der Gebundenen ist erhört worden. Doch hat die Gnade das Gericht gemildert. Hätte der Heide Rhadogast Rom eingenommen, so wäre kein Menschenleben verschont geblieben, kein Stein auf dem andern gelassen. Der Christ Alarich, obgleich ein Gothe, nimmt Rücksicht auf seine christlichen Brüder und um ihretwillen seid ihr gerettet. Was eure Götter, jene Teufel, auf die ihr baut, betrifft, retteten sie euch stets vor Unglück? Wie lange schmähte Hannibal sie? War es eine Gans oder ein Gott, der das Kapitol vor Brennus bewahrte? Wo waren die Götter in all den Niederlagen der heidnischen Kaiser, davon einige jüngst noch vorgefallen sind? Es ist gut, daß der Purpur Babylons, die Hure gefallen ist, welche trunken war vom Blute der Völker.

„An Stelle dieser irdischen Stadt, dieser hochgerühmten Herrscherin der Welt, deren Fall eine lange Laufbahn voll Aberglauben und Sünde beschließt, soll sich ‚die Stadt Gottes' erheben. Das reinigende Feuer des Barbaren soll ihren heidnischen Unflat entfernen und sie geschickt machen zum Reiche Christi. Statt jener tausend Jahre einer Verbrechensnacht, auf welche ihr in eurer Verzweiflung zurückblickt, liegt vor ihr der Tag des tausendjährigen Reiches, welcher von den Propheten zuvor verkündigt worden ist. In ihren wiedergeborenen Mauern soll es keinen Flecken der Sünde, sondern Gerechtigkeit und Friede, keinen Flecken der Eitelkeiten dieser Welt, keinen Kampf des Ehrgeizes, keinen Hunger nach Gold, keine Begierde nach Ruhm, kein Verlangen nach Herrschaft, sondern Heiligkeit im Herrn geben."

St. Augustins „die Stadt Gottes".

Unter denjenigen, welche mit solchen Sätzen die Sache der neuen Religion verfochten, war St. Augustin der vornehmste. In seinem großen Werke „die Stadt Gottes", welches als die tüchtigste Probe der frühesten, christlichen Literatur zu betrachten ist, verfolgt er dieses Thema, wenn nicht in der hier geschilderten Sprache, so doch in demselben Geiste und mit weitschweifigen Erörterungen viele Bände hindurch. Auf das spätere Christenthum der westlichen Kirchen

hat er mehr Einfluß ausgeübt, als irgend ein anderer unter den Vätern derselben. Von ihm rührt viel von der Bestimmtheit unserer Anschauungen über Erbsünde, völlige Verderbtheit, Gnade, Prädestination und Auserwählung her.

Leben und Schriften St. Augustins.

In seinen Jugendjahren hatte St. Augustin einen frivolen und schlechten Lebenswandel geführt, indem er sich in alle möglichen Zerstreuungen des lustigen Karthagos hineinstürzte. Durch die verschlungenen Pfade des Manichäismus, der Astronomie und des Skepticismus gelangte er endlich zur Wahrheit. Er verdankte seine Wendung zum Guten jedoch nicht den Kirchenvätern, sondern Cicero; die Schriften jenes großen Redners erweckten in ihm die Liebe zur Weisheit und lenkten ihn von den Vergnügungen des Theaters und den Thorheiten der Weissagung und des Aberglaubens ab. Seinen manichäischen Irrthümern ward er jedoch durch Ambrosius, Bischof von Mailand, entrissen, welcher ihn nebst seinem natürlichen Sohne Adeodatus taufte. In seinen Schriften kann man ohne Mühe die Spuren des Manichäismus erkennen, nicht, was die dualistische Natur Gottes, sondern was die Scheidung des Menschengeschlechtes — die Auserwählten und die Verlorenen, das Reich der Gnade und das Reich der Verderbniß, Gottes und des Teufels — betrifft, welche den orientalischen Vorstellungen vom Reiche des Lichts und der Finsterniß entsprechen. Von Ambrosius erlernte St. Augustin jene hohen Dreieinigkeitslehren, welche bald darauf dem Westen aufgedrungen wurden.

In seinen philosophischen Ergüssen über Zeit, Materie, Erinnerung ist dieser berühmte Schriftsteller jedoch stets unbefriedigend, oft schaal. Seine Lehre, daß die Schrift als Gottes Wort mannichfacher Auslegung fähig ist, verleitete ihn zu vielen Täuschungen und übte in späteren Zeiten einen höchst verderblichen Einfluß auf die wahre Wissenschaft aus. So findet er in der mosaischen Urkunde von der Schöpfung Beweise der Dreieinigkeit, indem ihm das Firmament als Vorbild von Gottes Wort dient und indem er Beziehungen zwischen der Schöpfung und der Kirche aufstellt. Seine zahlreichen Werke sind oft übersetzt worden, namentlich seine Bekenntnisse, ein Werk, welches funfzig Generationen entzückt und erbaut hat, aber trotzdem als literarisches Kunstwerk die Palme den Schriften Bunyans lassen muß, welcher sich gleich Augustin der ganzen Qual schonungsloser persönlicher Prüfung und unablässiger Selbstverdammniß überließ, seine Seele so zu sagen zergliedernd und jede Sünde derselben ans Tageslicht schleppend.

Der geistliche Einfluß St. Augustins hat seinen politischen Lebenslauf so vollständig in den Hintergrund gedrängt, daß seinem Benehmen in der interessanten Zeit, worin er lebte, nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Sismondi erwähnt zu seiner Unehre, daß er der

Freund des Grafen Bonifaz gewesen sei, welcher Gänserich und seine Vandalen nach Afrika einlud; die blutigen Folgen jener Verschwörung können nicht leicht übertrieben werden. Durch ihn ist der Name des Grafen der Nachwelt ohne Schmach überliefert worden. Bonifaz war bei ihm, als er 430 n. Ch., den 28. August zu Hippo starb.

Günstiger Einfluß von Alarichs Belagerung.

Als Rom vor Alarich fiel, jauchzten, weit entfernt, das Unglück desselben zu beklagen, die Christen in den Provinzen darüber. Sie unterschieden sorgsam zwischen dem Falle der scharlachbekleideten, heidnischen Hure und der davon nicht berührten Stadt Gottes. Die Rache der Gothen hatte die Tempel getroffen, die christlichen Kirchen dagegen waren verschont geblieben. Obgleich sich bei spätern und nicht allzu fernen Unglücksfällen der Stadt diese triumphirende Unterscheidung kaum aufrechterhalten ließ, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß jene Katastrophe die päpstliche Macht merkwürdig entfaltete. Die Erniedrigung der alten Aristokratie ließ den Bischof dagegen in vortheilhafterem Lichte erscheinen. Man hat in Wahrheit gesagt, daß, als Rom sich aus seinen Trümmern erhob, der Bischof als der hervorragendste Mann desselben erschien. Sehr gelegen hatte Hieronymus um diese Zeit seine lateinische Bibelübersetzung vollendet. Hinfort ward die Vulgata die geistliche Autorität des Westens. Der Einfluß der heidnischen Klassiker, welche jener strenge Einsiedler in seinen früheren Jahren bewundert und von denen er sich durch unablässige, nächtliche Geißelungen vergebens loszumachen versucht hatte, ist in seiner großen Uebersetzung zu erkennen. Sie kam in einem kritischen Augenblicke für den Westen. Bei der Politik Roms, sich keine Blößen zu geben, war es für den Papst nicht gerathen, als Autor aufzutreten. Die Vulgata war Alles, was die damalige Zeit erheischte. Fortan mochte sich der Osten mit dem harmlosen Aufstellen von Glaubensbekenntnissen und mit Ketzereien beschäftigen: der Westen konnte sein praktisches Talent in der viel wichtigeren Organisation der kirchlichen Macht entfalten.

Der Leser dieser Zeilen wird gewiß nicht ohne Interesse bemerken, wie genau der Gang kirchlicher Ereignisse dem staatlicher gleicht. Wie wir in der römischen Geschichte einige wenige Familien und endlich einen Einzigen den Einfluß haben an sich reißen sehen, welcher sich in früheren Zeiten unter das ganze Volk vertheilte, so ordnen sich in der Kirche die Versammlungen alsbald ihren Bischöfen unter, welche ihrerseits einer beständig abnehmenden Zahl ihrer Mitgenossen unterliegen. Zur Zeit,

Schicksal der drei großen Bischöfe.

von der wir jetzt reden, hatten die kleineren Bisthümer, Jerusalem, Antiochien, Karthago, ihre vormalige Kraft verloren; Alles concentrirte sich in den drei großen Sitzen von Constantinopel, Alexandrien und Rom. Die Geschichte damaliger Zeit ist ein Bericht von den verzweifelten Kämpfen der drei

großen Bischöfe um die Oberherrschaft. In diesem Streite hatte Rom viele Vortheile voraus, die beiden andern standen unter unmittelbarer Aufsicht der kaiserlichen Regierung, die Reibungen ihrer Interessen waren häufiger, ihre Nebenbuhlerschaft erbitterter. Die Beherrschung der kirchlichen Macht lag seitdem beständig in den Händen Roms, obgleich es sowohl in politischer, wie in geistiger Hinsicht seinen Mitbewerbern nachstand. Wie früher schon, gab es ein Triumvirat in der Welt, das dazu bestimmt war, sich zum Despotismus zu concentriren. Und wie um die Menschen daran zu erinnern, daß die bei den Bewegungen der Kirche ins Spiel kommenden Interessen derselben Natur sind, wie bei den Bewegungen des Staates, so läßt sich die hier angedeutete Aehnlichkeit oft sehr merkwürdig an unbedeutenden Einzelheiten nachweisen. Der Bischof von Alexandrien war nicht der erste Triumvir, welcher an den Ufern des Nils ein frühzeitiges Ende fand, der römische Papst nicht der Erste, welcher seine Macht mit Hülfe gallischer Legionen befestigte.

---

# Zehntes Kapitel.

## Das europäische Zeitalter des Glaubens. Glaubenszeitalter im Osten.

Das Zeitalter des Glaubens.

Die Politik Constantins des Großen lief unvermeidlich auf Heidenthümelei des Christenthums hinaus. Eine Verschmelzung der reinen Lehren desselben mit den in Verfall gerathenen heidnischen Vorstellungen war die nothwendige Folge seiner Beherrschung durch gewissenlose Politiker und Beamte. Der solchermaßen befleckte Glauben erlangte dadurch allerdings eine allgemeinere und bereitere Aufnahme unter dem Volke, aber auf Kosten eines abermaligen Lebenszieles für jene Ideen. So vollständig war jene Befleckung, daß sich nicht eher, als bis zur Reformation, einem Zeitraume von mehr als tausend Jahren, die Scheidung des Wahren vom Falschen bewerkstelligen ließ.

Eintheilung des Gegenstandes in Unterabtheilungen.

In Anbetracht der vielen Nationen, welche bei diesen Ereignissen ins Spiel kamen, und der Länge der Zeit, über welche sie sich erstrecken, erfordert eine klare Behandlung

des Gegenstandes seine Eintheilung in Unterabtheilungen. Ich werde daher 1) vom Zeitalter des Glaubens im Osten, sodann 2) vom Zeitalter des Glaubens im Westen reden. Ersteres ward vorzeitig durch die mohammedanische Eroberung abgeschnitten, letzteres, nachdem es eine langsame Umwandlung erlitten hatte, ging in das europäische Zeitalter der Vernunft während des Pontificats Nikolaus V. über.

In diesem und dem folgenden Kapitel werde ich demnach das Zeitalter des Glaubens im Osten und die Katastrophe behandeln, welche es beschloß. Darauf werde ich mich dem Zeitalter des Glaubens im Westen — einer langen, aber belehrenden Geschichte, zuwenden.

Die Verheidnischung des Christenthums.

Die Verheidnischung der Religion ward in nicht unbedeutendem Grade durch den Einfluß der Weiber am Hofe von Constantinopel unterstützt. Sie zeigte bald alle wesentlichen Züge eines ächten Mythus- und Heroen-Dienstes. Helena, die Kaiserin-Mutter, leitete die Erbauung von Monumentalkirchen über den dafür gehaltenen denkwürdigsten Plätzen in der Geschichte des Heilandes — dem seiner Geburt, seines Begräbnisses, seiner Auferstehung. Ein ungeheurer und stets zunehmender Haufen von Bekehrten aus dem Heidenthum, welche aus weltlichen Rücksichten übergetreten waren und noch immer nach Wundern verlangten, wie die gewesen waren, an welche ihre Voráltern seit undenklichen Zeiten geglaubt hatten, lieh Behauptungen williges Gehör, welche für bedächtigere und besser unterrichtete Geister das Zeichen der Erdichtung und des Betruges an der Stirn trugen. Als ein früher zur Seite des heiligen Grabes errichteter Venustempel niedergerissen ward, entdeckte man in einem darunter befindlichen Gewölbe drei Kreuze, sowie die von Pilatus herrührende Inschrift. Das Kreuz des Erlösers, durch ein Wunder von denjenigen der Häscher unterschieden, ward getheilt, ein Theil zu Jerusalem behalten, der andere nebst den bei der Kreuzigung gebrauchten Nägeln, die sich ebenfalls glücklicher Weise vorfanden, nach Constantinopel gesandt. Diese waren bestimmt, den Kopf an der Bildsäule des Kaisers auf der Spitze des Porphyrpfeilers zu zieren. Außerdem entfaltete das Holz des Kreuzes die Eigenschaft, zu wachsen und lieferte daher einen reichlichen Vorrath für die Anforderungen der Pilgrimme und eine unversiegbare Geldquelle für seine Besitzer. Im Laufe späterer Jahre häufte sich in den verschiedenen Kirchen Europas von dieser eigenthümlichen Reliquie eine solche Menge an, daß daraus viele hundert Kreuze hätten verfertigt werden können. Das Zeitalter, welches solch ein Wunder gläubig hinnehmen konnte, fand natürlich auch keine Schwierigkeiten in der Vision Constantins und der Geschichte des Labarums.

Entdeckung des wahren Kreuzes und der Nägel.

Politische Ursachen der Verheidnischung.

Dieser Art war die Neigung der damaligen Zeiten, das Christenthum mit dem Geiste des Heiden-

thums zu verfälschen, theils, um die Vorurtheile weltlicher Bekehrten zu versöhnen, theils in der Hoffnung, dadurch seine schnellere Verbreitung zu sichern. Es liegt etwas Feierliches in der ganz wahren Anklage, welche Faustus Augustin entgegenschleudert: „Ihr habt eure Agapen den Opfern der Heiden, ihren Götzen eure Martyrer untergeschoben, denen ihr ganz dieselben Ehren erweist. Ihr besänftigt die Schatten der Todten mit Wein und Gelagen, ihr feiert die hohen Feste der Heiden, Calenden und Solstitien, und was ihre Sitten betrifft, so habt ihr sie ohne die geringste Veränderung beibehalten. Nichts unterscheidet euch von den Heiden, ausgenommen, daß ihr eure Versammlungen abgesondert von ihnen haltet."

Gegenseitige Thätigkeit des Glaubens und der Philosophie.

Wie wir im letzten Kapitel gesehen haben, hatte der Lauf der politischen Begebenheiten die Macht des Staates von den philosophischen und polytheistischen Parteien losgelöst. An die neue Bewegung gekettet, dauerte es nicht lange, bis sie unverkennbare Proben von der Aufrichtigkeit ihrer Freundschaft durch den Beginn einer thätigen Verfolgung der Ueberbleibsel der Philosophie gab. Man bedenke, daß die Richtung des Proselytengeistes, welcher so zu bedeutenden Ergebnissen führte, von den untern nach den obern Schichten der Gesellschaft zu stattfand. Die Thätigkeit der Philosophie dagegen hatte sich in anderer Richtung geltend gemacht; ihren Mittelpunkt bildeten die wenigen Einsichtigen, die wenigen Gebildeten, ihr Lauf erstreckte sich in gesellschaftlicher Beziehung von oben nach unten. Unter diesen Umständen war es offenbar, daß die Vorurtheile des unwissenden Haufens schließlich zum vollen Ausdruck kommen, daß er der Bildung keine Achtung zollen oder sie als Magie anklagen, daß die Philosophie als eitele und daher sündige Beschäftigung angesehen werden würde. Wenn einmal ein politischer Emporkömmling mit der Menge um die Macht geboten hat und wegen wirksamer Unterstützung noch von ihrem Belieben abhängt, so ist es kein Leichtes, derselben ihre Wünsche zu versagen oder sich ihren Forderungen zu entziehen. Selbst Constantin

Die Kaiser stellen sich ihren geistlichen Verbündeten entgegen.

empfand den Druck des Einflusses, mit welchem er sich verbündet hatte, und war gezwungen, seinen Freund Sopater, den Philosophen, auszuliefern, welcher beschuldigt wurde, die Winde durch magischen Einfluß an niedrige Oerter zu binden, so daß die Kornschiffe Constantinopel nicht erreichen konnten, ja der Kaiser mußte Befehl zu seiner Enthauptung geben, um das Geschrei im Theater zu stillen. Nicht, als ob man sich solchen Forderungen ohne Widerstreben unterworfen hätte oder als ob spätere Herrscher Willens gewesen wären, ihre Würde stillschweigend der geistlichen Herrschaft unterzuordnen. Es war Constantins Absicht, aus der Theologie einen Zweig der Politik, die Hoffnung jedes Bischofes im Reiche,

aus der Politik einen Zweig der Theologie zu machen. Es wurde bereits augenscheinlich, daß die geistliche Partei schließlich die Oberhand gewinnen würde und daß das Widerstreben einiger Kaiser, ihren Anforderungen zu gehorchen, nur die Auflehnung einzelner Geister und daher ihrer Natur nach ephemer war, sowie, daß die Volkswünsche reichliche Befriedigung finden würden, sobald Kaiser erstünden, welche das Christenthum nicht nur, wie Constantin, benutzten, sondern mit völliger und aufrichtiger Hingabe annahmen.

Der Kaiser Julian.

Julian hielt durch seinen kurzen, aber wirkungslosen Versuch zur Wiederherstellung des Heidenthums kaum einen Augenblick lang den Lauf der neuen Lehren auf, welche sich jetzt fortwährend im öffentlichen Ansehen durch Einverleibung von Vorstellungen, welche dem Heidenthume entlehnt waren, kräftigten. Durch die Regierung Valentinians, welcher Nicäer, und Valens, welcher Arianer war, nahmen die Dinge ihren Fortgang, als ob die Zwischenperiode Julians nie vorhanden gewesen wäre. Die alten Götter, deren Dasein Niemand geleugnet zu haben scheint, wurden jetzt als völlig eins mit Teufeln betrachtet, ihr Dienst als Betreibung der Magie gebrandmarkt. Gegen dieses Verbrechen, welches vor dem Gesetz als gleichbedeutend mit Verrath galt, erhob sich eine gewaltige Verfolgung. Personen, welche sich nach Rom Studien halber wandten, ward untersagt, dort nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Lebensjahre zu verweilen. Das Gewicht dieser Verfolgung fiel in Wirklichkeit auf die alte Religion zurück, obgleich sie dem Namen nach gegen die schwarze Kunst gerichtet war, denn die ursprüngliche Thätigkeit des Heidenthums bestand darin, zukünftige Ereignisse dieser Welt vorherzusagen, daher seine Verbindung mit Weissagung und seine Bestrafung als Magie.

Verfolgungen seiner Nachfolger.

Nothwendigkeit der Bildung für die Bischöfe.

Allein die Verfolgung, obgleich gegen das Heidenthum gerichtet, traf auch das, was von der Philosophie übrig geblieben war; eine große Partei war unter Umständen zur Macht gelangt, welche sie zwangen, das Princip, worauf sie sich ursprünglich gründete, mit Gewalt durchzusetzen. Jenes Princip war die Erzwingung eines nicht im geringsten fragenden Glaubens, was, obwohl es der niedrigeren und zahlreicheren Klasse von Menschen entsprechen mag, doch für Solche, welche auf einer höhern geistigen Bildungsstufe stehen, unangemessen ist. Die Politik Constantins hatte durch die Kirche eine Laufbahn im Staate für Menschen aus den niedrigsten Ständen eröffnet. Viele derselben waren bereits zu den höchsten Würden gelangt. Es war mehr glühender Eifer, als tiefe Bildung, was sie beseelte. Hatte Jemand aber erst einmal eine hervorragende Stellung erlangt, so brauchte er sich nicht mehr das Ansehen eines Weisen zu geben. Unter solchen Umständen waren sie versucht, ihre eigenen Begriffe als schließliche und unantastbare

Wahrheit aufzustellen und als Magie oder sündige Beschäftigung mit eiteln Tändeleien alle Bildung zu verschreien, welche ihnen im Wege stand. Hierin unterstützte sie der Arm der weltlichen Macht. Man beabsichtigte, alle Philosophen aus dem Wege zu räumen. Jede Handschrift, deren man habhaft werden konnte, wurde sofort verbrannt. Im ganzen Osten vernichtete, wer eine Bibliothek besaß, dieselbe aus Furcht, daß ein unglücklicher Ausspruch, der in irgend einem der Bücher enthalten sein könnte, für ihn und seine Familie Verderben nach sich ziehen möchte. Die allgemeine Meinung war jetzt die, daß es recht sei, die Menschen zu zwingen, das zu glauben, was die Mehrheit der Gesellschaft als Wahrheit angenommen hatte, und daß, wenn sie sich weigerten, es recht sei, sie zu strafen. Niemand unter der herrschenden Partei erhob seine Stimme im Interesse geistiger Freiheit. Das Geheimniß über der Vernunft erhabener Dinge galt eben als Grund, sie im Glauben hinzunehmen; eigenthümliches Verdienst, glaubte man, hafte an jenem geistigen Zustande, wo der Glauben dem Verständnisse vorangeht.

Zunahme von Bigotterie und Aberglauben.

Fanatismus des Theodosius.

Der Todesstreich ward dem Heidenthum durch den Kaiser Theodosius, einen Spanier, versetzt, der um der Dienste willen, welche er in diesem Stücke leistete, mit dem Beinamen „der Große" belohnt wurde. Nachdem er die Betreibung der Magie und die Besichtigung von Thiereingeweiden zu todeswürdigen Verbrechen gestempelt hatte, schritt er, 391 n. Ch., weiter zur Verhinderung von Opfern, ja selbst von Betretung der Tempel. Er veräußerte die Einkünfte vieler Tempel, zog die Besitzungen anderer ein und zerstörte noch andere. Die vestalischen Jungfrauen entließ er und erklärte jedes durch Weihrauch befleckte Haus als dem kaiserlichen Fiscus verfallen. Wenn einem religiösen Institut erst einmal das Eigenthum unwiderruflich genommen ist, so ist es überflüssig, seinen Gottesdienst für ein Criminalverbrechen zu erklären.

Die Regierung trat aber somit nicht nur als Helfer und Unterstützer der neuen Religion auf, sie suchte dieselbe auch vor Spaltungen im Schooße derselben zu sichern. Apostaten wurden des Rechtes beraubt, über ihr eigenes Vermögen letztwillig zu verfügen. Es wurden Glaubensinquisitoren eingesetzt, welche Spione und Richter zugleich waren, Vorbilder des fürchterlichsten Tribunals neuerer Zeiten. Theodosius, welchem die Ausführung dieser Maßregeln zu verdanken ist, fand es jedoch für sich selbst ersprießlicher, lebende Sinnbilder seines persönlichen Glaubens aufzustellen, als sich auf irgend ein zweideutiges Glaubensbekenntniß zu stützen. Er verurtheilte daher alle diejenigen, welche nicht mit dem Glauben des Damasus, Bischofs von Rom, und Peters, Bischofs von Alexandrien, übereinstimmten, zum Verlust ihrer bürgerlichen Rechte und zur Ver-

bannung. Wer sich vermaß, Ostern auf denselben Tag, wie die Juden, zu feiern, wurde zum Tode verdammt. „Wir wollen", sagte er in seinem Erlasse, „daß Alle, welche diesen Glauben bekennen, katholische Christen genannt werden" — die Uebrigen sind Ketzer.

Verantwortlichkeit der Geistlichkeit für diese Ereignisse.

Die unparteiische Geschichte hat die Verpflichtung, den Ursprung dieser tyrannischen und schmachvollen Handlungen der öffentlichen Gewalt dem Einflusse der Geistlichkeit beizumessen und sie für die Verbrechen derselben verantwortlich zu machen. Die Schuld ehr- und gewissenloser Weiber, Eunuchen, Schmarotzer und roher Soldaten, welche sich im Besitze unumschränkter Macht befanden, liegt auf ihrem Gewissen. Allein die menschliche Natur kann, in welcher Lage sie sich auch befinden möge, nie völlig entarten. Obgleich das System, unter welchem die Menschen lebten, sie zu diesen Schlechtigkeiten trieb, so machte sich doch zuweilen der individuelle Sinn für Recht und Unrecht geltend. Wir werden auf diesen Blättern immer wieder dieser persönlichen Auflehnung gegen unhaltbare Folgen eines Systems begegnen. So gab es Bischöfe, welche sich offen zwischen das Opfer und den Unterdrücker warfen, welche die Kirchenschätze nahmen, um damit Sklaven aus der Gefangenschaft loszukaufen. Um deswillen werden künftige Geschlechter vielleicht Ambrosius, Erzbischof von Mailand, die Betrügereien, welche er ausübte, nachsehen, wenn sie sich erinnern, daß er Theodosius den Großen ins Angesicht zur Rechenschaft zog für die Metzelei von siebentausend Personen, welche er in einem Anfalle von Rachewuth im Circus von Thessalonich, 390 n. Ch., hingemordet hatte, und daß er den kaiserlichen Verbrecher, dem er und seine ganze Partei so viel zu danken hatten, mit unerbittlicher Strenge zwang, sein Verbrechen durch Büßungen zu sühnen, wie sie nur immer in dieser Welt ausgewirkt werden können und seinen Herrscher lehrte, „daß er, obgleich der Kirche angehörend und in der Kirche stehend, doch nicht über der Kirche stehe", daß rohe Gewalt der Bildung weichen müsse und daß selbst das geringste menschliche Wesen in den Augen Gottes Rechte besitze.

Metzelei zu Thessalonich.

Politische Ereignisse hatten so einen für die menschliche Wissenschaft verderblichen Verlauf genommen. Es hatte sich die Nothwendigkeit herausgestellt, daß die, denen Umstände die Aufsicht über den öffentlichen Glauben in die Hände gespielt hatten, auch die Aufsicht über die öffentliche Wissenschaft ausüben mußten. Der sittliche Zustand der Welt war demnach in Widerstreit mit wissenschaftlichem Fortschritte gerathen. Wie es vor vielen, vielen Zeitaltern in Indien der Fall gewesen war, behauptete man, daß die heiligen Schriften Alles, was dem Menschen nöthig und nütze zu wissen sei, enthielten. Fragen über Geometrie, Geographie, Chronologie, Geschichte

Einführung des Patristicismus.

oder sonstige Zweige der Wissenschaft, welche bisher den menschlichen Geist beschäftigt oder ihm Unterhaltung gewährt hatten, waren jetzt einem neuen Richterstuhle zur Lösung vorzulegen, so daß dem Philosophen Nichts mehr zu thun übrig blieb. Offenbarung der Wissenschaft ist unverträglich mit dem geringsten weitern Fortschritte, sie läßt weiter keine Behandlung zu, als die des bescheidenen Commentators.

Die ersten Kirchenschriftsteller oder Väter, wie sie oft genannt werden, gelangten demnach zu dem Rufe, nicht nur alle andern Menschen an Frömmigkeit, sondern auch an Weisheit zu übertreffen. Ihre Aussprüche wurden als endgültig betrachtet. Diese bedeutende Stellung behaupteten sie viele Jahrhunderte lang und wurden derselben erst dicht vor der Periode der Reformation entsetzt. Die großen Kritiker, welche zu jener Zeit auftauchten, führten die patristischen Werke, indem sie sie durch Vergleichung derselben mit einander und durch den Nachweis ihrer gegenseitigen Widersprüche einer höhern Analyse unterwarfen, auf ihren wahren Werth zurück. Man citirte sie endlich nicht einmal mehr, als man bemerkte, daß nicht Einer von diesen Schriftstellern die nöthigen Befugnisse aufzuweisen hatte, seine Meinung über wissenschaftliche Thatsachen irgend welcher Art abzugeben. Viele von ihnen hatten keinen Anstand genommen, Verachtung über Dinge auszudrücken, die sie sich anmaßten, beurtheilen zu können. So sagt Eusebius: „Nicht aus Unwissenheit der von Philosophen bewunderten Dinge, sondern aus Verachtung so unnützer Beschäftigungen denken wir so wenig an dergleichen und wenden unsern Geist statt dessen der Ausübung von Besserem zu.“ In solchem Geiste hält Lactantius das Ganze der Philosophie für „leer und falsch“. Mit Bezug auf die ketzerische Lehre von der Kugelgestalt der Erde sagt er: „Ist es möglich, daß Menschen so sinnlos sein können, zu glauben, daß Saaten und Bäume auf der andern Seite der Erde herabhängen und daß die Menschen ihre Füße höher, als den Kopf, haben? Wenn man sie fragt, wie sie solche Abgeschmacktheiten vertheidigen wollen, wie es zugeht, daß die Dinge auf jener Seite nicht von der Erde herunterfallen, so antworten sie, die Natur der Dinge bringe es mit sich, daß schwere Körper gleich den Speichen eines Rades dem Mittelpunkte zustreben, während leichte Körper, wie Wolken, Rauch, Feuer, auf allen Seiten vom Mittelpunkte dem Himmel zustreben. Nun weiß ich wirklich nicht mehr, was ich von Leuten sagen soll, die, wenn sie einmal irre gegangen sind, standhaft bei ihrer Thorheit beharren und eine abgeschmackte Meinung durch die andere vertheidigen.“ Ueber die Frage von den Antipoden bemerkt St. Augustin, „es sei unmöglich, daß es auf der entgegengesetzten Seite Erdbewohner geben sollte, da in der heiligen Schrift unter den Abkömmlingen Adams kein derartiger Menschenschlag erwähnt werde.“

Vertheidigung des Patristicismus durch die Väter.

Die Lehren des Patristicismus. Der Patristicismus oder die Wissenschaft der Väter gründete sich somit wesentlich auf den Grundsatz, daß die Schrift Alles enthält, was dem Menschen zu wissen erlaubt ist. Daraus folgte, daß Naturereignisse mit Hülfe von Texten ausgelegt werden und alle philosophischen Lehren nach der Richtschnur der Orthodoxie zugestutzt werden müssen. Er behauptete, daß Gott die Welt aus Nichts machte, da die Zulassung der Ewigkeit der Materie zum Manichäismus führt. Er lehrte, daß die Erde eine Fläche und der Himmel ein Gewölbe über derselben ist, an welchem die Sterne befestigt sind und Sonne, Mond und Planeten ihre Bewegungen, Auf- und Niedergang, vollbringen, daß diese Himmelskörper von durchaus untergeordneter Natur sind, da ihr Zweck darin besteht, dem Menschen Licht zu verleihen, daß noch höher und jenseit des Himmelsgewölbes sich das Empyrium, der Aufenthalt Gottes und der himmlischen Heerschaaren befindet, daß die Erde mit Allem, was sie enthält, binnen sechs Tagen gemacht und von einer allgemeinen Sündflut überschwemmt worden sei, welche alle lebenden Wesen außer den in der Arche aufbewahrten vernichtete, daß darauf die Gewässer vom Winde aufgetrocknet wurden, daß der Mensch der sittliche Mittelpunkt der Welt ist, da für ihn Alles erschaffen sei und erhalten werde, daß er, weit entfernt, je eine Neigung zur Vervollkommnung gezeigt zu haben, sowohl an Weisheit, wie an sittlichem Werthe gesunken sei, indem der erste Mensch vor dem Sündenfalle vollkommen an Geist und Körper gewesen wäre, daher der Patristicismus rückwärts und nie vorwärts blickte, daß durch jene Sünde der Tod in die Welt kam — sogar Thiere wären vordem nicht gestorben, sondern allesammt unsterblich gewesen. Er verwarf durchaus die Vorstellung von einer Weltregierung nach Gesetzen, indem er das beständige Eingreifen einer sofortigen Vorsehung bei jeglicher Gelegenheit, auch der unbedeutendsten, behauptete. Er nahm seine Zuflucht zu geistigen Einflüssen bei der Hervorbringung natürlicher Wirkungen, indem er Engeln die Pflicht zuwies, die Sterne zu bewegen, Wasser vom Meere heraufzuholen, Regen zu bilden und Sonnen- und Mondfinsternisse zu leiten. Er versicherte, daß der Mensch nur wenige Jahrhunderte auf der Erde zugebracht habe und nur noch wenig länger fortfahren könne, auf ihr zuzubringen, da man erwarten müsse, daß die Welt selbst jeden Augenblick vom Feuer verzehrt werde. Er leitete alle Familien der Erde von einem Urpaare ab und machte sie alle moralisch verantwortlich für die von jenem Paare begangene Sünde. Er verwarf die Lehre, daß der Mensch seinen Organismus modificiren könne, als durchaus irreligiös, so daß ein Arzt wenig besser sei, als ein Atheist, versicherte aber, daß durch Vermittelung von Heiligen vor den Schreinen derselben und durch Reliquien Kuren vollzogen werden könnten. Er verschmähte gänzlich die Verbesserung des

physischen Zustandes des Menschen; seine Kräfte oder Bequemlichkeiten vermehren hieß zu erreichen suchen, was die Vorsehung versagt hatte; philosophische Forschung war ein unerlaubtes Einblicken in Dinge, die nach Gottes Rathschlusse verborgen bleiben sollten. Er lehnte die Logik der Griechen ab und setzte an Stelle derselben Wunderbeweise, wobei angenommen wurde, daß überraschende Belege für irgend etwas Anderes den Beweis für eine vorliegende Behauptung bildeten.

So hatte eine planlose Astronomie die des Hipparchus ersetzt, die elenden Erdichtungen des Eusebius die Zeitrechnung des Manetho und Eratosthenes umgeworfen; die Geometrie des Euklid und Apollonius galt für unnütz, die Geographie des Ptolemäus für einen Mißgriff; die großen, mechanischen Erfindungen des Archimedes wurden durch die unvergleichlichen, an den Schreinen von hunderten von Heiligen gewirkten Wunder übertroffen.

Innerliche Schwäche des patristischen Systems.

Aus einer solchen Mischung von Wahrheit und Thorheit war der Patristicismus zusammengesetzt. Die am Ruder befindliche Unwissenheit fand es zweckmäßig, eine falsche und keines Fortschrittes fähige Wissenschaft zu pflegen, vergessend, daß früher oder später die Zeit kommen müßte, wo es unmöglich sein würde, stillstehende Vorstellungen in einer Welt aufrecht zu erhalten, deren Angelegenheiten stets weiter rollen. In diesem den Menschen auferlegten Systeme für den intellectuellen Fortschritt keine Sorge getragen zu haben, war der große und verhängnißvolle Mißgriff jener Zeiten. Mit jedem neuen Jahrhundert kamen neue Unverträglichkeiten. Gar bald trat eine Anspannung der Thätigkeit des Systemes ein und nahm beständig an Kraft zu. Es wurde augenscheinlich, daß der Druck sich am Ende unmöglich würde halten können. Wir werden später die Umstände kennen lernen, unter welchen er endlich zusammenbrach.

Der Taschenspieler, welcher sich anschickt, an der Wand seine Schattenbilder zu produciren, weiß recht gut, wie viel es zur Täuschung beiträgt, alle Lichter mit Ausnahme des einen in seiner laterna magica auszulöschen. Ich habe demnach zu berichten, wie die letzten, flackernden Strahlen griechischer Bildung ausgelöscht wurden, wie der Patristicismus, unterstützt von seiner Gefährtin, der Bigotterie, seinen Einfluß auf ungestörte Sicherheit zu gründen versuchte.

Es beginnt damit, das Licht der griechischen Wissenschaft auszulöschen.

Unter der Regierung Theodosius des Großen wurden heidnische Religion und heidnische Wissenschaft mitsammen zerstört. Diesen Kaiser hemmten keine Zweifel, denn er war äußerst unwissend und, wie man zugeben muß, ebenso aufrichtig und streng. Unter seinen Maßregeln findet man gleich zu Anfang die Verordnung, daß, wenn die Statthalter Aegyptens einen Tempel auch

Thaten des Kaisers Theodosius.

nur beträten, der Betreffende um fünfzehn Pfund Gold gestraft werden sollte. Diesem ließ er die Zerstörung der Tempel Syriens folgen. Um diese Zeit saß auf dem erzbischöflichen Stuhle von Alexandrien ein gewisser Theophilus, ein verwegener, schlechter Mensch, der einst Mönch von Nitria gewesen war. Man zählte etwa 390 n. Ch. Der Dreieinigkeitsstreit war dazumal beigelegt, indem die eine Partei das Uebergewicht über die andere erlangt hatte. Für die Mönche und den Pöbel von Alexandrien war der Tempel des Serapis und die Bibliothek desselben doppelt verhaßt, theils des pantheistischen Gegensatzes halber, den er gegen die vorherrschende Lehre ausdrückte, theils, weil in seinen Mauern seit Jahrhunderten Zauberei, Magie und anderes Teufelswesen vor sich gegangen war. Wir haben erzählt, wie Ptolemäus Philadelphus die große Bibliothek in dem aristokratischen Viertel der Stadt, das Bruchion genannt, begann und derselben verschiedene wissenschaftliche Anstalten beifügte. Durch dieses Beispiel angefeuert, errichtete Eumenes, König von Pergamus, aus Eifersucht eine ähnliche Bibliothek in seiner Residenz. In der Absicht, sie zu verhindern, es der von Aegypten zuvorzuthun, verbot Ptolemäus Epiphanes die Ausfuhr von Papyrus, worauf Eumenes die Kunst, Pergament zu machen, erfand. Die zweite große alexandrinische Bibliothek war die von Ptolemäus Physkon im Serapeum errichtete, welches in dem anstoßenden Stadtviertel lag. Die Bibliothek im Bruchion, welche einer Schätzung gemäß 400,000 Bände enthalten sollte, ward zufällig, oder, wie behauptet worden ist, vorsätzlich während der Belagerung der Stadt durch Julius Cäsar verbrannt, wogegen die im Serapeum diesem Schicksale entging. Als Ersatz für dieses große Unglück machte Marc Anton der Cleopatra die Rivalin derselben, welche zu dem Ende von Pergamus herübergeschafft wurde, zum Geschenk. Sie bestand aus 200,000 Bänden. Mit der Bibliothek im Bruchion war ursprünglich das Museum verbunden gewesen, nach dem Brande derselben aber wurden die Ueberreste der verschiedenen Anstalten, welche jenem Schicksale entgangen waren, nach dem Serapeum verlegt, welches demnach zur Zeit, von der die Rede ist, die größte Niederlage menschlichen Wissens in der Welt war.

*Alexandrinische Bibliotheken.*

*Die Bibliothek von Pergamus nach Aegypten verpflanzt.*

Die römischen Heidenkaiser hatten dem großen von den Ptolemäern ererbten Gute wohl ihre Beachtung geschenkt. Der Tempel des Serapis galt allgemein als das erhabenste, religiöse Bauwerk der Welt, der patriotische Römer hätte denn den des kapitolinischen Jupiters ausnehmen müssen. Auf einer breiten Treppe stieg man zu demselben hinan; mit vielen Säulenreihen geschmückt, waren in seinem viereckigen Porticus — einem unvergleichlichen Kunstwerke — die herrlichsten Statuen aufgestellt. Auf den mit Sculpturen bedeckten Wänden

*Der Tempel des Serapis.*

seiner Gemächer und an den Decken waren Malereien von unübertrefflicher Vollkommenheit angebracht. Den Werth dieser Kunstwerke wußten die Griechen sehr wohl zu beurtheilen.

Das Serapeum mit diesem seinem kostbaren Inhalte war dem Erzbischof Theophilus und seiner Partei ein steter Dorn im Auge. Für sie war es ein Vorwurf und ein Schimpf. Seine vielfachen Baulichkeiten waren unbekannten, also unheiligen Zwecken gewidmet. In seinen Gewölben und verschwiegenen Kammern, glaubte das Volk, würden die abscheulichsten Mysterien gefeiert. Unter dem Eingange befanden sich magische Metallzirkel und Sonnenuhren zum Wahrsagen, Jedermann war der festen Meinung, daß sie einst Pharaoh oder den Zauberern, welche mit Mose stritten, angehört hätten. Ach! Keiner von diesen wüthenden Fanatikern wußte, daß mit ihnen Eratosthenes vordem den Umfang der Erde gemessen und Timocharis die Bewegungen des Planeten Venus bestimmt hatte. Der Tempel mit seinen reinen, weißen Marmorwänden und endlosen Säulenreihen, welche sich gegen den blauen und wolkenlosen ägyptischen Himmel abzeichneten, war für sie ein übertünchtes Grab, inwendig voll Moders und Unflates. Im Heiligthum des Gottes selbst, hieß es, habe es Priester gegeben, welche die reichsten und schönsten alexandrinischen Frauen verführten, während dieselben in dem Glauben geschwelgt hätten, durch die Umarmungen des Gottes geehrt zu werden. Auf diesen ihres Abscheues so höchst würdigen Tempel lenkte Theophilus die Aufmerksamkeit des Volkes. Es traf sich, daß der Kaiser Constantius ehemals der Kirche als Bauplatz einen alten Tempel des Osiris angewiesen hatte und beim Graben des Grundes zu dem neuen Gebäude stieß man zufällig auf die bei jenem Götzendienste üblichen, obscönen Symbole. Mit mehr Eifer, als Anstand, gab sie Theophilus der Verspottung des Pöbels auf dem Marktplatze Preis. Die alte, ägyptische Heidenpartei erhob sich, um den Schimpf zu rächen. Ein Aufstand folgte, worin ein gewisser Olympius, Philosoph, ihr Anführer war. Ihr Hauptquartier befand sich in dem massiven Gebäude des Serapeums, von wo ausströmend, Alles, was sie an Christen vorfanden, gegriffen und gezwungen wurde, Opfer darzubringen, worauf sie sie auf dem Altare tödteten. Der Streit wurde dem Kaiser vorgetragen, während sich die Heiden inzwischen in der Tempelveste behaupteten. Mitten in der Stille der Nacht soll Olympius durch den Ton einer klaren, deutlich vernehmbaren Stimme, welche zwischen den Säulen und Bogengängen das christliche Hallelujah sang, von Entsetzen überfallen worden sein. Dies entweder als Heide für ein Omen aufnehmend oder heimlichen Mord befürchtend, entschlüpfte er aus dem Tempel und floh, um sein Leben zu retten. Beim Eintreffen der Verordnung des Theodosius legten die Heiden, nicht erst lange auf die Befehle

Kampf zwischen den Christen und Heiden von Alexandrien.

Theodosius befiehlt die Niederreißung des Serapeums.

des Kaisers wartend, die Waffen nieder. Er verordnete, daß das Gebäude sofort zerstört werden sollte, und vertraute dieses Geschäft den bereiten Händen des Theophilus. Derselbe begann sein Werk mit Plünderung und Zerstörung der Bibliothek und betrat darauf das Heiligthum des Gottes — jenes Heiligthum, welches das sichtbare Zeichen des Pantheismus des Ostens, das Denkmal der Verbindung des altergrauen Aegyptens mit dem freidenkenden Griechenland, das Ueberbleibsel der Staatskunst von Alexanders Hauptleuten war.

Die Bildsäule des Serapis wird zerstört.

In düsterm Schweigen erwartete das Bild des Serapis seine Angreifer. In solchen Augenblicken wird der Werth einer Religion erprobt; ein Gott, der sich nicht vertheidigen kann, ist ein überführter Popanz. Theophilus, uneingeschüchtert, gebietet einem alten Krieger, mit der Axt auf das Bild einzuhauen. Die hülflose Statue leistete keinen Widerstand. Ein zweiter Schlag, und der Kopf des Götzen rollt am Boden. Eine Schaar erschrockener Ratten soll aus dem Innern desselben hervorgelaufen sein. Die Königs- und Priesterwürde und der feierliche Schwindel von siebenhundert Jahren entladet sich in schallendem Gelächter, der Gott ist in Stücke zerbrochen, seine Glieder werden durch die Straßen gezerrt. Nun wird jeder Winkel des Serapeums durchstöbert. Die Nachwelt wird durch Entdeckung der Betrügereien, vermittelst welcher die Priester sich in Macht und Ansehen erhielten, erbaut. Unter andern Wundern hängt ein Wagen mit vier Pferden vermöge eines am Dache befestigten Magnetes dicht an der Decke; nachdem derselbe durch die Hand eines Christen entfernt ist, fällt die Gaukelei auf das Pflaster nieder. Der Geschichtsschreiber dieser Ereignisse, die physische Unmöglichkeit solcher Dinge wahrnehmend, hat ganz weise gesagt, daß es leichter sei, eine erdichtete Geschichte zu erfinden, als einen thatsächlichen Betrug zu halten. Das im Tempel aufgehäufte Gold und Silber jedoch ward sorgfältig gesammelt, die geringeren Gegenstände dagegen in Stücken zerbrochen oder ins Feuer geworfen. Auch ruhte der heilige Eifer des Theophilus nicht eher, als bis das Gebäude bis auf den Grund zerstört und eine Kirche innerhalb seiner Gränzen errichtet war — ersteres eine Arbeit, die nicht wenig Mühe kostete. Es muß jedoch besonders der Tempel gewesen sein, welcher diese Verwüstung erfuhr. Das Gebäude, worin die Bibliothek enthalten war, entging höchst wahrscheinlich der Zerstörung, denn zwanzig Jahre später berichtet Orosius ausdrücklich, daß er die leeren Fächer oder Regalen gesehen habe.

Verfolgungen des Theophilus.

Der fanatische Theophilus nutzte seinen Sieg aus. Der Tempel des Kanopus fiel zunächst und ein allgemeiner Angriff auf sämmtliche ähnliche Gebäude Aegyptens fand Statt. Eunapius sagt, indem er von den Mönchen und dem Reliquiendienst spricht: „Wer eine schwarze Kutte trug, war mit tyrannischer

Gewalt bekleidet, Philosophie und Frömmigkeit gegen die Götter waren gezwungen, sich in die Verborgenheit zurückzuziehen und in genügsamer Armut und würdevoller Dürftigkeit in ihrer äußern Erscheinung zu verharren. Die Tempel wurden in Grabmäler zur Anbetung von Gebeinen der Schlechtesten und Verworfensten unter den Menschen verwandelt, welche die Züchtigung der Gesetze erlitten hatten und dafür zu Göttern erhoben waren."

Dies war das Ende des Serapeums. Seine Zerstörung steht als ein dauerndes Zeichen des Zustandes damaliger Zeiten da.

Wenige Jahre nach diesem denkwürdigen Ereignisse war der Erzbischof Theophilus abberufen worden, um Rechenschaft von seinen Thaten abzulegen. Sein Thron wurde von seinem Neffen, St. Cyril, eingenommen, welcher durch einen fünfjährigen Aufenthalt unter den Mönchen Nitrias zu diesem heiligen und verantwortlichen Amte ausdrücklich vorbereitet worden war. Er war den wählerischen Alexandrinern unter gehörigen Vorsichtsmaßregeln vorgestellt und von ihnen als ein eindringlicher und zeitgemäßer Prediger anerkannt worden. Seine heidnischen Gegner behaupteten jedoch, daß das den schönsten Stellen seiner Reden ertheilte Händeklatschen und Beifallrufen von Personen herrührte, welche in der Versammlung zweckmäßig vertheilt und für ihre Mühe bezahlt würden. Wenn es noch Zweifel über seine geistige Befähigung gäbe, so könnten doch keine dergleichen über die Eigenschaften seines Herzens obwalten. Die drei Parteien, worin die Bevölkerung der Stadt zerfiel — Christen, Heiden und Juden — nährten durch ihre Streitigkeiten eine stete Zwietracht. Die Anzahl der Letztern soll nicht weniger, als vierzigtausend betragen haben. Das Bisthum selbst war weit weniger ein religiöses, als ein wichtiges, öffentliches Amt geworden, welches eine unmittelbare, municipale Aufsicht durch die Parabolani führte, welche unter dem Gewande von Stadtmissionaren, deren Pflicht es war, die Kranken und Verlassenen aufzusuchen, in Wirklichkeit eine Constablermacht, ja eine eigentliche Miliz bildeten. Die gewissenlose Weise, in welcher

Cyril beschließt, sich die Oberhand in Alexandrien zu verschaffen.

Cyril von dieser Macht Gebrauch machte, indem er sie ihrem angeblichen Zwecke entzog, zeigt sich in dem Umstande, daß der Kaiser endlich genöthigt war, die Ernennungen dazu dem Bischofe aus der Hand zu nehmen und ihre Zahl auf fünf- bis sechshundert herabzusetzen. Einige locale Umstände hatten die Feindseligkeit zwischen Juden und Christen noch vermehrt und es hatten Aufläufe zwischen ihnen im

Tumulte in dieser Stadt.

Theater stattgefunden. Diesen folgten ernstere Kämpfe in den Straßen und die Juden, welche einen Augenblick ihren Gegnern überlegen waren, schmähten und metzelten sie nieder. Dies dauerte jedoch nicht lange, denn nachdem die Christen sich auf die Anreizungen Cyrils erhoben hatten, zer-

störte der Pöbel die Synagogen, plünderte die Häuser der Juden und versuchte, diese Missethäter aus der Stadt zu vertreiben. Der Präfect Orestes war genöthigt, einzuschreiten, um dem Aufruhr Einhalt zu thun; allein der Erzbischof ließ sich nicht so leicht abfinden. Seine alten Genossen, die nitrischen Mönche, rechtfertigten jetzt die prophetische Voraussicht des Theophilus. Fünfhundert dieser Fanatiker schwärmten aus der Wüste zur Stadt herein. Der Präfect selbst ward angegriffen und durch einen Steinwurf von einem derselben, Namens Ammonius, verwundet. Die anständigeren Bürger, voll Besorgniß über die Wendung, welche die Dinge nahmen, schlugen sich ins Mittel, und Ammonius, ergriffen, erlitt den Tod von den Händen des Lictors. Cyril, ohne sich einschüchtern zu lassen, ließ seinen Leichnam nach dem Cäsareum schaffen, dort zur Parade ausstellen und mit ungewöhnlichen Ehren bestatten. Er verordnete, daß der Name des gefallenen Zeloten aus Ammonius in Thaumasius oder „den Wunderbaren" verändert werden sollte; so genoß der heilige Martyrer die Ehre der Heiligsprechung.

Es leidet keinen Zweifel, daß bei diesen Wirren die Heiden mit den Juden einen Strang zogen und daher die Rache Cyrils auf sich lenkten. Unter den Pflegern der platonischen Philosophie, welche in damaliger Zeit noch übrig geblieben waren, befand sich ein schönes junges Mädchen, Namens Hypatia, die Tochter Theons, des Mathematikers, welche sich nicht nur durch ihre Auslegung der neuplatonischen und peripatetischen Lehren auszeichnete, sondern auch ihrer Geschicklichkeit halber, womit sie die Schriften des Apollonius und anderer Geometer commentirte, in hohem Ansehn stand. Täglich hielt vor ihrer Thür ein langer Zug von Equipagen und drängte sich in ihrem Hörsaale der Reichthum und die vornehme Klasse Alexandriens. Ihre aristokratische Zuhörerschaft war mehr, als eine Rivalin für die den Predigten Cyrils zulaufende Menge, vielleicht wurden auch wohl verächtliche Vergleiche zwischen den philosophischen Vorlesungen Hypatias und den unverständlichen Reden Cyrils angestellt. Aber wenn der Erzbischof keine Philosophie besaß, so besaß er doch, was bei solchen Gelegenheiten von größerem Werthe ist — Macht. Es konnte nicht geduldet werden, daß eine heidnische Zauberin auf diese Weise eine so bedeutende Stadt mit einem Prälaten theilen, daß die Reichen, Edlen und Jünglinge so durch die schwarzen Künste einer teuflischen Hexe entführt werden sollten. Alexandrien war ein zu herrlicher Preis, um ihn so leichten Kaufes fahren zu lassen. Es konnte mit Constantinopel selbst wetteifern. Auf seinen Straßen und Kanälen brachten lange Züge von Kameelen und zahllose Boote von den gelben Sandhügeln der Wüste die üppigen Aernten des Nils herein. Ein Schiffskanal verband den Hafen von Eunostos mit dem See Mareotis. Der Hafen war ein Wald von Masten. Seewärts, wenn man über den

Hypatia.

Die Stadt Alexandrien.

blauen Spiegel des Mittelländischen Meeres hinblickte, erhob sich der große Leuchtthurm, der Pharos, welcher zu den Wunderwerken der Welt gezählt wurde, und, die Schifffahrt vor dem Nordwinde zu schützen, erstreckte sich ein drei Viertel Meilen langer Damm mit seinen Zugbrücken, ein Wunder der Geschicklichkeit macedonischer Ingenieure, ins Meer hinein. Zwei große Straßen kreuzten sich im rechten Winkel — die eine war drei, die andere eine Meile lang. Auf dem Platze, wo sie sich durchschnitten, stand das Mausoleum, in welchem der Leib Alexanders ruhte. Die Stadt zählte eine Menge herrlicher Gebäude — den Palast, die Börse, das Cäsareum, die Gerichtshallen. Unter den Tempeln zeichnete sich besonders der des Pan und des Neptun aus. Fremde Besucher kamen an zahllosen Theatern, Kirchen, Tempeln und Synagogen vorbei. Vor Theophilus gab es eine Zeit, wo man sich dem Serapeum von einer Seite mittelst einer Auffahrt für Wagen, auf der andern mittelst einer an hundert Marmorstufen zählenden Treppe nähern konnte. Oben angelangt, stand man unter dem großartigen Porticus mit seinen Säulen, seinem buntfarbig ausgelegten Corridor, welcher um eine oben offene Halle führte, deren anstoßende Räume die Bibliothek enthielten, und in der Mitte derselben erhob sich eine hochragende, weithin vom Meere aus sichtbare Säule. Auf der einen Seite der Stadt befanden sich die königlichen Docks, auf der andern das Hippodrom und an geeigneten Plätzen die Nekropolis, die Märkte, das Gymnasium, dessen Aula ein Stadium lang war, die Amphitheater, Grotten, Gärten, Springbrunnen, Obelisken und zahllose, öffentliche Gebäude mit vergoldeten Dächern, welche in der Sonne blitzten. Hier sah man die reichen Christenfrauen auf den Straßen spazieren gehen, die Kleider mit Parabeln aus der heiligen Schrift gestickt, das Evangelium an einer goldenen Kette am Halse hängend, Malteserhündchen mit edelsteinbesetzten Halsbändern sie umspringend und Sklaven mit Sonnenschirmen und Fächern hinter ihnen dreinschlendernd. Dort sah man den stets handelnden, stets geschäftigen Juden, eben von den Werften kommend oder emsig seinen Verdienst berechnend. Aber das Schlimmste von Allem waren die Wagenlenker mit ihren gedankenlosen oder nachdenklichen heidnischen Gebietern oder Gebieterinnen zur Akademie der Hypatia eilend, um jene Fragen erörtern zu hören, worauf noch nie eine Antwort gefunden ist: „Wo bin ich?" „Was bin ich?" „Was kann ich wissen?" — um Vorträge über ein Dasein vor diesem Leben zu vernehmen oder, wie der große Haufen behauptete, um die Zukunft mit Hülfe der schwarzen Kunst, durch Wahrsagen vermittelst chaldäischer, auf kostbaren Steinen eingegrabener Talismane, durch Beschwörungen mit einem Glase und mit Wasser, durch Mondschein an den Wänden, durch magische Spiegel, durch den Wiederschein eines Saphirs, durch Siebe oder Cymbeln, durch Deutungen aus den Adern der Hand oder durch Befragen der Sterne zu errathen.

Ermordung der Hypatia durch Cyril.

Cyril beschloß endlich, diesen großen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen und über den Haufen zu werfen, was jetzt noch das einzige Hinderniß auf seinem Wege zu unumschränkter Autorität in der Stadt zu sein schien. Wir sind an einem jener Augenblicke angelangt, wo große, allgemeine Principien sich in Individuen verkörpern. Es ist die griechische Philosophie in der Gestalt der Hypatia, kirchlicher Ehrgeiz in der des Cyril. Ihre Geschicke stehen auf dem Punkte, sich zu erfüllen. Hypatia, sich vor ihrer Akademie zeigend, wird von Cyrils Bande — einem alexandrinischen, aus einer Menge Mönche bestehenden Pöbelhaufen angefallen. Unter dem fürchterlichen Geheul dieser barfüßigen und schwarzkäppigen Teufel wird sie vom Wagen herab gezerrt und auf öffentlicher Straße nackt ausgezogen. In ihrem Todesschrecken wird sie in eine anstoßende Kirche geschleppt und in jenem heiligen Gebäude von der Genossenschaft Peters des Vorlesers ermordet. Es steht nicht immer in der Macht dessen, welcher die schlimmsten Leidenschaften eines fanatischen Pöbels aufgestachelt hat, den Ausschreitungen desselben Einhalt zu thun, wenn sein Zweck erfüllt ist. Mit dem von Peter versetzten Schlage war das Ziel Cyrils erreicht, aber seine erbarmungslosen Anhänger hatten ihre Rache noch nicht gesättigt. Sie entehrten den nackten Leichnam, verstümmelten ihn und beschlossen, unglaublich zu erzählen, ihr teuflisches Verbrechen damit, daß sie das Fleisch mit Austerschalen von den Gebeinen loskratzten und die Ueberbleibsel ins Feuer warfen. Mochten Cyril und seine Freunde auch unter sich über das Ende ihrer Gegnerin ihren Spott treiben, an seinem Gedächtnisse haftet doch mit bleiernem Gewicht die gerechte Entrüstung der Nachwelt.

Unterdrückung alexandrinischer Wissenschaft.

So ward im 414. Jahre unserer Aera die Stellung der Philosophie in der geistigen Hauptstadt der Welt entschieden; fortan mußte die Wissenschaft zu einer dunkeln und untergeordneten Stellung herabsinken. Ihr öffentliches Dasein wird nicht länger mehr geduldet. Ja, man kann sagen, daß sie von diesem Zeitpunkte ab für mehre Jahrhunderte gänzlich verschwand. Die plumpe Keule der Bigotterie hatte den vorzüglich gehärteten Stahl der griechischen Philosophie zerschmettert und zersplittert. Cyril vollbrachte seine Thaten, ohne daß ein Hahn danach gekräht hätte. Jetzt war es zur Gewißheit geworden, daß es im ganzen römischen Reiche keine Gedankenfreiheit mehr geben dürfe. Man hat gesagt, diese Ereignisse bewiesen, daß die griechische Philosophie ein Hirnspinst gewesen sei und gleich anderen Hirngespinsten aus der Welt verjagt worden wäre, als man entdeckte, daß sie der Wahrheit nicht Stand zu halten vermöge. Solche Behauptungen mochten ihren Zweck ganz gut erfüllen, so lange die Sieger ihre Macht in Alexandrien behaupteten, aber offenbar sind sie widersinnig angewandt, nachdem die Saracenen die Stadt eingenommen hatten. Wie dem auch sein möge,

eine geistige Stockung bemächtigte sich des Ortes — eine unsichtbare Atmosphäre des Druckes, bereit, physisch und moralisch zu zerschmettern, was ihre Wucht herausforderte. Und so blieben die Dinge während der nächsten zwei öden und trostlosen Jahrhunderte, bis der Unterdrückung und Gewalt durch fremde Eroberer ein Ende gemacht wurde. Es war gut für die Welt, daß die arabischen Unterjocher ihren wahren Grund, den Krummsäbel, geltend machten und keine übermenschliche Weisheit für sich in Anspruch nahmen. So besaßen sie Freiheit, den Wissenschaften obzuliegen, ohne sich in theologische Widersprüche zu verwickeln, und waren im Stande, Aegypten noch ein Mal unter den Nationen der Erde Ruhm und Glanz zu verschaffen, es dem niedrigen Fanatismus, der Unwissenheit und Barbarei, in welche es gestürzt war, zu entreißen. Am Ufer des Rothen Meeres sollte noch ein Mal ein Breitegrad der Erdoberfläche gemessen und ihr Umfang festgestellt werden — allein durch einen mohammedanischen Astronomen. In Alexandrien sollte das Andenken an die glorreichen alten Zeiten durch die Entdeckung von der Veränderung der Erdferne der Sonne durch Albategnius und von der dritten Ungleichheit oder Abweichung der Mondbahn durch Abul Wefa, welche sechs Jahrhunderte später durch Tycho Brache entdeckt wurde, wieder wach gerufen werden. Der Kanal der Pharaonen vom Nil zum Rothen Meere, von den Ptolemäern in frühern Zeiten gereinigt, sollte von Neuem seines Sandes entleert werden. Die Wüste lauschte noch ein Mal dem fröhlichen Jauchzen der Karawanenführer und Kameeltreiber, statt dem mitternächtlichen Gebete des Mönches.

---

# Eilftes Kapitel.

## Vorzeitiges Ende des Glaubenszeitalters im Osten. Die drei Angriffe, der vandalische, persische und arabische.

Drei auf das byzantinische System gemachte Angriffe.

Ich habe jetzt das Ende des Glaubenszeitalters im Osten zu beschreiben. Das byzantinische System, aus welchem es hervorgegangen war, ward durch drei Angriffe zerstört 1. durch den Einfall der Vandalen in Afrika, 2. durch die militärischen Operationen Chosros, des Perserkönigs und 3. durch den Mohammedanismus.

Von diesen drei Angriffen kann man sagen, daß der vandalische in militärischem Sinne durch die Siege Justinians erfolgreich abgeschlagen wurde, in politischem aber war der Preis dieser Siege die Entvölkerung und der Ruin des Reiches, namentlich im Süden und Westen. Der zweite, persische, Angriff, obgleich in späteren Jahren durch den Kaiser Heraklius glänzend zurückgewiesen, hinterließ im ganzen Osten einen tiefen, moralischen Eindruck, welcher sich im mohammedanischen Angriffe als entscheidend und verhängnißvoll erwies.

Der vandalische Angriff. Keine Ketzerei hat je so wichtige, politische Folgen hervorgerufen, als die des Arius. So lange sie noch eine lebenskräftige Lehre war, beschwor sie unaussprechliches Unglück auf das Reich herab und hat, obgleich längst vergessen, fortwährend einige der schönsten Theile der Erdkugel verheert. Als Graf Bonifaz, durch die Intriguen des Patriciers Aetius aufgereizt, Gänserich, den König der Vandalen, nach Afrika einlud, fand jener Barbar in den mißvergnügten Sectirern

Eroberung Afrikas. seine wirksamste Unterstützung. Sonst würde er die Eroberung des Landes mit den 50,000 Mann, welche er von Spanien aus, 429 n. Ch., übersetzte, vergebens versucht haben. Dreihundert donatistische Bischöfe und viele tausend Priester, durch die vom Kaiser über sie verhängten Verfolgungen zur Verzweiflung getrieben und jenen bedeutenden Theil der Bevölkerung, welcher arianisch war, mit sich fortreißend, waren bereit, ihn als Befreier zu begrüßen und zu unterstützen. Die Folge war der Verlust Afrikas für das Reich.

Die Regierung Justinians. Es ließ sich nicht anders erwarten, als daß Justinian, nachdem er sich auf dem Throne von Constantinopel festgesetzt hatte, den Versuch machen würde, diese Verluste wieder einzubringen. Dieselben Grundsätze, welche ihn bei dem Entwurfe seiner Gesetzgebung, bei Förderung der Manufactur-Interessen durch die Seidenfabrication, bei Wiedereröffnung der alten Handelswege nach Indien, um dadurch den Transito durch persisches Gebiet zu vermeiden, bei dem Versuche, den Speditionshandel Europas den Griechen zu sichern, leiteten, geboten ihm auch die Wiedereroberung Afrikas. Zu diesem wichtigen Schritte wurde er von dem katholischen Clerus gedrängt. In finsterer, aber angemessener Weise ward seine Regierung durch die Schließung der philosophischen Schulen zu Athen verherrlicht — angeblich ihrer Verwandtschaft mit dem Heidenthum wegen, in Wirklichkeit aber aus Abscheu vor den Lehren des Aristoteles und Plato — durch die Abschaffung des Consulats von Rom, durch die Aufhebung des römischen Senats 552 n. Ch. und durch die fünfmalige Einnahme der Ewigen Stadt. Das Verschwinden des römischen Geschlechtes wurde also durch Aufhebung der Werkzeuge der alten Philosophie und Gewalt bezeichnet.

Seine Wiedereroberung Afrikas.

Die Entrüstung der Katholiken war ohne Zweifel gerechter Maßen durch die Grausamkeiten hervorgerufen, welche im Interesse der Arianer von den Vandalenkönigen in Afrika ausgeübt waren, die unter anderen Barbareien mehre Bischöfe dadurch zum Schweigen zu bringen versuchten, daß sie ihnen die Zunge ausschnitten. Um Justinians Absicht, sich wieder in den Besitz Afrikas zu setzen, auszuführen, segelte sein Feldherr Belisar Mitte Sommers 533 n. Ch. ab und hatte im November die Eroberung des Landes vollendet.

Schreckliche Calamitäten durch ihn hervorgerufen.

Das war rasch abgethan, aber schreckliche Calamitäten folgten, denn in diesem und den italienischen Kriegen Justinians, welche gleichfalls auf das Drängen der katholischen Geistlichkeit unternommen wurden, verminderte sich das menschliche Geschlecht sichtlich. Man hat versichert, daß in dem afrikanischen Feldzuge fünf Millionen Bewohner jenes Landes umkamen, daß Italien während der zwanzigjährigen gothischen Kriege funfzehn Millionen verlor und daß Kriege, Hungersnöthe und Seuchen unter der Regierung Justinians die fast unglaubliche Zahl von hundert Millionen Menschen vom Erdboden vertilgten.

Der persische Angriff.

Es ist daher durchaus nicht überraschend, daß sich die Menschheit bei einem so beklagenswerthen Zustande nach einem Befreier sehnte und daß ihr in der Verzweiflung völlig gleich galt, wer es sein oder von welchem Ende der Welt er herkommen möchte. Kirchliches Parteiwesen hatte das Ihrige gethan. Als Chosros II., der persische Monarch, 611 n. Ch. seinen Angriff begann, ahmten die verfolgten Sectirer Kleinasiens, Syriens und Aegyptens das Beispiel der afrikanischen Arianer bei dem vandalischen Einfalle nach und verriethen das Reich. Die Rache eines unterdrückten Ketzers ist nie wählerisch um die Mittel zu ihrer Befriedigung. Wie sich erwarten ließ, fielen die Städte Asiens vor den Persern. Sie nahmen Jerusalem mit Sturm und zugleich das Kreuz Christi; neunzigtausend Christen wurden niedergemetzelt und in seiner Wiege selbst das Christenthum durch Magianismus ersetzt. Das Entsetzen, welches fromme Leute über dieses gräßliche Ereigniß erfaßte, kann man sich jetzt kaum noch vergegenwärtigen. Der Betrug Constantins trug bittere Früchte; das heilige Holz, welches die Welt mit seinen Wundern erfüllt hatte, war, wie man jetzt entdeckte, eine hülflose Nachahmung, welche von den spottenden Gotteslästerern im Triumphe davon getragen wurde. Alles Vertrauen in die apostolische Macht der asiatischen Bischöfe war dahin; nicht Einer von ihnen vermochte zu seiner eigenen Rettung in der schrecklichen Noth ein Wunder zu bewirken. Die Eroberer überzogen

Fall und Plünderung Jerusalems.

Triumphe Chosros.

Aegypten bis nach Aethiopien hin; es schien, als ob die Tage des Kambyses wiedergekommen wären. Der Erzbischof von Alexandrien fand es gerathener, nach Cypern zu entfliehen, als sich durch geistliche Künste zu vertheidigen oder auf Gebete zu verlassen. Die Mittelmeerküste bis nach Tripolis ward unterworfen. Zehn Jahre lang flatterten die persischen Feldzeichen im Angesichte Constantinopels. Ein Mal hatte Heraklius sogar schon beschlossen, die Stadt zu verlassen und Karthago zur Hauptstadt des Reiches zu machen. Seine Ansicht wurde vom Patriarchen, welcher den Verlust seiner Stellung fürchtete, von der Aristokratie, welche ihren Untergang voraussah, und vom Volke, welches seiner Spenden und Schauspiele verlustig gegangen sein würde, vereitelt. Afrika war ächt römischer, als irgend eine andere Provinz, dort erhielt sich das Lateinische am längsten in Gebrauch. Aber als die Rache der ketzerischen Secten gestillt war, fanden sie, daß nur der Tyrann gewechselt sei, ohne daß die Tyrannei abgeschüttelt wäre. Die Größe ihres Verrathes zeigte sich in der Leichtigkeit, womit Heraklius die Perser vertrieb, sobald es ihnen gefiel, ihn zu unterstützen.

Der moralische Eindruck dieser Ereignisse.

Vergebens wurde nach diesen Erfolgen das, was für das wahre Kreuz gegolten hatte, Jerusalem wieder erstattet — der Zauber war gebrochen. Das magianische Feuer hatte das Grabmal Christi und die Kirchen Constantins und Helenas verbrannt, die kostbaren Gaben der Frömmigkeit von drei Jahrhunderten waren in den Besitz der Perser und Juden übergegangen. Es war unmöglich, den Glauben je wiederherzustellen. Diejenigen, welche fest erwartet hatten, daß die Erde sich öffnen und die kirchenschänderischen Eindringlinge der heiligen Orte verschlingen, daß der Blitz sie erschlagen oder plötzlicher Tod sie ereilen werde und die nun sahen, daß Nichts der Art erfolgte, versanken alsbald in den schrecklichsten Unglauben. Asien und Afrika waren bereits moralisch verloren. Der Krummsäbel der Araber zerhieb bald das noch übrig gebliebene Band.

Geburt Mohammeds.

Vier Jahre nach dem Tode Justinians, 569 n. Ch. ward zu Mecca in Arabien der Mann geboren, welcher vor allen andern den größten Einfluß auf das menschliche Geschlecht ausgeübt hat — Mohammed, von Europäern „der Betrüger" zubenannt. Er hob sein Volk über den Fetischismus, die Anbetung von Meteorsteinen und den niedrigsten Götzendienst empor und predigte den Monotheismus, welcher schnell die leeren Streitigkeiten der Arianer und Katholiken in alle Winde zerstreute und der Christenheit unwiederbringlich mehr, als die Hälfte, und zwar bei weitem die beste Hälfte ihrer Besitzungen entriß, da sie das heilige Land, die Geburtsstätte unseres Glaubens, und Afrika, welches demselben seine lateinische Form mitgetheilt hatte, umfaßte. Dieser Continent und ein sehr großer Theil von Asien hängen noch gegenwärtig nach Verlauf von

mehr, als tausend Jahren noch immer der arabischen Lehre an. Mit größter Mühe und wie durch ein Wunder entging Europa selbst diesem Schicksale.

Sein Predigen. Mohammed besaß jene Vereinigung von Eigenschaften, welche mehr, als ein Mal, das Schicksal von Reichen entschieden hat. Soldat und Prediger zugleich, war er beredt auf der Kanzel, tapfer im Felde. Seine Theologie lautet einfach: „Es ist nur Ein Gott.“ Die entnervten Syrer, in monothelitische und monophysitische Mysterien versunken, die Athanasianer und Arianer, bestimmt, vor dem Odem seines Mundes zu verschwinden, konnten sich leicht denken, was er beabsichtigte. Jene ewige Wahrheit behauptend, ließ er sich nicht in eitle, metaphysische Speculationen ein, sondern widmete sich der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes seines Volkes durch Anordnungen hinsichtlich persönlicher Reinlichkeit, Nüchternheit, Fasten und Gebet. Vor allen andern Werken hielt er Almosengeben und Mildthätigkeit hoch. Mit einer Freisinnigkeit, welcher die Welt in letzter Zeit entfremdet worden war, gab er das Heil der Menschen aller Glaubensformen zu, vorausgesetzt, daß sie tugendhaft wären. Der Erklärung, daß es nur Einen Gott giebt, fügte er hinzu:

Und Anspruch auf apostolische Berufung. „Und Mohammed ist sein Prophet.“ Wer zu erfahren wünscht, ob der Ausgang der Dinge der Kühnheit einer solchen Ankündigung entsprach, wird gut thun, eine Weltkarte von heut zu Tage zur Hand zu nehmen. Er wird Anzeichen von etwas mehr, als einem Betruge, finden. Das religiöse Haupt vieler Reiche, der Führer im täglichen Leben eines Drittels des menschlichen Geschlechtes zu sein, mag vielleicht den Titel eines Abgesandten Gottes rechtfertigen.

Seine Täuschungen. Gleich vielen christlichen Mönchen zog sich Mohammed in die Einsamkeit der Wüste zurück und wurde, sich in Betrachtungen, Fasten und Gebet versenkend, das Opfer von Gehirntäuschungen. Er ward von übernatürlichen Erscheinungen und geheimnißvollen Stimmen heimgesucht, welche ihn als den Propheten Gottes anredeten; selbst die Steine und Bäume stimmten in das Geflüster ein. Er selbst argwöhnte die wahre Natur seiner Krankheit und gab seinem Weibe Chadijah die Befürchtung zu erkennen, daß er von Sinnen käme. Es wird erzählt, daß, als sie allein saßen, ein Schatten das Zimmer betreten habe. „Siehst du Etwas?“ sagte Chadijah, welche nach Sitte arabischer Frauen einen Schleier trug. „Ja“, sagte der Prophet. Worauf sie ihr Antlitz enthüllte und sagte: „Siehst du es jetzt?“ „Nein.“ „O frohe Botschaft dir, Mohammed!“ rief Chadijah aus; „es ist ein Engel, denn er hat mein unverschleiertes Antlitz geachtet; ein böser Geist würde dies nicht gethan haben.“ Als seine Krankheit zunahm, wurden diese gespenstischen Täuschungen häufiger, von einer derselben empfing er seinen göttlichen Auftrag. „Ich,“ sagte sein Weib, „will deine erste

Gläubige sein", worauf sie im Gebete zusammen niederknieten. Seit jenem Tage haben ihn neuntausend Millionen menschlicher Wesen als den Propheten Gottes anerkannt.

Sein allmäliges Ankämpfen gegen das Christenthum.

Obgleich Mohammed zu Anfang seiner Laufbahn einen Geist der Schonung und Milde gegen die Christen bekundete, so war es doch nicht anders möglich, als daß, je mehr der Kreis seines Einflusses sich erweiterte, bittere Feindseligkeiten sich erhoben. Er scheint sich von der Dreieinigkeit keine andere Vorstellung, als die von drei verschiedenen Göttern, zu bilden vermocht haben und der Dienst der Jungfrau Maria, welcher jüngst erst eingeführt worden, konnte nicht verfehlen, in unversöhnlichen Zwiespalt mit seiner Lehre der Einheit Gottes zu gerathen. Seiner Verdammung jener Juden, welche lehrten, daß Esra der Sohn Gottes sei, fügte er bald bittere Beschuldigungen der orientalischen Kirchen um ihrer götzendienerischen Gebräuche willen hinzu. Der Koran ist voll von solchen Verweisen: „Fürwahr, Jesus Christus, der Sohn Mariä, ist der Apostel Gottes." „Glaube also an Gott und seine Apostel und sage nicht, daß es drei Götter giebt. Hüte dich hiervor, es möchte dir sonst schlimm ergehen. Gott ist nur Ein Gott. Fern sei es von Ihm, daß er einen Sohn haben sollte." „Am jüngsten Tage wird Gott zu Jesu sagen: ‚O Jesus, Sohn Mariä! hast du je zu den Menschen gesagt: Nehmt mich und meine Mutter für zwei Götter außer Gott?' Dann wird Er sagen: ‚Preis und Ehre sei Dir; mir gebührt nicht zu sagen, was ich nicht darf.'" Mohammed verachtet alle metaphysischen Speculationen über die Natur der Gottheit oder den Ursprung und das Vorhandensein der Sünde, Punkte, welche bisher die Erfindsamkeit des Ostens geübt hatten. Er wirft die Lehre von dem höchsten Werthe der Keuschheit bei Seite, indem er behauptet, daß die Ehe der natürliche Zustand des Menschen sei. Der Ascetik setzte

Einführung der Vielweiberei.

er Vielweiberei entgegen, ihre Ausübung in diesem Leben gestattend und die vollständigsten Mittel zu ihrem Genusse im Paradiese jenseits namentlich denjenigen versprechend, welche die Krone des Martyrerthums oder des Sieges errungen hätten.

Resultate seines Lebens.

Nur zu häufig gilt in dieser Welt der Erfolg als Merkmal des Rechts. Der Mohammedaner beruft sich auf den Glanz und die Schnelligkeit seiner Laufbahn als Beweis für die göttliche Sendung seines Apostels. Doch mag es einem Philosophen, welcher von dem Glauben eines so bedeutenden Theils des menschlichen Geschlechtes mit hoher Achtung zu reden wünscht, erlaubt sein, zu untersuchen, worin mehre der untergeordneten Ursachen bestanden, welche zu einem so großen politischen Ergebnisse führten. Die Christenheit war aus ihren glorreichsten Sitzen für immer vertrieben, aus Palästina, dem Schauplatze ihrer heiligsten Erinnerungen, aus Kleinasien, dem seiner ersten Kirchen,

aus Aegypten, von welchem die große Lehre der trinitarischen Orthodoxie ausging, aus Karthago, das seinen Glauben Europa aufdrängte.

Es ist eine durchaus falsche Vorstellung, daß der arabische Fortschritt dem Schwerte allein zu verdanken gewesen sei. Das Schwert mag ein anerkanntes, nationales Glaubensbekenntniß ändern, aber es kann die Gewissen der Menschen nicht berühren. So gewichtig auch seine Gründe sind, so war doch etwas weit Gewichtigeres erforderlich, bevor der Mohammedanismus das häusliche Leben Asiens und Afrikas durchdringen, bevor das Arabische die Sprache so vieler verschiedener Nationen werden konnte.

Ursachen seines Erfolges.

Die Erklärung für dieses politische Phänomen ist in dem socialen Zustande der überwundenen Länder zu finden. Die Einflüsse der Religion hatten längst aufgehört, sich in ihnen geltend zu machen, sie war durch die Theologie ersetzt — eine so unbegreifliche Theologie, daß selbst die wunderbare Geschmeidigkeit der griechischen Sprache kaum ausreichte, ihren spitzfindigen Anforderungen zu genügen, von dem lateinischen und den barbarischen Dialekten ganz zu schweigen. Wie war es möglich, daß ungelehrte Menschen, denen mit Mühe greifbare Dinge verständlich gemacht werden konnten, solche Geheimnisse verstehen sollten? Und doch wurde ihnen gepredigt, daß von diesen Lehren das Heil oder die Verdammniß des Menschengeschlechtes abhinge. Sie sahen, daß die Geistlichkeit sich um die einzelnen Glieder ihrer Heerden nicht mehr kümmerte, daß persönliche Tugend oder Lasterhaftigkeit nicht mehr in Betracht kamen, daß Sünde nicht nach bösen Thaten, sondern nach den Graden der Ketzerei abgemessen wurde. Sie sahen, daß die Kirchenhäupter von Rom, Constantinopel und Alexandrien in ein verzweifeltes Ringen um die Oberherrschaft verwickelt waren und ihre Zwecke mit Waffengewalt und auf dem Gewissen des Menschen widerstrebenden Wegen durchsetzten.

Staatliche Schwäche, durch die Entsittlichung der Geistlichkeit hervorgerufen.

Welch ein Beispiel, wenn Bischöfe bei Ermordungen, Vergiftungen, Blendungen, Ehebruch, Aufstand, Verrath und Bürgerkrieg betheiligt sind; wenn sich Patriarchen und Primaten bei ihren Rangstreitigkeiten um irdische Macht gegenseitig in den Bann thun und verfluchen, Eunuchen mit Gold, Courtisanen und königliche Weiber durch Zugeständnisse bischöflicher Liebe bestechen und die Beschlüsse der Concilien, aus denen dem Vorgeben nach Gottes Stimme redet, durch jene niedrigen Intriguen und schlauen Künste beeinflussen, welche unter Demagogen bei ihren wühlerischen Versammlungen üblich sind! Unter den Legionen von Mönchen, welche Schrecken unter den kaiserlichen Heeren und Aufruhr in den großen Städten verbreiteten, erhob sich ein widriger Lärm um theologische Dogmen, nie eine Stimme für geistige Freiheit oder die beleidigten Rechte der Menschheit. Was konnte bei einem solchen Zustande der Dinge

anders die Folge sein, als Widerwillen oder Gleichgültigkeit? Gewiß konnte man von den Menschen nicht erwarten, wenn einmal die Zeit der Noth herantrat, einem Systeme ihre Unterstützung zu leihen; welches jeden Halt in ihren Herzen eingebüßt hatte.

Als daher inmitten des Sectenkampfes, in dem unverständlichen Jargon von Arianern, Nestorianern, Eutychianern, Monotheliten, Monophysiten, Mariolatristen und einem Chaos zahlloser Streitenden nicht die elende Stimme der intriguirenden Majorität eines Concils, sondern der furchtbare Schlachtruf: „Es ist nur Ein Gott!" durch die Welt ertönte, unterstützt durch den Sturm saracenischer Heere, kann es da Wunder nehmen, daß der Lärm gestillt wurde, daß ganz Asien und Afrika abfiel?

Eroberung Afrikas. Selbst in besseren Zeiten wird der Patriotismus nur zu oft der Religion untergeordnet, in jenen Zeiten war er völlig todt.

Kaum war Mohammed begraben, als seine Religion ihre unvermeidliche Bestimmung bekundete, die Gränzen Arabiens zu überschreiten. Der Prophet selbst hatte Krieg gegen das römische Reich erklärt und rückte an der Spitze von 30,000 Mann auf Damaskus los, allein sein Vorhaben wurde durch seine wankende Gesundheit vereitelt. Sein Nachfolger, Abu-Bekr, der erste Kalif, griff sowohl die Römer, wie die Perser an. Die Eroberung Aegyptens fand 638 n. Ch. statt, indem die Araber von den Kopten eingeladen wurden. Binnen wenigen Monaten schrieb der mohammedanische Feldherr Amru seinem Herrn und Gebieter, dem Kalifen: „Ich habe Alexandrien, die große Stadt des Westens, genommen." Der Verrath hatte sein Werk gethan und Aegypten war völlig unterjocht. Um jedoch die Eroberung des christlichen Afrikas zu vollenden, waren trotzdem viele Angriffe erforderlich. Abdallah drang neunhundert Meilen weit bis Tripolis vor, kehrte jedoch um. Zwanzig Jahre lang wurde darüber hinaus Nichts gethan der Streitigkeiten halber, welche sich über die Nachfolge im Kalifat erhoben. Da sandte Moawiyah seinen Statthalter Akbah, welcher sich bis zum Atlantischen Ocean Bahn brach, jedoch nicht im Stande war, die lange Küstenlinie dauernd zu behaupten. Abermals wurden Operationen durch Abdalmalek, den Sechsten aus der Dynastie der Ommejaden, 698 n. Ch., unternommen; sein Statthalter Hassan nahm Karthago mit Sturm und zerstörte es, während schließlich die Eroberung durch Musa vollendet wurde, welcher den doppelten Ruf eines tapfern Kriegers und eines beredten Predigers genoß. So ward diese Gegend, welche sich durch ihre theologische Schärfe so sehr hervorthat und welcher das heutige Europa so viel zu danken hat, für immer durch den Krummsäbel zum Schweigen gebracht. Statt zu predigen, lehrte man sie beten.

Bei diesem politischen Ergebnisse — der arabischen Eroberung Afrikas — trat abermals, wie nicht zu bezweifeln ist, dasselbe Element in

Kraft, welches bei dem Einfalle der Vandalen eine so verderbliche Wirkung ausübte. Aber wenn Verrath den Feind über die Gränzen führte, so sicherte die Vielweiberei die Eroberung. In Aegypten war die griechische Bevölkerung orthodox, die Eingeborenen waren Jacobiten, eher geneigt, den Monotheismus anzunehmen, als die Tyrannei der Orthodoxen zu ertragen. Die Araber, ihre Politik, eine alte Hauptstadt zu zerstören und dafür eine neue aufzubauen, ausführend, schleiften Alexandrien, so daß das Patriarchat jener Stadt aufhörte, fernerhin das geringste politische Dasein in dem christlichen Systeme zu behaupten, welches es seit so langer Zeit durch seine Intriguen und Gewaltthätigkeiten verwirrt hatte. Die unwiderstehliche Wirkung der Vielweiberei bei Begründung der neuen Ordnung der Dinge ward bald offenbar. In wenig mehr, als einer einzigen Generation sprachen die Kinder Nordafrikas arabisch.

Eroberung Syriens und Persiens.

Während der Kalifate Abu-Bekrs und Omars und binnen zwölf Jahren nach dem Tode Mohammeds hatten die Araber sechsunddreißigtausend befestigte Plätze in Persien, Syrien und Afrika zur Uebergabe gezwungen, viertausend Kirchen zerstört und sie durch vierzehnhundert Moscheen ersetzt. In wenigen Jahren hatten sie ihre Herrschaft tausend Meilen weit nach Osten und Westen hin ausgebreitet. In Syrien wie in Afrika wurden ihre ersten Erfolge in wirksamster Weise durch Verrätherei gefördert. Damaskus ward nach einjähriger Belagerung genommen. In der Schlacht bei Aiznadin, 633 n. Ch., vernichtete Kalid, „das Schwert Gottes“, die Heere des Heraklius, indem die Römer funfzigtausend Mann verloren; hierauf folgte

Fall Jerusalems.

bald der Fall großer Städte, wie Jerusalem, Antiochien, Aleppo, Tyrus, Tripolis. Auf einem rothen Kameele, welches einen Sack voll Korn und einen andern voll Datteln, eine hölzerne Schüssel und einen ledernen Wasserschlauch führte, kam Kalif Omar von Medina, um förmlichen Besitz von Jerusalem zu ergreifen. Er betrat die heilige Stadt an der Seite des christlichen Patriarchen Sophronius, dessen Capitulation zeigte, daß sein Vertrauen völlig geschwunden war. Der Nachfolger Mohammeds sowohl, wie der römische Kaiser urtheilten ganz richtig, wie wichtig in den Augen der Völker der Besitz Jerusalems sein müsse. Der Glaube, daß es ein Beweis für den ächten Beruf des Mohammedanismus sein würde, veranlaßte Omar, den saracenischen Truppen den Befehl zu ertheilen, es um jeden Preis zu nehmen.

Die Eroberung Syriens und die Besitznahme der Mittelmeerhäfen verlieh den Arabern die Herrschaft zur See. Bald nahmen sie Rhodus und Cypern. Die Schlacht von Kadesia und die Zerstörung Ktesiphon, der Hauptstadt Persiens, entschied das Schicksal dieses Reiches. So ward Syrien vollständig unter Omar, dem zweiten, Persien unter Othman, dem dritten Kalifen, unterworfen.

Wenn es wahr ist, daß die Araber die Bibliothek zu Alexandrien verbrannten, so war damals Gefahr vorhanden, daß ihr Fanatismus sich zu dem byzantinischen Systeme hergeben würde, aber nur einen Augenblick lang verfielen die Kalifen in diese üble Politik. Gar bald wurden sie ausgezeichnete Beschützer der Bildung. Man hat gesagt, daß sie die Gebiete des Wissens eben so schnell erobert hätten, wie die Gebiete ihrer Nachbarn. Es wurde hergebracht, die ersten Würden im Staate durch Männer zu besetzen, welche sich durch ihre Bildung auszeichneten. Manche der allgemein geltenden Grundsätze zeigen, wie hoch die Literatur geschätzt wurde. „Die Dinte des Doctors ist eben so viel werth, als das Blut des Martyrers.“ „Das Paradies ist eben so gut dem beschieden, welcher die Feder recht gebraucht hat, als dem, welcher durchs Schwert gefallen ist.“ „Die Welt wird durch viererlei erhalten — die Bildung der Weisen, die Gerechtigkeit der Großen, die Gebete der Guten und die Tapferkeit der Muthigen.“ Innerhalb fünfundzwanzig Jahren nach dem Tode Mohammeds unter Ali, dem vierten Kalifen, war Schutz und Pflege der Bildung fester Grundsatz des mohammedanischen Systems geworden. Unter den Kalifen von Bagdad gelangte dies Princip zu voller Ausbildung. Jünger und Lehrer der Mathematik, Astronomie, Medicin und allgemeinen Literatur waren in Hülle und Fülle am Hofe Almansors zu finden, welcher alle Philosophen, mochten ihre religiösen Meinungen sein, welche sie wollten, zu sich einlud und ihnen seinen Schutz anbot. Sein Nachfolger, Alraschid, soll nie ohne ein Gefolge von hundert gelehrten Männern gereist sein. Dieser große Monarch erließ eine Verordnung, daß keine Moschee gebaut werden sollte, ohne eine Schule damit zu verbinden. Er war es, welcher die Oberaufsicht seiner Schulen dem Nestorianer Masué anvertraute. Sein Nachfolger Almaimon ward unter griechischen und persischen Mathematikern, Philosophen und Aerzten großgezogen. Sie blieben ihm Gefährten sein ganzes Leben hindurch. Von diesen Herrschern wurde die Errichtung von Bibliotheken unabläßig verfolgt und das Sammeln und Abschreiben von Handschriften eigens organisirt. In allen großen Städten gab es eine Menge von Schulen, Alexandrien zählte nicht weniger, als zwanzig. Dies ließ sich, wie zu erwarten stand, nicht durchführen, ohne den Unwillen der alten, fanatischen Partei zu erregen, welche Almaimon nicht nur Vorstellungen machte, sondern ihn auch mit der Rache Gottes dafür bedrohte, daß er den Glauben des Volkes so verwirre. Indessen, was als Gegenstand tiefer Politik begonnen war, ward bald zur Gewohnheit und man bemerkte, daß, so oft es ein Emir dahin brachte, sich unabhängig zu machen, derselbe sofort Akademien eröffnete.

Die Araber werden eine gelehrte Nation.

Schnelligkeit ihrer intellectuellen Entwickelung.

Die Araber liefern einen auffallenden Beleg zu den wechselnden Phasen des nationalen Lebens.

Zuerst sehen wir sie als Fetischanbeter, ihr Zeitalter der Leichtgläubigkeit durchmachend; Gegenstand ihres Aberglaubens ist der schwarze Stein im Tempel zu Mecca. Sie legen ein Zeitalter des Forschens zurück, welches die Ankunft Mohammeds ermöglicht. Darauf folgt ihr Zeitalter des Glaubens, dessen blinder Fanatismus sie veranlaßte, sich über alle umliegenden Länder zu verbreiten und endlich kommt ihre Periode der Reife, ihr Zeitalter der Vernunft. Der auffallende Zug ihrer Bewegung liegt in der Schnelligkeit, womit sie diese einander folgenden Phasen durchlaufen und in der Anspannung ihres nationalen Lebens.

Diese merkwürdige Schnelligkeit des nationalen Lebens wurde durch sehr auffallende Umstände begünstigt. Die langen und verheerenden Kriege zwischen Heraklius und Chosros hatten die Handelsbeziehungen des römischen und persischen Reiches völlig zerstört und den gesammten orientalischen und afrikanischen Handel den Arabern in die Hände gespielt. Mohammed selbst tritt zuerst als Kaufmann auf. Das Erste, was wir von seiner Geschichte vernehmen, sind Reisen, welche er als Geschäftsführer des reichen Chadijah machte. Auf diesen Karawanenzügen nach Damaskus und andern Städten kam er in Berührung mit Juden und Geschäftsleuten, welche durch die Natur ihres Berufes weitere Anschauungen besaßen, als arabische Häuptlinge oder die unbedeutenden Krämer arabischer Städte. Durch solchen Verkehr ward der erste Anstoß gegeben.

Ursachen der Ausbreitung des Mohammedanismus.

Was seinen reißenden Erfolg betrifft, so sind die Ursachen desselben gleichfalls so klar, daß sie jede Ueberraschung benehmen. Es ist kein Wunder, das innerhalb funfzig Jahren, wie Abderrahman dem Kalifen schrieb, nicht nur der Tribut des gesammten Nordens von Afrika dadurch, daß die Bevölkerung durchgehends mohammedanisch geworden war, aufgehört hatte, sondern auch, daß die Mauren sich arabischer Abkunft als der größten Ehre rühmten. Denn außer den Sectenfeindseligkeiten, auf welche ich als die erste Unterwerfung der Christen erleichternd hingewiesen habe, und außer dem furchtbaren Stoße, welcher die Einnahme der heiligen Stadt Jerusalem, die Entweihung und Verbrennung des Grabmals des Erlösers und die Entführung seines Kreuzes als Siegstrophäe von den Persern verursacht hatte, gab es noch andere sehr mächtige Ursachen. Seit vielen Jahren war die von den Kaisern von Constantinopel ihren Unterthanen in Asien und Afrika auferlegte Besteuerung ebenso übermäßig und aussaugend, als verwickelt gewesen. Die Kalifen ersetzten dieselbe durch einen einfachen, klar bestimmten Tribut von weit geringerem Betrage. So belief sich im Falle Cyperns die dem Kalifen zu zahlende Summe nur auf die Hälfte der an den Kaiser entrichteten und vor Allem wurde den niederen Ständen die Bitterkeit der Eroberung nie fühlbar gemacht; die Schläge fielen auf die Geistlichkeit, nicht auf die Bevölkerung und zwischen diesen beiden herrschte nur

wenig Sympathie. In den Augen der unwissenden Nationen war der Nimbus der Patriarchen und Bischöfe durch ihre an den Tag getretene Hülflosigkeit, die Einnahme und Beschimpfung der heiligen Orte zu verhindern, völlig zerstört. Gegen Zahlung einer unbedeutenden Summe verbürgte der Sieger Christen und Juden völlige Sicherheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Dafür ward ein Aequivalent als Preis erstattet. Religiöse Freiheit war um Geld feil. Zahlreiche Beispiele könnten von der Gewissenhaftigkeit, womit die arabischen Häuptlinge ihren Theil am Vertrage erfüllten, angeführt werden. Das von Omar auf den Stufen der Himmelfahrtskirche gegebene Beispiel wurde von Moawiyah nachgeahmt, welcher seinen christlichen Unterthanen zu Edessa die Kirche wieder aufbaute, und von Abdulmalek, welcher, als die von Damaskus bereits in eine Moschee zu verwandeln begonnen war, davon abstand, als sich herausstellte, daß die Christen in Folge der Capitulationsbedingungen ein Anrecht darauf besaßen. Wenn dergleichen in der ersten Siegeshitze geschah, so waren die Grundsätze, welche den Ausschlag gaben, um so mächtiger, nachdem die Araber mit nestorianischen und jüdischen Einflüssen geschwängert und eine gelehrte Nation geworden waren. Von Ali, dem Schwiegersohne Mohammeds und vierten Nachfolger im Kalifat, wird berichtet, daß er sich der Gelehrsamkeit gewidmet habe. Unter seinen Aussprüchen sind uns z. B. folgende aufbewahrt: „Auszeichnung im Wissen ist die höchste aller Ehren.“ „Derjenige stirbt nicht, welcher sein Leben der Wissenschaft weiht.“ „Der größte Schmuck eines Mannes ist Bildung.“ Wenn der Herrscher solche Gesinnungen hegte und zu erkennen gab, so konnte es nicht anders sein, als daß eine freisinnige Politik obwaltete.

Außer diesen gab es nicht weniger mächtige Lockungen. Denjenigen, welcher es nicht eben genau mit seinem Glauben nahm oder ihn geringer als den zu zahlenden Tribut achtete, kostete es nur die Wiederholung eines kurzen Satzes, worin die Einheit Gottes und die göttliche Sendung des Propheten anerkannt wurde, und er ward vom Gefangenen oder Sklaven sofort der Gleichgestellte und Freund seines Ueberwinders. Unter diesen Umständen wurden ohne Zweifel viele Tausende fortgerissen. Was das weibliche Geschlecht betrifft, so war das arabische System weit davon entfernt, drückend für sie zu sein; Manche haben versichert, daß „die Christenfrauen im Serail eine entzückende Zuflucht fanden.“ Vor Allem aber trug die Vielweiberei sehr kräftig zur Befestigung der Eroberungen bei; die großen, dadurch entstehenden Familien — Mancher soll mehr als hundertundachtzig Kinder besessen haben — drängten in den Zeitraum von wenigen Jahren Ereignisse zusammen, zu deren Vollbringung es sonst vieler Generationen bedurft haben würde. Diese Kinder rühmten sich ihrer arabischen Abkunft und wurden, die Sprache der Eroberer, ihrer Väter

sprechend, in jeder Beziehung Araber. Diese Sprache wurde zuweilen noch durch die Erlasse der Kalifen gefördert; so verbot Alwalid I. den Gebrauch des Griechischen und verordnete, daß man sich stattdessen des Arabischen zu bedienen habe.

Ursachen der Hemmung des Mohammedanismus

Wenn man so ohne Mühe die Ursachen erkennt, welche zu der schnellen Ausbreitung der arabischen Macht führten, so lassen sich auch ohne Mühe diejenigen auffinden, welche zu ihrem Stillstande und zu ihrer endlichen Auflösung führten. Die arabische Eroberung bedingte durch den Umfang, in welchem sie betrieben wurde, das Herausgehen der ganzen Nation. Sie ließ sich nur vollbringen und zeitweilig halten durch übermäßige und unaufhörliche Anspannung der eingeborenen arabischen Bevölkerung. Die Unbeweglichkeit oder besten Falles der langsame Fortschritt, welchen die Nation seit so vielen Jahrhunderten entfaltet hatte, war vorüber: die Gesellschaft war bis in ihre Grundvesten aufgerüttelt, eine fanatische, fiebermäßige Glut erfaßte sie, die größten und kühnsten Unternehmungen wurden ohne Zaudern begonnen, die wildesten Hoffnungen und Leidenschaften des Menschen konnten möglicher Weise schnell befriedigt werden, Reichthum und Schönheit waren die greifbaren Belohnungen der Tapferkeit in diesem Leben, der zukünftigen im Paradiese ganz zu geschweigen. Aber ein solches Ausströmen einer Nation nach allen Richtungen zog das schnelle Auftauchen verschiedener Interessen und entgegengesetzter, politischer Richtungen nach sich.

Nothwendige Auflösung des arabischen Systems.

Die nothwendige Folge des arabischen Systems war Zersplitterung und Auflösung. Die Umstände seines Wachsthums machten es zur Gewißheit, daß die Zersetzung in politischer und nicht, wie es bei dem römischen Systeme der Fall war, in theologischer Richtung stattfinden würde. Alles dies zeigt sich sowohl in der früheren, wie in der späteren Geschichte des Saracenenthums.

Folge davon auf die niedere arabische Volksklasse.

Der Krieg läßt ein Volk die Phasen seines Daseins schnell durchlaufen. Es würde die Araber viele tausend Jahre gekostet haben, geistig soweit vorzuschreiten, als sie es in einem einzigen Jahrhundert thaten, wären sie als Nation in tiefem Frieden verblieben. Sie schüttelten jenes todte Gewicht, welches die Bewegung einer Nation, d. h. die träge Masse des gemeinen Volkes, hemmt, nicht nur ab, sondern sie verwandelten jene Masse auch in eine lebendige Kraft. Nationaler Fortschritt ist die Summe des individuellen Fortschrittes, nationaler Stillstand die Folge von individuellem Quietismus. Das arabische Leben ward mit Geschwindigkeit zurückgelegt, weil Jedem eine unbegränzte Laufbahn offen stand, aber doch wies es, so schnell seine Bewegung auch war, alle jene unvermeidlichen Phasen auf, welche die Menschheit, mag ihre Entwickelung schnell oder langsam vor sich gehen, durchmachen muß.

Uebersicht über den Koran.

Der arabische Einfluß, welcher sich so Afrika und Asien durch militairische Erfolge aufdrängte und sogar Constantinopel bedrohte, beruhte wesentlich auf einer intellectuellen Grundlage, deren Werth es nöthig ist, näher zu betrachten. Der Koran, welcher jene Grundlage bildet, hat eine bedeutende Herrschaft über die Geschicke der Menschheit ausgeübt und dient noch immer als Lebensregel für einen sehr großen Theil unseres Geschlechts. In Anbetracht des vorgegebenen Ursprunges dieses Buches — mittelbar von Gott selbst herstammend — sollte man billig erwarten, daß es jeden Maßstab, den der Mensch daran legt, aushalten und seine Wahrheit und Vortrefflichkeit vor dem Urtheile menschlicher Kritik zu behaupten vermöchte. Bei der Schätzung desselben muß man sich fortwährend daran erinnern, daß es vorgiebt, nicht aus allmäligen mit Unterbrechung von Jahrhunderten und bei verschiedenen Gelegenheiten geschehenen Offenbarungen, sondern in einer aus Einem Gusse hervorgegangenen und Einem Menschen überlieferten Schöpfung zu bestehen. Man muß demnach auf Allgemeinheit, Vollständigkeit, Vollendung sehen. Man sollte erwarten, daß es uns richtige Ansichten von der Natur und Stellung dieser Welt, in welcher wir leben, verschaffen und, mag es sich mit Geistigem oder Materiellem befassen, die berühmtesten Erzeugnisse des menschlichen Genies zu Schanden machen werde, wie der prachtvolle Mechanismus des Himmels und die schönen, lebenden Formen der Erde den eiteln Machwerken des Menschen überlegen sind. Allem, was von den Weisen Indiens oder den Philosophen Griechenlands über Punkte geschrieben worden ist, welche mit dem Ursprunge, der Natur und der Bestimmung des Universums im Zusammenhange stehen, weit voraus, sollte die Würde seiner Auffassung und die Vortrefflichkeit seines Ausdruckes in Einklang mit der Größe des Gegenstandes stehen, womit es sich beschäftigt.

Vorgegebene Gleichartigkeit und Vollständigkeit desselben.

Charakteristische Züge, die er demnach hätte aufweisen müssen.

Man sollte erwarten, daß es unwiderleglich und endgültig jene über Alles wichtigen Räthsel vortragen und lösen werde, welche die Geisteskräfte der tüchtigsten Männer Asiens und Europas seit so vielen Jahrhunderten angestrengt haben und allem Glauben und aller Philosophie zu Grunde liegen, daß es uns deutlich und in nicht mißzuverstehender Sprache sagen werde, was Gott, was die Welt, was die Seele ist und ob der Mensch irgend einen Prüfstein der Wahrheit besitzt, daß es uns erklären werde, wie das Böse sich in einer Welt vorfinden kann, deren Schöpfer allmächtig und vollkommen ist, daß es uns enthüllen werde, in wie weit die Angelegenheiten der Menschen vom Geschick, in wie weit vom freien Willen bestimmt werden, daß es uns lehren werde, woher wir gekommen sind, was der Zweck unseres Verweilens hier auf Erden ist und

was hiernach aus uns werden wird. Und da ein geschriebenes Wort, welches göttlichen Ursprung beansprucht, sich nothwendiger Weise selbst bei denjenigen Ansehen zu verschaffen wissen muß, welche sich am meisten sträuben, es anzunehmen, indem die innern Beweise seiner Wahrheit mit der Genauigkeit der Untersuchung, welcher es unterworfen wird, sich nicht abschwächen, sondern verstärken, so sollte es sich auch mit solchen Dingen beschäftigen, welche durch die zunehmende Kenntniß und den Scharfsinn des Menschen bewiesen werden können und den Schlüssen desselben vorauseilen. Ein solches Werk, so edel sein Ursprung auch sein mag, muß die Prüfung der Naturphilosophie nicht ablehnen, sondern sie im Gegentheile willkommen heißen, indem es dieselbe nicht als eine Gegnerin, sondern als seine beste Stütze betrachtet. Im Verlaufe der Jahre und je genauer und umfassender das menschliche Wissen wird, müssen sich seine Schlüsse in Uebereinstimmung mit derselben befinden. Wo sich die Gelegenheit bietet, sollte es uns wenigstens Andeutungen der großen durch die Astronomie und Geologie entdeckten Wahrheiten geben und uns statt ihrer nicht untergeordnete Vorstellungen früherer Zeiten, Erfindungen aus der Kindheit des Menschen, bieten. Es sollte uns sagen, wie Sonnen und Welten im unermeßlichen Raume vertheilt sind und wie sie der Reihe nach in gränzenlosen Zeiträumen zur Erscheinung kommen. Es sollte uns sagen, wie weit die Herrschaft Gottes durch Gesetze vollstreckt wird und wo der Punkt liegt, da es ihm gefällt, mit seiner selbsteigenen Vorsehung oder seiner Willkür einzugreifen. Wie großartig müßte die Beschreibung dieses prächtigen Universums sein, geschrieben von der Hand des Allmächtigen! In Ansehung des Menschen sollte es seine Beziehungen zu anderen lebenden Wesen, seine Stellung unter denselben, seine Vorrechte und Verantwortlichkeiten auseinandersetzen. Es sollte ihm nicht überlassen, seinen Weg in den Spuren griechischer Philosophie fortzutappen, um am Ende dennoch die Wahrheit zu verfehlen, sondern ihn lehren, worin wahres Wissen besteht, darin der physikalischen Wissenschaft, der physischen Macht und dem physischen Wohlsein unserer eigenen Zeiten vorgreifend — ja zu unserem Besten Dinge enthüllend, welche wir selbst noch nicht kennen. Die Besprechung so vieler und hoher Gegenstände liegt nicht außerhalb des Bereiches eines Werkes, welches solche Ansprüche macht. Die Art, wie es dieselben behandelt, ist das einzige Merkmal, welches dasselbe künftigen Zeiten von seiner Aechtheit bieten kann.

Mängel des Korans. Nach solchem Maßstabe gemessen, versagt der Koran ganz und gar. In seiner Philosophie steht er unvergleichlich tiefer, als die Schriften Chakia Munis, des Stifters des Buddhismus, seine Wissenschaft ist völlig werthlos. Ueber speculative und zweifelhafte Dinge verbreitet er sich weitläufig genug, aber bei exacten, wo die Probe gemacht werden kann, ist er völlig unzulänglich. Seine Astronomie, Kosmogonie,

Physiologie sind so kindisch, daß sie unsere Heiterkeit erregen würden, wenn dies die Gelegenheit erlaubte. Sie gehören den alten Zeiten der Welt, dem Morgen menschlichen Wissens an. Die Erde wird durch das Gewicht der Berge fest in ihrem Sitze erhalten, der Himmel über ihr ist einer Kuppel gleich gestützt und in der Weisheit und Macht Gottes werden wir unterwiesen, indem uns aufgegeben wird, Etwas daran auszusetzen zu finden, wenn wir können. Die Himmel sind nach Stockwerken, sieben an der Zahl, über einander gereiht, wovon das höchste die Wohnung Gottes ist, dessen Thron — denn der Koran verschmäht assyrische Vorstellungen nicht — von beschwingten, thierischen Gestalten gehalten wird. Die Sternschnuppen sind glühendrothe Steinblöcke, welche von Engeln nach unreinen Geistern geschleudert werden, wenn sie sich zu dicht nähern.

Sein Gott.

Von Gott ist der Koran des Lobes und Preises voll, oft in nicht unwürdigen Bildern seine Majestät veranschaulichend. Obgleich er bitter diejenigen anklagt, welche ihm Seinesgleichen geben und sie versichert, daß ihnen ihre Sünde nie wird vergeben werden, daß sie am Tage des Gerichts auf die furchtbare Frage Rede und Antwort stehen müssen: „Wo sind meine Gefährten, um die ihr euch gestritten habt?“ obgleich er durchaus nur Verlaß auf Gottes Gnade einschärft und als Verbrecher alle diejenigen bezeichnet, welche aus der Religion ein Gewerbe machen, so sind seine Vorstellungen von Gott doch ganz anthropomorphisch. Er ist weiter Nichts, als ein riesenhafter Mensch, welcher im Paradiese lebt. In dieser Beziehung trägt der Leser, obgleich Ausnahmestellen angeführt werden könnten, nach Durchblätterung der hundertundvierzehn Kapitel des Korans den schließlichen Eindruck davon, daß er ihm niedrige und unwürdige Vorstellungen eingeflößt hat; es ist daher auch nicht überraschend, daß Anhänger mohammedanischer Secten ihn in einer Weise lesen, daß sie ohne Mühe behaupten, „Gott sei vom Scheitel bis zur Brust hohl, von der Brust abwärts fest und massiv, habe schwarzes, lockiges Haar und brülle um jede Nachtwache wie ein Löwe.“ Die von Mohammed behauptete Einheit ist eine Einheit in besonderem Gegensatze zur Dreieinigkeit der Christen und der Lehre der göttlichen Zeugung. Der Heiland wird nie der Sohn Gottes, sondern der Sohn Mariä genannt. Durchweg zeigt sich die Täuschung über die menschliche Bestimmung des Universums.

Seine Ansichten über den Menschen.

Was den Menschen betrifft, so ist Mohammed ausführlich genug über seinen zukünftigen Zustand, indem er mit Klarheit von einer Auferstehung, dem Tage des Gerichts, dem Paradiese, den Qualen der Hölle, dem Wurme, welcher nicht stirbt, und dem Schmerze, welcher nicht endet, spricht, aber bei all dieser genauen Beschreibung der Zukunft finden sich viele Irrthümer über die Vergangenheit vor. Wenn der Anstand es nicht unstatthaft machte, hier über dergleichen Gegenstände zu sprechen, so könnte nachgewiesen

werden, wie schwach seine Physiologie beschaffen ist, wo sich ihm Gelegenheit bietet, den Ursprung oder die Zeugung des Menschen zu berühren. Seine Vorstellungen reichen kaum weiter, als die des Thales. Wer ein so unzuverlässiger Führer hinsichtlich vergangener Dinge ist, verdient kein großes Vertrauen hinsichtlich zukünftiger.

Seine literarische Untergeordnetheit im Vergleich zur Bibel.

Die literarische Ausführung dieses Werkes läßt sich vielleicht nach einer Uebersetzung kaum gerecht beurtheilen. Es soll das älteste Schriftstück in Prosa unter den Arabern sein, von welchem Mohammeds Berühmung der unerreichbaren Vortrefflichkeit seines Werkes fast allgemein aufrecht erhalten wird; doch darf nicht verhehlt werden, daß es sehr gelehrte Männer unter ihnen gegeben hat, welche eine nur geringe Meinung davon hegten. Seine berühmtesten Stellen, wie die über die Natur Gottes in Kapitel II, XXIV, können den Vergleich mit ähnlichen in den Psalmen und im Buche Hiob nicht aushalten. Im erzählenden Style zeugt die Geschichte des Joseph in Kapitel XII, mit denselben in der Genesis erzählten Ereignissen verglichen, ebenfalls von geringerem Werthe. Auch verflicht Mohammed in sein Werk viele christliche Legenden, welche wahrscheinlich dem apokryphen Evangelium St. Barnabä entnommen sind; mit vielen von seinen eigenen Erfindungen vermengt er Berichte aus der heiligen Schrift über die Versuchung Adams, die Sündflut, Jonas und den Wallfisch, und bereichert das Ganze mit Geschichten wie die der spätern Tausend und eine Nacht seines Landes, der Siebenschläfer, Gogs und Magogs und aller möglichen Wunder von Genien, Zauber und Beschwörungskünsten.

Ursachen seines überraschenden Einflusses.

Unparteiische Leser des Koran mögen sich billig darüber wundern, wie ein so schwaches Product seinem Zwecke so gut entsprechen konnte. Allein Eines ist die Theorie der Religion, ein Anderes ihre Praxis. Der Koran ist voll von ausgezeichneten sittlichen Vorschriften und Anordnungen; dabei ist seine Zusammensetzung so bruchstückartig, daß man keine Seite darin aufschlagen kann, ohne auf Grundsätze zu stoßen, mit denen sich Jedermann einverstanden erklären muß. Dieses bröckelige Gebäude liefert Texte, Mottos und Lebensregeln, welche in sich selbst vollständig sind, geeignet für den gemeinen Mann in allen Fällen des Lebens. Beständig wird auf die Nothwendigkeit des Gebetes gedrungen, Gnade, Almosengeben, Gerechtigkeit, Fasten, Pilgern und andere gute Werke eingeschärft, sowie Einrichtungen, welche sowohl das gesellige, wie das häusliche Benehmen betreffen, als Schulden, Zeugen, Heiraten, Kinder, Wein und dergleichen, vor Allem fortwährende Anstachelung zum Kampfe mit den Ungläubigen und Gotteslästerern. Im Leben des Asiaten giebt es kaum Eine Lage, auf die er nicht Stellen aus dem Koran anwenden könnte, welche sich zum Unterricht, zur Ermahnung, Tröstung, Ermuthigung eignen. Für die Bewohner Asiens und Afrikas

sind dergleichen fromme Bruchstücke von weit größerem Nutzen, als jede zusammenhängende, theologische Lehre. Die geistige Verfassung Mohammeds befähigte ihn nicht, bedeutende, philosophische Fragen mit der gewiegten Geschicklichkeit der großen griechischen und indischen Schriftsteller zu handhaben; nie aber ist er in der Anschmiegung an die geistigen Bedürfnisse niederer Lebensverhältnisse übertroffen worden, ja er machte ihnen selbst seinen furchtbaren Fanatismus dienstbar. Ein mitleidsloses Geschick erwartet uns, doch ist der Prophet ungewiß, worin es bestehen möge. „Jeder Nation ist eine bestimmte Frist zugemessen. Der Tod wird uns selbst auf hohem Thurme ereilen, aber Gott allein weiß den Ort, wo der Mensch sterben soll." Nach mancher Mahnung an die Auferstehung und den Tag des Gerichts, mancher Verheißung des Paradieses und mancher Androhung der Hölle bekennt er klagend: „Ich weiß nicht, was nach diesem Leben mit dir oder mir geschehen wird."

Seine wahre Natur.

Der Koran verräth somit einen menschlichen und keineswegs erhabenen, geistigen Ursprung. Daraus folgt jedoch nicht, daß sein Verfasser, wie so oft behauptet worden, ein bloßer Betrüger gewesen sei. Er wiederholt immer wieder: „Ich bin weiter Nichts, als ein öffentlicher Prediger." Er vertheidigt nicht immer ohne Bitterkeit sein Werk vor Jenen, welche es selbst bei seinen Lebzeiten schon als einen wirren Haufen von Träumen oder noch schlimmer als ein zusammengeschmiedetes Machwerk verhöhnten. Er ist nicht der Einzige, welcher sich für den Gegenstand übernatürlicher und göttlicher Mittheilungen gehalten hat; es ist dies ein krankhafter Zustand, in welchen Jeder durch Fasten und geistige Aufregung verfallen kann.

In dem, was ich hiermit über dieses Werk, das von so vielen Millionen Menschen für eine Offenbarung Gottes gehalten wird, gesagt, habe ich mit Achtung, aber doch mit Freimuth zu reden mich bemüht, beständig daran gedenkend, wie tief diesem Buche Asien und Afrika für ihre Führung im täglichen Leben, wie tief Europa und Amerika ihm für das Licht der Wissenschaft verpflichtet sind.

Volksthümlicher Mohammedanismus.

Wie sich erwarten ließ, haben die Lehren des Koran im Laufe der Zeiten viele erdichtete Zusätze und sectenmäßige Auslegungen erfahren. Im Volksaberglauben figuriren Engel und Genien in hohem Maße. Letztere, von gröberem Zeuge, essen, trinken, pflanzen ihre Gattung fort, sind zweierlei Art, gut und böse, und waren schon lange vor den Menschen da, indem sie die Erde vor ihnen inne hatten. Unmittelbar nach dem Tode untersuchen zwei grüngelbliche Engel, Monkir und Nekkar, jeden Leichnam hinsichtlich seines Glaubens an Gott und Mohammed, die Seele aber, durch den Engel des Todes vom Körper geschieden, geht in einen Mittelzustand über, worin sie die Auferstehung erwartet. Doch herrscht über die bestimmte Art ihrer

Verfügung vor dem Tage des Gerichts viel Verschiedenheit der Meinungen: die Einen glauben, daß sie die Gräber umschwebt, die Andern, daß sie in den Quell Semsen versinkt, Andere wieder, daß sie sich in die Posaune des Auferstehungsengels zurückzieht, wobei die Schwierigkeit augenscheinlich darin besteht, daß jede endgültige Verfügung vor dem Tage des Gerichts jenem großen Ereignisse vorgreifen, ja es überflüssig machen würde. Was die Auferstehung betrifft, so halten sie Einige für rein geistiger, Andere für leiblicher Art, wobei Letztere behaupten, daß der os coccygis oder die letzte Ribbe des Rückgrats gleichsam als Keim dienen und daraus, durch einen vierzig Tage langen Regen befruchtet, der Körper hervorsprossen werde. Zu den Zeichen der herannahenden Auferstehung gehört das Aufgehen der Sonne im Westen. Angekündigt wird sie werden durch drei Trompetenstöße: der erste, bekannt als der des Entsetzens, wird die Erde bis in ihren Mittelpunkt erschüttern und Sonne und Sterne auslöschen, der zweite, der Trompetenstoß der Untersuchung, wird alle stofflichen Dinge mit Ausnahme des Paradieses, der Hölle und des Thrones Gottes vernichten. Vierzig Jahre später wird der Engel Israfil den Trompetenstoß der Auferstehung ertönen lassen. Aus seiner Posaune werden die zahllosen Myriaden von Seelen herausgeblasen werden, welche darin Zuflucht gesucht oder verborgen gelegen haben. Jetzt ist der Tag des Gerichtes gekommen. Der Koran widerspricht sich selbst hinsichtlich der Länge dieses Tages, indem er ihn an einer Stelle zu tausend, an einer andern zu funfzigtausend Jahren ausdehnt. Die meisten Mohammedaner sind geneigt, den längeren Zeitraum anzunehmen, da Genien, Engel, Menschen und Thiere zu richten sind. Die Menschen werden in ihrem natürlichen Zustande und nackend auferstehen, während weiß beschwingte Kameele mit goldenen Sätteln die Geretteten erwarten. Wenn die Scheidung vollzogen ist, so werden die Gottlosen von einer unerträglichen Hitze bedrückt werden, welche durch die Sonne, die wieder ins Dasein gerufen ist und sich bis auf eine Meile nähert, hervorgerufen wird, so daß ihnen der Schweiß ausbricht, in welchem sie, je nachdem sie es verdient haben, von den Knöcheln aufwärts bis an den Hals versinken werden, wogegen die Gerechten durch den Schatten von Gottes Thron beschirmt werden. Der Richter wird auf Wolken sitzen, die Bücher offen vor sich, und Jeder der Reihe nach aufgerufen werden, um Rechenschaft von seinen Thaten abzulegen. Zu größerer Beschleunigung wird der Engel Gabriel die Wage halten, deren eine Schale über dem Paradiese, deren andere über der Hölle hängt. In diesen werden alle Werke gewogen. Sobald der Richterspruch vollendet ist, wird die Versammlung in langer Reihe über die Brücke Al-Sirat ziehen. Sie ist scharf, wie die Schneide eines Schwertes und über den Rachen der Hölle geschlagen. Mohammed und seine Anhänger werden das gefährliche Gottesurtheil

glücklich bestehen, die Sünder aber, schwindelnd vor Schrecken, werden in den Ort der Qual hinabstürzen. Die Seligen werden den ersten Vorschmack ihrer Glückseligkeit an einem Brunnen genießen, welcher durch silberne Röhren aus dem Flusse Al-Cawthor gespeist wird. Der Boden des Paradieses besteht aus Moschus, die Flüsse in demselben plätschern ruhig über Kiesel aus Rubinen und Smaragden hinweg. Den Zelten, aus hohlen Perlen gemacht, werden die Huris oder die Mädchen des Paradieses enteilen, begleitet von Schaaren schöner Knaben. Jedem Heiligen werden achtzigtausend Diener und zweiundsiebenzig Mädchen zugetheilt werden. Diesen fügen barmherzigere Muselmänner noch die Weiber hinzu, welche sie auf Erden besessen haben, die grimmigen Orthodoxen dagegen versichern, daß die Hölle bereits nahezu mit Weibern angefüllt sei. Wie könnte es auch anders sein, wenn ihnen nicht einmal gestattet wird, auf Erden in einer Moschee zu beten. Ich habe nicht Raum genug, die Silberbrokatstoffe, die grünen Gewänder, schwellenden Teppiche und Gelage, den beständigen Sang und Klang zu beschreiben. Aus dem verklärten Körper werden alle Unreinigkeiten entweichen, nicht, wie sie es im Leben thaten, sondern indem sie einen Duft von Kampher und Moschus aushauchen. Niemand wird klagen: Ich bin müde, Niemand wird sagen: Ich bin krank.

Die mohammedanischen Secten.

Aus den Widersprüchen, Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten, welche in den vorstehenden Abschnitten verzeichnet worden sind, kann man abnehmen, daß der Glaube Mohammeds in viele Secten zerfiel. Es soll ihrer nicht weniger, als dreiundsiebenzig geben. Einige, wie die Sonniten, werden durch Ueberlieferungen geleitet, andere beschäftigen sich mit philosophischen Schwierigkeiten, dem Vorhandensein des Bösen in der Welt, den Attributen Gottes, absoluter Prädestination und ewiger Verdammniß, der Unsichtbarkeit und Körperlosigkeit Gottes, seiner Fähigkeit, sich räumlich zu bewegen, Punkte, welche nebst vielen andern ähnlicher Art reichliche Gelegenheit zu Sectenstreitigkeiten liefern. Wie um zu zeigen, daß von den wesentlichen Grundlagen des Koran auch von Solchen abgewichen werden könne, welche sich noch immer zu der Leitung desselben bekennen, giebt es unter den Schiiten Solche, welche glauben, daß Ali eine Fleischwerdung Gottes gewesen sei und vor der Schöpfung der Dinge bereits das Dasein gehabt habe, daß er nie gestorben, sondern gen Himmel gefahren sei und wieder in den Wolken zurückkehren werde, um die Welt zu richten. Die großen, mohammedanischen Philosophen aber, die Lehre von der Einheit Gottes einfach als das Einzige annehmend, dessen der Mensch gewiß sein könne, betrachten alles Uebrige als eitle Fabeln, die jedoch den politischen Nutzen haben, daß sie disputirenden Sectirern Stoff zum Hader und damit Beschäftigung, sowie ungebildeten Geistern Trost gewähren.

So setzte sich im Norden Afrikas die glühende Form des arabischen

Halbmondes fest, dessen eines Horn bis zum Bosporus reichte und dessen anderes über die Pyrenäen hinaus wies. Eine Zeit lang schien es, als ob das schreckliche Meteor zur vollen Erscheinung anwachsen und als ob ganz Europa von demselben verschlungen werden würde. Die Christenheit hatte für immer die wichtigsten Länder, über welche ihr Einfluß sich einst erstreckte, Afrika, Aegypten, Syrien nebst dem gelobten Lande, Kleinasien und Spanien eingebüßt. Ebenso sollte sie auch ihre Hauptstadt im Osten verlieren. Als Ersatz für diese alten und ruhmreichen Gegenden warf sie sich auf Gallien, Germanien, Britannien, Skandinavien. Welchen Ersatz aber hatten jene wilden und barbarischen Länder für die großen, in der Kirchengeschichte hochberühmten, in den Annalen des menschlichen Geschlechtes ewig glorreichen Städte — Karthago, Alexandrien, Jerusalem, Antiochien, Constantinopel — zu bieten? Es war ein übler Tausch. Die geistigen und physischen Arbeiten, deren Schauplatz jene Städte einst gewesen waren, die an dieselben so reichlich verschwendeten Predigten, Büßungen und Gebete hatten nicht die erwarteten, die zugesicherten Folgen hervorgebracht. In Theologie und Moral hatte das Volk eine abschüssige Bahn verfolgt. Der Patriotismus war erloschen. Man überlieferte den Staat, um seine Secte zu erhalten und der Verrath wurde mit Unterjochung belohnt.

Wirkung des Mohammedanismus auf das Christenthum.

Betrachtungen über den Lauf historischer Ereignisse.

Aus diesen niederschlagenden Ereignissen mögen wir lernen, daß die Grundsätze, wonach die sittliche Welt regiert wird, denen analog sind, welche in der physischen walten. Nicht durch unaufhörliche göttliche Dazwischenkunft, Unterbrechungen im Zusammenhange der historischen Handlung hervorrufend, nicht durch Wunder und Unbegreiflichkeiten wird der Lauf der Ereignisse bestimmt, sondern dieselben folgen sich einander im Verhältnisse von Ursache und Wirkung. Die höchste Entwickelungsstufe des frühesten Christenthums fiel mit den Gränzen des römischen Reiches zusammen, der kirchliche Zustand hing vom politischen ab und war in der That die unmittelbare Folge und der Ausfluß desselben. Desgleichen hing der Verlust Afrikas und Asiens mit der arabischen Bewegung zusammen, obgleich es ein Leichtes gewesen sein würde, jene Katastrophe nur durch das allergeringste jener unzähligen Wunder, von welchen die Kirchengeschichte wimmelt und welche oft bei unbedeutenden und obscuren Gelegenheiten vollbracht wurden, zu verhüten und jene Continente dem Glauben zu erhalten. Aber kein einziges Wunder wurde gewährt, obgleich es wohl der Mühe werth gewesen wäre, daß ein Engel deswegen herabgestiegen wäre. Ich kenne kein Ereigniß in der Geschichte unsers Geschlechtes, bei welchem ein nachdenkliches Gemüth mit mehr Gewinn verweilen könnte, als bei dem Verluste Afrikas und Asiens. Derselbe kann seinem Geiste viele irrige Vor-

stellungen benehmen und ihn anleiten, eine erhabenere, philosophischere und daher richtigere Anschauung von dem Laufe irdischer Ereignisse zu gewinnen.

---

# Zwölftes Kapitel.

## Das Zeitalter des Glaubens im Westen.

Das Zeitalter des Glaubens im Westen.

Vom Zeitalter des Glaubens im Osten habe ich mich nun dem Zeitalter des Glaubens im Westen zuzuwenden. Ersteres endigte, wie wir gesehen haben, vorzeitig durch Umwandlung seiner Bevölkerungen vermittelst militairischer Operationen, Eroberungen, Vielweiberei; letzteres vollendete unter günstigeren Umständen allmälig seine zum voraus bestimmten Phasen und ging nach Verlauf vieler Jahrhunderte in das Zeitalter der Vernunft über.

Wenn sich viele Erinnerungen von höchstem Interesse um Jerusalem, „die Heilige Stadt" des Ostens, schlingen, so verknüpfen sich viele kaum geringere mit Rom, „der Ewigen Stadt" des Westens.

Kennzeichnet sich hauptsächlich durch die Vertheidnischung der Religion.

Das byzantinische System, der Politik eines ehrgeizigen Kriegers, welcher um die höchste Gewalt rang, und den Anschlägen unduldsamer Geistlicher gegen Mitbewerber entspringend, hatte sich über den ganzen östlichen und südlichen Theil des römischen Reiches verbreitet und war mit seinem Hasse gegen menschliches Wissen und mit seinen entarteten, religiösen Vorstellungen und Gebräuchen endlich selbst in Italien angenommen worden, nicht von den Römern, denn diese hatten aufgehört zu sein, sondern von dem Gemisch von Gothen und Bastarden, welche jene Halbinsel eingenommen hatten. In Gregor dem Großen verkörperten sich die Ideen dieser entarteten Bevölkerung. Jenes von Constantin so sorgfältig genährte und von allen orientalischen Bischöfen gehegte, verwerfliche System war durch die Art der Vandalen, Perser und Araber in den Heimatssitzen desselben umgehauen worden, allein der nach Rom verpflanzte Sproß entwickelte sich mit unerwarteter Ueppigkeit und warf seinen dunkeln Schatten viele Jahrhunderte lang über Europa. Wer wußte, was die Religion in den apostolischen Tagen gewesen war, durfte wohl mit gränzenlosem Erstaunen das betrachten, was jetzt darauf gepfropft war und ihren Namen trug.

Einfluß des Verlustes von Afrika auf die Ereignisse in Italien.

Im letzten Kapitel haben wir gesehen, wie durch den Einfall der Vandalen Afrika dem Reiche verloren ging — ein schweres Unglück, denn unter allen Provinzen kostete sie am wenigsten und brachte am meisten ein, sie lieferte Menschen, Geld und, was vielleicht von noch größerer Bedeutung war, Korn für den Bedarf Italiens. Eine plötzliche Stockung in der gewohnten Zufuhr machte die üblichen Austheilungen in Rom, Ravenna, Mailand unmöglich. Hungersnoth brach über Italien herein und in ihrem Gefolge eine unvermeidliche Verminderung der Bevölkerung. Das Unglück noch zu vergrößern, überzog Attila, König der Hunnen oder, wie er sich selbst nannte „Gottesgeißel", das Reich. Die Schlacht bei Chalons, der krampfhafte Todeskampf des römischen Reiches, machte seiner Laufbahn, 451 n. Ch., ein Ende.

Fall und Plünderung Roms.

Vier Jahre nach diesem Ereignisse wurde durch Intriguen in der kaiserlichen Familie Gänserich, der Vandalenkönig, von Afrika nach Rom eingeladen. Die Unmenschlichkeiten, welche vor Alters unter den Auspicien des Senats gegen Karthago verübt worden waren, wurden jetzt gerächt. Vierzehn Tage lang plünderten die Vandalen die Stadt und begingen dabei unerhörte Grausamkeiten. Ihre Schiffe, welche die Tiber hinauf geschafft wurden, setzten sie in Stand, ihre räuberischen Absichten weit erfolgreicher ins Werk zu setzen, als dies durch Expeditionen zu Lande möglich gewesen wäre. Die Schätze Roms nebst einer Menge vornehmer Gefangenen wurden nach Karthago abgeführt. Einundzwanzig Jahre nach dieser Zeit, 476 n. Ch., erlosch das weströmische Reich.

So gab der Verrath der afrikanischen Arianer den Vandalen nicht nur die wichtigste aller Provinzen, soweit Italien in Betracht kam, Preis, sondern lieferte auch das Werkzeug zum Untergange Roms. Aber kaum hatte der Kaiser Justinian Afrika wiedererobert, als er auch die Unterjochung der Gothen versuchte, welche jetzt von Italien Besitz genommen hatten. Sein Feldherr Belisar nahm Rom am 10. December 556 n. Ch. Während der unter Vitiges folgenden Operationen wurde Italien verwüstet, die Bevölkerung sank unter Schwert, Hunger und Seuchen dahin. Ueberall wurden die glorreichen Ueberreste des Alterthums zerstört, Statuen, wie die auf dem Grabmal Hadrians, den Belagerern Roms auf die Köpfe geschleudert. Diese Operationen wurden durch die Uebergabe des Vitiges an Belisar bei der Einnahme von Ravenna geschlossen.

Folgen der Kriege Justinians.

Allein sobald der militairische Druck gehoben war, brachen Empörungen aus. Rom ward abermals von den Gothen genommen, seine Mauern geschleift; vierzig Tage lang stand es von seinen Einwohnern verlassen, eine Auswanderung, welche am Ende zu seinem Verderben

ausschlug. Belisar, vom Kaiser zurückgesandt, betrat es nochmals, war aber zu schwach, es zu halten. Vier Jahre lang wurde Italien von den Franken und Gothen verwüstet. Endlich sandte Justinian den Eunuchen Narses mit einem wohl ausgerüsteten Heere. Die ostrogothische Monarchie ward über den Haufen geworfen und der Kaiser regierte Italien durch seine Exarchen in Ravenna.

Entartete Vorstellungen des Glaubenszeitalters.

Aber was hatte dies Alles gekostet? Man kann die früher bereits gemachte Angabe, daß Italien funfzehn Millionen Menschen verloren habe, aus dem Grunde verwerfen, daß solche Berechnungen die Geschicklichkeit der Ueberlebenden überstiegen, aber aus der aufgestellten Zahl läßt sich abnehmen, daß es eine entsetzliche Katastrophe erlitten haben mußte. In andern Gegenden verschwanden die Ueberbleibsel der Civilisation schnellen Schrittes; das Donauthal war in einen barbarischen Zustand zurückversunken, die afrikanische Küste zur Wildniß, Italien eine Grauen erregende Wüstenei geworden und die nothwendige Folge der Ausrottung der eingeborenen Italiener durch den Krieg und ihre Ersetzung durch barbarische Abenteurer war das Herabsinken der dünnen Bevölkerung jener Halbinsel zu einem niedrigeren psychischen Zustande. Sie war reif für die materialisirte Religion, welche bald darauf zum Vorschein kam. Dem herannahenden Zeitalter des Glaubens ward ein unauslöschliches Gepräge aufgedrückt. Im Osten und Westen hatte sich gleich sehr die Machtlosigkeit der geistlichen Herrschaft entfaltet. Die beiden gemeinsame heilige Stadt war gefallen, Jerusalem von den Persern und Arabern genommen, Rom von den Vandalen und Gothen verwüstet.

Stetiger Fortschritt Roms zur Oberherrschaft.

Aber um den Lauf der Ereignisse gehörig zu beschreiben, muß ich meine Schritte ein wenig zurücklenken. An den mit dem Tode Leos des Großen zusammenfallenden wichtigen, politischen Vorfällen und der Errichtung des Königreiches Italien durch den Barbaren Odoacer, 476—490 n. Ch., schienen die Bischöfe Roms nur geringen Antheil genommen zu haben. Ohne Zweifel bemerkten sie die Uebergangsnatur solcher Vorfälle und sahen klar den Weg zu dauernder, geistiger Herrschaft vor sich liegen. Die Christen hatten längst überall eine gänzliche Sorglosigkeit um das Schicksal des alten Roms an den Tag gelegt und mitten unter seinen Ruinen waren die Päpste unablässig beschäftigt, einen tiefen Grund zu ihrer Macht zu legen. Obgleich sie sich wenig darum kümmerten, wer der zeitweilige Herrscher Italiens sein möchte, so waren sie doch wachsam und thatkräftig in ihren Beziehungen zu den großen Nebenbuhlern, den Bischöfen von Alexandrien und Constantinopel. Es war offenbar geworden, daß die Christenheit ein Oberhaupt haben müsse, und war dasselbe erst einmal festgesetzt, so fiel ihm schließlich auch die Beherrschung der weltlichen Macht zu. Unter

Allem, was menschlichen Ehrgeiz zu locken vermag, war diese Oberherrlichkeit der höchste Preis, wonach man ringen konnte.

Stetig jeden sich darbietenden Vortheil verfolgend, bestand Rom unerbittlich darauf, daß seine Entscheidungen selbst in Constantinopel zur Ausführung gelangten. Dies war namentlich der Fall in der Angelegenheit des Akakius, Bischofes jener Stadt, der, nachdem er seiner Handlungen halber von Felix, Bischof von Rom, ermahnt worden war, endlich in den Bann gethan wurde. Die Schwierigkeit bestand nur darin, wie das Urtheil vollstreckt werden sollte; indessen ein abenteuerlicher Mönch befestigte es an das Gewand des Akakius, als dieser die Kirche betrat. Akakius, ohne sich beirren zu lassen, setzte die gottesdienstliche Handlung ruhig fort und befahl, vorbedächtlich inne haltend, den Namen Felix, Bischofes von Rom, von der Liste der mit dem Osten in Gemeinschaft stehenden Bischöfe zu streichen. So excommunicirten sich Constantinopel und Rom gegenseitig. Mit Beziehung auf diese Angelegenheit sagte Papst Gelasius, sich an den Kaiser wendend: „Zwei Mächte giebt es, welche die Welt regieren, die kaiserliche und päpstliche. Du bist der Beherrscher des menschlichen Geschlechts, beugst aber den Nacken vor denjenigen, welche die göttlichen Dinge verwalten. Die Priesterschaft ist die größere von beiden Mächten, sie hat am jüngsten Tage Rechenschaft von den Handlungen der Könige abzulegen.“ Dies ist nicht die Sprache eines schwachen Geistlichen, sondern eines Papstes, der seine Macht kennt.

Haltung desselben dem Kaiser gegenüber.

Die gothische Eroberung giebt dem Papste einen arianischen Gebieter.

Die Eroberung Italiens durch Theodorich, den Ostrogothen, 493 n. Ch., gab den Bischöfen Roms einen arianischen Herrscher und bot der Welt die Anomalie eines Ketzers dar, welcher Gottes Statthalter auf Erden ernennt. Eine streitige Wahl fand Statt zwischen zwei nebenbuhlernden Bewerbern, deren Parteien, mit dem vom Osten gegebenen Beispiele wetteifernd, die Stadt mit Mord erfüllten. Der gothische Monarch ordnete an, daß, wer die meisten Stimmen habe und zuerst geweiht worden sei, anerkannt werden solle. Auf diese Weise ward Symmachus Papst.

Hormisdas, welcher Symmachus folgte, erneuerte den Versuch, den oströmischen Kaiser, Anastasius, zu vermögen, die Aechtung des Akakius und seiner Partei anzuerkennen und die Zustimmung seines gesammten Clerus dazu zu erzwingen, allein vergebens. Bei der Thronbesteigung Justins endlich setzte Rom sein Vorhaben durch; seine Bedingungen wurden sämmtlich angenommen und die Spaltung durch die Erniedrigung des Bischofes von Constantinopel, wie es hieß, in Folge der Orthodoxie des Kaisers, beendet. Aber bald machten sich unverkennbare Anzeichen bemerkbar, daß für diesen religiösen Sieg ein weltliches Aequivalent gegeben war. In

Der Kaiser und der Papst verschwören sich gegen ihn.

Rom wurden Verschwörungen gegen Theodorich, den Gothenkönig, entdeckt und Gerüchte liefen um, daß die Waffen Constantinopels in Kürze Italien von dem ketzerischen Joche des Arianers erlösen würden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Theodorich den Verrath entdeckte. Es war ein schlechter Lohn für seine unparteiische Gerechtigkeit. Sofort entwaffnete er die Bevölkerung Roms. Statt eines gnädigen Herrschers zeigte er sich jetzt als furchtbaren Rächer. Während dieser Vorgänge fielen Boethius, der Philosoph, und Symmachus, der Senator, seiner Wuth zum Opfer. Der Papst Johann selbst ward in das Gefängniß geworfen und starb dort jämmerlich. In den Vorwürfen, welche er Justin machte, entfaltet dieser große, barbarische Monarch Gesinnungen, welche weit über seinem Zeitalter stehen; es waren die Gesinnungen, welche bisher seine Handlungen geregelt hatten. „Sich die Herrschaft über die Gewissen anmaßen heißt das Vorrecht Gottes an sich reißen. Der Natur der Dinge gemäß beschränkt sich die Macht der Herrscher auf die politische Regierung. Sie haben nur die ein Recht zu strafen, welche den öffentlichen Frieden stören. Die gefährlichste Ketzerei ist die eines Herrschers, welcher sich von einem Theile seiner Unterthanen trennt, weil derselbe nicht glaubt, wie er."

Der gothische König entdeckt es.

Die Verschwörung reift heran.

Theodorich war erst wenige Jahre todt — seine Seele war von einem orthodoxen Einsiedler gesehen worden, wie sie von Teufeln in den Krater des Vulkans von Lipari, der als das Eingangsthor zur Hölle galt, geschleppt wurde — als der Angriff Italiens durch Justinian bewies, wie wohlgegründet sein Verdacht gewesen war. Rom war jedoch weit entfernt, die erwarteten Vortheile daraus zu ziehen; die über alle Vorstellung gehende Schlechtigkeit Constantinopels ward nach Italien verpflanzt. Papst Sylverius, welcher der Sohn des Papstes Hormisdas war, wurde von Theodora, des Kaisers Gemahlin abgesetzt. Dieses Weib, ehemals eine öffentliche Hure, verkaufte das Papstthum an Vigilius um zweihundert Pfund Gold. Ihre Helfershelferin Antonia, die aller Grundsätze baare Gemahlin des Belisar, hatte Sylverius die Kleider vom Leibe gerissen und ihn als Mönch gekleidet. Später wurde er nach dem alten Verbrechereilande Pandataria verbannt und starb dort. Vigilius nahm den Eutychianismus an, ermordete, wie es hieß, einen seiner Geheimschreiber und ließ seiner Schwester Sohn zu Tode peitschen. Er sollte fühlen, was es für einen Bischof bedeutet, sich in den Händen eines Kaisers zu befinden, sollte von dem Becher kosten, der so oft den Prälaten von Constantinopel gereicht war, sollte erkennen, in welcher Achtung der Statthalter Gottes auf Erden bei seinem Gebieter stehe. Gezwungen, sich nach jener Hauptstadt zu verfügen, um sich zu den theologischen Ansichten, welche Justinian aufgestellt hatte, zu bekennen, er-

Unterwerfung des Papstes durch den Kaiser.

klärte er sich drei Mal für dieselben und widerrief sie drei Mal, that den Patriarchen von Constantinopel in den Bann und ward von diesem wiederum in den Bann gethan. Es kam zum Handgemenge mit den kaiserlichen Beamten, welche ihn mit solcher Gewalt bei den Füßen aus dem Heiligthume zerrten, daß ein Theil des Gebäudes über ihm zusammenbrach, und ihn sodann bei Wasser und Brot in den Kerker warfen. Endlich starb er flüchtig und ausgestoßen in Sicilien. Die unmittelbare Folge der Eroberung von Italien war die Erniedrigung der Päpste zu der herabgekommenen Stellung der Patriarchen von Constantinopel. Dies waren die bittern Früchte ihres Verrathes an dem Gothenkönige. Justinian hatte den Erfolg seines Angriffes dem Clerus zu danken und dieser fand in dem Ruin, welchen er dadurch über sein Land hereinbrachte und in der unerbittlichen Tyrannei, welche er sich selbst zuzog, seinen Lohn.

Die Verheidnischung der Religion nimmt ihren Fortgang.

Inmitten dieses trostlosen und entarteten Zustandes nahm das Zeitalter des Glaubens in Italien allmälig bestimmte Umrisse an. Heidenthümelei, welche im Osten als Sache der Politik begünstigt worden war, wurde im Westen Sache der Nothwendigkeit. Einem Manne wie Gregor dem Großen, unter Verhältnissen geboren, welche ihn befähigten, die Dinge von einem sehr allgemeinen Gesichtspunkte aus zu prüfen, mußte es klar sein, daß der psychische Zustand der niederen Schicht der Gesellschaft Zugeständnisse erheischt, welche im Einklange mit den Vorstellungen derselben stehen. Der Glauben der Denkenden und der Aberglauben des großen Haufens mußten mit einander verschmolzen werden.

Eintheilung der zu behandelnden Gegenstände.

Dies geschah denn auch wirklich. Zum klaren Verständnisse dieser Ereignisse müssen wir betrachten 1) die Thaten des Papstes Gregors des Großen, durch welchen die Ideen des Zeitalters organisirt und in ein Gewand gehüllt wurden, welches den Anforderungen der damaligen Zeit entsprach, 2) die Beziehungen, in welche das Papstthum alsbald zu den Königen von Frankreich trat und wodurch Gregors Werk befestigt, erhalten und über ganz Europa verbreitet wurde. Diese Dinge gewinnen dadurch nicht wenig an Interesse, daß die so geschaffenen Einflüsse ihre ursprünglichen Ursachen überdauert haben und nach Verlauf von mehr, als tausend Jahren, obgleich bemoost und verrottet, den Hemmschuh am Fortschrittsrade der Völker bilden.

Gregor der Große.

Gregor der Große war der Enkel von Papst Felix. Seine patricische Abkunft und seine hervorragenden Eigenschaften hatten schon früh die Aufmerksamkeit des Kaisers Justin auf ihn gelenkt, von welchem er zum Präfecten von Rom ernannt wurde. Durch die Kirche dem Glanze des Weltlebens entzogen, ward er schon, noch Diaconus, als Nuntius nach Constantinopel gesandt. Nachdem er sich der ihm anvertrauten Pflichten mit besonderer Geschicklichkeit und Festigkeit entledigt

hatte, trat er nach seiner Rückkehr wieder in das Mönchsleben zurück, während sein Ruf sich täglich mehrte. Zur Papstwürde vom Clerus, vom Senat und vom römischen Volke, 590 n. Ch., erwählt, flehte er mit vortrefflich geheucheltem Widerwillen den Kaiser an, die Wahl derselben zu verwerfen, und machte sich, als ihm dies verweigert wurde, in einem Korbe versteckt, heimlich aus der Stadt. Der Zufluchtsort, wo er sich verborgen hielt, soll nun durch ein denselben umschwebendes, himmlisches Licht entdeckt und so seinen Getreuen der widerstrebende Papst enthüllt worden sein. Dieser Vorfall ereignete sich zu einer von Seuchen und Hungersnoth heimgesuchten Zeit.

Einmal oberster Pontifex geworden, nahm dieser strenge Mönch sofort den Charakter wieder an, den er zu Constantinopel entfaltet hatte, und bekundete die Eigenschaften eines großen Staatsmannes. Er regelte die römische Liturgie, den Festkalender, die Ordnung der Processionen, den Zuschnitt der Priestergewänder, amtirte selbst beim Meßkanon und erfand viele feierliche und prachtvolle Riten, sowie den unter seinem Namen bekannten Lobgesang. Er errichtete Musikschulen, verwaltete die Kircheneinkünfte mit großer Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit und gab das Beispiel zum Almosengeben und zur Mildthätigkeit, denn das Elend der damaligen Zeit war so groß, daß selbst römische Matronen die Wohlthaten der Kirche in Anspruch nehmen mußten. Auch ermächtigte er zur Entäußerung von Kirchengütern wegen Loskauf von Sklaven, Laien sowohl wie Geistlichen.

Der widerspenstige und ungehorsame Clerus, sowie die zerfahrene Bevölkerung spürten bald die Hand, welche jetzt die Zügel hielt. Emsig überwachte er die niederen Seelsorger, ließ ihnen Gerechtigkeit widerfahren, wo sie es verdienten, und strafte alle, welche sich vergingen, mit unnachsichtlicher Strenge. Die italienischen Bischöfe zwang er, ihn als ihren Mittelpunkt anzuerkennen. Sogar über Griechenland dehnte er seinen Einfluß aus, that der Simonie in Gallien Einhalt, nahm Spanien in den Schooß der Kirche auf, welches jetzt dem Arianismus entsagte, sandte Missionare nach Britannien aus und bekehrte die Heiden jenes Landes, rottete das Heidenthum in Sardinien aus, stellte sich Johann, dem Patriarchen von Constantinopel entgegen, welcher es gewagt hatte, den Titel eines allgemeinen Bischofs anzunehmen, deckte vor dem Kaiser das durch den Stolz, den Ehrgeiz und die Schlechtigkeit des Clerus verursachte Verderben auf und widerstand ihm bei der Frage über das Gesetz, welches Soldaten verhinderte, Mönche zu werden. In der Natur eines solchen Mannes lag es nicht, die Regelung politischer Angelegenheiten abzulehnen: er ernannte Tribunen und leitete Truppenbewegungen.

Sein Aberglauben. Niemand kann das System abschütteln, welches ihm Macht verliehen hat, Niemand sich von der Färbung der Zeiten los=

machen, deren Repräsentant er ist. Obgleich Gregor in so vielen Beziehungen seinem Zeitalter weit voraus war, so war er doch zugleich falsch und höchst abergläubisch. Mit mehr als byzantinischem Hasse verabscheute er menschliches Wissen. Sein oft ausgedrückter Glaube, daß das Ende der Welt nahe sei, wurde durch seine Handlungen, welche unabläßig auf die Gründung einer künftigen Papstherrschaft gerichtet waren, fortwährend

Er materialisirt die Religion.

Lügen gestraft. Unter ihm erhielt jenes mythologische Christenthum seine Weihe, welches bestimmt war, viele kommende Jahrhunderte hindurch die Religion Europas zu werden, welches die Anbetung der Jungfrau durch Bilder und Gemälde einführte, die bald prachtvolle, ihr zu Ehren erbaute Kirchen schmücken sollten, unter ihm die Wirksamkeit der Reliquien von Märtyrern und Heiligen, die staunenerregenden Wunder, welche an den Schreinen der Heiligen verrichtet wurden, die beständige Dazwischenkunft von Engeln und Teufeln in sublunarischen Angelegenheiten, die Legenden, welche an Unwahrscheinlichkeit die Geschichten der griechischen Mythologie weit übertrafen, die Versetzung des Himmels wenige Meilen über die Luft und der Hölle in die Eingeweide der Erde mit der Pforte im Krater des Lipari. Gregor war selbst ein aufrichtiger Gläubiger an Wunder, an Geister und an die Auferstehung vieler Personen aus dem Grabe, die aber leider keine Nachrichten von den Wundern jenes geheimnißvollen, in undurchdringliches Dunkel gehüllten Landes mit herüber gebracht hatten. Diese wilden Phantasien machte er zur thatsächlichen, täglichen, praktischen Religion Europas. Den geistlichen

Sein Haß gegen Bildung.

Haß gegen menschliche Bildung theilend und fest auf dem Grundsatze beharrend, daß „Unwissenheit die Mutter der Frömmigkeit ist“, verbannte er aus Rom alle mathematischen Studien und verbrannte die

Und Ausrottung der klassischen Autoren.

von Augustus Cäsar gegründete Palatinische Bibliothek. Dieselbe war höchst werthvoll der vielen seltenen Handschriften wegen, welche sie enthielt. Er verbot das Studium der Klassiker, verstümmelte die Bildsäulen und zerstörte die Tempel. Selbst die Ueberbleibsel klassischen Genies haßte er und verfolgte mit rachedürstendem Fanatismus die Schriften des Livius, dem er besonders aufsäßig war. Mit Recht hat man von ihm gesagt, daß „er der eingefleischteste Erbfeind aller Bildung gewesen sei, der je gelebt habe“, und daß „nie und nimmer ein heller Strahl in seine abergläubische Seele gefallen sei.“ Er rühmte sich, daß seine eigenen Werke ohne Rücksicht auf die Regeln der Grammatik geschrieben wären, und rügte das Verbrechen eines Priesters, Unterricht darin zu ertheilen. Seine Absicht ging darauf hinaus, den Heidenschriftstellern andere unterzuschieben, welche der Orthodoxie weniger gefährlich schienen, und so gut gelang es ihm, aus Italien die berühmten heidnischen Autoren desselben auszurotten, daß, als einer seiner Nachfolger, Paul I., zu Pipin von Frankreich sandte, um zu

erkunden, „was sich an Büchern vorfände“, dieselben in „einem Antiphonal, einer Grammatik und den Werken Dionysius des Areopagiten“ bestanden. Er war geradezu die Verkörperung des byzantinischen Grundsatzes der Unwissenheit.

Allmälige Anbahnung zur Entartung der Religion.

Wenn so das Mißgeschick, welches über Italien hereingebrochen war, demselben eine verworfene Bevölkerung verliehen hatte, deren Bedürfnissen nur durch eine verheidnischte Religion genügt werden konnte, so hatten sich die vom Glück begünstigteren Klassen im ganzen Reiche längst derselben Richtung zugewandt. Wer den Fortschritt der christlichen Gesellschaft seit ihren frühesten Zeiten untersucht, wird finden, daß sich kein anderes Ergebniß herausstellen konnte, als die Verschmähung gediegener Bildung und die Verbrüderung mit der Kunst. Man braucht nur die Armuth und Einfachheit der ersten Jünger mit dem binnen wenigen Generationen erlangten Ueberflusse zu vergleichen. Cyprian klagt über die Habgier, den Stolz, den Luxus und

Corruption der Christenheit.

das weltliche Trachten der Christen, selbst Geistlicher. Manche gingen ohne Bedenken Ehen mit heidnischen Weibern ein. Clemens von Alexandrien zieht heftig gegen die Laster einer üppigen und schwelgerischen Christengemeine, glänzende Kleider, Gold- und Silbergefäße, herrliche Gastmähler, vergoldete Sänften und Wagen sowie geschlossene Bäder zu Felde. „Die Frauen hielten sich indianische Vögel, medische Pfauen, Affen und Malteserhündchen, statt Wittwen und Waisen zu unterstützen, die Männer besäßen Haufen von Sklaven.“ Dreimaliges Untertauchen bei der Taufe, das Kosten von Milch und Honig, Todtenopfer, das Schlagen des Kreuzes vor der Stirn und Anheften desselben an Kleider und Schuhe, sowie das Anzünden von Kerzen, welches Tertullian einer Tradition ohne Berechtigung aus der Schrift beimißt, ließen im Voraus tausende von heidnischen Gebräuchen erkennen, welche bald Eingang finden sollten. Mit der Zeit wurde der Zustand der Dinge statt besser, immer schlimmer. Nicht nur unter der frivolen Klasse, sondern selbst unter historischen Persönlichkeiten gab sich ein Begehren nach den Ceremonien des alten Glaubens, eine immer noch den alten Gebräuchen zugewandte Anhänglichkeit, vielleicht auch religiöse Gleichgültigkeit gegen die neuen zu erkennen. Auf das Zeitalter Justinians passen diese Bemerkungen auffallend. Boethius war im besten Falle weiter nichts, als ein heidnischer Philosoph, Tribonian, der große Rechtsgelehrte und Verfasser des Justinianeischen Codex, stand im Verdachte, Atheist zu sein.

Glanz und Schlechtigkeit der Bischöfe.

Im Osten zwang der Glanz der bischöflichen Hofhaltungen selbst denen Bewunderung ab, welche mit dem kaiserlichen Hofe vertraut waren. Namentlich wird der langen Reihe von Dienern und der prachtvollen Gastmähler in den Palästen der Bischöfe gedacht. Ausschweifende Ansichten über den hohen Werth des

Cölibats wurden von den Frömmern schon seit Langem gehegt; der Ehe wurde von ihnen nur ein widerstrebendes Zugeständniß gemacht. „Ich preise den Ehestand hauptsächlich um deswillen, daß er Jungfrauen liefert", war das mehr als zweifelhafte Lob, welches ihm St. Hieronymus spendete. Unter der Geistlichkeit, welche es bei der zunehmenden Kraft dieser Ansicht gerathen fand, sich des Heiratens zu enthalten, war es Sitte geworden, wie aus den Verordnungen gegen diese Unsitte und den Angebereien wider Schuldige hervorgeht, mit „nebeneingeführten Weibern", wie sie genannt wurden, zu leben. Sie galten als Schwestern der Priester, deren guter Geschmack sich oft in der auffallenden Schönheit ihrer sündigen Gefährtinnen zeigte. Ein Gesetz des Honorius machte dieser Schmach ein Ende. Die aus solchen Verbindungen hervorgehenden Kinder scheinen keinen außergewöhnlichen Anstoß erregt zu haben. Bei Hochzeiten war es noch immer Sitte, Hymnen an die Venus zu singen. Die Pflege der Musik zog schon früh die Aufmerksamkeit mancher bedeutenden Geistlichen, wie des Paul von Samosata, des Arius und des Chrysosthomus auf sich. Bei den ersten Versammlungen stimmten wahrscheinlich alle am Gottesdienste Theilnehmenden mit in die Lieder und Psalmgesänge ein. Allmälig traten jedoch geschicktere Künstler an Stelle derselben und der Chor der griechischen Tragödie wurde unter der Form von Wechselchören und Wechselgesängen eingeführt. Schließlich wurde der Ambrosianische Lobgesang durch den edlen römischen Gesang Gregors des Großen ersetzt, welcher in Wahrheit als Grundlage alles Großen und Erhabenen in der neueren Musik bezeichnet worden ist.

Heidnische Gebräuche des Christenthums.

Es verbindet sich mit der Kunst.

Und verwirft Wissen und Gelehrsamkeit.

Mit der Verwüstung, welche Italien erlitten hatte, erlosch die lateinische Sprache immer mehr. Die römische Literatur war nie zum Christenthum bekehrt worden. Die besten Schriftsteller unter den Kirchenvätern zählten nicht zu den Römern, sondern stammten sämmtlich aus den Provinzen. Die literarische Grundlage bildeten die hebräischen Schriften und das Neue Testament; der poetische Bilderschmuck war größten Theils den Propheten entlehnt. Bei historischen Compositionen machte sich ein Mangel an unparteiischer Behandlung und an Wahrheit bemerkbar, der uns geradezu unbegreiflich erscheint; so gesteht Eusebius in seiner Geschichte ganz naiv ein, daß er Alles, was der Kirche zum Nachtheil, unterdrücken und dagegen Alles, was ihr zum Ruhme gereichen könnte, vergrößern werde. Derselbe Grundsatz wurde bei zahllosen Legenden, wovon viele mit Bedacht angelegte Machwerke waren, befolgt, indem die erstaunliche Leichtgläubigkeit der damaligen Zeit ihnen vollen Glauben schenkte, gleichviel, wie sehr sie den gesunden Menschenverstand beleidigen mochten. Was ließ sich aber auch anders von einer Generation erwarten, welche glauben konnte, daß die

Spuren von Pharaos Wagenrädern noch immer dem Sandboden des Rothen Meeres eingedrückt wären und weder durch Wind noch Wogen verwischt werden könnten? Wer es wagte, den öffentlichen Geschmack für dergleichen eitle Fabeln zu beleidigen, zog sich die Erbitterung der Gesellschaft zu und lud das Brandmal eines Ungläubigen auf sich. Bei Auslegung der Schrift, überhaupt bei allen Commentaren über Schriftsteller von Ruf waltete ein beständiges Ergehen in phantastischen Mystificationen und in Entdeckungen verborgener Bedeutungen vor, bei deren Herausgrübeln sich oft ein belustigender Grad von Erfindsamkeit und Fleiß zeigte; allein diese hermeneutischen, wie polemischen Schriften sind unerträglich langweilig, auch macht der energische Haß der letzteren sie um Nichts genießbarer.

Malerei und Bildhauerei. Das Verhältniß der Kirche zu den Schwesterkünsten, der Malerei und der Bildhauerei, zeigte sich recht deutlich in späterer Zeit auf dem zweiten Concil von Nicäa, 787 n. Ch., der abergläubische Gebrauch derselben wurde wieder eingeführt. Doch hat die Bildhauerei nie den Vorzug vergessen, welcher ihrer Schwester eingeräumt wurde. Bis auf den heutigen Tag ist sie Heidin, darin das Beispiel der edelsten aller Wissenschaften, der Astronomie, nachahmend, welche der ihr von der Kirche zugefügten schweren Beleidigungen eingedenk, den Namen keines einzigen Heiligen am sichtbaren Himmel duldet; die neuen Welten, welche sie entdeckt, sind dem Uranus, Neptun oder anderen olympischen Gottheiten gewidmet. Unter den Geistlichen hat es von jeher viele, zuweilen sehr hervorragende, gegeben, welche sich der Verbindung des Gottesdienstes mit der Kunst widersetzten; so hatte vordem Tertullian dem Hermogenes sein Mißfallen über zwei Todsünden, in die er verfallen sei, zu erkennen gegeben, nämlich die Malerei und die Ehe; das gnostische Christenthum dagegen hatte ihre Verbindung, wie es das römische Christenthum jetzt von Neuem thun sollte, gebilligt. Den Gnostikern verdanken wir die frühesten Vorbilder heiliger Darstellungen. Das Antlitz des Erlösers erscheint neben denen des Pythagoras, Plato, Aristoteles auf mehren ihrer geschnitzten Gemmen und Siegel. Unter den ersten Vätern — Justin dem Martyrer und Tertullian — herrschte der Eindruck vor, daß die persönliche Erscheinung des Herrn verächtlich und unansehnlich und seine Gestalt untersetzt gewesen sei, ja wie Cyrill später bemerkt: „noch unter dem gewöhnlichen Menschenschlage stehend."

Nimmt ein Urbild des Erlösers an. Diese unpassenden Ausmalungen wurden jedoch im vierten Jahrhundert allgemein verbessert, indem man anerkannte, daß Gott nicht in einer niedrigen oder gedrückten Gestalt wohnen könne. Das schließlich angenommene Vorbild war vielleicht das in dem unächten Briefe des Lentulus an den römischen Senat beschriebene: „Er war ein Mann von hoher und ebenmäßiger Gestalt, das Antlitz streng und aus-

drucksvoll, sodaß es den Beschauer zugleich mit Liebe und Ehrfurcht erfüllte, das Haupt ohne Strahlenkranz, das Haar von goldgelber Farbe, hinter den Ohren zurückgestrichen und fiel nach Art der Nazarener in der Mitte gescheitelt, wellig und glänzend über die Schultern herab. Die Stirn war hoch und offen, die Hautfarbe klar und durchsichtig mit zarter, röthlicher Schattirung, die Erscheinung offen und lieblich, Nase und Mund fein geformt, der Bart dicht, getheilt und von derselben Farbe wie das Haupthaar, die Augen blau und überaus glänzend." Später nahm das ovale Antlitz einen trauernden Ausdruck an, der, obgleich höchst bedeutungsvoll, kaum als das Urbild männlicher Schönheit gelten kann. Anfangs war das Kreuz ohne irgend einen Schmuck, dann kam ein Lamm am Fuße desselben hinzu, endlich ward ein Crucifix daraus mit der heiligen Gestalt des sterbenden Erlösers. Die frühesten Darstellungen der

Und der Jungfrau Maria.

Jungfrau Maria, welche in spätern Zeiten zu so viel überirdisch schönen Urbildern weiblicher Lieblichkeit Veranlassung geben sollte, sind verschleiert. So hatten die ägyptischen Bildhauer die Isis abgebildet; die erste Gestalt der Jungfrau mit dem Kinde war das Gegenstück zu Isis und Horus. St. Augustin sagt, ihr Antlitz sei unbekannt gewesen, doch scheint es eine sehr frühe, christliche Ueberlieferung gegeben zu haben, wonach sie von Hautfarbe eine Brünette war. Kecke Künstler entfernten allmälig den Schleier und fügten dem bloßen Antlitze die volle Gestalt einer würdevollen, römischen Matrone hinzu, worauf sie sie mit dem göttlichen Kinde, den Weisen und andern Darstellungen aus der heiligen Schrift gruppirten.

Befestigung der päpstlichen Macht im Westen.

Während sich das Papstthum so zu einem Bündnisse mit der Kunst anschickte, vergaß es nicht, sich die ungeheuern, in seinem Bereiche liegenden Vortheile durch Einmischung in das häusliche Leben zu Nutze zu machen — eine Einmischung, welche die Entsittlichung des gesellschaftlichen Zustandes damaliger Zeit mehr denn je gestattete. Ein bedeutender Schritt vorwärts zur Macht geschah dadurch, daß es die Gerichtsbarkeit über Ehesachen und die Entscheidung der zahllosen, damit verknüpften Fragen an sich riß. Nachdem das Papstthum erst einmal die Bedeutung dieses Einflusses entdeckt hatte, gab es ihn nie wieder Preis; einige der wichtigsten Ereignisse der spätern Geschichte sind durch sein Auftreten in dergleichen Angelegenheiten entschieden worden. Noch größere Macht erwuchs ihm vielleicht aus der Aneignung der Gerichtsbarkeit über Vermächtnisse und Fragen, die letztwillige Verfügung über das Eigenthum betreffend. Obgleich das Papstthum zur Zeit, von der wir reden, mit der Sittlichkeit gebrochen und mit dem Mönchthume einen Bund geschlossen hatte, sowie sich zu einem künftigen Bündnisse mit politischen Einflüssen und militairischer Macht vorbereitete, obgleich sich seine Entrüstung und strafende Rüge weniger gegen

persönliche Schlechtigkeit, als gegen Meinungsketzerei richtete, gegen die es unerbittlich und gewissenlos verfuhr, so entsprangen aus diesen Eingriffen in das häusliche Leben doch auch gute Wirkungen, namentlich was die Erziehung des weiblichen Geschlechtes betrifft. Die so erstehende Macht ward durch eine beständig wachsende Strenge in Anwendung von Strafen und Bußübungen verstärkt. Je zweifelhafter und daher dem Angriffe bloßgestellter im Laufe der Jahre die geistige Grundlage wurde, worauf jene Macht beruhte, um so empfindlicher und gebieterischer wurde das Papstthum. Durch den Einfluß der niederen Bevölkerung vorwärts gedrängt, versank es in die Untiefen des Anthropomorphismus, indem es für die Jungfrau und die Heiligen Attribute, wie Allwissenheit, Allgegenwart, Allmacht, aufstellte. Ueberall gegenwärtig, konnten sie stets dem Gebete lauschen und, wenn nöthig, den Lauf der Natur beherrschen oder demselben Einhalt thun. Da solche Lehren endlich einmal umgestoßen werden mußten, so wehrte man die unvermeidliche Stunde durch unaufhörliches und erbittertes Zurückdrängen jedes Bedürfnisses nach innerer Uebereinstimmung ab. Despotismus im Staate und Despotismus in der Kirche wurden durch den Despotismus über das Denken aufrecht erhalten.

*Die römische Kirche anthropomorphosirt.*

*Und wird nothgedrungen unduldsam.*

*Ursprung des Bündnisses zwischen dem Papstthum und Frankreich.*

Von den Thaten Papst Gregors des Großen und seiner Organisation der Ideen des Zeitalters, von der Verheidnischung der Religion in Italien und ihrer Verbindung mit der Kunst habe ich mich dem zweiten Punkte, welchem dieses Kapitel gewidmet ist, zuzuwenden, nämlich den Beziehungen, in welche das Papstthum zu den Königen von Frankreich trat, wodurch das Werk Gregors befestigt, erhalten und über ganz Europa verbreitet wurde.

*Militairische Resultate der arabischen Kriege.*

Die Heere der Saracenen hatten der Christenheit die westlichen, südlichen und östlichen Länder des Mittelländischen Meeres entrissen, ihre Flotten beherrschten das Meer. Die kirchliche Politik hatte eine Umwälzung erlitten. Karthago, Alexandrien, Jerusalem, Antiochien waren aus dem christlichen Systeme verschwunden, ihre Bischöfe desgleichen. Von den großen, bischöflichen Sitzen waren allein Rom und Constantinopel übrig geblieben. Aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach schien ihr Fall nur eine Frage der Zeit zu sein.

*Unabhängigkeit des Papstes.*

Die Streitigkeiten des Bischofes von Rom mit seinen afrikanischen und asiatischen Nebenbuhlern hatten so ein vorzeitiges Ende erreicht. Mit ihnen gab es nichts mehr zu thun; die Verbindung mit dem Kaiser zu Constantinopel hing von der Duldung der mohammedanischen Flotten ab. Die kaiserliche Macht war

gelähmt, der Papst durch die Ereignisse zur Isolirung gezwungen. Er verwandelte sie in Unabhängigkeit.

Allein Unabhängigkeit! wie war sie zu erringen und zu behaupten? In Italien selbst schienen die Lombarden festen Fuß gefaßt zu haben, diese aber waren arianische Ketzer. Ihre Gegenwart und Macht vertrug sich mit derselben nicht. In politischem Sinne hing der Papst bereits von ihrer Gnade ab.

Ein Ausweg nur stand ihm offen, und mochte er seine Lage nun richtig verstehen oder nicht, der Druck der Ereignisse zwang ihn, denselben einzuschlagen. Es war ein Bündniß mit den Franken, welche der mohammedanischen Macht erfolgreichen Widerstand geleistet hatten und orthodox waren.

Bedingungen seines Bündnisses mit den Franken.

Ein ehrgeiziger, fränkischer Führer hatte beschlossen, seinen Gebieter der Krone zu berauben, wenn der Papst die That sanctioniren wollte. Sie verständigten sich. Der Eine führte die Usurpation aus; der Andere sprach den Segen darüber. Jetzt lag es im Interesse der eingedrungenen Herrscherfamilie, ihrem italienischen Verbündeten zu erhöhter Macht zu verhelfen. In der Verbreitung römischer Grundsätze lag zugleich die Befestigung der neuen, fränkischen Macht. Es ward wünschenswerth, die unwissenden, germanischen Stämme zur Anerkennung des Papstes als Statthalter Gottes zu zwingen, und sollte man selbst zu dem Ende dreißig Jahre lang das Schwert brauchen müssen.

Der Papst lehnte sich gegen seinen byzantinischen Gebieter wegen der Bilderfrage auf, doch war dies nur ein Vorwand. Gegen seinen neuen Verbündeten, welcher in dieselbe Ketzerei verfiel, lehnte er sich nicht auf. Er riß sich von einem schwachen und grausamen Herrn los und stellte sich auf gleichen Fuß mit einem Verbündeten. Seine schließliche Uebermacht war jedoch von Anfang an gesichert. Der Repräsentant eines Systemes, welches unsterblich ist, muß endlich die Oberhand über Individuen und Familien gewinnen, welche sterben.

Die Bekehrung Europas.

Obgleich man die Arbeiten der Mönche, welche bereits viele Theile Europas dem Namen nach zum Christenthume übergeführt hatten, nicht unterschätzen darf, so bildet doch der Uebergang des Continents zu seinem Zeitalter des Glaubens im weiteren politischen Sinne des Worts den eigentlichen Ausgangspunkt des Frankenreiches. Das Machtgebot Karls des Großen drückte Europa einen Stempel auf, den es noch bis auf den heutigen Tag trägt. Er verwandelte eine kirchliche Fabel in eine politische Thatsache.

Drei näher zu erörternde Punkte.

Um dieses wichtige Ereigniß zu verstehen, ist es nöthig, 1) den psychischen Zustand Mitteleuropas und 2) die Stellung des Papstes und seinen Vertrag mit den Franken zu beschreiben. Endlich ist der eigentliche religiöse Werth des Systemes,

welches er repräsentirt, zu bestimmen, was am besten 3) durch die Biographie der Päpste geschieht.

Die psychische Umwandlung Europas.

Erstens. Wie mit den Arabern, so ging es auch mit den Barbaren Europas. Aus ihrem Zeitalter der Leichtgläubigkeit gehen sie in ihr Zeitalter des Glaubens über, ohne lange bei dem Mittelzustande des Forschens zu verweilen. Ein Forscherzeitalter bedingt eigenes Suchen, unbehindert durch einen herrischen Lehrer. Die Araber hatten die Nestorianer und Juden zu Lehrmeistern gehabt, den Germanen wurde die Predigt der Mönche durch das Schwert Karls des Großen, allerdings ein sehr überzeugendes Beweismittel, beigebracht.

Arbeiten und Erfolge der Mönche.

Die kriegerischen Einfälle der Barbaren im Süden wurden durch den Einfall der Missionare im Norden vergolten. Das Ziel der Erstern war, zu erobern, das ihrer Gegner, zu bekehren, wenn man den einen Gegner nennen kann, welcher uns von bösen Wegen abzubringen sucht. Unbewaffnet und schutzlos drang der Mönch durch düstere Wälder zu ihren Lagerstätten vor. Nichts rührt das Herz des Wilden so tief, als die Größe schweigenden Muthes.

Einfluß frommer Frauen.

Unter den im Süden gemachten Kriegsgefangenen befanden sich oft Weiber von hoher Abkunft und großer Schönheit und Reinheit des Herzens, zuweilen selbst Bischöfe, welche, ihren religiösen Grundsätzen getreu, nicht verfehlten, einen glücklichen und heiligen Einfluß auf die Stämme, unter welche ihr Loos sie geworfen hatte, auszuüben. Die verschiedenen Volksstämme wur-

Bekehrung Europas.

den einer nach dem andern unterworfen, die Vandalen und Gepiden im vierten Jahrhundert, die Gothen etwas früher, die Franken am Ende des fünften, die Alemannen und Lombarden im Beginne des sechsten, die Baiern, Hessen und Thüringer im siebenten und achten. Diese nahmen alle die arianische Form an, die Franken ausgenommen, welche von der katholischen Geistlichkeit bekehrt worden waren. In Wahrheit waren diese Nationen jedoch nur auf der Oberfläche christianisirt, indem ihre Bekehrung sich in wenig mehr, als im Schlagen des Kreuzes zeigte. Bei all diesen Bewegungen übten Frauen einen ungewöhnlichen Einfluß aus; so zog Klotilde, Königin der Franken, ihren Gemahl Kloris zum Glauben herüber; Bertha, Königin von Kent, und Gisela, Königin von Ungarn, bahnten den Weg dazu in ihren betreffenden Ländern; unter ähnlichen Einflüssen wurden der Herzog von Polen und der Czar Jarislaus bekehrt. Frauen also hat Europa viel zu danken, obgleich die Religionsformen Anfangs in weiter nichts, als im Glaubensbekenntnisse und im Gebete des Herrn bestanden. Man hat ganz richtig gesagt, daß zu diesen Bekehrungen dreierlei erforderlich war — ein devotes Frauenzimmer bei Hofe, ein Nationalunglück und ein Mönch. Was das Volk betrifft, so

scheint dasselbe in blinder Unterwürfigkeit dem Beispiele seiner Herrscher gefolgt zu sein, ohne sich im entferntesten darum zu kümmern, worin der erforderte Glaube bestehe. Die Bekehrung des Herrschers wird von den Geschichtsschreibern naiver Weise für die Bekehrung des ganzen Volkes genommen. Wie sich erwarten ließ, wurde ein so leichthin auf den Willen oder die Laune des Herrschers angenommener Glaube oft eben so leicht wieder abgeworfen; so versanken die Schweden, Böhmen und Ungarn von Neuem in Götzendienst.

Bekehrung Englands. Unter diesen Abfällen vom Glauben ist es von Interesse, sich den der Einwohner Britanniens zurückzurufen, unter welchen das Christenthum zuerst durch die römischen Legionen eingeführt wurde und die sich in Constantin dem Großen und seiner Mutter Helena, sofern sie wirklich Eingeborene jenes Landes waren, rühmen konnten, nicht geringen Einfluß auf die Religion der Welt ausgeübt zu haben. Die Lebensbeschreibung des Pelagius zeigt, mit welcher Schärfe theologische Lehren in diesen entlegenen Gegenden erwogen wurden; nach dem Verfalle der römischen Angelegenheiten jedoch wurde dieser vielversprechende Zustand der Dinge vernichtet und die Geistlichkeit durch die heidnischen Eroberer in die unzugänglichen Theile von Wales, Schottland und Irland vertrieben. Der Anblick einiger zum Verkauf auf dem Sklavenmarkte zu Rom ausgestellten englischen Kinder gab Gregor dem Großen den Gedanken ein, die Insel von Neuem zu bekehren. Nach der Annahme der Papstwürde beauftragte er den Mönch Augustin damit und nach der gewöhnlichen Anwendung weiblicher Einflüsse am Hofe König Ethelberts durch Bertha, seine fränkische Gemahlin, und nach den gewöhnlichen Schwankungen und Rückfällen brach sich der Glaube allmälig durch das ganze Land Bahn. Geringer Widerstand nur machte sich von Seiten der alten Geistlichkeit geltend, welche da, wo sie sich behauptete, an den Ueberlieferungen der alten Zeiten, namentlich in Rücksicht auf Ostern, festhielt. Doch verschwand derselbe endlich, Verbindungen mit Rom wurden angeknüpft und es wurde allgemein, daß die Geistlichkeit und der reiche Adel diese Stadt besuchten.

Irische und britische Missionare. Dieselbe edle Eigenschaft entfaltend, welche das britische Christenthum in unsern Zeiten charakterisirt, verfehlte es nicht, einen Proselytengeist auszuüben. Wie zu Ende des sechsten Jahrhunderts Columban, ein irischer Mönch aus Banchor, als Missionar ausgegangen war, Frankreich, die Schweiz und das alte, römische Reich bis über seine Gränzen hinaus bereisend, so begab sich etwa ein Jahrhundert später Bonifaz, ein Engländer aus Devonshire, mit Empfehlungen vom Papste und Karl Martel nach Deutschland und arbeitete unter den Hessen und Sachsen, ihre heiligen Eichen niederhauend, ihre Altäre umstürzend, Kirchen errichtend, Bisthümer gründend und endlich von den

Händen der Wilden die Krone des Martyrerthums empfangend. Aus der Verwandtschaft ihrer Sprache mit der der Länder, wohin sie kamen, erwuchs diesen Missionaren des Westens ein bedeutender Vortheil.

Papst Formosus, derselbe, dessen Leichnam ein nachträgliches Todtengericht zu bestehen hatte, darf sich rühmen, die Bulgaren bekehrt zu haben, ein Volk, welches von den Ufern der Wolga herstammte. Daß dieses Ereigniß durch ein das jüngste Gericht darstellendes Gemälde herbeigeführt wurde, zeigt, von wie unbedeutenden Umständen dergleichen Erfolge meist abhingen. Die Slaven wurden durch griechische Missionare bekehrt; der Mönch Cyril hatte ein Alphabet für sie erfunden, wie Ulphilas für die Gothen. Die räuberischen Normannen, welche auf ihren Streifzügen die Kirchen plünderten, nahmen das Christenthum an, als sie sich in der Normandie niederließen, wie es die Gothen unter ähnlichen Umständen anderswo gethan hatten. Die Skandinavier wurden durch St. Ansgar bekehrt.

So wurde Europa endlich theils durch die Predigt der Missionare, theils durch das Beispiel der Mönche, theils durch den Einfluß der Weiber, theils durch das Schwert der fränkischen Herrscher, theils durch den großen Namen Roms dem Namen nach bekehrt. Die sogenannten Religionskriege Karls des Großen, welche länger als dreißig Jahre währten und von Grausamkeiten begleitet waren, wie sie bei solchen Unternehmungen gewöhnlich stattfinden, waren ohne Zweifel, was ihn selbst betraf, eben sowohl politischer, als theologischer Natur. Sie waren die Verkörperung des mit Rom durch Pipin getroffenen Uebereinkommens. Karl der Große begriff klar die Stellung und die Obliegenheiten der Kirche, nie duldete er ungebührliche Uebergriffe derselben auf den Staat. Sie als ein Band betrachtend, welches nicht nur die verschiedenen Nationen und Stämme seines Reiches, sondern selbst Familien und Individuen mit einander verknüpfte, ließ er ihr stets eine weise und freisinnige Fürsorge angedeihen. Seine geistige Verfassung verhinderte ihn, ihre Lehren auf die Regelung seines eigenen Lebens anzuwenden, welches oft durch gewaltthätige und unsittliche Handlungen befleckt wurde. Von dem Standpunkte aus, den er einnahm, wurde er ohne Zweifel zu dem Schlusse verleitet, daß die Grundsätze der Religion zur Erbauung und zum Troste für Leute niederer Stände vorhanden sind und daß es für einen Fürsten nur nöthig ist, geeignete, politische Beziehungen mit der Kirche zu unterhalten. Für ihn war die Taufe das Zeichen nicht der Erlösung, sondern der Unterjochung des Volkes, und die Gründung von Kirchen, Klöstern und Bisthümern, sowie die Vermehrung der Geistlichkeit ein zuverlässigeres Mittel, zu regieren, als militairische Niederlassungen. Priester mußten sich nothwendig um Schutz an ihn anlehnen, Hauptleute dagegen konnten sich auflehnen.

Einfluß Karls des Großen auf diese Ereignisse.

Gegenleistung des bekehrten Europas.

Wenn so Europa durch seine Bekehrung eine unermeßliche Wohlthat von Rom empfing, so vergalt es seine Verpflichtung später dadurch, daß es dem lateinischen Christenthume, was demselben hoch noth that, höhere Sittlichkeit verlieh. Wilden und rohen Naturzuständen ist ein ernster Sinn eigen. Jener Zwiespalt zwischen Glauben und Moral, welchen die südlichen Nationen erfahren hatten, war nicht möglich unter diesen Neubekehrten. Wenn sie dem lateinischen Glauben dadurch, daß sie ihm viele ihrer barbarischen und heidnischen Vorstellungen mittheilten, die Neigung verliehen, sich zu einer götzendienerischen Form zu entwickeln, so war die schlimme Seite ihres Einflusses doch nicht ohne ein entsprechendes Gegengewicht, denn während sie die Richtschnur des öffentlichen Glaubens herabzogen, erhoben sie die des Privatlebens. Die von ihnen ausgegangene Befleckung ist fürwahr häufig überschätzt worden. Die Vermischung des Heidenthums mit der Religion rührte weit mehr von dem Volke der klassischen Länder her. Die Bewohner Italiens und Griechenlands waren dem Götzendienste der alten Zeiten nie gänzlich entfremdet worden. Im besten Falle waren sie nur auf der Oberfläche christianisirt. Außer manchen andern mythologischen Gebräuchen zwangen sie dem Clerus den Bilderdienst auf. Karl der Große aber, welcher in dieser Hinsicht als der wahre Repräsentant des fränkischen und germanischen Gefühls betrachtet werden kann, mißbilligte diese Götzendienerei durchaus.

Die Verschwörung des Papstthums und der Franken.

Zweitens. Von dieser Betrachtung der psychischen Umwälzung, welche in Mitteleuropa stattgefunden hatte, wende ich mich zunächst zur Untersuchung der Stellung des Papstthums und seines Vertrages mit den Franken.

Stellung der Franken und Saracenen.

Kaum hatten die Araber ihre Eroberung Afrikas befestigt, als sie nach Spanien übersetzten und jenes Land, wie in einem spätern Kapitel berichtet werden wird, schnell unterjochend, sich anschickten, über Europa herzufallen. Es war ihr Ehrgeiz und ihre Drohung, die Einheit Gottes in Rom zu predigen. Sie drangen bis zur Mitte Frankreichs vor, wurden aber in der großen Schlacht bei Tours von Karl Martel, dem Herzoge der Franken, 732 n. Ch., geschlagen. Diese Schlacht setzte das religiöse Geschick Europas fest. Die Saracenen gaben jedoch ihren Versuch nicht auf. Drei Jahre später kehrten sie in die Provence zurück und Karl selbst wurde zurückgetrieben. Aber um diese Zeit hatte sich ihre Macht zu sehr ausgedehnt, um Festigkeit zu gewinnen. Sie gab bereits unverkennbare Anzeichen der Auflösung zu erkennen. Kaum hatte Musa, der Eroberer Spaniens, seine Expedition glücklich zu Ende geführt, als ihm an der Spitze seines Heeres Einhalt geboten und der Befehl ertheilt wurde, zu Damaskus Rechenschaft von seinen Handlungen abzulegen. Das Eintreten solcher Zwistigkeiten unter

den Saracenen in Spanien war es, was ihrer Eroberung Frankreichs den eigentlichen Damm entgegensetzte. Karl Martel hatte Chilperich II. und Thierro IV. gestattet, den Königstitel beizubehalten, aber seine Voraussicht kommender Ereignisse scheint durch den Umstand angedeutet zu werden, daß er nach dem Tode des Letztern keinen Nachfolger wieder ernannte. Er starb 471 n. Ch., ein von der Kirche des eigenen Landes verabscheutes Andenken hinterlassend dafür, daß er sich genöthigt gesehen hatte, vom Eigenthume derselben so viel zu nehmen, als zur Auszahlung des Soldes für sein Heer erforderlich war. Er hatte zu dem Ende den Zehnten von den Einkünften der Kirchen und Klöster erhoben. Der unwissende Clerus, nur für seine gegenwärtigen, zeitlichen Interessen empfänglich und das große Rettungswerk, welches er für sie vollbracht hatte, nicht zu würdigen im Stande, konnte ihm dies nie vergeben. Die gränzenlose Habgier desselben ließ es nicht zu, sich selbst zur eigenen Vertheidigung besteuern zu lassen. „Weil Herzog Karl“, sagt das Concil von Kierst zu einem seiner Nachfolger, „der Erste von allen Königen und Fürsten der Franken war, welcher die Kirchengüter trennte und zerstückelte, so ist er um dieser einzigen Ursache willen auf ewig verdammt. Wir wissen, daß St. Eucherius, Bischof von Orleans, als er im Gebete lag, zur Geisterwelt emporgetragen wurde und unter dem, was der Herr ihm zeigte, Karl im tiefsten Abgrunde der Hölle gepeinigt erblickte. Der Engel, welcher ihn führte, antwortete ihm auf sein Befragen, daß im künftigen Gerichte Seele und Leib dessen, welcher die Güter der Kirche genommen oder getheilt habe, selbst noch vor dem Ende der Welt nach dem Ausspruche der Heiligen, welche mit dem Herrn über ihn zu Gericht sitzen, ewigen Qualen anheimfallen. Diese kirchenräuberische Handlung wird seinen eigenen Sünden den Sündenberg aller derjenigen hinzufügen, welche ihre Erlösung erkauft zu haben glauben, indem sie um Gottes willen ihre Güter heiligen Orten, den Lichtern göttlicher Anbetung und den Dienern Christi als Almosen spendeten.“ Dieses belustigende, aber lehrreiche Citat zeigt auffallend, wie behende die halbbarbarische, fränkische Geistlichkeit die Methoden Roms zur Vertheidigung zeitlicher Besitzthümer aufgegriffen hatte.

*Verhältniß Karl Martels zur Kirche.*

*Die Zeit Pipins.*

Pipin, der Sohn Karl Martels, führt uns in eine Epoche und in eine Politik ein, welche in vielen Beziehungen der Constantins des Großen gleicht, denn er sah, daß es durch ein Bündniß mit der Kirche möglich für ihn sein würde, seinen Gebieter abzusetzen und die königliche Macht zu erlangen. Ein vollständiges Einvernehmen zwischen Pipin und dem Papste wurde hergestellt. Jeder hatte seine Bedürfnisse. Der Eine wollte die Krone von Frankreich, der Andere Befreiung von Constantinopel und den Lombarden. Pipin begann damit, den Clerus durch ungeheure Gaben

*Seine Verschwörung mit dem Papste.*

zu bereichern und den Bischöfen Sitze in der Nationalversammlung anzuweisen. Indem er so die kirchliche Macht befestigte, verursachte er eine große, sociale Umwälzung, wie sich in der Einführung des Lateinischen und der Abschaffung des Fränkischen bei öffentlichen Gelegenheiten und durch Umwandlung militairischer Musterungen in theologische Versammlungen kundgab. Inzwischen schickte sich Papst Zacharias seinerseits an, die ihm obliegende Verbindlichkeit zu erfüllen, indem der Kaplan Pipins den Unterhändler machte. Auf das förmlich gestellte Verlangen entschied der Papst, daß „derjenige König sein sollte, welcher die königliche Macht thatsächlich besäße." Hierauf ließ sich Pipin im März 752 n. Ch. von seinen Soldaten auf den Schild heben und zum Könige der Franken ausrufen. Um dem Ereignisse noch mehr Feierlichkeit zu verleihen, wurde er von den Bischöfen mit Oel gesalbt. Der abgesetzte König, Childerich, wurde in das Kloster St. Omer eingeschlossen. Im folgenden Jahre wandte sich Papst Stephan II., aufs Aeußerste getrieben, an Pipin um Beistand gegen die Lombarden. Während dieser Verhandlungen verfiel er auf die List, seine Forderung durch einen Brief zu erzwingen, der angeblich von St. Petrus an die Franken geschrieben war. Und nun drückte

Resultate derselben.

der Papst, Frankreich besuchend, als Unterpfand seiner Freundschaft und als Zeichen der Erfüllung des Vertrages im Kloster St. Denis mit eigener Hand Pipin das Diadem aufs Haupt und salbte ihn, sein Weib und seine Kinder mit dem „heiligen Oel", dadurch das jüdische System, Könige durch Salbung zu schaffen, wieder einführend und seinem Bundesgenossen „ein göttliches Recht" verleihend. Pipin vernichtete die Lombarden jetzt vollständig und wies einen Theil des eroberten Gebietes dem Papste zu. So waren durch einen vom Glücke begünstigten Soldaten zwei wichtige Ereignisse vollzogen — eine von einem Dynastiewechsel begleitete Umwälzung in Frankreich und eine Umwälzung in der Christenheit, denn der Bischof von Rom war ein weltlicher Herrscher geworden. Hinfort waren die Schlüssel des heiligen Petrus so unauflöslich fest an Frankreichs Schwertgriff gebunden, daß, obgleich große Könige, Eroberer und Staatsmänner aufgestanden sind, welche jenes Schwert geschwungen haben, doch keiner von ihnen, so lieb es ihm gewesen wäre, bis auf den heutigen Tag vermocht hat, diese Last abzuschütteln.

Die Regierung Karls des Großen.

Karl der Große, seinem Vater Pipin in der Regierung folgend, entwickelte seine Politik vollständig. Auf die dringenden Bitten Papst Stephans III. rückte er in Italien ein, unterwarf die Lombarden und vereinigte die Krone der Lombardei mit der Frankreichs. Als die heidnischen Sachsen die Kirche zu Deventer verbrannten, fing er einen Krieg mit ihnen an, welcher dreiunddreißig Jahre dauerte und mit ihrer erzwungenen Christianisirung endigte.

Je mehr seine Macht an Umfang zunahm, gründete er überall Kirchen und Bisthümer und dotirte sie mit territorialen Besitzungen. Den kleinen Herren, welche allmälig unterlagen, gestattete er den Titel Grafen. Seiner eigenen und seines Vaters Uebereinkunft mit dem Papste getreu, bestand er durchgehends auf der Taufe als Zeichen der Unterwerfung, mit entsetzlicher Barbarei jeden Widerstand rächend, wie bei Gelegenheit des Aufstandes 782 n. Ch., wo er bei kaltem Blute an Einem Tage 4500 Personen zu Verden enthaupten ließ. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß sich der geistliche Einfluß mit solcher Schnelligkeit ausbreitete; aber so schnell seine Entwickelung auch von Statten ging, so war dies mit Karls des Großen Macht doch noch in weit höherem Grade der Fall.

Er wird zum Kaiser des Westens gekrönt.

Am Weihnachtstage 800 n. Ch. setzte Papst Leo III. in der St. Peterskirche nach Abhaltung der heiligen Geheimnisse plötzlich Karl dem Großen ein Diadem aufs Haupt unter dem Zurufen des Volkes: „Sieg und langes Leben Karl, dem höchst frommen Augustus, gekrönt von Gott zum großen und friedsamen Kaiser der Römer!" Haupt und Leib wurden ihm mit dem heiligen Oele gesalbt und dem Beispiele der Cäsaren gemäß grüßte und huldigte ihm der Papst selbst. Im Krönungseide versprach Karl, die Vorrechte der Kirche aufrecht zu erhalten.

Und bringt seinen Pact mit dem Papstthum zur Ausführung.

Der prächtige Titel „Kaiser des Westens" war nicht unangemessen, denn Karl der Große herrschte in Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Ungarn. Eine geringere Würde hätte seinen Verdiensten nicht entsprochen. Seine fürstliche Municicenz an St. Peter war der großen Gelegenheit würdig und selbst in geringeren Handlungen legte er eine richtige Würdigung seiner Verpflichtungen gegen den Apostel an den Tag. Er ging daran, in seinen Gebieten Aenderungen in der Kirchenorganisation zu treffen, wie sie die italienische Politik erforderte, indem er z. B. statt des Ambrosianischen den Gregorianischen Lobgesang einführte und, wo seine Priester Widerstand leisteten, ihnen mit Gewalt die Chorbücher aus den Händen nehmen, ja auf Verlangen des Papstes als warnendes Beispiel für Widerspänstige mehre Sänger mit ihren Büchern verbrennen ließ.

Er lehnt den Bilderdienst ab.

Das ungeheuer schnelle Wachsthum der Macht Karls des Großen, seine Alles überschattende Größe und die untergeordnete Stellung des Papstes, welcher in Wirklichkeit zu seinem italienischen Statthalter herabgesunken war, zeigen sich auffallend in dem Verfalle des Bilderdienstes im Westen. Um desselben willen hatten sich, wie wir in einem andern Kapitel sehen werden, die Päpste gegen ihre ikonoklastischen Gebieter in Constantinopel aufgelehnt. Das zweite Concil

von Nicäa hatte den Bilderdienst gestattet; allein der gesunde Sinn Karls des Großen war über solche Götzendienerei erhaben. Er gab offen seine Mißbilligung zu erkennen und dictirte selbst ein Werk gegen dieselbe — die Karolingischen Bücher. Der Papst war daher in eine seltsame Klemme gerathen, denn nicht nur war der Bilderdienst zu Constantinopel wiederhergestellt und die ursprüngliche Veranlassung des Streites somit entfernt, sondern der neue Beschützer, Karl der Große, hing ebenfalls dem Ikonoklasmus an. Doch vermied der Papst um diese Zeit nicht ohne Grund diese Streitfrage, denn es hatte sich ein einträglicher Schacher mit Knochen und Reliquien aufgethan, die angeblich von Heiligen, in Wahrheit aber aus den Katakomben Roms herstammten. Für die barbarischen Nordländer erwiesen sich diese düstern Gegenstände annehmbarer als hölzerne Bilder, und das Geschäft, obgleich verächtlich, war doch noch ehrenvoller als der Sklavenhandel mit Hörigen und Bauerkindern, den man früher mit Juden und Mohammedanern unterhalten hatte. Gleich allen großen Staatsmännern des Alterthums, welche unfähig waren, sich die Möglichkeit einer hochcivilisirten Gesellschaft ohne das Bestehen der Sklaverei zu denken, nahm Karl der Große jenen unglücklichen Zustand als eine politische Nothwendigkeit hin und suchte daraus so viel Vortheil als möglich für den Staat zu ziehen. Aus gewissen Klassen von Sklaven wurden durch eine Art von Lehrlingssystem diejenigen ausgewählt, welche sich den mechanischen Künsten und dem Handel widmen sollten. Sklaverei und Kriegführung aber waren es, die, bei seinen Lebzeiten das Eigenthum für kleine Besitzer geradezu zu einem Nachtheile gestaltend, den Weg zu jener schnellen Auflösung des Reiches anbahnten, welche so schnell nach seinem Tode eintrat.

*Gestattet jedoch den Reliquiendienst.*

*Seine Politik hinsichtlich der Sklaverei.*

*Der europäische Sklavenhandel.*

Aber obgleich Karl der Große die Sklaverei so als ein nothwendiges, politisches Uebel hinnahm, so fehlt es doch nicht an Belegen dafür, daß er ihre Mißbräuche, wo er nur konnte, abzustellen suchte. Als die italienischen Herzöge Papst Hadrian beschuldigten, er verkaufe seine Vasallen als Sklaven an die Saracenen, forschte Karl der Große der Sache nach und als er fand, daß dergleichen Geschäfte im Hafen von Civita Vecchia gemacht waren, wandte er jenem Papste, obgleich er ein so schmachvolles Aergerniß nicht zur öffentlichen Kenntniß gebracht wissen wollte, doch seitdem den Rücken. Damals wurde ein sehr ausgebreiteter Kinder-Sklavenhandel mit den Saracenen durch Vermittelung der Juden betrieben, indem Geistliche wie Barone die Kinder ihrer Hörigen verkauften.

Obgleich Karl der Große es nie dahin brachte, schreiben zu lernen, so wußte doch Niemand besser den Werth der Bildung zu schätzen. Er arbeitete emsig an der Erziehung und Erleuchtung seines Volkes, sammelte

*Verbesserungen des physischen Zustandes des Volkes.*

gelehrte Männer um sich, befahl der Geistlichkeit, ihre Aufmerksamkeit den Wissenschaften zuzuwenden, errichtete Schulen für Kirchenmusik, erbaute herrliche Paläste, Kirchen, Brücken, ließ zur Ausschmückung seiner Hauptstadt Aachen Statuen aus Italien kommen, organisirte die Gilden und Gewerbe der Städte und gab ihnen eine Polizei. Wohl durfte er bedacht darauf sein, daß sein Clerus nicht nur frömmer, sondern auch gebildeter würde. Sehr wenige unter

*Zustand des Clerus.*

ihnen konnten lesen, kaum einer schreiben. Ueber die erste Hälfte des achten Jahrhunderts, eine Periode von großem Interesse, da sie den Einfall der Saracenen in Frankreich und ihre Vertreibung umfaßt, giebt es nur höchst dürftige Annalen; die Geistlichkeit verstand weit besser mit dem Schwert, als mit der Feder umzugehen. Die Schulen Karls des Großen erwiesen sich als ein Mißgriff, nicht weil von seiner Seite irgend ein Fehler begangen worden wäre, sondern weil das Zeitalter kein Verlangen nach Bildung trug und die römischen Päpste nebst ihrem Clerus, soweit sie sich überhaupt mit Meinungen darüber befaßten, glaubten, daß Wissen mehr Schaden als Vortheil stifte.

*Das Privatleben Karls des Großen.*

Das Privatleben Karls des Großen wurde durch große Unsittlichkeiten und Verbrechen befleckt. Er erging sich in einer Vielweiberei, welche der der Kalifen kaum etwas nachgab, indem er sich mit nicht weniger als neun Weibern und vielen Beischläferinnen tröstete. Den Kreis der Ersteren suchte er durch eine Heirat mit der Kaiserin Irene zu vermehren oder, wie man vielleicht in Anbetracht der Größe seiner Staatskunst sagen sollte, das Ost- und das Westreich dadurch mit einander zu verbinden. Dies war dieselbe Irene, welche ihrem leiblichen Sohne in der Porphyrkammer zu Constantinopel die Augen ausstach. Sein Ruf verbreitete sich bis nach Asien. Der

*Sein Verhältniß zu den Saracenen.*

Kalif Harun-al-Raschid sandte ihm, 801 n. Ch., von Bagdad die Schlüssel vom Grabe des Erlösers als Zeichen der Achtung vom Beherrscher der Gläubigen gegen den größten der Christenkönige. Doch steckte ohne Zweifel eben so viel Politik als Achtung dahinter, denn die asiatischen Kalifen nahmen recht gut den Vortheil eines guten Einverständnisses mit der Macht wahr, welche die Emire von Spanien im Schach halten konnte. Stets eingedenk seiner gegen das Papstthum eingegangenen Verbindlichkeit, das römische Christenthum Europa aufzuzwingen, wohin sein Einfluß sich nur erstreckte, brachte er überall schonungslos die Todesstrafe zur Ausführung, welche er für folgende Verbrechen angesetzt hatte: 1. für die Weigerung, sich taufen zu lassen, 2. für die falsche Angabe, getauft zu sein, 3. für Rückfall in den Götzendienst, 4. für Mord, an einem Priester oder Bischofe begangen, 5. für Menschenopfer, 6. für Fleischessen zur Fastenzeit. Den heidnischen Germanen war sein Schwert ein grimmiger, aber überzeugender Missionar.

Bis zuletzt beobachtete er eine barbarisch treue Erfüllung seiner Verpflichtung.

Lauf der Ereignisse nach dem Tode Karls des Großen.

Solcher Art war der Vertrag, welcher zwischen Kirche und Staat abgeschlossen worden. Wie sich erwarten ließ, zeigen die folgenden Ereignisse ein abwechselndes Uebergewicht bald auf der einen, bald auf der andern Seite, und schließlich die Entartung Beider. Kaum war Karl der Große todt, als der schwächliche Charakter seines Sohnes und Nachfolgers, Ludwigs des Frommen, der Kirche eine günstige Gelegenheit darbot. Durch die Austreibung der zahlreichen Concubinen und Maitressen seines Vaters wurden die Schmählichkeiten des Palastes enthüllt. Es würde zu weit führen, bis ins Einzelne zu erzählen, wie niederträchtig dieser Monarch sich vor der Kirche demüthigte, wie unter seinem Regiment der Sklavenhandel bedeutend zunahm, wie jede Küste, ja jedes Land, das vermittelst eines schiffbaren Flusses zu erreichen war, den Verwüstungen der Piraten offen stand, indem die Nordländer ihre Räubereien selbst auf die Einnahme großer Städte erstreckten, wie in scharfem Gegensatze zu der gesellschaftlichen Zerrüttung, in welche Europa verfiel, Spanien unter seinen mohammedanischen Beherrschern reich, bevölkert und groß wurde, wie im Osten die Hunnen und Avaren, ihren Räubereien Einhalt thuend, das Christenthum annahmen und die Nationen, welche durch Karl den Großen mit einander verbunden waren, sich bei der Verschiedenheit ihrer Interessen in zwei Hälften, Franzosen und Deutsche, theilten und Bürgerkriege zwischen ihnen ausbrachen, wie in Folge der Thorheit der Geistlichkeit, welche vergebens Schutz von Reliquien statt vom Schwerte erhoffte, die Saracenen sich unbehindert über den ganzen Süden ausbreiteten und um ein Haar Rom selbst genommen hätten, wie Frankreich um diese Zeit buchstäblich eine Theokratie geworden war, indem der Clerus Alles, was sich der Mühe verlohnte, verschlang, wie der Papst, daheim zitternd, sich nichtsdestoweniger nach außen hin eine Macht durch Einmischung in Familienverhältnisse bewahrte, wie z. B. in dem Streite zwischen König Lothar II. und seiner Gemahlin, wie Italien, Frankreich und Deutschland mit Wundern angefüllt wurden, wie Afrika und Syrien es ehedem gewesen, wie, indem die Kirche durch diese Mittel die Oberhand gewann, Johann VIII. es im Falle Karls des Kahlen für gerathen erachtete, sein Recht, über die Kaiserkrone zu verfügen, geltend zu machen (die kaiserliche Oberherrschaft, welche Karl der Große in Wirklichkeit besessen, machte schließlich der Oberherrschaft des Papstes Platz, wie eine unter Karl dem Dicken sich darbietende Gelegenheit zur Wiederherstellung des Westreiches durch die Schwachköpfigkeit dieses Herrschers verloren ging, eine Schwachköpfigkeit, die so weit ging, daß sein Adel genöthigt war, ihn abzusetzen), wie hierauf eine Anzahl neuer Königreiche entstand und Europa durch eine unvermeidliche

Nothwendigkeit in ein politisches Chaos gestürzt wurde, wie, da es an einer schützenden Regierung fehlte, jeder große Landeigenthümer darauf angewiesen war, sich selbst zu schützen, und die Berechtigung der Einzelfehde anerkannt wurde, wie dieser schlimme Zustand die seltsame Folge einer bedeutenden Zunahme der Bevölkerung nach sich zog, indem es im Interesse der großen Herren lag, so viel Bauern er konnte heranzuziehen, denen er seine Ländereien gegen Frohndienste anbot, sodaß sich der Werth eines Besitzthums nach der Anzahl Vasallen richtete, die es zu stellen vermochte, woraus das Feudalsystem entsprang, wie das monarchische Princip, wieder einmal die Oberhand gewinnend, seine Macht in Deutschland in Heinrich dem Finkler und seinen Nachkommen, den drei Ottonen, geltend machte, wie durch diese großen Monarchen die Unterwerfung Italiens vollzogen ward und sich die moralische Ueberlegenheit des deutschen Clerus durch seine Versuche zu einer Verbesserung des Papstthums darthat, welches zur äußersten Stufe der Entartung herabsank, indem es zuletzt eine Apanage der Grafen von Tusculum und, schmählich zu sagen, mehrmals von Huren an ihre Liebhaber oder illegitimen Sprößlinge, ja an bloße Knaben von frühzeitig ausschweifendem Lebenswandel verschenkt wurde; auch dauerte es nicht lange, bis es, 1044 n. Ch., geradezu um Geld feil wurde. Wir haben uns nun dem Abschluß einer Periode von tausend Jahren seit der Geburt Christi genähert; die böse Verbindung der Kirche und des Staates, ihre Nebenbuhlereien, Ränke und Streitigkeiten hatten ein unvermeidliches Resultat zuwege gebracht, im Westen wie im Osten dasselbe, nämlich das politische System zu desorganisiren und eine allgemeine gesellschaftliche Demoralisation herbeiführen. Das Aufgehen kleinerer Besitzungen in große vermehrte stetig die Zahl der Sklaven; wo es einst viele freie Familien gegeben hatte, war jetzt nur noch ein einziger

Socialer Zustand Europas.

reicher Mann zu finden. Selbst die Zahl dieser Klasse verminderte sich durch eben denselben Auflösungsproceß, bis hie und da Aebte und Grafen spärlich zerstreut waren, deren ungeheure Besitzungen durch Heerden von Sklaven bestellt wurden, über deren Zahl man sich, da ein Einziger zuweilen über mehr als 20,000 gebot, zu täuschen glauben könnte, wenn man nicht die ungeheure Flächenausdehnung, auf der sie vertheilt waren, in Betracht zöge. Bei einer solchen Prüfung stellt es sich heraus, daß der Westen Europas mit Wäldern bedeckt war, die nur hie und da von einem Kloster oder einer Stadt unterbrochen wurden. In jenen Ländern, einst voll von glänzenden Spuren römischer Civilisation, war die Menschheit in schnellem Verschwinden begriffen. Erst später, als das Feudalsystem sich entwickelte, war eine politische Ursache vorhanden, Menschen ins Dasein zu rufen. Trat ja einmal zeitweiliger Frieden ein, so gab es keinen andern Anlaß zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts mehr, als möglichst hohe Einkünfte aus dem-

selben zu erzielen, ein Zustand, welcher die Zerstörung desselben in sich begriff. Bald hörte selbst die Nothwendigkeit der Gesetzgebung auf; den Ereignissen war freier Lauf gelassen. Durch den Einfluß der Mönche sank der kriegerische Geist; die Frömmigkeit der Einzelnen bestand in einem niedrigen Fetischdienst nachgemachter Reliquien, welche nach allen Richtungen hin Wunder wirkten. Wer das Zeitliche segnete, ohne einen Theil seines Eigenthums der Kirche zu vermachen, starb ohne Beichte und Sakramente und verscherzte dadurch ein christliches Begräbniß. Zweikampf und Gottesurtheile durch Feuer oder siedendes Wasser entschieden Schuld oder Unschuld angeklagter Verbrecher. Zwischen ganz nahe liegenden Ortschaften stockte der Verkehr oder wurde, wie zu den Zeiten des trojanischen Krieges, durch Hausirer vermittelt.

Erwartetes Ende der Welt im Jahre 1000 n. Ch.

In jener beklagenswerthen Zeit war Grund genug vorhanden, die im Volke verbreitete Erwartung zu hegen, daß das Ende der Dinge nahe sei und daß das Jahr 1000 n. Ch. Zeuge der Zerstörung der Welt sein werde. Die Gesellschaft war in der Auflösung, das menschliche Geschlecht im Verschwinden begriffen und nur mit Mühe ließen sich die melancholischen Trümmer alter Civilisation verfolgen.

Folgen der Vereinigung von Kirche und Staat.

Dies war der Ausgang des zweiten Versuches zur Vereinigung der politischen und geistlichen Macht. In einem früheren Kapitel sahen wir, wohin derselbe sie im Osten führte, nun haben wir ihn im Westen kennen gelernt. Durch Selbstsucht hervorgerufen, kräftigt sich die Verbindung vermittelst Gewalt, wird durch Unwissenheit fortgeführt und liefert als unvermeidliches Resultat socialen Ruin.

Während die Dinge im Staate in Trümmer gingen, nahmen sie in der Kirche keinen bessern Verlauf. Die Unglück verheißende Verbindung zwischen ihnen trug ihre einzig mögliche Frucht, Schmach für beide — eine feierliche Warnung für alle künftigen Zeiten.

Der Werth des neuen Systems nach dem Leben der Päpste abgeschätzt.

Drittens. Dies führt mich auf den dritten, noch übrig bleibenden Punkt, den ich mir in diesem Kapitel vorgenommen zu betrachten, nämlich den eigentlichen religiösen Werth des Systems, welches Europa aufgezwungen wurde, zu erörtern, zu welchem Ende ich mich als der besten Probe desselben des Privatlebens der Päpste bediene.

Entschuldigung der Bezugnahme auf die Biographie der Päpste.

Es möchte Manchem im Interesse der Religion wünschenswerth erscheinen, jede biographische Bezugnahme auf die Päpste zu unterlassen; doch kann dies ohne Ungerechtigkeit wider den Gegenstand nicht geschehen. Der wesentliche Grundsatz des Papstthums, daß der römische Papst der Statthalter Christi auf Erden ist, drängt uns nothwendig die Betrachtung seiner persönlichen Beziehungen auf. Wie kann man seinen Glauben

verstehen, wenn man keine Anschauung desselben aus seinem Leben gewinnt? Fürwahr, der unglückliche Charakter jener Beziehungen war die treibende Ursache zu jenen Bewegungen in Deutschland, Frankreich und England, welche mit dem Erlöschen des Papstthums als einer wirklichen politischen Macht endigten, Bewegungen, welche nur durch eine genügende Kenntniß des Privatlebens und der Meinungen der Päpste verständlich werden. Man thut wohl, sich so viel als möglich davon fern zu halten, Systemen die Unvollkommenheiten Einzelner zur Last zu legen. In diesem Falle aber sind sie unzertrennlich mit einander verwoben. Die auffallende Eigenthümlichkeit des Papstthums besteht darin, daß, mag die Geschichte desselben noch so imponirend sein, die Biographie desselben infam ist. Doch werde ich mich in letzterer Beziehung hüten, mehr davon zu reden, als die Gelegenheit erfordert, werde mit Stillschweigen Fälle übergehen, welche die Kirchlichen unter meinen Lesern tief beleidigen würden, und mich daher auf die Zeiten zwischen der Mitte des achten und der Mitte des eilften Jahrhunderts beschränken, was mir der unparteiische Kritiker nachsehen wird, da dies die Zeiten waren, mit denen ich es in diesem Kapitel hauptsächlich zu thun gehabt habe.

Die Päpste seit 757 n. Ch. Nach dem Tode Papst Pauls I., welcher 757 n. Ch. zur Papstwürde gelangt war, zwang der Herzog von Nepi mehre Bischöfe, Constantin, einen seiner Brüder, zum Papste zu weihen; als aber besser berechtigte Wähler später, 768 n. Ch., Stephan IV. erkoren, wurde der Usurpator mit seinem Anhange schwer gezüchtigt: Constantin wurden die Augen ausgestochen, dem Bischofe Theodorus die Zunge ausgeschnitten und derselbe in den Kerker geworfen, um unter den Qualen des Durstes zu verscheiden. Die Neffen des Papstes Hadrian ergriffen seinen Nachfolger, Papst Leo III., 795 n. Ch., auf offener Straße, drängten ihn in eine benachbarte Kirche, versuchten ihm die Augen auszustechen und schnitten ihm die Zunge aus; als dieser Papst in späteren Jahren eine Verschwörung zu unterdrücken suchte, welche seine Absetzung bezweckte, wurde Rom der Schauplatz von Aufruhr, Mord und Brand. Sein Nachfolger, Stephan V., ward 816 nach Ch. mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt, dessen Nachfolger, Paschalis I., beschuldigt, zwei Geistliche im Lateran geblendet und ermordet zu haben; kaiserliche Commissare mußten die Sache untersuchen, allein der Papst starb, nachdem er sich vor dreißig Bischöfen eidlich von der Anklage losgesagt hatte. Johann VIII., 872 n. Ch., nicht im Stande, den Mohammedanern zu widerstehen, war genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen; der Bischof von Neapel, insgeheim mit ihnen verbündet, empfing seinen Antheil an der Beute, die sie machten. Johann that ihn in den Bann und wollte ihn nicht anders freisprechen, als wenn er ihm die Häupter der Mohammedaner theils verriethe, theils selbst ermordete. Es brach eine Ver-

schwörung der Geistlichkeit zur Ermordung des Papstes aus, mehre Kirchenschätze wurden genommen und das St. Pancratiathor mit nachgemachten Schlüsseln geöffnet, um die Saracenen in die Stadt zu lassen. Formosus, welcher bei diesen Vorgängen betheiligt gewesen und als Verschwörer wegen der Ermordung Johanns in den Bann gethan war, wurde später, 891 n. Ch., zum Papste erwählt; ihm folgte Bonifaz VI., 896 n. Ch., welcher des Diaconats und nachmals der Priesterwürde seines unsittlichen und liederlichen Lebenswandels halber entsetzt worden war. Stephan VII., welcher ihm folgte, ließ den Leichnam des Formosus aus dem Grabe nehmen, in die päpstlichen Gewänder kleiden, aufrecht auf einen Stuhl setzen und vor ein Concil zur Untersuchung ziehen; als Beschluß des gräulichen Auftrittes wurden dem Leichnam drei Finger abgeschnitten und derselbe in die Tiber geworfen; allein Stephan selbst war dazu ausersehen, ein Beispiel zu liefern, wie tief das Papstthum gesunken war; er wurde in das Gefängniß geworfen und erdrosselt. Im Laufe von fünf Jahren, von 896 bis 900 n. Ch., wurden fünf Päpste geweiht. Leo V., welcher 904 folgte, ward binnen weniger als zwei Monaten von Christophorus, einem seiner Kapläne, ins Gefängniß geworfen, worauf dieser sich seines Platzes bemächtigte, um bald darauf seinerseits durch Sergius III. aus Rom verjagt zu werden, welcher mit Hülfe militairischer Macht die Papstwürde, 905 n. Ch., an sich riß. Dieser Mensch lebte nach dem Zeugnisse seiner Zeit in verbrecherischem Umgange mit der berüchtigten Hure Theodora, welche nebst ihren Töchtern Marozia und Theodora, gleichfalls Buhldirnen, eine außerordentliche Herrschaft über ihn ausübte. Die Liebe Theodoras wurde auch von Johann X. getheilt; erst gab sie ihm das Erzbisthum Ravenna, dann versetzte sie ihn, 915 n. Ch., als Papst nach Rom. Johann paßte für die damaligen Zeiten; er organisirte einen Bund, welcher Rom vielleicht davor bewahrte, von den Saracenen genommen zu werden, und die Welt erstaunte und erbaute sich an der Erscheinung dieses kriegerischen Papstes, welcher an der Spitze seiner Truppen einherzog. Durch die Liebe Theodoras soll er sich vierzehn Jahre lang in der Papstwürde erhalten haben; durch die Ränke und den Haß ihrer Tochter Marozia wurde er gestürzt. Sie überraschte ihn im Lateran, tödtete vor seinen Augen seinen Bruder Peter und warf ihn selbst in das Gefängniß, wo er bald darauf starb, wie es hieß, durch Kissen erstickt. Nach kurzem Zwischenraume machte Marozia ihren eigenen Sohn als Johann XI., 931 n. Chr., zum Papste. Viele versicherten, daß Papst Sergius sein Vater wäre; sie selbst aber war geneigt, ihn ihrem Gatten Alberich zuzuschreiben, dessen Bruder Guido sie später heiratete. Ein anderer ihrer Söhne, nach seinem muthmaßlichen Vater Alberich genannt, eifersüchtig auf seinen Bruder Johann, warf ihn und ihre Mutter Marozia in das Gefängniß. Bald darauf wurde Alberichs Sohn,

956 n. Ch., erwählt, welcher den Titel Johann XII. annahm, sodaß die Marozia dem Papstthum auf diese Weise einen Sohn und einen Enkel gegeben hatte. Johann zählte erst neunzehn Jahre, als er das Haupt der Christenheit wurde. Seine Herrschaft zeichnete sich durch die empörendsten Unsittlichkeiten aus, sodaß Kaiser Otto I. gezwungen war, durch den deutschen Clerus Einsprache zu erheben. Es wurde in der St. Peterskirche eine Synode zusammenberufen, um ihn einer Untersuchung zu unterziehen, vor welcher sich herausstellte, daß Johann Bestechungen angenommen hatte, um Bischöfe zu weihen, daß er einen ordinirt, welcher erst zehn Jahre alt war, und diese Ceremonie an einem anderen in einem Stalle vorgenommen hatte; es wurden ihm Blutschande mit einer von seines Vaters Beischläferinnen und so viele Ehebrüche zur Last gelegt, daß der Lateran zum Bordell geworden war; einem Geistlichen stach er die Augen aus, einen anderen castrirte er, sodaß beide in Folge ihrer Mißhandlungen starben; ferner war er dem Spiel und der Trunkenheit ergeben, rief auch beständig Jupiter und Venus an. Aufgefordert, vor dem Concil zu erscheinen, ließ er sagen, „er sei auf die Jagd gegangen", und den Vätern, welche ihm Vorstellungen machten, bemerkte er drohend, „daß Judas so gut, wie die andern Apostel, von seinem Herrn die Macht zu binden und zu lösen empfangen habe, daß ihm jedoch, so bald er sich als Verräther an der gemeinschaftlichen Sache ausgewiesen, weiter keine Macht mehr geblieben sei, als seinen eigenen Hals zu binden." Hierauf wurde er abgesetzt und Leo VIII. an seiner Statt, 963 n. Ch., erwählt; als er aber später wieder die Oberhand gewann, ergriff er seine Gegner und schnitt ihnen, dem Einen die Hand, dem Andern die Nase, dem Dritten die Finger ab, noch Anderen die Zunge aus. Seinem Leben ward endlich durch die Rache eines Mannes ein Ende gemacht, dessen Frau er verführt hatte.

Nach solchen Thatsachen ist es fast unnöthig, auf die Annalen der folgenden Päpste anzuspielen — zu erzählen, daß Johann XIII. im Gefängnisse erdrosselt wurde, daß Bonifaz VII. Benedict VII. einkerkerte und Hungers sterben ließ, daß Johann XIV. heimlich in den Verließen der Engelsburg verschmachtete, der Leichnam Bonifaz vom Pöbel durch die Straßen geschleppt wurde. Das Gefühl der Ehrfurcht, ja nur der Achtung gegen den obersten Priester war in Rom erloschen, in ganz Europa wurde die Geistlichkeit so entsetzt über diesen Zustand der Dinge, daß sie in ihrer Entrüstung die Absicht des Kaisers Otto mit beifälligem Auge zu betrachten begann, den Italienern ihr Vorrecht, den Nachfolger des heiligen Petrus zu ernennen, zu nehmen und es auf seine eigene Familie zu übertragen. Allein sein Verwandter, Gregor V., welchen er auf den päpstlichen Thron erhob, wurde alsbald von den Römern gezwungen, zu fliehen, seine Bannflüche von ihnen ins Lächerliche gezogen; sie lebten hinter den Coulissen

und waren zu gut mit der wahren Natur jener Schrecken vertraut. Ein furchtbares Strafgericht erwartete den Gegenpapst Johann XVI. Otto kehrte nach Italien zurück, ließ ihn greifen, ihm die Augen ausstechen, Nase und Zunge abschneiden und schickte ihn, auf einem Esel sitzend, das Gesicht nach dem Schwanz gekehrt und einen Weinschlauch auf dem Kopfe, durch die Straßen. Es schien kaum möglich, daß noch Aergeres komme, und doch sollte Rom noch erleben, daß Benedict IX., ein Knabe unter zwölf Jahren, 1033 n. Ch. auf den apostolischen Thron erhoben wurde. Einer seiner Nachfolger, Victor III., erklärte, daß das Leben dieses Papstes so schändlich, so niederträchtig und abscheulich sei, daß er schaudere, es zu beschreiben. Er herrschte mehr wie ein Räuberhauptmann, denn wie ein Prälat. Endlich stand das Volk, unfähig, seine Ehebrechereien, Meuchelmorde und Abscheulichkeiten länger zu ertragen, gegen ihn auf. Daran verzweifelnd, sich in seiner Stellung zu behaupten, bot er den päpstlichen Stuhl meistbietend zum Verkaufe aus. Derselbe wurde durch einen Presbyter, Namens Johann, erstanden, welcher 1045 n. Ch. Gregor VI. wurde.

Die Papstwürde 1045 n. Ch. durch Gregor VI. meistbietend erkauft.

Aus dieser Biographie hergeleiteter Schluß.

Mehr als tausend Jahre waren seit der Geburt des Erlösers verflossen und so war der Zustand Roms beschaffen. Wohl mag der Geschichtsschreiber die Annalen jener Zeiten voll Ekel bei Seite legen, wohl mag dem Christen bei einem solchen Verzeichnisse scheußlicher Verbrechen schwindeln. Wohl mag er fragen: waren dieses die Statthalter Gottes auf Erden, an der äußersten Gränze menschlicher Schlechtigkeit angelangt, über welche dieselbe nicht mehr hinaus kann?

Der philosophische Schluß, bei welchem man zuletzt anlangte.

Erst mehre Jahrhunderte nach diesen Ereignissen kam die öffentliche Meinung zu dem wahren und philosophischen Schlusse — der völligen Verwerfung der göttlichen Ansprüche des Papstthums. Eine Zeit lang wurden diese Uebel der Art und Weise, wie die Papstwahl vor sich ging, zugeschrieben, als ob das irgendwie den Ursprung einer Macht berühren könnte, welche Anspruch darauf machte, übernatürlicher Art zu sein und unter der unmittelbaren Obhut Gottes zu stehen. Die Art der Erwählung war folgende. Die römischen Geistlichen empfahlen dem Conclave der Kardinäle einen Candidaten; ihre Wahl mußte von der Bevölkerung Roms gutgeheißen und danach vom Kaiser bestätigt werden. Es waren also die Anstiftungen der niederen Geistlichen, die Ränke der Kardinäle, das Geschrei des Pöbels von Rom und die Politik des Kaisers in Einklang mit einander zu bringen. Ein solches System mußte durch seine eigenen Widersprüche unvermeidlich zusammenbrechen. Obgleich man sich darüber wundern

Die Uebelstände der Natur der Papstwahl zugeschrieben.

kann, daß die Leute nicht merkten, es sei nur eine menschliche Erfindung, so kann man sich doch darüber nicht wundern, daß die Kaiser die Nothwendigkeit bemerkten, die Ernennungen selbst in die Hand zu nehmen, und daß Gregor VII. entschlossen war, sie auf das Conclave der Kardinäle mit Ausschluß des Kaisers, des römischen Volkes und der ganzen übrigen Christenheit zu beschränken — ein Versuch, welcher ihm glückte.

Menschlicher Ursprung des Papstthums.

Niemand kann die Entwickelung der römischen Kirchenmacht studiren, ohne die Entdeckung zu machen, wie völlig sie von menschlichem Handeln, nur zu oft von menschlichen Leidenschaften und Intriguen abhing, wie vollständig sie jedes Merkmales göttlicher Bildung und Fürsorge ermangelte — wie sie kein göttliches, sondern ein menschliches Erzeugniß war und daher auch die Züge menschlicher Leidenschaften, menschlicher Tugenden und Verbrechen an sich trug.

---

# Dreizehntes Kapitel.

## Seitenblick auf den Uebergang der Araber zu ihrem Zeitalter der Vernunft. Einfluß medicinischer Ideen durch die Nestorianer und Juden.

Bedeutsamkeit des Einflusses der Araber.

Die militairischen Operationen der Araber, wie sie in Kapitel XI beschrieben worden, warfen das byzantinische System über den Haufen und beschlossen dadurch vorzeitig das Zeitalter des Glaubens im Osten; ihre intellectuelle Thätigkeit rief gleich wichtige Folgen hervor, welche am Ende dazu bestimmt waren, das Zeitalter des Glaubens im Westen zu beschließen. Die Saracenen vernichteten nicht nur den auf italienischem Boden entsprossenen Baum, sie theilten auch dem Zeitalter der Vernunft in Europa charakteristische Züge mit.

So wichtige Ereignisse nöthigen mich, von der Beschreibung des speciell europäischen geistigen Fortschrittes abzuschweifen und einen Seitenblick auf den Uebergang der Araber zu ihrem Zeitalter der Vernunft zu werfen. Es ist unmöglich, ihr Auftreten in dem großen Drama,

das sich vor uns vollziehen will, zu verstehen, wenn man nicht den Charakter, den sie angenommen hatten, versteht.

Ihr intellectueller Fortschritt.

Binnen wenig Jahrhunderten hatten die Fanatiker Mohammeds ihr Aussehen völlig verändert. Es waren große Philosophen, Physiker, Mathematiker, Astronomen, Alchemisten, Grammatiker unter ihnen erstanden. Literatur und Wissenschaft in allen ihren verschiedenen Zweigen wurden eifrig gepflegt und betrieben.

Eine in ihren tiefsten Tiefen durch kriegerische Auswanderung erregte Nation, die also auch bereit ist, sobald sie einen Ruhepunkt erreicht, schnelle geistige Fortschritte zu machen, kann den Pfad, in welchen sie im Begriffe steht, einzulenken, denen verdanken, welche sich in der Lage befinden, als Lehrer oder Wegweiser zu dienen. Die Lehrer der Saracenen waren die Nestorianer und Juden.

Ihre Lehrer waren die Nestorianer und Juden.

Ihr wissenschaftlicher Fortschritt fand durch die Heilkunde Statt.

Man hat bemerkt, daß die arabische Wissenschaft aus der Medicin hervorging und daß bei ihrer Pflege die Aerzte vorangingen, indem der Anfang derselben in der Betreibung der Alchemie lag. In diesem Kapitel habe ich den Ursprung dieser Umstände zu beschreiben und muß daher den Zustand der griechischen und ägyptischen Medicin in Betracht ziehen, auch berichten, wie überall, wohin das byzantinische System sich erstreckte, ächt medicinische Philosophie durch Kuren vermittelst Reliquien und Schreine ersetzt wurde und wie es kam, daß, während europäische Ideen nach allen Richtungen hin auf der haltlosen Basis des Uebernatürlichen beruhten, die der Saracenen sich auf eine weit solidere, materielle Grundlage stützten.

Als die Araber Aegypten eroberten, war ihr Benehmen das bigotter Fanatiker, es rechtfertigte die gegen sie erhobene Beschuldigung, die alexandrinische Bibliothek verbrannt zu haben, um die Bäder damit zu heizen. Kaum aber hatten sie sich in ihrem neuen Gebiete festgesetzt, als sie eine außerordentliche Umwandlung an den Tag legten. Sie wurden Liebhaber und Pfleger der Bildung zugleich.

Ursachen ihrer Verbindung mit Nestorianern und Juden.

Die arabische Macht hatte sich nach zwei Seiten hin ausgedehnt und war zwei Einflüssen unterworfen. In Asien war sie den Nestorianern, in Afrika den Juden ausgesetzt gewesen, welche beide von der byzantinischen Regierung anscheinend um derselben Meinung willen Verfolgungen erlitten hatten, die sich jetzt durch das Schwert Mohammeds Bahn brach. Die Lehre von der Einheit Gottes war ihr gemeinschaftlicher Berührungspunkt. In diesem konnten sie sich leicht einander nähern und gleich sehr die trinitarische Macht Constantinopels verabscheuen. Wer die Strafen

des Gesetzes als Ketzer erduldet oder von Gerichtswegen als Irrgläubiger verfolgt wird, pflegt sich gern an Andere anzuschließen, welche ähnliche abtrünnige Meinungen hegen. In Asien mit den Nestorianern und in Afrika mit den alexandrinischen Juden in Verbindung gebracht, wurden die Araber enthusiastische Bewunderer der Gelehrsamkeit.

Die Heilkunde wird zum neutralen Boden für sie.

Nicht daß zwischen diesen drei so mit einander verschmelzenden Parteien eine vollständige Harmonie der Anschauung in theologischer Beziehung geherrscht hätte; denn obgleich die Nestorianer und Juden Willens waren, die eine Hälfte des arabischen Dogmas anzunehmen, daß es nur Einen Gott giebt, konnten sie sich doch der andern nicht anschließen, daß Mohammed sein Prophet sei. Dieser Punkt hätte vielleicht eine Entfremdung herbeiführen können, allein glücklicher Weise bahnte ein bemerkenswerther Umstand den Weg zu vollem Einverständnisse zwischen ihnen. Fast von Anfang an hatten sich die Nestorianer dem Studium der Medicin gewidmet und der Bildung und den Krankheiten des menschlichen Körpers viel Aufmerksamkeit geschenkt; die Juden hatten schon längst ausgezeichnete Aerzte hervorgebracht. Diese medicinischen Studien boten daher einen neutralen Grund und Boden, auf welchem sich die drei Parteien in geistigem Einklange vereinen konnten und so vollständig stellten sich die Araber diesen ihren Lehrern gleich, daß sie von ihnen eine charakteristische, geistige Physiognomie empfingen. Ihre Aerzte waren ihre großen Philosophen, ihre medicinischen Schulen ihre Brennpunkte der Gelehrsamkeit. Während die Byzantiner das Licht der Wissenschaft in der Theologie auslöschten, zündeten es die Saracenen in der Medicin an.

Byzantinische Unterdrückung der Heilkunde.

Als Constantin der Große und seine Nachfolger unter geistlichem Einflusse sich für Feinde weltlicher Wissenschaft erklärt hatten, trat an den Clerus die Pflicht heran, sowohl den physischen, wie religiösen Zustand des Volkes zu hüten. Es paßte nicht zur Lage der Dinge, daß Aerzte, deren philosophische Richtung sie der Heidenpartei zuneigte, länger geduldet würden. Ihre Erziehung in den Aeskulapien theilte ihnen Ideen mit, welche mit den neuen Ereignissen in Widerspruch standen. Ein Erlaß Constantins unterdrückte jene Anstalten; doch wurden umfangreiche Vorkehrungen getroffen, sie durch andere, dem Geiste des Christenthums gemäßere zu ersetzen. Hospitäler und wohlthätige Stiftungen wurden in den großen Städten gegründet und mit Geld und Ländereien reich dotirt. In solchen barmherzigen Unternehmungen zeichnete sich namentlich die Kaiserin-Mutter Helena aus, deren Beispiel bei vielen vornehmen Damen Nachahmung fand. Das Frauenherz, von Natur den Bekümmerten und Verlassenen geöffnet, giebt gar bald seinen Sympathien Ausdruck, wenn es durch einen sanften Christen-

Ersetzung derselben durch wohlthätige Anstalten.

glauben geheiligt ist. In dieser seiner berechtigten Richtung konnte das Christenthum seine beispiellose Liebe und seinen Trieb zum Wohlthun entfalten. Stiftungen in ausgedehntester und mannichfachster Weise tauchten auf, diese nahm sich der Findlinge, jene der Waisen, die dritte der Armen an. Wir haben bereits die Parabolani oder die Besuchenden und die Art und Weise erwähnt, wie sie ihrem ursprünglichen Zwecke entzogen wurden.

Aber so edel diese wohlthätigen Anstalten auch waren, so litten sie doch an einem wesentlichen Gebrechen, an Stelle gebildeter Aerzte traten wohlmeinende, aber ungeschickte Geistliche. Die Aufhebung der Aeskulapien war nicht durch Maßregeln von genügender Ausdehnung zur Sicherung berufsmäßiger Bildung begleitet. Die Kranken, welche in die milden Anstalten gebracht wurden, befanden sich im besten Falle mehr unter der Pflege liebevoller Wärter, als unter dem Rathe und Beistande von Aerzten; die Folgen sind an der allmälig immer mehr zunehmenden Leichtgläubigkeit und den Betrügereien späterer Jahrhunderte zu erkennen, bis man sich endlich fast allgemein auf ein wunderbares Eingreifen verließ. Fetische, wie es hieß, von Heiligen, aber um kein Haar besser, als die des tropischen Afrikas, konnten, wie man glaubte, jede Störung im Körper heilen. Haufenweis strömte man zu den Schreinen der Heiligen, wie einst zu den Tempeln des Aeskulap; die Gläubigen blieben, nur der Name der Gottheit hatte sich geändert.

Allmäliger Verfall durch Wunderkuren.

Schließung der medicinischen und philosophischen Schulen.

Kaum waren die Aeskulapien geschlossen, die philosophischen Schulen verboten, die Bibliotheken zerstreut oder zerstört, die Wissenschaft als Magie gebrandmarkt oder als Verrath gestraft, die Philosophen in die Verbannung getrieben und als Klasse ausgerottet, als sich zeigte, daß eine Lücke geschaffen war, welche die Sieger auszufüllen hatten. Wo gab es unter den großen Prälaten einen einzigen, welcher den Platz jener Männer einzunehmen vermochte, deren Thaten das menschliche Geschlecht verherrlicht hatten? Wer sollte Archimedes, Hipparchus, Euklid, Herophilus, Eratosthenes folgen? wer Plato und Aristoteles? Die Quacksalbereien von Wunderkuren, Schreinkuren, Reliquienkuren waren dazu bestimmt, das Genie des Hippokrates zu verdunkeln; fast zweitausend Jahre sollten sich zwischen Archimedes und Newton, fast siebenzehn hundert zwischen Hipparchus und Kepler lagern. Ein trauriger Zwischenraum von fast zwanzig Jahrhunderten scheidet Hero, dessen erste Dampfmaschine sich im Serapeum bewegte, von James Watt, welcher eine völlige Umwälzung in der Industrie der Welt hervorgerufen hat. Welch eine entsetzliche Leere! Doch nein, keine Leere, denn auch sie hat ihre Erzeugnisse aufzuweisen — hunderte von patristischen Foliobänden, mit seichten Specu-

lationen angefüllt, die Bücherbretter alter Bibliotheken beschwerend, staubbedeckt und des Wurmes harrend.

Beklagenswerthe Folgen davon.

Niemals ist eine schlimmere Politik eingeschlagen worden, als die byzantinische Unterdrückung profaner Wissenschaft. Man kann sich jetzt kaum noch die geistige Entartung vorstellen, welche hervorgerufen war, als sich jenes System auf seinem Höhepunkte befand. Viele der edelsten philosophischen und wissenschaftlichen Werke des Alterthums verschwanden aus der Sprache, worin sie abgefaßt waren, und wurden für den Gebrauch späterer und besserer Zeiten nur durch Uebersetzungen erhalten, welche die Saracenen in Arabisch angefertigt hatten. Der unverschämte Anspruch auf Weisheit von Seite derjenigen, welche das Schwert in Händen hielten, erstickte jeden geistigen Aufschwung. Allein, obgleich eine Zeit lang triumphirend, enthielt diese Politik doch den Keim zu ihrer eigenen schmachvollen Zerstörung in sich. Der unvermeidliche Tag mußte kommen,

Unsicherheit des byzantinischen Systems.

wo ein so schreiendes Unrecht am menschlichen Geschlechte bloßgelegt, verwünscht und bestraft werden würde — ein Tag, wo abermals die Gedichte Homers gelesen, die unsterblichen Statuen griechischer Bildhauer begeisterte Bewunderer und die Beweise Euklids den Beifall der Denker finden würden. Nachdem man aber einmal jene unglückliche, verwegene Politik unberechtigter Anmaßung eingeschlagen hatte, war keine Umkehr mehr möglich. Wer unfehlbar ist, muß platterdings unveränderlich sein. Seiner Natur nach zog jenes Auftreten Zwang nach sich, Zwang den Besitz der Macht und die ganze Politik unfehlbar eine Explosion, sobald die Mittel zum Druck anfingen schwach zu werden.

Bigotterie der ersten Saracenen.

Es wird erzählt, daß, als die Saracenen Alexandrien eingenommen hatten, ihr siegreicher Anführer zum Kalifen sandte, um seine Befehle hinsichtlich der Bibliotheken einzuholen. Die Antwort fiel im Geiste der Zeiten aus. „Bestätigen die Bücher den Koran, so sind sie überflüssig, widersprechen sie ihm, so sind sie verderblich. Man verbrenne sie.“ In diesem Augenblicke stand der mohammedanische Autokrat allem menschlichen Anschein nach auf dem Punkte, sich der schlimmen Politik des byzantinischen Herrschers anzuschließen.

Alsbald eine edle Politik eingeschlagen.

Glücklicher Weise aber war es nur die Eingebung eines Augenblicks, welche sofort wieder in das rechte Gleis einlenkte und eine edle Laufbahn verfolgte. Der Araber verschmolz in seine Literatur die Weisheit derer, welche er unterworfen. That es dem Koran den mindesten Abbruch, daß dem Wissen freier und ungehinderter Lauf gelassen und jede Art von Kenntnissen, statt sie zurückzudrängen, aufs Aeußerste ermuntert wurde? Es verrieth hohe Staatsklugheit, fast seit ihrem Beginne von Mecca her den erforderlichen

Glauben auf ein enges, leicht faßliches und leicht auszudrückendes Dogma zu beschränken und in allem Uebrigen den menschlichen Geist frei walten zu lassen.

In vorstehenden Abschnitten habe ich den Verlauf der Ereignisse kritisirt, Handlungen und Handelnde tadelnd oder lobend, je nachdem die Umstände es zu fordern schienen, und bin hierin dem gewöhnlichen Laufe gefolgt, welcher voraussetzt, daß Menschen die Ereignisse zu beherrschen vermögen und daß der Handelnde für sein Thun verantwortlich ist. Wir brauchen jedoch nur unsern eigenen Lebenslauf zu betrachten, um uns zu überzeugen, in wie beschränktem Umfange dies der Fall ist. Wir sind, wie man oft zu sagen pflegt, ein Geschöpf der Umstände. In diesem Ausdrucke liegt eine höhere Philosophie, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Unsere Handlungen sind nicht das reine und unvermischte Ergebniß unserer Wünsche, oft sind sie das Erzeugniß vieler verschiedenen und vermischten Bedingungen. In dem, was uns die freiwilligste Entscheidung von der Welt dünkt, spielt oft so Vieles mit, was gänzlich unfreiwillig ist — mehr vielleicht, als man gemeiniglich annimmt. Und in gleicher Weise wird man finden, daß diejenigen, von denen man glaubte, daß sie einen unverantwortlichen und willkürlichen Einfluß bei Leitung der öffentlichen Politik ausübten und dadurch das Geschick ganzer Nationen bestimmten, die Geschöpfe von Umständen gewesen sind, welche gänzlich unabhängig von ihnen waren und nicht die geringste Rücksicht auf sie nahmen — Umstände, welche sie nimmer schufen, sondern deren Einfluß sie sich nur zu Nutze machten. Sie schwammen auf einem Strome, welcher sie unwiderstehlich mit sich fortriß.

Die eigentlichen Ursachen der vorstehenden Ereignisse.

Von diesem richtigeren Standpunkte aus sollte man daher den Lauf der Ereignisse betrachten, indem man den Grundsatz anerkennt, wonach die Angelegenheiten der Menschen sich in bestimmter Weise ausdehnend und entfaltend vorwärts bewegen. So sieht man denn, daß Dinge, von denen man redete, als wären sie Gegenstände freier Wahl gewesen, in Wirklichkeit ihren anscheinenden Urhebern durch die Nothwendigkeit der Zeiten aufgedrängt wurden. In Wahrheit aber sollte man sie als Darstellungen gewisser Lebensphasen betrachten, welche Nationen in ihrem Vorrücken früher oder später annehmen müssen. Eine wie wohl bekannte Thatsache ist es, daß bei dem Einzelnen nüchterne Mäßigung im Handeln und angemessene Gesetztheit des Benehmens der reiferen Lebensperiode angehören, ein Wechsel von der planlosen Launenhaftigkeit der Jugend, welcher durch viele zufällige Ereignisse bewirkt und dessen Beginn durch dieselben bezeichnet wird, bei dem Einen durch häusliches Leid, bei dem Andern durch Vermögensverluste, bei dem Dritten durch Kränklichkeit. Wir sind correct genug, solchen Prüfungen eine Umwandlung im

Charakter beizumessen, täuschen uns aber nie in der Annahme, daß sie auch dann stattgefunden haben würde, wenn jene Umstände nicht eingetreten wären. Ein unwiderstehliches Geschick zieht sich durch alle diese Wechselfälle hindurch.

Die Reihenfolge von Begebenheiten durch ein Gesetz bestimmt.

Man kann demnach versichert sein, daß, worin auch die besondere Form der Ereignisse, von denen wir Gelegenheit gehabt zu reden, mag bestanden haben, ihre Reihenfolge Sache des Geschickes war und durchaus über dem Bereich irgend eines Einzelnen hinauslag. Man mag immerhin die byzantinischen Monarchen verdammen und den arabischen Kalifen Beifall spenden, doch sind Lob und Tadel auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Europa ging aus seinem Zeitalter des Forschens in das des Glaubens über. Bei solchem Uebergange liegt das Vorherbestimmte dem Freiwilligen zu Grunde. Es giebt Analogien zwischen dem Leben von Nationen und von Individuen, welche Letztere, obgleich in gewisser Beziehung die Bildner ihres eigenen Geschickes, sei es zum Glück oder zum Unglück, zum Bösen oder zum Guten, sei es hier verweilend oder dorthin eilend, je nachdem die Neigung sie treibt, sei es Dies thuend oder Jenes lassend, je nachdem es ihnen gefällt, nichtsdestoweniger durch ein unerbittliches Geschick gehalten werden — ein Geschick, das sie, soweit sie selbst dabei in Betracht kommen, ohne es zu wissen und zu wollen, in die Welt einführt, sie auf einer bestimmten Bahn, deren Stadien — Unmündigkeit, Kindheit, Jugend, reifes und Greisenalter mit all ihren charakteristischen Handlungen und Leidenschaften — durchaus unveränderlich sind, vorwärts drängt und sie zur bestimmten Zeit, in den meisten Fällen gegen ihren Willen, wieder vom Schauplatze entfernt. Dasselbe ist mit Nationen der Fall; das Freiwillige ist nur der äußere Schein, welcher das Vorherbestimmte deckt, aber kaum verbirgt. Ueber die Ereignisse im Leben mag man eine gewisse Herrschaft besitzen, aber nicht die geringste über das Gesetz ihres Fortschrittes. Es giebt eine auf Nationen anwendbare Geometrie, eine Gleichung ihrer Fortschrittsbahn. An dieser kann kein Sterblicher rühren.

Arabische Wissenschaft auf ihrer Stufe der Zauberei.

Wir müssen jetzt untersuchen, in welcher Weise das glimmende Docht der Wissenschaft brennend erhalten wurde, als es bereits nahe daran war, zu erlöschen. Die Araber überlieferten es uns. Die grotesken Formen Mehrer von denen, welche sich desselben annahmen, sind nicht ohne Interesse. Sie zeigen eine seltsame Mischung von Neuplatonischem, Pantheistischem, Mohammedanischem und Christlichem. In ungeschlachtenen Zeiten wie die damaligen war es vielleicht nöthig, daß die stärksten Leidenschaften des Menschen erregt und die Wissenschaft durch die Erforschung der Methode, Blei in Gold zu verwandeln oder das Leben bis ins Unendliche zu verlängern, ange-

spornt würde. Wir haben es jetzt mit dem Stein des Weisen, dem Lebenselixir, dem Projectionspulver, magischen Spiegeln, ewigen Lampen und der Verwandlung von Metallen zu thun. In rauchigen, unterirdischen Höhlen wird das große Werk vom Alchemisten und seinem Famulus verstohlen betrieben, die eifrig mit Brenn- und Destillirkolben beschäftigt sind und ihr Feuer so lange Jahre hindurch im Gange erhalten, daß die Behauptung aufkam, es würden Salamander darin ausgebrütet.

So ward durch die Araber, wenn auch unter sehr seltsamem Gewande, die Experimentalwissenschaft wiederhergestellt. Bereits entfaltete sie ihren Zusammenhang mit der Medicin — einen Zusammenhang, der sich von dem Einflusse der Nestorianer und Juden herschrieb. Es ist daher nöthig, kurz die Beziehungen beider und zwar der Nestorianer zuerst zu betrachten.

Die Nestorianer.

In Kapitel IX. haben wir die Nebenbuhlereien Cyrils, des Bischofes von Alexandrien, und Nestorius, des Bischofes von Constantinopel, berichtet. Der theologische Streitpunkt bestand darin, ob es recht sei, die Jungfrau Maria als die Mutter Gottes zu betrachten. Für die noch am alten Aberglauben haftenden Aegypter lag in einer solchen Lehre nichts Anstößiges. Ihr Vaterland war das Land der Isis. St. Cyril, der bloß als kirchlicher Demagoge anzusehen ist, fand seine Rechnung dabei, sie ohne Bedenken anzunehmen. Allein in Griechenland gab es immer noch Spuren der alten Philosophie, die Erinnerung an Platos Ideen war noch nicht ganz erloschen. Man fand Leute, welche die ägyptische Lehre platterdings nicht annehmen konnten. Zu ihnen gehörte vielleicht Nestorius, der seine Aufrichtigkeit durch Erduldung von Leiden und Verfolgungen und durch seinen Tod bewies. Er und seine Anhänger waren,

Sie leugnen die Jungfrauschaft der Königin des Himmels.

auf den klaren Beweis im letzten Verse des ersten Kapitels St. Matthäi und im fünfundfunfzigsten und sechsundfunfzigsten Verse des dreizehnten Kapitels desselben Evangeliums fußend, nie zur Anerkennung der beständigen Jungfrauschaft der neuen Königin des Himmels zu bewegen. Wir haben den Ausgang des Concils von Ephesus beschrieben; die ägyptische Partei gewann mit Hülfe der Weiber bei Hofe den Sieg und Nestorius, seines Amtes entsetzt, wurde mit seinen Freunden in die Verbannung getrieben. Die philosophische Richtung der Besiegten zeigte sich bald in dem, was sie thaten. Während ihr Führer in einer afrikanischen Oase gequält wurde, wanderten viele von ihnen nach dem Euphrat aus und gründeten die chaldäische Kirche. Unter ihren Auspicien wurde die Hochschule zu Edessa nebst mehren damit in Verbindung stehenden Schulen gegründet. In diesen wurden in das Syrische viele griechische und lateinische Werke, wie die

Sie fangen an, die Heilkunst zu betreiben.

des Aristoteles und Plinius, übersetzt. Die Nestorianer waren es, welche in Verbindung mit den

Juden die medicinische Lehranstalt von Djondesabur gründeten und zuerst ein System akademischer Würden einführten, welches sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Die Nestorianer waren es, welchen von den Kalifen nicht nur freie Ausübung ihrer Religion gestattet, sondern sogar die Erziehung vornehmer, mohammedanischer Familien anvertraut wurde, eine Freisinnigkeit, welche in schlagendem Gegensatze zu dem Fanatismus Europas stand. Der Kalif Alraschid ging sogar so weit, alle öffentlichen Schulen unter die Oberaufsicht Johann Masués aus jener Secte zu stellen. Unter den Auspicien dieser gelehrten Männer wurden die arabischen Akademien mit Uebersetzungen griechischer Schriftsteller versehen und ungeheure Bibliotheken in Asien gesammelt.

Die Araber treten in enge Verbindung mit ihnen.

Ihre große Verbreitung im Osten.

Durch diese Verbindung mit den Arabern fanden nestorianische Missionare Mittel und Wege, ihre Form des Christenthums über ganz Asien bis nach Malabar und China auszubreiten. Die erfolgreichen Ränke der ägyptischen Politiker zu Ephesus hatten keinen Einfluß auf jene entlegenen Länder, so daß die asiatischen Kirchen des nestorianischen und jacobitischen Bekenntnisses schließlich alle europäischen Christen der griechischen und römischen Kirchen zusammengenommen an Zahl übertrafen. In spätern Zeiten hat die päpstliche Regierung große Anstrengungen gemacht, eine Verständigung mit ihnen herbeizuführen, allein vergebens.

Und Verfolgungen im Westen.

Die Austreibung dieser Partei aus Constantinopel ward durch dieselben Personen und durch dieselbe Politik bewerkstelligt, welche bei der Vernichtung der Philosophie in Alexandrien die Hand im Spiele hatten. St. Cyril war der Repräsentant einer ungebildeten und gewissenlosen Partei, welche durch Intriguen mit Hofweibern und durch Bestechung von Eunuchen und Schmarotzern die Macht an sich gerissen hatte. Derselbe Geist, welcher Hypatia mordete, quälte Nestorius zu Tode. Von den streitenden Parteien war die eine achtungswerth und besaß einen Anstrich von Gelehrsamkeit, die andere war unwissend und gewissenlos im Gebrauche roher Gewalt, Landesverweisung und Ermordung. Zum Unglück für die Welt behielt letztere die Oberhand.

Sie treten die Erbschaft der alten griechischen Heilkunde an.

Vermöge ihres Ursprunges waren die Nestorianer die Haushalter der alten griechischen Heilkunde geworden. Die großen Namen derselben wurden von ihnen hoch verehrt. Mit größter Emsigkeit sammelten sie, was sich an Werken über medicinische Gegenstände erhalten hatte, mochte es von griechischen oder alexandrinischen Verfassern herrühren, von den Schriften des Hippokrates, den seine Nachfolger mit liebevoller Verehrung „den göttlichen, alten Mann“ nannten, bis herab auf die der ptolemäischen Schule.

Ursprung der griechischen Heilkunde — Aeskulapien.

Die griechische Heilkunde entsprang in den Tempeln des Aeskulap, wohin die Kranken sich um Beistand und Hülfe von diesem Gotte zu wenden pflegten. Es scheint nicht, daß für dergleichen himmlischen Rath ein Lohn beansprucht worden wäre, doch erwies sich die Dankbarkeit der Leidenden häufig in freiwilligen Gaben und die dem Tempel übergebenen Votivtafeln, welche die Umstände des Falles berichteten, waren von Werth für diejenigen, welche Neigung hatten, sich auf ein Studium derselben einzulassen. So wurden die Aeskulapien Hospitäler, wie Schulen. Sie verriethen ihrer Stellung gemäß die Neigung, medicinisches und geistiges Streben mit einander zu verbinden. Zu damaliger Zeit glaubte man allgemein, daß jede Krankheit vom Zorne beleidigter Götter herrühre, namentlich wurde dies im Falle von Seuchen und Epidemien angenommen. Eine so lähmende Vorstellung war natürlich unverträglich mit jedem Versuche, der bürgerlichen Gesellschaft durch Anwendung gesundheitspolizeilicher Maßregeln förderlich zu sein. Selbst in unserer Zeit hält es noch schwer, ungebildeten Klassen diese alte Vorstellung zu benehmen, oder sie zu überzeugen, daß man sich bei dergleichen Heimsuchungen selbst helfen muß und von Buße und Gebet keine Erlösung hoffen darf, wenn man damit nicht strenge persönliche und öffentliche Reinlichkeit, Licht und frische Luft verbindet. Die theologische Lehre von der Natur der Krankheiten wies auf die Mittel zu ihrer Heilung hin. Hippokrates war der hohe Ruhm vorbehalten, beide zu zerstören, indem er sie durch praktischere und materiellere Ideen ersetzte und aus den Votivtafeln, Ueberlieferungen und anderen Quellen, sowie aus seinen eigenen bewunderungswürdigen Beobachtungen ein Corpus Medicinä zusammenstellte. Die nothwendige Folge seines großen Erfolges war die Trennung des ärztlichen Berufes vom priesterlichen. Nicht, als ob eine so große Umwälzung, welche eine einträgliche Erwerbsquelle aus dem alten in neue Kanäle hinüberführte, ohne Kampf hätte vor sich gehen können. Das Andenken des Hippokrates verdient hoch in Ehren gehalten zu werden um der vollständigen Art und Weise willen, wie er dies durchführte.

Hippokrates zerstört die theologische Theorie der Krankheit.

Schriften des Hippokrates.

Von den Hippokrates zugeschriebenen Werken rühren viele ohne Zweifel von seiner Familie, seinen Nachkommen oder seinen Zöglingen her. Die Verlockung zu literarischen Fälschungen zur Zeit der Ptolemäer, welche sehr hohe Preise für Werke von Ruf zahlten, bot den Kritikern viele Schwierigkeiten, um Fragen über die Autorschaft zu entscheiden. Die unstreitig von Hippokrates abgefaßten Werke entfalten einen Umfang des Wissens, welcher dem Ansehen seines Namens entspricht; seine lebendigen Schilderungen sind nie übertroffen und wohl kaum je erreicht worden. Das Antlitz des Sterbenden von Hippokrates

wird noch immer in unsern medicinischen Abhandlungen in seinen ursprünglichen Ausdrücken ohne die mindeste Abänderung beibehalten.

Seine Meinungen. In seiner Lehre von der Heilkunde geht Hippokrates von dem Satze aus, daß der Körper aus vier Elementen besteht. Aus diesen sind die vier Hauptsäfte gebildet. Die Säfte sind Veränderungen unterworfen; Gesundheit besteht in der richtigen Bildung und passenden Anordnung derselben hinsichtlich der Quantität, Krankheit in den Unreinigkeiten und Ungleichheiten derselben; ungeordnete Säfte verändern und verzehren sich von selbst, ein Vorgang, welcher Zeit erfordert, daher die Erklärung kritischer Tage und kritischer Ausbrüche. Die ursprüngliche Störung der Säfte schrieb er einer großen Mannichfaltigkeit von Ursachen, namentlich dem Einflusse umgebender physischer Bedingungen, wie Hitze, Kälte, Wasser, Luft zu. Von seinen Zeitgenossen abweichend, maß er die Leiden des Menschen nicht dem Zorne der Götter zu. Neben jenen Einflüssen äußerer Art studirte er die besondern Eigenthümlichkeiten des menschlichen Systems, wie es durch Klima und Lebensweise modificirt wird und zu verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Neigungen zu erkennen giebt. Er glaubte, daß die innere Körperwärme sich mit den Lebensperioden ändert, so daß sie am bedeutendsten im unmündigen und am geringsten im Greisenalter ist, daher uns Krankheitsstoffe zu verschiedenen Zeiten mit mehr oder weniger Leichtigkeit berühren. Aus diesem Grunde hat der Arzt den Zustand dessen, mit welchem er es zu thun hat, was Diät und Bewegung betrifft, sehr genau zu berücksichtigen, denn dadurch ist er nicht nur im Stande, seine Empfänglichkeit im Allgemeinen zu regeln, sondern auch den Verlauf seiner Krankheiten zu beherrschen.

Indem er Krankheiten im Allgemeinen auf den Zustand oder die Vertheilung der Säfte zurückführt — denn Entzündungen betrachtet er z. B. als das Uebergehen des Blutes in Theile, welche vorher keines enthielten — hegt er die Ansicht, daß, so lange jene Flüssigkeiten sich dem System in unnatürlichem oder verfälschtem Zustande mittheilen, die Krankheiten fortdauern, dagegen, wenn sie gähren oder Verdauung erleiden, verschiedene, charakteristische Symptome zum Vorscheine kommen und, wenn ihre Verarbeitung vollendet ist, durch Ausdünstung oder sonstige Absonderungen, als Entleerung der Eingeweide u. dgl. fortgeschafft werden. Wo aber eine so allgemeine Erleichterung des Systems nicht vor sich geht, können sich die schlechten Säfte in irgend einem besondern Organe oder Theile ansammeln und daraus rosenartige Entzündungen, Brand oder andere Kundgebungen der Art entstehen. Darin, daß der Arzt diese Aussonderung aus dem Systeme unterstützt, kann er recht handgreiflich seine Kunst bethätigen. Die Macht derselben entfaltet sich weit mehr in diesem Abschnitte, als in der Herrschaft, welche sie über den Fortgang der Verdauung auszuüben vermag. Nun mag der Arzt die

Kraft der weißen und der schwarzen Nieswurz, den Saft der Spring- oder Eselsgurken zu Hülfe rufen. Sorgsam sind die kritischen Tage zu beobachten, welche den Abschnitten des Verdauungsprocesses entsprechen, sowie zu ermitteln, ob der Zustand des Patienten mit demjenigen, den er während jener Abschnitte eigentlich zeigen sollte, übereinstimmt. So kann der Arzt in Stand gesetzt werden, den wahrscheinlichen Verlauf der Krankheit während ihrer noch übrigen Dauer vorauszusagen und sich einen richtigen Begriff von der Behandlungsweise zu machen, welche es am gerathensten ist einzuschlagen, um die Natur in ihrer Thätigkeit zu unterstützen.

Seine Behandlungsweise. Somit zeigt sich, daß die Behandlung der Heilkunst unter der Hand des Hippokrates mehr Bezug auf den Verlauf, als auf die besondere Natur der Krankheit hatte. Diese meisterhafte Auffassung genügt, um einen tiefen Eindruck seiner überraschenden, wissenschaftlichen Stärke auf uns zurückzulassen. Er beobachtet die Art und Weise, wie die Säfte ihre Gährung und Verdauung erleiden, die in den kritischen Tagen zum Vorschein kommenden Phänomene, das Aussehen und die Natur der kritischen Ausbrüche. Er versucht nicht, den vor sich gehenden Proceß zu hindern, sondern einfach, die natürliche Thätigkeit zu unterstützen.

Wenn man die Periode, in der Hippokrates lebte, 400 v. Ch., und die Umstände, unter welchen er sich der Heilkunst befliß, erwägt, so kann man nicht umhin, den bedeutenden Fortschritt, welchen er machte, zu bewundern. Sein Verdienst ragt besonders darin hervor, daß er die abergläubische Richtung seiner Zeit verwarf, indem er seine Jünger lehrte, physischen Ursachen ihren gehörigen Wirkungskreis einzuräumen, und indem er die damals im Schwange gehenden eingebildeten Einflüsse gänzlich verbannte. Den Göttern schob er mit merkwürdiger Leichtigkeit die unpersönliche Natur unter. Es lag im Interesse derer, welche mit den Aeskulaptempeln in Verbindung standen, alle Krankheiten der Menschen auf übernatürliche Einwirkungen zurückzuführen, wonach ihre Lehre lautete, daß jedes Leiden dem Zorne einer beleidigten Gottheit zuzuschreiben sei und die Wiedererlangung der Gesundheit unfehlbar dadurch bewirkt werde, daß man die Macht derselben versöhne. Soweit also solche Interessen ins Spiel kamen, mußte jeder Widerspruch mit diesen Lehren, jede Vertauschung des Materiellen mit dem Uebernatürlichen Anfeindung erleiden. Allein das scheint den großen Arzt nicht im mindesten gekümmert zu haben, da er seine Theorie unbeirrt weiter entwickelte und seine Behandlung fortsetzte. Allen, welche ihm in seinem edlen Berufe folgen werden, hinterließ er ein Beispiel und lehrte sie, ohne Zaudern den Vorurtheilen und Leidenschaften der Gegenwart um der Wahrheit willen entgegenzutreten und als Belohnung dafür der gerechten Würdigung künftiger Zeiten zu vertrauen.

Seine Lehre ist ächt wissenschaftlich.

Nach Obigem darf man behaupten, daß die medicinische Philosophie des Hippokrates unserer höchsten Bewunderung würdig ist, da sie die wissenschaftlichen Bedingungen der Deduction und Induction in sich enthält. Die Theorie selbst ist fest und klar, ihre Umrisse sind vollkommen griechisch; Jedem, der sie unter gebührender Berücksichtigung der damaligen Zeit betrachtet, bietet sie den charakteristischen Scharfblick, die Tiefe und Macht des griechischen Geistes dar, und rechtfertigt dadurch vollkommen die ihrem Autor von seinen europäischen Nachfolgern beigelegte Benennung des Vaters der Heilkunde und entschuldigt die enthusiastische Behauptung Galens, daß man Hippokrates Aussprüche wie Gottes Wort verehren müsse.

Die Schule von Knidos.

Die hippokratische Schule von Kos fand eine Nebenbuhlerin an der Schule von Knidos, welche nicht nur andere Ansichten über die Natur der Krankheit hegte, sondern auch andere Grundsätze zur Heilung derselben lehrte. Die Knidier zollten mehr den besonderen Symptomen einzelner Fälle ihre Aufmerksamkeit und beobachteten eine minder thätige Behandlung, indem sie es, wo sie nur konnten, ablehnten, stark wirkende Abführungsmittel, Aderlässe oder dergleichen energische Mittel anzuwenden. Wie sich erwarten ließ, lockte die Berufsthätigkeit dieser Schulen viele tüchtige Männer hervor und gab den Anstoß zur Abfassung vieler ausgezeichneten Werke: so schrieb Philiston über das Verhalten der Gesunden, Diokles über Hygiene und Gymnastik, Praxagoras über den Puls, welcher Letztere nachwies, daß derselbe ein Maßstab für den Grad der Krankheit sei. Das Aeskulapium von Knidos erhielt sich bis zur Zeit Constantins, wo es nebst vielen andern heidnischen Anstalten aufgehoben wurde; das Band zwischen den Priestern und den Männern von Fach lockerte sich immer mehr und in Folge dieser Trennung theilte sich das ärztliche Gebiet in besondere Felder, sowohl hinsichtlich des Gegenstandes, als Arzneibereitungskunst, Wundarzneikunst, wie auch hinsichtlich der Stellung seiner Ausüber, indem die Einen es als eine freie Wissenschaft, die Andern als eine bloß industrielle Beschäftigung betrieben. Damals, wie heut zu Tage, gab es Viele, welche, nicht begünstigt durch Gaben des Glückes, gezwungen waren, sich zu der letztern herabzulassen. So hielt Aristoteles, der, wie wohl nur Wenige außer ihm, einen mächtigen geistigen Einfluß auf die Menschheit ausgeübt hat, nachdem er sein väterliches Erbtheil auf brodlose Bestrebungen verwandt hatte, einen Apothekerladen zu Athen. Aristoteles, der Droguist, hinter seinem Ladentische Kunden Arzneien verabreichend, ist derselbe Aristoteles, derselbe große Schriftsteller, dessen Aussprüche für die Scholastiker des Mittelalters endgültig waren. Doch war es allgemein üblich, die Mediciner aus der philosophischen Klasse zu ziehen. Außerhalb dieses Gebietes und,

Wird durch Constantin aufgehoben.

Klassen der Aerzte.

obgleich zu allen Zeiten von den Männern von Fach beständig verworfen, sie dennoch stets umschwirrend, gab es ein Heer von Betrügern und Quacksalbern, die es geben wird, so lange sich noch schwachköpfige und seichte Menschen finden, welche zu täuschen sind, und eitle und thörichte Weiber, welche ihnen glauben.

Aegyptische Heilkunde. Das Museum.

Bei der Gründung des Alexandrinischen Museums durch Ptolemäus Philadelphus wurden die Studien desselben in vier Facultäten eingetheilt — Literatur, Mathematik, Astronomie und Medicin. Doch waren diese Eintheilungen mehrumfassend; so beschäftigte sich die medicinische Facultät auch mit Gegenständen, wie Naturgeschichte. Die Aerzte, welche zuerst an derselben wirkten, waren Kleombrotus, Herophilus und Erasistratus, unter den untergeordneteren Professoren befand sich Philo Stephanus, welcher Naturgeschichte lehrte und den Auftrag erhielt, ein Buch über Fische zu schreiben. Die hohen

Philadelphus gründet die Heilkunde auf Anatomie.

Ideen des Gründers traten in hellstes Licht durch die Art und Weise, wie er seine medicinische Schule organisirte. Sie beruhte auf der sichern Basis der Anatomie. Herophilus und seine Amtsgenossen wurden ermächtigt, Todte seciren zu dürfen und durch diese einzig zuverlässige Methode die wahre Bildung des menschlichen Baues zu ermitteln. Ptolemäus führte seine Absicht entschlossen durch in einem Lande, wo sich das Volksgefühl einem solchen, bisher unerhörten Verfahren mächtig entgegenstemmte. Einen Leichnam anzutasten, galt in Aegypten für abscheuliche Entweihung. Allein die Absicht dieses

Er ermächtigt zu Secirungen auch an lebenden Menschen.

großen Mannes ging nicht nur darauf hinaus, den menschlichen Körperbau zu studiren, er traf auch Maßregeln, um die Art und Weise zu entdecken, wie die Thätigkeiten desselben von Statten gehen, die Art, wie er arbeitet. Zu dem Ende ermächtigte er seine Anatomen, Secirungen auch an lebenden Körpern von Thieren sowohl, wie von Verbrechern vorzunehmen, welche zum Tode verurtheilt waren, hiermit in der Physiologie einen königlichen Weg einschlagend, der, wie ihm Euklid einst bei einem Gastmahle im Museum gesagt, in der Geometrie nicht vorhanden sei, und seine Handlungsweise vor der sittlichen Kritik durch den Einwurf vertheidigend, daß, da das Leben dieser Verbrecher bereits dem Gesetze verfallen wäre, es kein Unrecht sei, sie den Interessen der Menschheit dienstbar zu machen.

Aerzte der Alexandrinischen Schule.

Herophilus war zu Kos erzogen worden; seine pathologischen Ansichten sind unter dem Namen des Humoralismus bekannt, seine Behandlung ist in der Weise des Hippokrates thätig, über dessen Werke er Commentare schrieb. Seine ursprünglichen Forschungen sind sehr zahlreich und nebst seinen eigenthümlichen Ansichten in Abhandlungen über die Betreibung der Heilkunst, über Geburtshülfe, über das Auge, über den Puls niedergelegt; letztern führte er

ganz richtig auf das Zusammenziehen des Herzens zurück. Er kannte die Milchgefäße und ihre anatomische Beziehung zu den Gekrösdrüsen. Erasistratus, sein Amtsgenosse, war ein Zögling des Theophrastus und Chrysippus; auch er betrieb Anatomie. Derselbe beschrieb die Bildung des Herzens, seine Verbindung mit den Arterien und den Adern, verfiel aber in den Irrthum, daß erstere als Gefäße zur Beförderung der Luft, letztere zu der des Blutes dienten. Er wußte, daß es zweierlei Arten von Nerven, Bewegungs- und Gefühlsnerven, giebt. Fieber führte er sämmtlich auf entzündete Zustände zurück und wich in seiner Behandlung der überkommenen Methoden des Hippokrates nur in der Beobachtung eines weniger thätigen Verfahrens ab.

Verbesserungen in Wundarzneikunst und Arzneibereitungskunst.

Durch diese Aerzte wurde das Studium der Medicin in Alexandrien auf die feste Basis der Anatomie gegründet. Außer diesen gab es noch viele andere Anstalten in Specialitäten, so diente der Tempel des Serapis als Hospital, worin Kranke aufgenommen und diejenigen, welche Medicin studirten, zugelassen wurden, um sich mit der Erscheinung der Krankheiten vertraut zu machen, gerade so, wie es bei ähnlichen Anstalten heut zu Tage der Fall ist. Natürlich hatten sich unter solchen Umständen die Felder der Wundarzneikunst und der Pharmacie vieler Verbesserungen zu erfreuen und brachten viele tüchtige Männer hervor. Unter den Verbesserungen mögen neue Operationen zum Steinschnitt, Instrumente zum Zermalmen des Blasensteines, zum Wiedereinsetzen von Verrenkungen u. s. w. erwähnt werden. Der lebhafte Handel Aegyptens bot reichliche Gelegenheit zur Vertreibung der materia medica durch Einfuhr einer großen Menge von Kräutern und Droguen dar.

Verfall der alexandrinischen Heilkunde.

Die medicinische Schule von Alexandrien, welche demnach ursprünglich auf Secirungen gegründet war, büßte im Laufe der Zeit viel von ihrem wissenschaftlichen Geiste ein. Doch läßt sich der Einfluß ihrer ersten Lehrer noch viele Jahrhunderte später verfolgen. So theilt Galen dieses Fach zu seiner Zeit in Herophilianer und Erasistratianer ein. Im Laufe der Ereignisse hatten sich verschiedene Secten gebildet, wie z. B. die Dogmatisten, welche behaupteten, daß Krankheiten nur vermittelst einer Kenntniß des menschlichen Baues und seiner Verrichtungen, der Wirkungen der Droguen und der dadurch in den krankhaften Theilen hervorgebrachten Veränderungen richtig behandelt werden könnten; sie drangen daher als nothwendig auf Anatomie, Physiologie, Therapeutik und Pathologie. Sie machten den Anspruch, von Hippokrates herzustammen. Ihre Gegner, die Empiriker, verspotteten solche Kenntniß als phantastisch oder unerreichbar und verließen sich einzig und allein auf die Erfahrung. Diese Spaltungen beschränkten sich nicht bloß auf Secten, sie sind auch unter der Form von

Schulen zu erkennen. Erasistratus selbst scheint in Folge eines Mißverständnisses gegen Ende seines Lebens das Museum verlassen und eine Schule zu Smyrna gegründet zu haben. Das Studium der verschiedenen Zweige der Medicin wurde aber auch von Andern, die sich nicht unmittelbar in den Reihen der Fachmänner befanden, betrieben. So widmete sich Mithidrates, König von Pontus, der Untersuchung der Gifte und der Entdeckung von Gegengiften.

Welcher Abstand zwischen dieser wissenschaftlichen Medicin und den Wunderkuren, welche sie alsbald ersetzten, zwischen Hippokrates und den großen, alexandrinischen Aerzten und den Schreinen von Heiligen und Mönchen!

Die jüdischen Aerzte. Vorstehender Skizze über den Zustand der griechischen Heilkunde in ihren glorreichen Tagen muß ich eine Untersuchung derselben Wissenschaft unter den Juden nach dem zweiten Jahrhundert hinzufügen; es ist nöthig zum richtigen Verständnisse des Ursprunges saracenischer Wissenschaft.

Ihre Losmachung vom Uebernatürlichen. In der Philosophie hatten sich die Juden allmälig von dem Einflusse alter Ueberlieferungen losgemacht; ihr Fortschritt in dieser Richtung zeigt sich in der thätigen Weise, wie sie die Entwickelung des Neuplatonismus unterstützten. Nach der Zerstörung Jerusalems war ganz Syrien und Mesopotamien mit jüdischen Schulen angefüllt; allein die großen Philosophen sowohl, wie die großen Kaufleute dieser Nation hielten sich in Alexandrien auf. Verfolgung und Zerstreuung, wenn sie sonst nichts Gutes zuwege brachten, thaten wenigstens der Einwirkung der Geistlichkeit Abbruch. Vielleicht hatten auch die immer wieder fehlgeschlagenen Erwartungen auf die Ankunft eines nationalen, irdischen Messias die geistig Fortgeschrittenen zu einer richtigen Würdigung alter Ueberlieferungen gebracht. Bei dieser geistigen Emancipation führten die Aerzte derselben den Reigen. Schon seit Langem, als ihre Bestrebungen noch in der Kindheit begriffen waren, hatte sich eine bittere Feindschaft gegen sie von Seiten der Leviten erhoben, deren Heilungsart in Gebet, Sühnopfern und Wundern bestand oder, wenn sie sich zu weniger übernatürlichen Mitteln herabließen, in der Anwendung von Heilmitteln, wie sie überall beim Volke im Gebrauche sind. So pflegten sie von tollen Hunden gebissenen Personen das Zwerchfell eines Hundes zu essen zu geben. Als Beispiele einer Klasse von Menschen, welche bald einen nicht unbedeutenden Antheil an der Leitung des menschlichen Fortschritts nehmen sollten, mögen genannt werden Hannina, 205 n. Ch., von seinen Nachfolgern oft als der früheste jüdische Arzt angeführt, Samuel, gleich sehr als Astronom, Geburtshelfer und Augenarzt ausgezeichnet und Erfinder einer Augensalbe, welche seinen Namen trug, Rab, der Anatom, welcher eine Abhandlung über den Bau des mensch-

lichen Körpers schrieb, wie er sich durch Secirungen herausgestellt hatte, wodurch er große Berühmtheit beim Volke erlangte, so daß nach seinem Tode die Erde auf seinem Grabe als Medicin gebraucht wurde, Abba Umna, dessen Studium des Wahnsinns deutlich zeigt, daß er der nationalen Lehre vom Besessensein von Teufeln eine materielle Auslegung gab und jene sonderbare Täuschung durch die wissenschaftliche Erklärung körperlicher Zerrüttung ersetzte. Dieser ehrenwerthe Arzt machte es sich zur Regel, von Armen keine Entschädigung anzunehmen und in emsiger Aufmerksamkeit keinen Unterschied zwischen ihnen und den Reichen zu machen. Diese Männer sind als das Vorbild ihrer Nachfolger bis zum siebenten Jahrhundert zu betrachten, wo die orientalischen Schulen in Folge der arabischen Kriegszüge aufgelöst wurden. In der talmudischen Literatur sind alle Anzeichen eines Uebergangszustandes, soweit die Heilkunst in Betracht kommt, vorhanden; das Uebernatürliche scheint in das Physische überzugehen, das Geistliche mit dem Exacten sich zu vermischen; so kann ein Rabbi durch die kirchliche Handlung des Händeauflegens Krankheiten heilen; von Fieberstörungen wird eine genaue, wenn auch irrige Erklärung gegeben und die Lähmung der Hinterschenkel an Thieren ganz richtig auf den Druck einer Geschwulst auf das Rückgrat zurückgeführt. Manche Kernstellen aus seinen Schriften sind fast belustigend: „Jede Krankheit, nur keine Verstopfung der Eingeweide, jeden Schmerz, sofern er das Herz nicht berührt, jede Unpäßlichkeit, sofern sie den Kopf nicht angreift, jedes Uebel, nur kein zänkisches Weib.“

Die Araber treten in enge Verbindung mit ihnen.

Anfangs, nach dem Falle der Alexandrinischen Schule, war es Alles, was die jüdischen Aerzte zu thun vermochten, um die Gelehrsamkeit, welche auf sie vererbt war, zu erhalten. Als aber die Stürme der arabischen Eroberung vorüber waren, finden wir sie als Berather der gekrönten Häupter wieder und vermöge ihrer vortheilhaften Stellung, ihrer freisinnigen Erziehung, ihrer umfassenden Anschauungen einen höchst bedeutsamen Einfluß auf den geistigen Fortschritt der Menschheit ausüben.

Jüdische Aerzte gelangen zu Einfluß.

Maser Djairah, Leibarzt des Kalifen Moawiyah, zeichnete sich zugleich als Dichter, Kritiker und Philosoph aus, Kalid übersetzte viele Werke aus dem Griechischen, Harun, ein Arzt aus Alexandrien, dessen Pandecten, eine unglücklicher Weise verloren gegangene Abhandlung, die erste sorgfältige Beschreibung der Kinderblattern und die Methode ihrer Heilung enthalten haben soll. Isaak Ben Emram schrieb eine Originalabhandlung über Gifte und ihre Symptome, Andere folgten ihm. Der Kalif Al-Raschid, welcher durch Vermittelung jüdischer Botschafter politische Verbindungen mit Karl dem Großen unterhielt, gab jenem Monarchen ein

Sie gründen medicinische Bildungsanstalten.

Beispiel, welches derselbe sich auch angelegen sein ließ, zu benutzen, indem er die medicinische Bildungs-

anstalt zu Djondesabur eifrig förderte und eine Universität zu Bagdad gründete. Niemand durfte die Heilkunst ausüben, bevor er nicht vor einer jener beiden Facultäten ein genügendes Examen abgelegt hatte. Im Osten ging die theologische Theorie von der Krankheit und ihrer Heilung raschen Schrittes ihrem Ende entgegen. An der Schule zu Bagdad soll Josua ben Nun der berühmteste Professor gewesen sein, während die Schule selbst thätig Uebersetzungen griechischer Werke in das Arabische förderte und zwar nicht allein von Fachwerken, sondern auch von Werken allgemeinen Inhalts. Auf diese Weise wurden die Schriften Platos und Aristoteles vor dem Untergange gesichert, ja man hat behauptet, daß fast ohne Ausnahme Tag für Tag mit Büchern beladene Kameele zu den Thoren Bagdads hereingezogen wären. Um den Vorrath noch zu vermehren, wurde der Kaiser Michael III. vertragsmäßig gezwungen, griechische Bücher zu liefern. Diese geistige Bewegung zog nothwendig eine ungemeine Verbreitung von Licht und Aufklärung nach sich. Schulen erstanden in Bassora, Ispahan, Samarkand, Fez, Marokko, Sicilien, Cordova, Sevilla, Granada.

Und fördern Wissenschaft und Literatur.

Vermischung der Magie und Zauberei.

So wurden die Araber durch die Juden und Nestorianer mit der medicinischen Wissenschaft Griechenlands und Alexandriens bekannt; dazu kam aber noch eine andere Kunde düstererer Art, welche ihren Ursprung aus Persien oder vielleicht noch weiter zurück aus chaldäischen Quellen herleitete, indem die Nestorianer bedeutende kirchliche Niederlassungen in Mesopotamien besaßen und die Juden mit diesem Lande, aus dem ja ihre Vorfahren selbst stammten, längst vertraut gewesen waren. Mehr als einmal hatte durch die Ideen desselben ihre nationale Religion Abweichungen erlitten. Diese auswärtige Kunde bestand in Astrologie oder Magie und wurde durch Beschwörungen, Amulets, Zauber und Talismane praktisch ausgeführt. Ihr Grundsatz lautete, daß die planetarischen Körper Einfluß auf irdische Dinge ausüben. Da man dazumal sieben Planeten und sieben Metalle kannte — Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn bildeten die Planeten der Astrologie —, so ward eine gebührende Vertheilung mit denselben vorgenommen. Gold war der Sonne, Silber dem Monde heilig u. s. w. Ebenso verfuhr man mit den Eintheilungen der Zeit; die sieben Tage der Woche wurden den sieben Planeten der Astrologie gewidmet. Die den Tagen beigelegten Namen und die Ordnung, in welcher sie auftreten, stehen offenbar mit der ptolemäischen Auffassung der Astronomie in Verbindung, wonach jedem Planeten der Ordnung seines Auftretens gemäß eine Stunde angewiesen wurde und wonach der in der ersten Stunde eines Tages herrschende Planet jenem Tage seinen Namen verlieh. So geordnet, ist die Woche ein merkwürdiges Beispiel von der

Theile der Materie und der Zeit werden dem Uebernatürlichen gewidmet.

Ursprung der Woche.

Langlebigkeit einer den Bedürfnissen des Menschen angepaßten Einrichtung. Sie hat viele Wechsel im Reiche überlebt, sich dem Kirchensysteme Europas aufgedrängt, welches, unfähig, ihr abgöttisches Aussehen abzuändern, den volksthümlichen Irrthum begünstigte, daß dieselbe ihre Berechtigung der heiligen Schrift verdanke, ein Irrthum, der sich zu deutlich in den heidnischen Benennungen, welche die Tage führen, sowie in der Ordnung ihres Auftretens verräth. Den alten Klassikern und den inspirirten Schriftstellern war sie unbekannt.

Der Einfall, Theile der Materie oder der Zeit übernatürlichen Dingen zuzueignen, rührte von der im ganzen Osten verbreiteten Lehre von einem allgemeinen Geiste oder einer Weltseele her. Dieselbe liegt, wie wir in Kapitel III. gesehen haben, aller orientalischen Theologie zu Grunde und ist eine zugleich sehr alte und nicht unphilosophische Auffassung. Von dieser Seele, nahmen Viele an, sei der Geist des Menschen ein Theil, einem aus der Flamme hervorsprühenden Funken vergleichbar. Alle andern belebten oder nicht belebten Dinge, Thiere, Pflanzen, Steine, ja selbst Naturformen, wie Flüsse, Berge, Wasserfälle, Grotten, besitzen jedes einen innewohnenden und belebenden Geist.

Zauber und Amulete leiteten ihre Kraft daher nicht aus der materiellen Substanz, woraus sie bestanden, sondern aus diesem innewohnenden Geiste ab. Im Falle des Menschen glaubte man, daß sein immaterielles Princip seiner persönlichen Körperform entspreche. Von den beiden großen Secten, in welche sich die jüdische Nation gespalten hatte, nahmen die Pharisäer die assyrische Lehre an, die Sadducäer dagegen, welche das Dasein eines solchen Geistes leugneten, rühmten sich, daß ihr Glaube der alte, mosaische Glaube sei, und beschuldigten ihre Gegner, daß sie zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft angesteckt worden wären, vor welcher Katastrophe laut ihrer Behauptung diese Lehren in Jerusalem unerhört gewesen seien. In Alexandrien gab es unter den tonangebenden Männern viele Anhänger dieser Meinungen. So schrieb Plotinus ein Buch über die Verbindung von Dämonen mit Menschen und sein Schüler Porphyrius bewies praktisch die Möglichkeit eines solchen Bündnisses; denn als er sich mit Plotinus und einem ägyptischen Priester nach dem Tempel der Isis begab, erbot sich Ersterer, um seine Zauberkraft zu beweisen, den Geist des Plotinus selbst in sichtbarer Form heraufzubeschwören. Ein magischer Kreis wurde auf dem Boden gezogen und mit den gebräuchlichen astronomischen Zeichen umgeben; die Anrufung begann, der Geist erschien und Plotinus stand seiner eigenen Seele Auge in Auge gegenüber. Einerlei, in wie weit der Nekromant sich bei diesem erfolgreichen Experiment auf optische Kunstgriffe, in wie weit auf die Erregung der Einbildungskraft stützte, vielleicht

Alexandrinische Nekromantik.

auf Beides. Genug, daß sich der Geist eines lebenden Menschen citiren ließ, um wie wahrscheinlicher also die Seele eines Todten!

Diese Ideen entspringen aus Pantheismus.

Im Grunde hingen diese ausschweifenden Lehren mit Pantheismus zusammen, der im Stillen überall Glauben fand; denn obgleich man so in ungefügiger Ausdrucksweise einen Unterschied zwischen Geist und Materie, Seele und Leib zu machen schien, so galt es unter den Eingeweihten doch für ausgemacht, daß die Materie ein bloßer Schatten des Geistes und der Körper ein täuschendes Sinnbild der Seele sei.

Die Schwarzkunst.

Im achten Jahrhundert hatten sich viele überraschende und unerklärliche Thatsachen auf dem Gebiete der Natur angehäuft, welche ganz darauf berechnet waren, auf diejenigen, welche Zeuge derselben waren, einen tiefen Eindruck zu machen. Jetzt sind sie jedem Chemiker zur Genüge bekannt. Dicht verschlossene Gefäße wurden, über dem Feuer glühend gemacht, anscheinend durch eine individuelle Triebfeder gesprengt, ungreifbare Dämpfe zu festen Körpern verdichtet, aus farblosen Flüssigkeiten plötzlich bunte Niederschläge ins Dasein gerufen, Flammen sprühten ohne angemessene Ursache hervor und Explosionen fanden von selbst Statt. So viel Unerwartetes und Unerklärliches rechtfertigte den Titel „Geheimwissenschaft“ und „Schwarzkunst“. Solche vereinzelte, in keiner Beziehung zu einander stehende Wunder verknüpfte man nun. Die chaldäische Vorstellung von einer Weltseele und einem inwohnenden Geiste gab den Faden ab, auf welchem alle diese Perlen, denn als solche hatten sie sich herausgestellt, an einander gereiht werden konnten.

Die Araber verfallen in diese Täuschungen.

Begierig — denn stets liegt ein Reiz im Uebernatürlichen — empfingen die Araber von ihren nestorianischen und jüdischen Lehrern in der Heilkunde diese mystischen Auslegungen, mit wahrem Wissen untermischt. Aber weit entfernt, sich mit dem, was ihnen von ihren Meistern überliefert worden, zufrieden zu geben, machten sie sich daran, es zu verbessern und auszudehnen. Jede Substanz wurde allen möglichen Operationen unterworfen, wodurch die Experimentalprocesse, welche man sie gelehrt hatte, eine bedeutende Verbesserung erlangten. Dadurch, daß sie unterschiedliche Körper dem Feuer aussetzten, stellte sich die Möglichkeit heraus, ihnen verfeinerte Bestandtheile zu entlocken, in welchen sich die Eigenschaften zu vereinigen schienen, welche in mehr vertheilter Weise den Substanzen angehörten, aus denen sie gezogen waren. Da diese Bestandtheile nach ihrer Loslösung Anfangs oft unsichtbar, doch aber fähig waren, die stärksten Gefäße aus einander zu sprengen, und zuweilen unter Geknall und Flammen verschwanden, so hielten sie dieselben für den innewohnenden Geist oder die Seele des Körpers, aus welchem das Feuer sie hervorgetrieben habe. Es war die chaldäische Lehre in die Wirklichkeit übersetzt. So gelangten sie zum Wein-

geist, zur Salpeter-, zur Salzsäure*). Wir bedienen uns im Handel noch immer dieser Benennungen, obgleich sie ihre Bedeutung längst verloren haben. Als sie zuerst eingeführt wurden, besaßen sie einen buchstäblichen Sinn. Die Alchemie mit ihren Essenzen, Quintessenzen und Geistern war materialisirter Pantheismus. Man sah, daß Gott sich in Allem, im Abstracten wie im Concreten, in Zahlen wie in greifbaren Dingen befinde.

Desgleichen die Christen. Im voraus berührend, was später im Einzelnen in Betracht zu ziehen sein wird, darf ich hier wohl bemerken, daß es nicht die Mohammedaner allein waren, welche sich diesen mystischen Täuschungen überließen; das Christenthum war ebenfalls darauf vorbereitet. Nach der Meinung desselben waren Erde, Luft und Meer voll von unsichtbaren Formen. Die übernatürlichen Kräfte göttlicher Gebilde fanden selbst noch mehr Glauben als im Heidenthum, nur wurden sie dem Einflusse von Teufeln beigemessen. Der Mondsüchtige wurde durch die Behaftung mit einem ähnlichen Besitz geplagt. Entlud ein Quell sein Wasser in periodischen Ergüssen kohlensauren Gases, so war er von einem Engel angerührt, stieg ein Unglücklicher in einen Brunnen hinab und wurde von dem Kohlenstoffgase erstickt, so hatte es ein versteckter Dämon gethan; rief das Grubenlicht des Bergmanns eine Explosion hervor, so rührte sie von der Wuth eines boshaften Geistes her, welcher Schätze hütete und in seiner Einsamkeit gestört war. Endlos waren die Geschichten, welche durch die bündigsten Zeugnisse aus Menschenmund beglaubigt waren, wobei dergleichen Geister gelegentlich unter sichtbarer Form erschienen; es gab keine Grotte, kein Waldesdickicht, keine Höhle, in der sich nicht Engel, Genien oder Dämonen hatten sehen lassen. Obgleich die Benennungen noch nicht eingeführt waren, so galt es doch als ausgemacht, daß die Luft ihre Sylphen, die Erde ihre Gnomen, das Feuer seine Salamander, das Wasser seine Undinen habe; dem Tage gehörten seine Erscheinungen, der Nacht ihre Feen an. Die faule Luft stehender Sümpfe und Gewässer nahm die sichtbare Form von Dämonen scheußlichen Aussehens, die explodirenden Gase der Minen die Gestalt tückischer Zwerge mit fahlem Antlitz, lederartigen, bis auf die Schultern herabhängenden Ohren und grauen, tuchenen Kitteln an. Philosophische Auffassungen sind nie ganz aus socialen Ideen loszuschälen, die Gedanken des Menschen pflegen stets eine gewisse Färbung von dem geistigen Medium anzunehmen, worin er lebt.

Im Christenthum jedoch fand die Hauptanwendung dieser Lehren auf Reliquien von Martyrern und Heiligen Statt. Gleich den Amulets und Talismanen Mesopotamiens wurden sie angesehen, als besäßen sie

*) Im Englischen Salpeter-Salz g e i s t. Anm. d. Uebersetzers.

übernatürliche Kräfte. Sie waren eine sichere Schutzwehr gegen böse Geister und eine unfehlbare Hülfe in Krankheiten.

Eigenthümliche Kraft erhielten diese mystischen Vorstellungen durch die besondere Richtung, welche sie zufällig nahmen. Da es in der Erde Wasseradern und Oeffnungen giebt, durch welche die Luft Zutritt erlangt, so zog man daraus eine Analogie zwischen ihrer Bildung und der des Thieres, was zu dem Schlusse einer Aehnlichkeit ihrer Verrichtungen führte. Hieraus entstand die Theorie von der Entwickelung der Metalle in ihrem Schooße unter dem Einflusse der Planeten, indem die schwangere Erde von selbst aus niederen Dingen nach einer bestimmten Anzahl von Mondwanderungen Gold und Silber erzeugte. Doch bemerkte man bereits bei der Lehre von der Verwandlung der Metalle, daß für die Natur Zeit Nichts, für den Menschen Alles ist. Was bedeuten der Natur, wenn sie ein werthloses Metall in ein besseres verwandelt, tausend Jahre? Für den Menschen umfaßt ein halbes Jahrhundert die Periode seiner intellectuellen Thätigkeit. Das Ziel der geweihten Kunst sollte darin bestehen, den natürlichen Zeitabschnitt abzukürzen, und da sich der Einfluß der Hitze in Beschleunigung der Fruchtreife erkennen ließ, war da nicht mit Grund anzunehmen, daß gehörig geregelte Wärmegrade dem Zwecke entsprechen würden? Ließ sich nicht, indem man schlechtes Material eine bestimmte Zeit lang dem Schmelzofen aussetzte, das gewünschte Ereigniß beschleunigen? Der Kaiser Caligula, welcher früher durch die Kraft des Feuers aus Operment Gold zu machen versucht hatte, war nur einer unter tausenden von Adepten, welche ähnliche Pläne verfolgten. Manche vertrauten dem Beisatze einer materiellen Substanz, um das Feuer bei der Reinigung von den Schlacken des schlechten Gehaltes, welcher mit unterlief, zu unterstützen. Hieraus entstand die Lehre vom Projectionspulver und dem Stein des Weisen.

*Verwandlung der Metalle — Alchemie.*

*Der Stein des Weisen.*

*Transmutation und Transsubstantiation.*

Diese Lehre, Dinge in wesentlich verschiedene Formen verwandeln zu können, nahm einen stetigen Fortgang, in materieller Richtung zur Alchemie, der Kunst, Gold und Silber aus niederen Metallen zu machen, und in der Theologie zur Transsubstantiation führend. Transmutation und Transsubstantiation waren Zwillingsschwestern, bestimmt, eine Weltberühmtheit zu erlangen; die eine trat mit der Wissenschaft Mekkas in Bund, die andere mit der Theologie Roms.

*Das Lebenselixir.*

Während die Araber sich so mit der Betreibung der Alchemie beschäftigten, wurden sie durch ihre medicinischen Neigungen zugleich zur Pflege einer andern alten Täuschung, der Entdeckung eines allgemeinen Wunderheilmittels oder Elixirs, geführt, welches für immer alle Krankheiten heilen und das Leben auf ewig verlängern sollte. Die

mystischen Experimentirer hatten Jahrhunderte lang die ganze Natur von den gelben, der Sonne geheiligten Blumen, und dem Golde, ihrem Sinnbilde und Repräsentanten auf der Erde, an bis herab zu den ekelsten Excrementen des menschlichen Körpers durchwühlt. Was das Gold betraf, so hatten sich um jenes Metall viele eingebildete Vorzüge als Zugabe zu seinem wahren Werthe angesammelt; man glaubte, bei einer gewissen Präparirung desselben das Lebenselixir finden zu können. Hierin liegt die

Goldtinctur.

Erklärung der unermüdlichen Versuche zur Bereitung der Goldtinctur; denn man glaubte allgemein, daß, wenn dieses Metall in aufgelöstem Zustande zu erlangen sei, es das lange gesuchte Wunderheilmittel liefern würde. Auch schien es nicht unmöglich zu sein, die Kraft des Wassers so zu erhöhen, daß demselben neue Tugenden verliehen und dadurch die Fähigkeit mitgetheilt würde, die gewünschte Auflösung zu Stande zu bringen. Gab es nicht natürliche Wasser von den verschiedensten Eigenschaften? gab es nicht solche, welche das Gedächtniß stärken, andere, welche es zerstören, solche, welche die Lebensgeister kräftigen, andere, welche sie abstumpfen, endlich solche, und sie wurden hoch geschätzt, welche Gegenliebe sichern konnten? Man wußte schon lange, daß sowohl natürliche, wie künstliche Wasser dauernden Einfluß auf die Gesundheit ausüben und daß sich Instrumente anfertigen lassen, um die Eigenschaften derselben zu ermitteln. Zosimus, der Panopolitaner, hatte in früheren Zeiten die Operation des Destillirens beschrieben, wodurch es gereinigt werden kann; die Araber nannten den Apparat zur

Chemische Wasser.

Ausführung dieses Experiments den Destillirkolben. Seine Abhandlung über die Tugenden und die Zusammensetzung des Wassers war in die Form eines Traums gekleidet, in welchem uns graubärtige Priester, die vor dem Altare opfern und phantastisch hin und her schweben, Kessel mit siedendem Wasser, in welchem spannenlange Menschen umherwandeln, erzgeharnischte Krieger, welche schweigend bleierne Bücher lesen, und geflügelte Sphinxe vorgeführt werden. In so dunkeln Dichtungen ließ sich Wissen vorsätzlich, Unwissenheit bequem verstecken.

Die Araber geben den Anstoß zu wissenschaftlicher Chemie.

Die praktischen Araber hatten sich noch nicht lange in diese fesselnden, aber planlosen Bestrebungen vertieft, als sich Ergebnisse von sehr erheblicher Bedeutung bemerkbar machten. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus legte die Entdeckung der scharfen Säuren den Grund zur Chemie, vom politischen aus brachte die Erfindung des Schießpulvers eine Umwälzung in der Welt hervor.

Schießpulver und Feuerwerke.

Es gab verschiedene explodirende Mischungen. Automatisches Feuer wurde aus gleichen Theilen von Schwefel, Salpeter und schwefelsaurem Ammonium gemacht, die man fein zerrieb und nebst gleichen Theilen vom Safte der schwarzen Sycomore und

von flüssigem Asphalt zu einem Teige vermischte, wozu noch ein wenig ungelöschter Kalk hinzukam. Setzte man diese Mischung den Strahlen der Sonne aus, so gerieth sie in Brand.

Von flüssigem oder griechischem Feuer haben wir keine genaue Beschreibung, da die Kenntniß desselben in Constantinopel als Staatsgeheimniß behandelt wurde. Doch ist Grund vorhanden, zu glauben, daß es Schwefel und salpetersaure Pottasche, mit Steinöl vermischt, enthielt. Ueber die Zusammensetzung des Schießpulvers giebt Marcus Gräcus, dessen Lebenszeit wahrscheinlich gegen Schluß des achten Jahrhunderts zu verlegen ist, eine genaue Beschreibung. Seine Anleitung lautet, in einem marmornen Mörser ein Pfund Schwefel, zwei Pfund Holzkohle und sechs Pfund Salpeter zu zerstoßen. Etwas von diesem Pulver fest in eine lange und enge, an einem Ende geschlossene Röhre gestampft und sodann aufs Feuer gesetzt, wird die Röhre durch die Luft fliegen; dies ist offenbar die Rakete. Ferner sagt er, man könne den Donner nachahmen, indem man Etwas von jenem Pulver einwickele und es fest zuschnüre; dies ist der Schwärmer. Es scheint demnach, daß Feuerwerke den Feuerwaffen vorausgingen. Demselben Verfasser ver-

Unverbrennbare Menschen.

danken wir Recepte, um die Haut unverbrennbar zu machen, so daß man Feuer mit den Händen angreifen könne, ohne sich zu verbrennen. Diese wurden ohne Zweifel als Erklärungen zu den Legenden damaliger Zeit aufgenommen, welche berichteten, daß Wunderthäter sich die Hände in geschmolzenem Kupfer gewaschen und ganz gemüthlich in brennendem Stroh gesessen hätten.

Arabische Chemiker.

Unter den saracenischen Namen mögen als Pfleger der Alchemie erwähnt werden: El-Rasi, Ebid Durr, Djafar oder Geber, Toghragé, welcher ein alchemistisches Gedicht schrieb, und Dschildegi, dessen eines Werk den bezeichnenden Titel „die Laterne" führt. Die Definition, welche mehre dieser Verfasser von der Alchemie geben, ist sehr auffallend: die Wissenschaft des Gleichgewichts, die Wissenschaft der Schwere, die Wissenschaft der Verbrennung.

Djafar entdeckt die Salpetersäure und das Königswasser.

Verweilen wir einen Augenblick bei einem dieser Chemiker, Djafar. Derselbe lebte gegen Ende des achten Jahrhunderts und wird von Rhases, Avicenna und Kalid, den großen arabischen Aerzten, als ihr Meister verehrt. Sein Name ist denkwürdig in der Chemie, da er eine Epoche in dieser Wissenschaft bezeichnet, welche von gleich hoher Bedeutung, wie die Priestleys und Lavoisiers ist. Er ist der Erste, welcher die Salpetersäure und das Königswasser beschreibt. Vor ihm war keine schärfere Säure, als concentrirter Weinessig bekannt. Wir können uns die Chemie nicht anders als im Besitze von Säuren vorstellen. So mag denn Roger Bacon wohl von ihm als dem magister magistrorum reden. Er hat vollkommen richtige

Vorstellungen von der Natur der Geister oder Gase, wie wir sie nennen, so sagt er: „O Sohn der Wissenschaft, wenn Geister sich in den Körpern festsetzen, so verlieren sie ihre Form, sie sind ihrer Natur nach nicht mehr, was sie waren. Zwingst du sie, sich von Neuem zu befreien, so entflieht der Geist entweder allein mit der Luft und der Körper bleibt gefesselt im Kolben zurück, oder Geist und Körper entfliehen zusammen im selben Augenblicke.“ Seine Lehre über die Natur der Metalle war, obgleich irrig, nicht ohne wissenschaftlichen Werth. Metalle betrachtet er als ein Gemisch von Schwefel, Merkur und Arsenik und leitet daraus die Möglichkeit einer Umwandlung durch Veränderung in der Proportion dieser Ingredienzen ab. Er weiß, daß oxydirtes Metall an Gewicht zunimmt — eine Entdeckung von größter Wichtigkeit, da sie schließlich dahin führte, Stahls Lehre vom Brennstoffe umzuwerfen, die jedoch Europäern aus viel späteren Zeiten zugeschrieben wurde. Er beschreibt die Operationen der Destillation, Sublimation, Filtration, verschiedene chemische Apparate, Wasserbäder, Sandbäder, Schmelztiegel aus Knochenerde, von deren Gebrauche er eine merkwürdig klare Beschreibung giebt. Ein Chemiker liest mit Interesse Djafars alterthümliche Methode, Salpetersäure durch Destillirung von Kupfervitriol, Alaun und Salpeter in einer Retorte zu erzielen. Er setzt ihre ätzende Kraft auseinander und zeigt, wie man sie so weit steigern könne, um Gold damit aufzulösen, indem man eine Portion Salmiak hinzu thut. Djafar kann also als derjenige betrachtet werden, der das alchemistische Räthsel, Gold in trinkbaren Zustand zu versetzen, gelöst hat. Ohne Zweifel sind viele Versuche über den Einfluß dieser Auflösung auf das animalische System, wovon man so ausschweifende Erwartungen gehegt hatte, angestellt worden. Die Enttäuschungen, welche man erfuhr, waren gewiß die Ursache, daß die Berichte über diese Versuche nicht auf uns gekommen sind.

Und daß Oxydirung das Gewicht vermehrt.

Er löst das Problem der Goldtinctur.

Rhazes entdeckt die Schwefelsäure.

Neben Djafar möge noch Rhazes erwähnt werden, der 860 n. Ch. geboren wurde und erster Arzt an dem großen Hospital zu Bagdad war. Von ihm rührt die erste Beschreibung der Präparirung und der Eigenschaften der Schwefelsäure her. Er stellte sie, wie die Nordhauser Sorte noch angefertigt wird, durch Destillirung von getrocknetem grünen Vitriol her. Auch rühren von ihm die ersten Angaben zur Präparirung von reinem Alkohol durch Destillirung von Weingeist aus ungelöschtem Kalk her. Als eine sonderbare, von den Saracenen gemachte Entdeckung möge hier noch das Experiment Achild Bechils Platz finden, der, indem er einen Extract aus Urin, Lehm, Kalk und pulverisirter Holzkohle destillirte, einen künstlichen Karfunkel erzielte, welcher im Dunkeln „wie ein prächtiger Mond“ schien. Dies war Phosphor.

Bechil entdeckt den Phosphor.

Geologische Ansichten des Avicenna.

Und nun that sich unter den arabischen Aerzten eine wahrhaft überraschende Genauigkeit im Denken und Weite der Anschauung hervor. Man könnte fast annehmen, daß die folgenden Zeilen von einem unserer Zeitgenossen geschrieben wären, doch sind sie einem Kapitel des Avicenna über den Ursprung der Gebirge entnommen. Dieser Autor wurde im zehnten Jahrhundert geboren. „Berge können von zwei verschiedenen Ursachen herrühren. Entweder sind sie die Folgen von Erhebungen der Erdkruste, wie sie während eines gewaltigen Erdbebens vorkommen konnten, oder des Wassers, das, indem es sich neue Bahnen brach, die Thäler entblößte, deren Schichten verschieden, die einen weich, die andern hart waren. Erstere werden durch Wind und Wasser aufgelöst, letztere dagegen bleiben unberührt. Die meisten Erdhöhen sind letzteren Ursprunges. Es erforderte lange Zeit, bis dergleichen Veränderungen sich vollzogen, während welcher die Berge selbst vielleicht etwas an Umfang abgenommen hatten. Daß aber Wasser die Hauptursache dieser Wirkungen gewesen ist, wird durch das Vorhandensein fossiler Ueberbleibsel von Wasserthieren und anderen Thieren auf vielen Bergen bewiesen." Avicenna erklärt auch die Natur versteinerter oder übersinterter Gewässer und erwähnt Meteorsteine, aus deren einem eine Degenklinge gemacht worden sei, fügt aber hinzu, daß das Metall zu spröde gewesen, um es gebrauchen zu können. Ein bloßes Verzeichniß von mehren der Werke Avicennas wird den damaligen Zustand des arabischen Geistes zeigen: 1. über den Nutzen und Vortheil der Wissenschaft, 2. über Gesundheit und Heilmittel, 3. die Gesetze der Physik, 4. astronomische Beobachtungen, 5. mathematische Lehrsätze, 6. über die arabische Sprache und ihre Eigenschaften, 7. über den Ursprung der Seele und die Auferstehung des Leibes, 8. Darlegung der Seitenlinien bei Sphären, 9. ein Abriß des Euklid, 10. über Endlichkeit und Unendlichkeit, 11. über Physik und Metaphysik, 12. eine Encyclopädie des menschlichen Wissens in 20 Bänden, ꝛc. ꝛc. Die Durchsicht eines solchen Verzeichnisses genügt, um die höchste Aufmerksamkeit zu erregen, wenn man sich an den derzeitigen Zustand Europas erinnert.

Seine Werke zeigen die Höhe der damaligen Zeit an.

Wirkung des Suchens nach dem Lebenselixir auf die praktische Heilkunst.

Das Suchen nach dem Elixir ließ auf die arabische Experimentalwissenschaft einen sehr bestimmten Eindruck zurück, indem es dieselbe in ihrer medicinischen Anwendung bestärkte. Dieser Anwendung lag das Princip zu Grunde, daß es möglich ist, Krankheiten des menschlichen Körpers durch rein materielle Mittel abzuhelfen. Als die Wissenschaft fortschritt, schüttelte sie allmälig ihren Fetischismus ab, indem das Geistige zur Bedeutungslosigkeit herabsank und das Materielle kühner in den Vordergrund trat. Doch brach sich nicht ohne große Schwierigkeit die große

Lehre Bahn, daß der Einfluß von Substanzen auf die Beschaffenheit des Menschen durchaus materieller Art ist und keineswegs von einem inwohnenden oder belebenden Geiste herrührt, daß es nicht vom mindesten Nutzen ist, über Droguen Beschwörungen zu murmeln oder über dem Mörser, worin die Medicinen gemischt werden, Gebete zu sprechen, da dies am Erfolge Nichts ändert, daß Amuleten und Zaubermitteln nicht die geringste Kraft beiwohnt und daß Heiligenreliquien, mögen sie auch dazu dienen, die Einbildungskraft Unwissender zu erregen, doch der Aufmerksamkeit des Philosophen unwürdig sind.

Medicinischer Kampf zwischen Europa und Afrika.

Letztere Gesinnung war es, über welche Europa und Afrika in geistigen Zwiespalt mit einander geriethen. Die saracenischen und hebräischen Aerzte waren vollständig materialisirt. In der ganzen Christenheit war die Ausübung der Heilkunst etwas durchaus Uebernatürliches. Sie befand sich in den Händen der Geistlichen, und Heiligenreliquien, Schreine und Wunderkuren bildeten eine unversiegbare Einnahme-Quelle. Später werde ich die näheren Umstände des Streites zu beschreiben haben, welcher sich zwischen der materiellen Philosophie auf der einen und übernatürlicher Gaukelei auf der andern Seite entspann, zu zeigen haben, wie das arabische System den Sieg davon trug und wie aus jenem Siege das industrielle Leben Europas hervorging. Die in Constantinopel und Alexandrien eingeweihte Politik ward zum Glück für die Welt am Ende über den Haufen geworfen. Die großen Thaten der Araber auf dem Höhepunkte ihres Zeitalters der Vernunft muß ich einer späteren Stelle vorbehalten. Zu einer Zeit, wo Europa kaum so viel Bildung besaß, als das Kaffernland heut zu Tage, schafften und pflegten die Saracenen die Wissenschaft. Ihre Triumphe in Philosophie, Mathematik, Astronomie, Chemie, Medicin waren glorreicher, dauerhafter und daher wichtiger, als ihre kriegerischen Thaten.

---

# Vierzehntes Kapitel.

## Das Zeitalter des Glaubens im Westen.

(Fortsetzung.)

## Bilderdienst und Mönche.

Einfluß der Araber.

Der arabische Einfluß, sich mit der Philosophie verbindend, war fortan fruchtbar an andern als militairischen Re-

sultaten. Zu dem Verluste Afrikas und Asiens kam jetzt die über Europa selbst hereinbrechende Verwirrung hinzu, welche mit der Auflösung des Christenthums in zwei Formen, die griechische und lateinische, und mit drei großen politischen Ereignissen, nämlich der Losmachung der Päpste von den Kaisern zu Constantinopel, der Usurpation der Macht von einer neuen Dynastie in Frankreich und der Wiederherstellung eines römischen Reiches im Westen, endigte.

Der Streit über den Bilderdienst gab die Veranlassung zu jenen großen Ereignissen. Die Handlungen der mohammedanischen Kalifen und der ikonoklastischen oder bilderstürmenden Kaiser riefen jenen Streit hervor.

Anbetung von Reliquien und Bildern.

Nichts konnte beklagenswerther sein, als der Zustand des südlichen Europas zur Zeit, wo es zuerst den geistigen Einfluß der Araber empfand. Seine alten römischen und griechischen Bevölkerungen waren gänzlich verschwunden und die an ihre Stelle getretenen Mischlings- und Bastardracen in Fetischismus versunken. Wer gewisse Ceremonien beobachtete, führte ein frommes Leben; von Sittlichkeit schien man keine Vorstellung zu haben. Ein Splitter vom wahren Kreuze, einige Eisenspäne von der Kette des heil. Petrus, der Zahn oder Knochen eines Martyrers wurden abgöttisch verehrt; die Welt war voll der erstaunlichsten Wunder, welche diese Heilmittel vollbracht hatten. Namentlich aber wurde den gemalten oder gestochenen Bildern heiliger Persönlichkeiten solche Kraft zugeschrieben. Dieselben waren zu Gegenständen eines wahren Götzendienstes geworden. Die Leichtigkeit, womit die Kaiserin Helena, die Mutter Constantins des Großen, dieser Abgötterei einen aristokratischen Anstrich verliehen hatte, zeigte, daß die alten heidnischen Ideen nie gänzlich ausgestorben waren, und daß die entarteten Bevölkerungen beifällig die religiösen Vorstellungen ihrer großen Vorgänger aufnahmen. Die frühesten Kirchenväter glaubten, daß Malerei und Bildhauerei durch die heilige Schrift verboten und daher verruchte Künste wären, und obgleich das zweite Concil von Nicäa behauptete, daß der Gebrauch von Bildern von der Kirche stets gestattet worden sei, so giebt es doch Thatsachen die Fülle, welche beweisen, daß man sich ihrem wirklichen Dienste erst gegen das vierte Jahrhundert überließ, wo er bei Gelegenheit seines Vorkommens in Spanien von dem Concil von Illiberis verdammt wurde.

Schnelle Verbreitung derselben unter der Christenheit.

Während des fünften Jahrhunderts nahm die Gewohnheit, Bilder in die Kirchen einzuführen, zu und im sechsten war er vorherrschend geworden. Das gemeine Volk, welches nie fähig gewesen war, Lehrgeheimnisse zu begreifen, fand seine religiösen Bedürfnisse befriedigt, indem es sich diesen Bildern zuwandte. Mit merkwürdiger Beschränktheit glaubte es, daß der Heilige in seinem Bilde

zugegen sei, obgleich hunderte derselben Art vorhanden waren und jedes ein gleiches und ausschließliches Recht auf seine geistige Gegenwart beanspruchte. Die Lehre von der Anrufung abgeschiedener Heiligen, welche im fünften Jahrhundert überwiegend wurde, ward großen Theils durch diese graphischen Formen bekräftigt. Heidnische Götzendienerei war wieder zum Vorschein gekommen.

Einfache Fetische durch Bilder ersetzt.

Anfangs wurde das einfache Kreuz als Ersatz für Amulete und Zauber früherer Zeiten gebraucht, es bildete einen Fetisch, der fähig war, böse Geister und Satan selbst auszutreiben. Dieses Wesen, von dem, was es in der edlen, orientalischen Vorstellung gewesen war, merkwürdig herabgezogen, war ein tölpischer und schadenfroher, wenn auch nicht gerade boshafter Geist, welcher nicht nur vor Holzstücken, die in Form eines Kreuzes zusammengefügt waren, sondern auch vor dem in der Luft mit dem Finger beschriebenen Zeichen desselben zurückbebte. Ein untergeordneter Dämon, glaubte man, nehme bei der Geburt jedes Einzelnen Besitz von ihm, würde aber durch die Taufe ausgetrieben. Als im Laufe der Zeit das Kreuz zum Cruzifix mit dem sterbenden Erlöser wurde, ließ sich annehmen, daß es dadurch vermehrte Kraft gewonnen habe, und nicht lange, so wurden als Zugabe zu jener anbetungswürdigen Form Bilder der Jungfrau, der Apostel, Heiligen und Martyrer eingeführt. Die alten Zeiten schienen zurückgekehrt zu sein, wo man sich diesen Bildern mit Kniebeugen, Lichtern und Weihrauch nahte. Die Einsichtigeren lehrten, daß es Hülfsmittel zur Andacht wären und daß sie unter Leuten, denen die Kunst des Lesens unbekannt sei, den nützlichen Zweck erfüllten, ihnen heilige Ereignisse gewissermaßen in hieroglyphischer Weise zurückzurufen. Unter dem großen Haufen, unter Mönchen und Weibern jedoch galten sie als mit übernatürlichen Kräften ausgestattet.

Blutende und winkende Bilder.

Bei einigen konnten die Wunden bluten, bei andern die Augen blinzeln, noch andere die Glieder heben. In alten Zeiten konnten die Statuen der Minerva Speere schleudern und die der Venus weinen.

Der Götzendienst in Griechenland und Italien nie gänzlich ausgetilgt.

In Wahrheit waren die Bevölkerungen der griechischen und lateinischen Länder nicht mehr, als dem Namen nach bekehrt und nur oberflächlich christianisirt. Die alten Ueberlieferungen und Gewohnheiten waren nie vergessen worden. Eine Neigung zum Götzendienst schien das Klima nothwendig mit sich zu bringen. Nicht ohne Grund haben die Vertheidiger des Clerus versichert, daß vom Volke auf Bilderdienst gedrungen wurde und daß die Kirche Vorstellungen zuzulassen hatte, welche sie nie im Stande gewesen war, auszurotten. Nach siebenhundert Jahren apostolischer Arbeit fand man, daß sich die Bevölkerung Griechenlands und Italiens augenscheinlich noch in ihrem alten Zustande befand und daß in

Wirklichkeit durchaus Nichts vollbracht worden war; die neuen Ankömmlinge waren in die Spuren ihrer erloschenen Vorgänger getreten. Man hat oft gesagt, daß die Wiederherstellung des Bilderdienstes von der Vernichtung der Civilisation durch die nordischen Barbaren herrühre. Allein das ist nicht wahr. Im Blute der germanischen Nationen ist die Neigung zum Götzendienste nur gering. In ihren eigenen Ländern leisteten sie ihm nur wenig Nachschub und beeilten sich, ihn völlig abzuwerfen. Die Schuld lag nicht an ihnen, sondern an den Mittelmeervölkern.

Einfluß der Barbaren. Auch darf man jene Barbaren nicht für die sogenannte Vernichtung der Civilisation in Italien verantwortlich machen. Die ächt römische Race war vor der Zeit untergegangen, sie gelangte zu einem vorzeitigen Ende in Folge ihrer ausschweifenden, wilden Lebensweise. Die Civilisation derselben würde von selbst mit ihr untergegangen sein, wenn auch kein Barbar zugegen gewesen wäre, und wenn diese Eindringlinge Anfangs einen verderblichen Einfluß ausübten, so wurde derselbe am Ende aufgewogen. Wie wenn man frische Kohlen auf ein kümmerlich brennendes Feuer wirft und eine noch größere Verminderung desselben die Folge davon ist, ja dasselbe vielleicht Gefahr läuft, gänzlich ausgelöscht zu werden, dennoch aber zur gehörigen Zeit Alles aufs Beste von Statten geht, ebenso wird sich das neue Material mit der ansteckenden Glut verbinden. Die Wilden Europas, in die erlöschenden Brennpunkte griechischen und römischen Lichtes geworfen, drückten vielleicht eine Weile die allgemeine Hitze herab, allmälig jedoch verbreitete sich dieselbe durch ihre gesammte Masse, und die hellleuchtende Flamme der neueren Civilisation schlug daraus empor. Möchten diejenigen, welche das Eindringen dieser Menschen in die klassischen Länder beklagen, doch über das Ergebniß nachdenken, welches sich sonst herausgestellt haben würde — der letzte Funken würde alsbald erloschen und Nichts, als Asche zurückgeblieben sein.

Ursprung des Ikonoklasmus. Drei Ursachen gaben Veranlassung zum Ikonoklasmus oder der Auflehnung gegen den Bilderdienst: 1. die Vorstellungen und der Spott der Mohammedaner, 2. der gesunde Menschenverstand eines großen Herrschers, Leos des Isauriers, welcher sich durch eigenes Verdienst aus der Niedrigkeit emporgeschwungen hatte und der Begründer einer neuen Dynastie zu Constantinopel geworden war, 3. die entdeckte Unfähigkeit dieser Wunder wirkenden Götzen und Fetische, ihre Anbeter oder sich selbst gegen einen ungläubigen Feind zu schützen. Ueberdies machte sich allgemein der Eindruck unter den einsichtigeren Klassen geltend, daß sich die Religion vom Aberglauben losmachen müsse. So bedeutend waren die Folgen von Leos Handlungen, daß Manche geneigt gewesen sind, seiner Regierung den ersten Versuch zuzuschreiben, die Theologie von

der Politik abhängig zu machen; dieselben führen daher, wie ich auch anderswo bemerkt habe, den Anfang des byzantinischen Reiches auf diese Periode zurück. Hundertundzwanzig Jahre lang widmeten sich sechs Kaiser dieser Verbesserung. Allein sie war verfrüht. Sie wurden überwältigt durch die Bevölkerung und die Mönche, durch die Bischöfe von Rom und durch ein abergläubisches und schlechtes Weib.

Nutzlosigkeit der Wunderbilder bei dem Einfalle der Araber entdeckt.

Das Lieblingsargument, welches man gegen die Heiden anführte, war, wie wenig ihre Götter für sie zu thun vermöchten, wenn die Stunde des Unglücks herbeigekommen wäre, wo sodann ihre Bilder und Bildsäulen geschändet und zerstört würden, wie eitel also ein solcher Gottesdienst, wie schwächlich solche Götter wären. Als Afrika und Asien, mit Reliquien und Kreuzen, Bildern und Gemälden überfüllt, vor den Mohammedanern fielen, gaben ihnen diese Eroberer dieselbe Logik mit nicht geringer Wirkung zurück. Unter den gefallenen Städten gab es kaum eine, welche nicht ein Götzenbild zum Beschützer hatte. Eingedenk des strengen Tadels des Propheten

Zerstörung und Verkauf der Götzen durch die Araber.

wider diese Todsünde, welche sowohl durch das Gebot Gottes untersagt, als auch von der menschlichen Vernunft verworfen werde, hatten die Saracenen befohlen, alle syrischen Bilder zu zerstören. Unter dem Gelächter der arabischen Krieger und den Thränen der schreckengelähmten Verehrer wurden diese Befehle unerbittlich in Vollzug gesetzt, einige Fälle ausgenommen, wo die Verlockung eines ungeheuren Lösegeldes diese Rächer der Einheit Gottes verführte, von ihrer Pflicht abzuweichen. So ward das Stück Linnen, worauf, wie man sich einbildete, der Heiland sein Antlitz abgedrückt habe, und welches das Palladium von Edessa war, von den Siegern nach Einnahme dieser Stadt entführt und später in Constantinopel um den einträglichen Preis von zwölftausend Pfund Silber verkauft. Dieses und viele andere berühmte Gemälde sollten die Eigenschaft besitzen, sich durch Berührung mit anderen Flächen zu vervielfältigen, wie man heutigen Tags Photographien vervielfältigt. Der Art waren die berühmten „ohne Hand verfertigten“ Bilder.

Der Kaiser untersagt den Bilderdienst.

Man behauptete allgemein, daß der unmittelbare Ursprung des Ikonoklasmus dem Kalifen Yezed zu verdanken sei, welcher die Zerstörung der syrischen Bilder vollführt hatte, sowie zwei Juden, welche Leo den Isaurier zu seinem Auftreten angestachelt hätten. Wie dem auch sein möge, Leo erließ 726 n. Ch. eine Verordnung, welche den Bilderdienst verbot. Dieser folgte eine andere, welche die Zerstörung der Bilder und die Abwaschung der mit ihnen geschmückten Kirchenwände anbefahl. Hierauf lehnten sich Geist-

Die Mönche stützen ihn.

lichkeit und Mönche auf, der Kaiser ward als Mohammedaner und Jude verschrieen. Er befahl, daß eine Statue des Hei-

landes in dem Chalkopratia genannten Theile der Stadt entfernt werden sollte; ein Auflauf war die Folge davon. Einer seiner Beamten stieg auf die Leiter und schlug dem Bilde mit der Axt auf den Kopf, es war ein ähnlicher Vorfall, wie er vor mehren Jahrhunderten im Tempel des Serapis zu Alexandrien stattgefunden hatte. Das heilige Bild, welches oft den Lauf der Natur gehemmt und viele Wunder gewirkt hatte, ward jetzt unfähig befunden, seine eigene Ehre zu schützen oder zu rächen. Ein Weiberhaufen trat zu seinen Gunsten auf, riß die Leiter nieder und tödtete den Beamten, auch wurde der Auflauf nicht eher gestillt, als bis Truppen herbeigerufen und eine große Metzelei vollbracht war. Die Mönche verbreiteten die Meuterei im ganzen Reiche und versuchten es sogar, einen neuen Kaiser auszurufen. Leo wurde überall als mohammedanischer Ungläubiger, als Feind der Mutter Gottes verschrieen; allein er beharrte mit unbeugsamer Entschlossenheit auf seinem Vorsatze, so lange er lebte.

Sein Sohn und Nachfolger Constantin verfolgte dieselbe ikonoklastische Politik. Da er zufällig den Taufstein, über welchem er getauft worden, verunreinigt hatte, war ihm der bedeutungsvolle Zunamen Kopronymus beigelegt. Seine spätere Laufbahn, behaupteten die Mönche, sei durch seine kirchenschänderischen Anfänge im Voraus angedeutet worden. Es wurde öffentlich behauptet, daß er Atheist sei. Seine Lebensbeschreibung beweist allerdings in vieler Beziehung, daß die höheren Klassen Constantinopels bedeutend vom Unglauben angesteckt waren. Der Patriarch legte eidlich die Behauptung ab, daß ihm Kopronymus die irreligiösesten Bekenntnisse gemacht habe, wie daß der Heiland, weit entfernt, der Sohn Gottes zu sein, seiner Meinung nach ein bloßer Mensch und von seiner Mutter auf gewöhnlichem Wege geboren wäre. Die Wahrheit dieser Anklage ward in gewissem Grade wohl durch die Rache aufrecht erhalten, welche der Kaiser an dem Patriarchen für seine rücksichtslosen Enthüllungen nahm. Er ließ ihn greifen, die Augen ausstechen und auf einem Esel sitzend, mit dem Gesicht nach dem Schwanze, durch die Stadt führen und setzte ihn darauf, als wollte er seine unaussprechliche Verachtung gegen alle Religion an den Tag legen, mit ausgesuchter Bosheit wieder in sein Amt ein.

Sie beschuldigen den Kaiser des Atheismus.

Das Concil von Constantinopel verbietet den Bilderdienst.

Wenn so der religiöse Zustand des Kaisers beschaffen war, so stand es um die höhere Geistlichkeit nur wenig besser. 754 n. Ch. wurde von Constantin ein Concil nach Constantinopel zusammenberufen, auf welchem 388 Bischöfe vertreten waren. Es nahm die Stellung des siebenten, allgemeinen Concils für sich in Anspruch und beschloß einstimmig, daß alle sichtbaren Symbole Christi, die der Eucharistie ausgenommen, gotteslästerlich oder ketzerisch wären, daß der Bilderdienst eine Verfälschung des Christenthums und eine erneuerte Form des Heidenthums sei, und ver-

ordnete, daß alle Statuen und Malereien aus den Kirchen entfernt und zerstört, sowie jeder Geistliche seines Amtes entsetzt und jeder Laie in den Bann gethan werden sollte, welcher bei der Wiederaufrichtung derselben betroffen würde. Es beschloß seine Arbeiten mit Gebeten für den Kaiser, welcher den Götzendienst ausgerottet und der Kirche Frieden verliehen habe.

Allein diese Entscheidung wurde keineswegs ruhig aufgenommen. Aufruhr unter den Mönchen. Die Mönche standen wie Ein Mann auf, diese erhoben Geschrei in ihren Höhlen, jene von den Spitzen ihrer Pfeiler, einer schmähete den Kaiser sogar in der St. Mammaskirche ins Angesicht, indem er ihn als den zweiten abtrünnigen Julian hinstellte. Auch vermochte er sich von der Plage nicht durch Geißeln, Erdrosseln und Ersäufen Einzelner zu befreien. Der Kaiser übt Vergeltung. In seiner Wuth beschloß Kopronymus, klar einsehend, daß die Mönche auf der einen und die Regierung auf der andern Seite stände, das Uebel bei der Wurzel anzugreifen und das Mönchthum selbst auszurotten. Er trieb die heiligen Männer aus ihren Zellen und Klöstern, ließ die geweihten Jungfrauen heiraten, lieferte die Gebäude zu öffentlichen Zwecken aus, verbrannte die Gemälde, Götzenbilder und jede Art von Reliquien, entsetzte den Patriarchen seines Amtes, geißelte ihn, schabte ihm die Augenbrauen ab und gab ihn im Circus, mit einem Hemde ohne Aermel bekleidet, dem öffentlichen Spotte Preis, worauf er ihn enthauptete. An seiner Statt weihte er einen Eunuchen zum Bischofe. Ohne Zweifel bestärkten dergleichen Unmenschlichkeiten die Bischöfe von Rom in dem Entschlusse, sich vor einem solchen Herrn unter den Schutz eines der barbarischen Könige des Westens zu flüchten.

Wiederherstellung des Bilderdienstes durch Irene, die Mörderin. Constantin Kopronymus folgte sein Sohn Leo, der Chazar, welcher während seiner kurzen, fünfjährigen Regierung die ikonoklastische Politik fortsetzte. Nach seinem Tode ergriff seine Gemahlin Irene, vorgeblich für ihren Sohn, die Zügel der Regierung. Dieses Weib, durch Schlechtigkeit und Aberglauben selbst über ihre Zeit hinausragend, unternahm die Wiederherstellung der Bilder. Der Patriarch mußte seiner Würde entsagen, an dessen Stelle sie eines ihrer Geschöpfe, Namens Tarasius, setzte, worauf sie ein anderes Concil berief. Auf diesem zweiten Concil von Nicäa wurde das von Constantinopel als eine Synode von Narren und Atheisten, der Bilderdienst als der Schrift und der Vernunft gemäß und mit den Gebräuchen und Ueberlieferungen der Kirche übereinstimmend erklärt.

So setzte Irene, von den Mönchen als eine zweite Helena begrüßt und als ein Muster von Frömmigkeit hingestellt, die Wiederherstellung des Bilderdienstes durch. Nach wenigen Jahren ließ dieses ehrgeizige

Weib, sich weigernd, ihrem Sohne seine rechtmäßige Würde abzutreten, denselben ergreifen und ihm in der Porphyrkammer, worin sie ihn geboren hatte, die Augen ausstechen. Constantinopel, längst mit den abscheulichsten Verbrechen vertraut, schauderte vor einer so unnatürlichen That.

Wiederaufnahme des Ikonoklasmus durch die folgenden Kaiser.

Unter den folgenden Regierungen bis zu der Leos des Armeniers fand kein Wechsel Statt; dieser Kaiser aber nahm die Politik Leos des Isauriers wieder auf. Durch ein Edict untersagte er den Bilderdienst und verbannte den Patriarchen von Constantinopel, welcher ihm vorgestellt hatte, daß die Apostel Bilder vom Heilande und der Jungfrau verfertigt hätten und daß es zu Rom ein Gemälde der Verklärung gäbe, welches auf Befehl des heil. Petrus gemalt sei. Nach der Ermordung Leos, seines Nachfolgers, wurde von Michael dem Stammler keiner von beiden Parteien Ermunterung zu Theil. Man behauptete, er überließe sich gern profanen Scherzen, glaube an keine Auferstehung der Todten, so wenig wie an das Dasein des Teufels, es sei ihm gleichgültig, ob Bilder verehrt würden oder nicht, und dem Patriarchen empfehle er, sowohl die Beschlüsse Constantinopels, wie die Nicäas der Vergessenheit zu übergeben. Sein Nachfolger und Sohn jedoch legte eine derartige Unparteilichkeit nicht an den Tag. Saracenischem Geschmacke, den er in der Erbauung eines Palastes gleich denen der Kalifen, zeigte, ferner in der Hingabe an die Dichtkunst, wovon er Beispiele gab, indem er mehre seiner Stanzen gegen seine bilderdienernden Feinde schleuderte, in musikalischen Compositionen und höchsteigenem Vortrage derselben im Chor als Amateur, auf mechanischem Felde in hydraulischen Erfindungen, Verfertigung von musikalischen Instrumenten, Orgeln, automatischen, in goldenen Bäumen sitzenden Singvögeln u. s. w., fügte er einen Abscheu vor Mönchen und einen entschiedenen Ikonoklasmus hinzu. Statt die Mauern der Kirchen nur abwaschen zu lassen, schmückte er sie mit Malereien von Vögeln und Thieren. Der Ikonoklasmus war jetzt rein zu einem Kampfe zwischen dem Kaiser und den Mönchen geworden.

Ihr saracenischer Geschmack.

Schließliche Wiederherstellung des Bilderdienstes durch die Kaiserin Theodora.

Abermals, beim Tode des Theophilus, triumphirte der Bilderdienst und zwar in derselben Weise, wie zuvor. Seine Wittwe, Theodora, durch die Mönche in Unruhe über die Sicherheit der Seele ihres Gatten versetzt, erlangte Absolution für denselben um den Preis der Wiederherstellung der Bilder.

Dies war der Ausgang des Ikonoklasmus im Osten. Die Mönche erwiesen sich stärker als der Kaiser, und nach einem Kampfe von 120 Jahren wurden die Bilder schließlich wieder hergestellt. Im Westen zog dies bei weitem wichtigere Folgen nach sich.

Bilderdienst im Westen.

Italien war eifrig dem Bilderdienst ergeben. Als das erste Edict Leos durch den Exarchen bekannt gemacht wurde, rief dasselbe einen Aufstand hervor, welchen Papst Gregor II. benutzte, um den von Italien gezahlten Tribut aufzuheben. In den Briefen, welche er an den Kaiser schrieb, vertheidigte er die volksthümliche Täuschung, indem er erklärte, daß die ersten Christen vom Herrn, von seinem Bruder Jacobus, von Stephanus und allen Martyrern Bilder hätten anfertigen lassen, welche in der ganzen Welt verbreitet wären; der Grund, warum Gott Vater nicht gemalt worden sei, bestände darin, daß man sein Antlitz nicht kenne. Diese Briefe legen eine sehr kühne Annahme von der Unwissenheit des Kaisers über die allergewöhnlichsten Vorfälle der heiligen Schrift an den Tag und erwecken, wie von Mehren bemerkt worden ist, den Zweifel, ob der Papst selbst wohl mit dem heiligen Buche vertraut gewesen sei. Er weist auf den Unterschied zwischen den Statuen des Alterthums, welche nur Darstellungen von Phantomen wären, und den Bildern der Kirche hin, welche sich durch zahllose Wunder als die ächten Gestalten des Erlösers, seiner Mutter und seiner Heiligen bewährt hätten. Rücksichtlich der Statue des heil. Petrus, welche der Kaiser in Stücke zu brechen befohlen hatte, erklärt er, daß die westlichen Nationen diesen Apostel als einen Gott auf Erden betrachteten, und droht bedeutungsvoll mit der Rache der frommen Barbaren, wenn Hand an dieselbe gelegt würde. Bei dieser Vertheidigung der Bilder fand Gregor einen eifrigen Mithelfer an einem Syrer, Johann von Damaskus, welcher Zeuge gewesen war, wie die Kalifen gegen die Bilder seines Vaterlandes gewüthet hatten, und dem selbst von jenen Tyrannen die Hand abgehauen wurde, die aber wunderbarer Weise durch ein Standbild der Jungfrau, zu welchem er betete, dem Körper wieder angefügt worden war.

Er wird durch den Papst gehalten.

Und durch den Lombardenkönig.

Doch stand weder Gregor mit seiner Politik, noch Johann von Damaskus mit seinen Controversen allein. Auch der König der Lombarden, Luitprand, bemerkte den Vortheil, sich als Beschützer der Bilder aufzuwerfen, und forderte um ihretwillen die Italiener auf, die Griechen aus dem Lande zu vertreiben. Der Papst handelte nach dem Grundsatze, daß Ketzerei an einem Fürsten die Kündigung der Lehenspflicht, der Lombarde, daß sie die Beschlagnahme seiner Besitzungen rechtfertigt. Luitprand vermaß sich demnach, Ravenna einzunehmen. Eine ungeheure Beute, durch die Kaiser, die gothischen Könige und die Exarchen aufgehäuft, welche ihm bei der Erstürmung der Stadt in die Hände fiel, belohnte zugleich seine Frömmigkeit, stachelte ihn zu neuen Unternehmungen ähnlicher Art an und zog die Aufmerksamkeit seines Feindes, des Kaisers, welchen er geplündert, und seines

Verbündeten, des Papstes, welchem er den Rang abgelaufen hatte, auf sich.

Lage der Dinge um diese Zeit.

So standen die Dinge. Wenn es den Lombarden, welche Arianer und daher Ketzer waren, gelang, ihre Herrschaft über ganz Italien auszudehnen, so war es mit dem Einflusse und der Blüthe des Papstthums vorbei; ihr Auftreten bei der Bilderfrage war durchaus ephemer und trügerisch, denn alle arianischen Nationen zogen einen einfachen Gottesdienst, wie den der ersten Zeiten vor und hatten nie die geringste Anhänglichkeit an die Verehrung geschnitzter und gemalter Formen gezeigt. Wenn auf der andern Seite der Papst seine Lehenspflicht gegen Constantinopel fortsetzen wollte, so mußte er gewärtig sein, dieselben entsetzlichen Verfolgungen zu erleiden, welchen die Patriarchen jener Stadt so oft von ihren tyrannischen Gebietern ausgesetzt gewesen waren, während der Abbruch jener Verbindung in Wirklichkeit nicht das mindeste Aufgeben irgend welcher soliden Vortheile nach sich zog, denn der Kaiser war zu schwach, um Schutz vor den Lombarden zu gewähren. Durch die Ueberlegenheit der Saracenen auf dem Mittelländischen Meere hatte sich bereits die bedeutende Schwierigkeit herausgestellt, Hülfe von Constantinopel zu erlangen. Für die an den Herrscher entrichteten Steuern empfing man keine wirklichen Gegenleistungen, sondern Rom war nur gezwungen, sich schimpflich, wie eine unbedeutende Provinzialstadt den Befehlen des östlichen Hofes zu fügen. Außerdem war der Kaiser in den Augen desselben seines Ikonoklasmus halber ein Ketzer. Aber wenn ein Bündniß mit den Lombarden und Lehnspflicht gegen die Griechen gleich unersprießlich waren, so gab es noch einen dritten Ausweg. Ein Majordomus des Frankenkönigs hatte die Heere desselben mit Glück gegen die spanischen Araber ins Feld geführt und den großen Sieg von Tours gewonnen. Wenn die Franken sich bislang unter dem Einflusse ihres Klimas oder dem Charakter ihres Stammes dem Bilderdienste nicht hold erwiesen hatten, so waren sie doch in jeder anderen Beziehung orthodox, denn sie waren von katholischen Missionaren bekehrt. Ihre Könige waren allerdings bloße Schatten, allein Karl Martel hatte sich als großer Krieger gezeigt, war also ein ehrgeiziger Mann. In der Schrift fand man die Berechtigung, Leute von niedriger Herkunft zu fürstlicher Macht zu erheben; so hatten die Propheten Israels vor Alters Könige mit Oel gesalbt. Und wenn Frankreichs Schwert der königlichen Hand, welche zu schwach war, es zu halten, sacht entwunden und dem Helden verliehen wurde, welcher bereits Proben abgelegt hatte, daß er furchtbar damit zu zerschmettern verstehe, wenn dies mit Gutheißung des Papstes, der als Stellvertreter Gottes handelte,

Die Saracenen dominiren auf dem Mittelländischen Meere.

Ursachen des Bündnisses zwischen den Päpsten und den Franken.

geschah, wie groß mußte nicht der Gewinn für das Papstthum sein! Tausend Jahre genügten vielleicht nicht, die Monarchie Frankreichs von der Theokratie Italiens zu trennen.

Auflehnung des Papstes gegen den Kaiser.

Der Widerstand, welcher sich gegen die kaiserliche Verordnung zur Zerstörung der Bilder erhob, bestimmte den Lauf der Ereignisse. Der Papst lehnte sich auf und vom Kaiser wurden Versuche gemacht, ihn zu greifen und zu ermorden. Die Furcht, der Papst möchte nach Constantinopel abgeführt werden, und die Vorbereitungen, welche zur Zerstörung der Bilder in den Kirchen getroffen wurden, schufen eine feste Verbindung von ganz Italien. Es wurde ein Concil zu Rom abgehalten, welches die Ikonoklasten in den Bann that. Als Vergeltung dafür wurden die sicilischen und andere Besitzungen der Kirche eingezogen. Gregor III., welcher inzwischen auf dem päpstlichen Throne folgte, setzte die Politik seines Vorgängers fort. Man bot dem Kaiser Trotz. Eine Flotte, welche er zur Unterstützung der Exarchen ausrüstete, ging bei einem Sturm zu Grunde. Die Beendigung des Einflusses Constantinopels in Italien hatte die drohende Gefahr zur Folge, daß der Papst die Oberherrschaft der Lombarden würde anerkennen müssen.

Bündniß des Papstes und der Franken.

In seiner Bedrängniß wandte sich Gregor an Karl Martel. Er sandte ihm die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus und flehte ihn um seinen Beistand an. Der Würfel war geworfen. Das päpstliche Rom lehnte sich gegen seinen Herrscher auf und trat in eine unauflösliche Verbindung mit den barbarischen Königreichen. Frankreich ward eine neue Dynastie, dem Papste weltliche Macht und dem Westen Europas ein sogenanntes römisches Reich verliehen.

Die Mönche.

So hatten denn die Mönche die bilderstürmenden Kaiser überwunden, ein Ergebniß, welches beweist, daß sie bereits eine furchtbare Macht im Staate geworden waren. Zum richtigen Verständnisse der großen Ereignisse, mit denen sie fortan in Beziehung standen, ist es nöthig, den Ursprung und die Geschichte derselben zu beschreiben.

Ihre anfängliche Stellung.

Bei dem Bilderstreite sind sie als die Repräsentanten des gemeinen Volkes im Gegensatze zur Geistlichkeit, ja oft als die Repräsentanten des Pöbels zu betrachten und mit allen abergläubischen und fanatischen Instinkten desselben behaftet. Sie sind die Stützen der Wunderkuren, der Anrufung der Heiligen, des Bilderdienstes, lärmend die Einheit des Glaubens in der Kirche behauptend — einer Einheit, welche von ihnen nie geübt wurde, die ihnen aber einen bequemen Vorwand zur bittersten Verfolgung von Ketzerei und Heidenthum lieferte, obgleich sie mehr als halb selbst Heiden waren.

Und spätere Verbesserung.

Ihre Bestimmung war, dem praktischen Leben

Europas jene Mischung von Christenthum und Heidenthum aufzudrücken, welche sich durch politische Ereignisse in Italien und Griechenland gebildet hatte. Während sie aber, wo es sich um große Angelegenheiten handelte, zusammenstanden, legten sie selbst in auffallendster Weise die Kraft jenes Gesetzes an den Tag, wonach sich Meinungen und Gewohnheiten beständig ändern, und welchem alle dauernden menschlichen Gemeinschaften unterworfen sind. Aus Aberglauben entsprungen, garstig in ihrem ersten Auftreten, enden sie in Luxus, Verfeinerung und Bildung. Ihre Geschichte verdient eine nutzbringende Aufmerksamkeit.

Die ersten Einsiedler. Seit den frühesten Zeiten hatte es in Indien Zeloten gegeben, welche sich, vom Verlangen nach Absonderung von den Versuchungen der Welt und nach der Vorbereitung zum Jenseits getrieben, in die Einsamkeit zurückgezogen hatten. So die Essener unter den Juden und die Therapeuten in Aegypten. Plinius sagt von dem fleckenlosen Leben der Ersteren: „Sie sind Gefährten der Palmen", und verbirgt sein Erstaunen nicht über eine unsterbliche Gesellschaft, in welcher doch niemals Jemand geboren wird. Das Beispiel derselben ging an den frömmeren Christen nicht verloren, namentlich als sich der Einfluß des Magianismus fühlbar zu machen begann. Obgleich zuweilen behauptet wird, daß die ersten dieser Einsiedler Antonius und Paulus gewesen wären, so ist dies doch ohne Zweifel nur so zu verstehen, daß sie sich unter der Menge ihrer Genossen, welche ihnen vorangegangen oder ihre Zeitgenossen waren, durch hervorragende Heiligkeit nur berühmter gemacht hatten. Schon im zweiten und dritten Jahrhundert hatte die Gewohnheit, sich zurückzuziehen, unter den Christen begonnen, bald nachher war sie allgemein geworden. Die Zeit Hilarions fällt um 328 n. Ch., die Basils um 360 n. Ch.

Ihre Entsagung. Das Gebet als die einzige Beschäftigung betrachtend, der sich der Mensch mit Gewinn überlassen könne, schenkten sie dem Körper nicht mehr Aufmerksamkeit, als die Bedürfnisse der Natur durchaus verlangten. Ein wenig getrocknetes Obst oder Brot als Nahrung und Wasser zum Trinken waren für ihren Unterhalt genügend, gelegentlich fügte man auch wohl etwas Salz hinzu; der Gebrauch warmen Wassers dagegen galt als eine Hinneigung zum Luxus. Die Antriebe zu vielen ihrer Lebensregeln könnten Lächeln erregen, wenn es nicht unrecht wäre, Menschen zu bespötteln, denen es Ernst mit dem ist, was sie thun. Manche beobachteten gleich den unschuldigen Essenern, welche am Sabbath nicht den geringsten Handschlag thaten, den Tag vorher als einen Fasttag, indem sie sich streng von Speise und Trank enthielten, damit die Natur sie am folgenden Tage nicht zur Sünde verleiten möchte. Manche begnügten sich mit dem passiven Mittel der Enthaltsamkeit, um vor Uebertretungen bewahrt zu bleiben, oder damit, den Körper zur Unterwerfung zu bringen, da Hunger ein Gegengift für Begierden ist; Andere

fügten demselben das activere und vielleicht wirksamere Verfahren von jeweiligen Geißelungen und körperlichen Kasteiungen hinzu. Die Erfindsamkeit wurde angestrengt, um neue Mittel zu persönlicher Züchtigung zu ersinnen. Einsiedler, welche sich nicht gestatteten, länger als eine Stunde hintereinander zu schlafen, ohne sich wecken zu lassen, erlitten Qualen, welche nicht geringer als die der heutigen Fakire sind, welche die Arme über dem Scheitel kreuzen und sie so Jahre lang halten, bis sie bis auf die Knochen verwittert sind, oder die sich vermittelst eines in das Rückenfleisch eingesenkten Hakens an einem Pfahle aufhängen.

Tiefe Betrachtung Gottes. Unter den orientalischen Secten giebt es mehre, welche glauben, daß das höchste Wesen beständig mit der Betrachtung seiner selbst beschäftigt ist und daß der Mensch, je mehr er sich dem Zustande völliger Unthätigkeit nähert, Gott desto ähnlicher wird. Eine Reihe von Jahren hindurch erhebt der indische Wilde nie das Auge vom Nabel; in die tiefste Betrachtung desselben versunken, wird seine Träumerei Jahr aus Jahr ein durch keine äußeren Eindrücke unterbrochen, während ihm die von Bewunderung erfüllten Umstehenden, wie es sich gerade trifft, das bischen Brot und Wasser darreichen, dessen er bedarf. Unter dem

Luftige Martyrer. — Heilige Vögel. Einflusse ähnlicher Ideen hielt sich im fünften Jahrhundert St. Simeon Stylites, der in seiner Jugend oft vor Selbstmord bewahrt worden war, dadurch, daß er eine Säule von sechszig Fuß Höhe und nur einem Fuß Breite oben, welche er sich selbst erbaut hatte, bestieg, soweit als möglich von irdischen Angelegenheiten fern und näherte sich dichter dem Himmel. Auf diesem erhabenen Zufluchtsorte, an welchem er durch eine Kette befestigt war, erduldete er, wenn man der fabelhaften Geschichte Glauben schenken darf, dreißig Jahre lang Sommerhitze und Winterkälte. Aus der Ferne wurden die Vorübergehenden durch den Anblick der regungslosen Gestalt des heiligen Mannes erbaut, der sich mit ausgebreiteten Armen, in Form eines Kreuzes, seiner Lieblingsstellung beim Gebet, gegen den Himmel abzeichnete oder seine Dankbarkeit für die vielen Gnadenerweisungen, für deren Empfänger er sich hielt, dadurch an den Tag legte, daß er schnell hinter einander mit dem Kopfe gegen die Kniee stieß. Geschichtsschreiber berichten, daß ein neugieriger Zuschauer zwölfhundertundvierundvierzig solcher Bewegungen gezählt habe, worauf er aus Ermüdung von weiterem Nachzählen abgestanden sei, obgleich die Procedur unermüdlich fortgesetzt wäre. Dieser „höchst heilige, luftige Martyrer“, wie ihn Evagrius nennt, gewann zuletzt seinen Lohn und der Berg Telenissa war Zeuge eines ungeheuren Zuges frommer Bewunderer, welche seinen sterblichen Resten das Geleit zur letzten Ruhestätte gaben.

Doch war es häufiger, daß die Einsiedler die hervorstechende Berühmtheit dieser „heiligen Vögel“, wie sie von profanen Leuten genannt

wurden, ablehnten und sich in Wüstenhöhlen zurückzogen, wo sie jede Bequemlichkeit des Lebens verachteten und sich Buße und Gebet überließen. Unter Menschen, welche sich so gänzlich über die Bedürfnisse des Fleisches erhoben hatten, gab es keine Duldung der Lüste desselben. Aus ihren Grundsätzen folgte die Sündigkeit des ehelichen Verhältnisses und der hervorragende Werth der Keuschheit. Wandte man gegen solche Gebräuche ein, daß durch ihre allgemeine Annahme bald das gesammte menschliche Geschlecht erlöschen und Niemand überbleiben würde, um Gott Dank darzubringen, so erwiederten sie, eingedenk der Versuchungen, denen sie selbst entronnen waren, allerdings sehr wahr, daß es immer noch Sünder genug in der Welt geben würde, um jenes Unheil zu vermeiden, und daß aus ihren bösen Werken Gutes hervorgehen würde. St. Hieronymus bietet uns die fruchtbare Betrachtung dar, daß, obgleich die Ehe es ist, welche die Erde, die Jungfrauschaft es ist, welche den Himmel bevölkert.

Die Mönche bestehen auf dem Cölibat.

Grasende Einsiedler.

Wenn die Uebertreibungen vieler dieser Schwärmer nicht von wahrheitliebenden Schriftstellern berichtet würden, so könnten sie unmöglich Glauben finden. Männer und Frauen rannten nackt auf allen Vieren umher, sich den Thieren des Feldes zugesellend. Im Frühjahr, wenn das Gras in zarten Halmen steht, kamen die weidenden Einsiedler Mesopotamiens herab in die Ebenen, um mit dem Vieh seinen Schmutz und seine Nahrung zu theilen. Die erstaunliche Lebensbeschreibung Mancher stellt trotz gewichtiger Aussagen die Leichtgläubigkeit ihrer Bewunderer auf eine harte Probe. Es wird behauptet, daß St. Ammon nie im Leben seinen eigenen Leib unbedeckt gesehen, daß ihn, als er genöthigt war, einen Fluß zu überschreiten, ein Engel auf dem Rücken hinübergetragen habe, daß er nach seinem Tode gen Himmel gefahren und St. Antonius Augenzeuge dieses Ereignisses gewesen sei, welcher Letztere durch einen Centaur zum Einsiedler Paulus geleitet wurde, daß Didymus neunzig Jahre lang nie mit einem menschlichen Wesen geredet habe.

Geisteskranke Einsiedler.

Von den jüdischen Anachoreten, welche vor Alters unter dem Schatten der Palmen von Engaddi eine Zuflucht suchten und sich die trägen Stunden mit dem Absingen von Psalmen an den bittern Gewässern des Todten Meeres vertrieben, von dem philosophischen Hindu, welcher Glückseligkeit in körperlicher Unthätigkeit und geistiger Anstrengung suchte, bis auf diese christlichen Eremiten herab giebt es zahllose und allmälige Stufen der Täuschung. Es würde nicht schwer halten, Beispiele jeder Stufe dieser Laufbahn der Entartung anzuführen. Wer mit der Thätigkeit und den Zufällen des menschlichen Gehirnes vertraut ist, den wird es nicht überraschen, daß für hoffnungslos wahnsinnig gewordene Einsiedler zu Jerusalem ein Asyl errichtet wurde.

Ursachen von Hellseherei. Die Lebensbeschreibungen dieser Klausner, seit Jahrhunderten eine Quelle des Trostes für die Gläubigen bei ihren Anfechtungen, sind nicht als bloße Werke der Phantasie zu betrachten, obgleich sie voll der übernatürlichsten Vorfälle und die Vorläufer der Dämonologie des Mittelalters sind. Die ganze Welt war der Schauplatz dämonischer Abenteuer, Wunder und Fabeln. Weit entfernt, bloße Betrügereien zu sein, berichten sie nichts Anderes, als was man jeder Zeit unter ähnlichen Umständen wahrnehmen kann. Im Gehirn des Menschen häufen sich die Eindrücke alles dessen, was er gesehen oder gehört, was ihm durch die Sinne mitgetheilt worden, ja selbst die Spuren seiner früheren Gedanken. Diese Spuren sind anfänglich sehr lebendig, nehmen jedoch allmälig an Kraft ab, obgleich sie wahrscheinlich nie gänzlich aussterben. In wachem Zustande, während immerfort neue Eindrücke uns umgebender Dinge auf uns eindringen, werden solche Spuren verwischt und können die Aufmerksamkeit des Geistes nicht auf sich ziehen. Während des Schlafes jedoch, wenn äußere Einflüsse aufhören, sich geltend zu machen, tauchen sie vor unserem Blicke auf und der Geist, der Täuschung unterliegend, gruppirt sie in der phantastischen Form von Träumen zusammen. Durch den Gebrauch des Opiums und anderer Droguen, welche unsere Empfänglichkeit für vorübergehende Ereignisse abstumpfen, lassen sich solche Schattenbilder heraufbeschwören. Auch kommen sie in Fieberdelirien und in der Todesstunde zum Vorschein.

Uebernatürliche Erscheinungen. Es ist unwesentlich, in welcher Weise oder durch welche Einwirkungen unsere Empfänglichkeit für Eindrücke uns umgebender Gegenstände abgestumpft wird, ob durch Droguen, Schlaf oder Krankheit; sobald die Kraft derselben nicht bedeutender als die anderer ist, welche sich bereits im Gehirn festgesetzt haben, pflegen letztere vor uns aufzutauchen und Träume oder Erscheinungen sind die Folge davon. So sehr ist der Geist der Möglichkeit ausgesetzt, sich selbst Täuschungen zu bereiten, daß er nur mit äußerster Mühe die Täuschung gewahr wird. Niemand kann lange fortgesetztes und strenges Fasten aushalten, ohne der Gegenstand dieser Hellsehereien zu werden, und je mehr er seine Sinnesorgane schwächt, desto lebendiger ist die Darstellung, desto größer die Täuschung. Sein Ohr vernimmt vielleicht unaufhörlich drohende Worte, das starre und gefesselte Auge sieht beständig einen grotesken oder abscheulichen Gegenstand vor sich. Dem Eremiten in der Einsamkeit seiner Zelle mochten oft genug beim ungewissen Schimmer seiner Lampe wüste Schatten voll teuflischer Bedeutung erscheinen, oft genug mochte er Kämpfe auf Leben und Tod mit Unholden, Ungeheuern, Satyren und Kobolden zu bestehen haben, manchen ernsten, feierlichen und männlichen Disput mit Satan selbst, der ihm bald als betagter Mann, bald mit entsetzlich durchdringendem Blicke, bald als ein

furchtbar schönes Weib nahte. St. Hieronymus, dem es mit größter Mühe gelungen war, alle fleischlichen Begierden zu ertödten, bekannte offen, wie schlimm er durch die letztere List des bösen Feindes versucht worden sei und wie wenig daran gefehlt habe, daß die alten Flammen wieder angefacht wären. Was die Wirklichkeit dieser Erscheinungen betraf, wie konnte ein Einsiedler auf den Verdacht fallen, daß sie der natürlichen Thätigkeit seines eigenen Gehirns entsprängen? Der Mensch träumt nie, daß er träumt. Für ihn waren es furchtbare Wirklichkeiten, für uns aber sollten es Beweise von Geistesstörung, nicht von Betrügerei sein.

Wenn sich bei der Behandlung der Gefangenen in neuester Zeit herausgestellt hat, daß die Einzelhaft für den verstocktesten Verbrecher eine zu furchtbare Strafe ist, als daß er sie ertragen könnte und daß sie, dennoch durchgeführt, leicht zum Wahnsinn führen kann, um wie viel schneller mußte dann jener unglückliche Zustand herbeigeführt werden, wenn die Leiden religiöser Bekümmerniß und physische Schwäche, aus strengem Fasten und unaufhörlichem Wachen hervorgehend, hinzutraten! Auf die entsetzliche Langeweile, welche jenem Zustande vorangeht, spielt einer der alten Mönche nachdrücklich an, indem er erzählt, wie oft er aus seiner Zelle herausgegangen und wieder in dieselbe zurückgekehrt sei und nach der Sonne geblickt habe, als eile sie zu langsam ihrem Untergange entgegen. Und doch ist eine so schreckliche Einsamkeit nur von kurzer Dauer. Selbst wenn man in die Wüste flieht, kann man nicht lange allein sein. Vom Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, erzeugt sich der Geist des Menschen Gefährten — Gefährten, dem Düster gleich, aus welchem sie emportauchten. So erschien St. Antonius der Geist der Unzucht unter der Gestalt eines geilen Negerbuben; so schlugen ihn Schaaren von Dämonen von scheußlichem Aussehen fast zu Tode, während der brave, alte Mann ihnen bis zuletzt Trotz bot, indem er sagte, keinen von ihren Schlägen missen zu wollen; so brachen sie zur Nachtzeit unter widrigem Gelächter und unter der Form von Löwen, Schlangen, Nattern, Scorpionen, Eidechsen, Panthern und Wölfen in seine Zelle ein, indem ihn jeder in seiner Weise angriff; so verschwand, als er in der äußersten Noth seine Augen um Hülfe emporhob, das Dach vor seinen Blicken und unter einer Flut von Licht schaute der Erlöser herab; so war es mit dem silbernen Zaubertische beschaffen, welchen ihm Satan gab und der bei der leisesten Berührung in Rauch zerging, so mit den riesigen Fledermäusen und Centauren und den beiden Löwen, welche ihm ein Grab für Paulus kratzen halfen.

Täuschungen, durch den Geist hervorgebracht.

Wichtige religiöse Folgen der Hirngesichte.

Die Bilder, welche so aus dem Gehirn hervorgehen können, sind von Physiologen unter die Phänomene des umgekehrten Sehens oder der Hirngesichte classificirt

worden. Ich habe anderwärts („Human Physiology“ p. 401.) eine detaillirte Untersuchung ihrer Natur gegeben und mich, überzeugt, daß sie eine weit bedeutendere Stelle im menschlichen Denken einnehmen, als gemeiniglich angenommen wird, so ausgedrückt: — „Der Mensch besitzt in allen Welttheilen, selbst unter den barbarischsten und verächtlichsten Nationen, einen unumstößlichen Glauben nicht nur an das Dasein eines uns belebenden Geistes, sondern auch an die Unsterblichkeit desselben. Unter ihnen giebt es eine Menge solcher, welche von aller Gemeinschaft mit civilisirten Ländern ausgeschlossen, welche nie durch Offenbarung erleuchtet und geistig unfähig sind, sich selbst Gründe als Stütze jener großen Wahrheit auszutüfteln. Unter solchen Umständen ist es nicht eben wahrscheinlich, daß die Ungewißheiten der Ueberlieferung, aus fernen Zeitaltern stammend, ihnen als Führer dienen konnten; denn Ueberlieferungen verschwinden gar bald, es sei denn, daß sie in Zusammenhang mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens stehen. Kann es in philosophischem Betracht etwas Interessanteres geben, als die Art, wie diesen Mängeln dadurch vorgebeugt ist, daß der Bildung des Menschen selbst die Mittel eingepflanzt sind, ihn beständig an diese Thatsachen zu erinnern — sie ihm mit unerwarteter Lebendigkeit zurückzurufen, selbst wenn sie dem Erlöschen nahe sind? Mag ein Wilder noch so niedrig stehen und in Finsterniß leben, von aller Verbindung mit Racen, welche die Vorsehung unter glücklicheren Umständen hat aufwachsen lassen, abgeschnitten, doch besitzt er dieselbe Bildung und ist denselben physiologischen Zufällen, wie wir, unterworfen. Gleich uns er-
Eine zukünftige Welt. blickt er in seinen Visionen die verschwindenden Formen von Landschaften, an welche sich vielleicht seine liebsten Erinnerungen knüpfen; welchen andern Schluß kann er aus diesen der Wirklichkeit entbehrenden Gemälden ziehen, als daß sie Andeutungen eines Landes sind,
Unsterblichkeit der Seele. welches über dasjenige hinaus liegt, wohin sein Loos ihn geworfen hat? Gleich uns wird er von Zeit zu Zeit durch Bilder derer, welche er bei ihren Lebzeiten geliebt oder gehaßt hat, heimgesucht, auch kann er nie so verthiert sein, um in solchen Kundgebungen nicht Winke zu erblicken, welche für ihn unumstößliche Beweise für das Dasein und die Unsterblichkeit der Seele sind. Selbst in unsern verfeinertsten socialen Zuständen sind wir nie fähig, die Eindrücke solcher Vorfälle abzuschütteln, und ziehen aus ihnen beständig dieselben Schlüsse, wie unsere uncivilisirten Vorfahren. Unsere über Jener stehende Bildungsstufe entbindet uns in keiner Beziehung von den unvermeidlichen Folgen unserer Organisation, so wenig, als sie uns von körperlichen Schwachheiten und Krankheiten entbindet. In dieser Beziehung stehen wir auf dem ganzen Erdenrund Alle auf gleicher Stufe. Wild oder civilisirt, tragen wir stets einen Mechanismus in uns, welcher dazu bestimmt ist, uns Erinnerungen an die feierlichsten Thatsachen, mit denen wir es zu

thun haben können, vorzuführen, und die Stimme der Geschichte sagt uns, daß derselbe seinen Zweck stets treu erfüllt hat. Er bedarf nur Augenblicke der Ruhe oder der Krankheit, wo der Einfluß äußerer Dinge ein geringerer ist, damit er freien Spielraum gewinnt, und dies sind die Augenblicke, wo wir am besten auf die Wahrheiten vorbereitet sind, welche er im Begriffe steht, uns einzuflößen. Ein solcher Mechanismus steht in Einklang mit dem Verlauf der Natur und trägt schon in seinem Gebahren den Eindruck der Unveränderlichkeit des Handelns an sich. Er sieht die Person nicht an. Weder gestattet er dem Hochmüthigen, sich seiner Warnungen zu entschlagen, noch läßt er den Niedrigen ohne Trost durch die Kunde von einem andern Leben. Keinen Unfällen unterworfen, keiner Gelegenheit ausgesetzt, durch Hinterlist und Interessen bestochen zu werden, keinen äußeren, menschlichen Antrieb zu seiner Thätigkeit erfordernd, aber stets Jedermann gegenwärtig, er möge gehen, wohin er wolle, zieht er aus Spuren von Eindrücken der Vergangenheit wunderbarer Weise überwältigende Beweise von der Wirklichkeit der Zukunft, und seine Kraft aus dem ableitend, was als eine höchst unwahrscheinliche Quelle erscheinen könnte, führt er uns unmerklich, gleichviel, wer oder wo wir sein mögen, auf den tiefbegründeten Glauben an das Unsterbliche und Unzerstörbare von Phantomen, welche, kaum zur Erscheinung gelangt, auch schon wieder bereit sind, zu verschwinden, hin."

Verbesserung des Mönchthums.

Aus solchen Anfängen entstand das Mönchssystem in Europa — jenes System, welches Bildung statt roher Unwissenheit, überströmende Mildthätigkeit und Liebe gegen die Menschen statt boshaften Hasses gegen die Gesellschaft darbot. Der behäbige Abt auf seinem gemächlich trabenden Zelter, den Falken auf der Faust, sieht kaum dem Abkömmlinge ähnlich, welcher in gerader Linie von dem durch Fasten bis zum Irrsinn herabgekommenen Einsiedler abstammt. Welch ein Abstand zwischen dem Mönche des dritten und dem des dreizehnten Jahrhunderts — zwischen den Höhlen der Thebais und den majestätischen Klöstern, die Ueberreste alter Kunst und Wissenschaft und die Hoffnungen der neuern Philosophie bergend, zwischen dem Kellermeister mit seinen wohlbestellten Vorrathskammern und dem Kruge kalten

Schließliche Corruption desselben.

Wassers und der harten Brotrinde! Tausend Jahre hatten Hungern und Darben in Ueppigkeit und ach! wenn den Reformationsstürmern zu glauben ist, liebliche Visionen in Leben athmende schamrothe Wirklichkeiten verwandelt, welche ihre Zauberreize mit besserem Erfolge ausübten, als es ihre schattenhaften Schwestern vordem gethan hatten.

Die Modificationen des Eremitismus.

Die allmäligen Stufen zu diesem Ende lassen sich kurz beschreiben. Um die Zelle eines Eremiten, wie Antonius, welcher seinen Wohnsitz auf dem Berge Colzim aufschlug,

sammelte sich eine Anzahl demüthiger Jünger, welche mit seiner Keuschheit und Frömmigkeit wetteiferten. Ein ähnliches Gefühl trieb sie, bestimmte Betstunden zu beobachten. Die Nothwendigkeit, den Körper zu erhalten, wies auf die Betreibung einer mäßigen Industrie, wie Matten- oder Körbeflechten, hin. So stark ist die instinktartige Neigung des Menschen, sich an einander anzuschließen, daß selbst Gemeinwesen von Narren sich organisiren können. Hilarion soll der Erste gewesen sein, welcher ein mönchisches Institut errichtete. Mag sein. Er ging in die Wüste, als er erst funfzehn Jahre alt war. So gab Eremitismus Veranlassung zum Cönobitismus und die Uebelstände der Einsamkeit wurden entfernt. Aber immer noch gab es strenge Anachoreten, welche sich von ihren Brüdern lossagten, wie sie es von der Welt gethan hatten, und das Kloster mit dem Kreise ihrer einsamen Zellen — einer Laura, wie er genannt wurde — umringten. In Aegypten boten die Sandwüsten auf beiden Seiten des fruchtbaren Flußthales günstige Gelegenheit zu einer

Zahl der Anachoreten.

solchen Lebensweise dar; das von Nitria war voll von Mönchen, da das Klima mild und die Bedürfnisse des Menschen leicht zu befriedigen waren. Es soll einstmals in jenem Lande nicht weniger als sechsundsiebenzigtausend männliche und siebenundzwanzigtausend weibliche Einsiedler dieser Art gegeben haben. Neben den zahllosen andern ungeschlachtenen Gestalten jenes Klimas schienen sie unter der heißen Sonne desselben aus dem Nilschlamme ausgebrütet zu sein. Sobald sich aus irgend einer berühmten Klause ein Kloster gebildet hatte, unterwarfen sich die Genossen den Regeln der Brüderschaft. Ihr Mahl, das schweigend eingenommen wurde, bestand aus Brot, Wasser, Oel und ein wenig Salz. Das Bündel Papyrus, welches dem Mönche bei Tage während des Körbe- oder Mattenflechtens als Sitz gedient hatte, diente ihm Nachts als Kissen. Zwei Mal wurde er durch den Klang eines Hornes aus dem Schlafe geweckt, um sein Gebet zu verrichten. Die Pflege des Aberglaubens wurde durch unerbittliche Regeln erzwungen. Mit unbeugsamer Strenge wurden Strafen, Einschließungen, Fasten, Kasteiungen und in spätern Zeiten selbst Verstümmelungen angewandt.

Verbreitung des Mönchthums von Aegypten aus.

Von Aegypten und Syrien aus verbreitete sich das Mönchswesen wie eine epidemische Krankheit. In Italien wurde es zuerst durch Athanasius mit Unterstützung mehrer Schüler des Antonius eingeführt; Hieronymus aber, der seinen Wohnsitz in Palästina aufgeschlagen hatte, machte sich einen Namen durch die Menge derer, welche er zu einem zurückgezogenen Leben bekehrte. Durch seine Ueberredung wurden viele hochgeborene Frauen Roms bewogen, so weit es thunlich war, auf abgeschiedenen Punkten in der Nähe der Stadt, auf Tempelruinen, ja selbst auf dem Forum eine mönchische Lebensweise zu führen. Manche zogen nach dem heiligen Lande, nachdem sie ihre Reich-

thümer frommen Zwecken vermacht hatten. Der schweigsame Mönch drängte sich in den Schooß der Familien ein, um verstohlen Proselyten zu machen. Bald gab es im Mittelländischen Meere kein unbesuchtes Eiland, keine verlassene Küste, kein düsteres Thal, keinen Wald, keinen Abhang, keinen Krater mehr, der nicht Zeuge überschwänglicher, zur Lebensregel erhobener Selbstsucht gewesen wäre. Es gab Massen von Einsiedlern auf den öden Küsten des Schwarzen Meeres. Es gab ihrer in Fülle vom eisbedeckten Tanais bis zum brennend heißen Tabenné. In strengem persönlichen Lebenswandel und in übernatürlicher Macht gab der Westen dem Osten Nichts nach; seine bewundernden Nachahmer forderten selbst die Wüste Thebais heraus, einen Zweiten, wie Martin von Tours, hervorzubringen. Der einsame Anachoret ward bald durch das cönobitische Institut, das Kloster, ersetzt. Es wurde Sitte unter den Reichen, Alles, was sie hatten, an diese Anstalten zur Rettung ihrer Seelen hinzugeben. Nun war es nicht mehr nöthig, Matten oder Körbe zu flechten. Die Brüderschaft nahm schnell zu. Wer den barbarischen Eindringlingen entfliehen oder den Mühseligkeiten des Dienstes im kaiserlichen Heere entgehen wollte — wer unzufrieden mit seinen irdischen Angelegenheiten geworden war oder in jenen düstern Zeiten keinen Reiz in einem eigenen Heerde erblickte, fand im Kloster eine sichere Zufluchtsstätte. Die Anzahl dieser Ordenshäuser wurde am Ende sehr groß. Gewöhnlich wurden sie auf den reizendsten und vortheilhaftesten Plätzen angelegt, während ihre Festigkeit und ihr Glanz von der Nothwendigkeit zeugte, dauerhafte Wohnungen für Gesellschaften zu errichten, welche unsterblich waren. Oft geschah es, daß die Kirche die Dienste ausgezeichneter Mönche in Anspruch nahm. Man machte die bezeichnende Bemerkung, daß der Weg zu kirchlicher Größe durch die Klosterpforte führe, und oft trug der Ehrgeiz eine Zeit lang genügsam die Kutte, um desto sicherer die Mitra zu ergreifen.

*Zunahme der Ordenshäuser.*

*Unterschiede zwischen dem östlichen und westlichen Mönch.*

Obgleich das Mönchssystem des Ostens auch Arbeit in sich begriff, so war es doch in dieser Beziehung dem des Westens sehr untergeordnet. Der orientalische Mönch, Anfangs die Selbstsucht zur Lebensregel und sein eigenes Heil zum großen Gegenstande seines Daseins machend, mochte auch die ganze übrige Welt darüber zu Grunde gehen, übte während seiner reiferen Periode seine Geisteskräfte an scharfsinnigen theologischen Disputationen. Nur zu oft zeigte er seine physische Kraft bei den wüthenden Aufläufen, welche er in den Straßen der großen Städte anzettelte. Er war Fanatiker und kannte keine Unterordnung. Auf der andern Seite zeigte der occidentalische Mönch weit weniger Neigung, sich in Discussionen über Dinge einzulassen, welche über den Bereich der Vernunft hinauslagen, und verwandte seine Kraft statt dessen auf nützliche und ehrenwerthe

Beschäftigungen. Unter seiner Hand ward die Wildniß zum Garten. In gewissem Grade rührte dieser Unterschied von physiologischen Eigenthümlichkeiten her; doch läßt sich nicht verhehlen, daß die Lebensumstände in den bezüglichen Fällen nicht ohne ihren Einfluß waren. Die alten Länder des Ostens mit ihrer abgelebten Civilisation und ihrem ausgesogenen Boden boten keine mit dem barbarischen, aber jungen und fruchtbaren Westen zu vergleichende Reize dar, wo dem Geistlichen die lieblichsten und einladendsten Länder offen lagen. Beide stimmten jedoch darin überein, daß sie die Angelegenheiten des Lebens als von beständigem Eingreifen providentieller oder vielmehr übernatürlicher Mächte zeugend betrachteten — indem Engel und Teufel in beständigem Kampfe um die Seele jedes Menschen begriffen waren, welcher dann entweder der glückliche Preis des einen oder die elende Beute des andern wurde. Diese geistigen Mächte beherrschten fortwährend den Lauf der Natur und gaben den Wundern ihr Entstehen. Das Maß für die Heiligkeit eines Heiligen bestand in der Anzahl von Wundern, welche er gewirkt hatte. So wird im Leben des heil. Benedict erzählt, daß, als seine Amme Cyrilla ein steinernes Sieb fallen ließ, ihr Kummer darüber durch das Gebet des heiligen Kindes in Freude verwandelt wurde, indem die zerbrochenen Stücke wieder zusammen kamen und heil wurden; daß ihn einst, als er in einem zu seiner übrigens unzugänglichen Zelle herabgelassenen Korbe seine Nahrung empfing, der Teufel vergebens zu erzürnen suchte, indem er das Seil zerriß; daß ihn Satan einstmals, die Gestalt eines schwarzen Vogels annehmend, fast geblendet hätte, indem er ihm mit den Schwingen ins Gesicht schlug, und daß derselbe Verführer ihm ein schönes römisches Mädchen vorführte, für dessen Reize St. Benedict in seiner Jugend empfänglich gewesen war und dem er nun kaum dadurch entging, daß er sich in die Dornen warf. Als er sich durch seine strengen Vorschriften und seine Härte die Erbitterung des Klosters, dessen Abt er war, zugezogen hatte, versuchten ihn die Brüder — Mönche haben dergleichen mehr als ein Mal gethan — zu vergiften, allein der Becher berstete aus einander, sobald er ihn in die Hand nahm. Als der Priester Florentius in böser Absicht ein gleiches Verbrechen vermittelst eines vergifteten Brotes auszuführen trachtete, entführte ein Rabe den tödtlichen Bissen aus der Hand des heil. Benedict. Vom Teufel angestiftet, vertrieb derselbe Geistliche den heiligen Mann aus seiner Nachbarschaft, indem er ihm in den Klostergarten sechs nackende Mädchen setzte; kaum aber hatte der Heilige die Flucht ergriffen, als die Zelle, worin sein Verfolger wohnte, einstürzte und ihn unter ihren Trümmern begrub, obgleich der Rest des Hauses unbeschädigt blieb. Unter dem Geleite zweier sichtbarer Engel, welche vor ihm hergingen, setzte St. Benedict seine Reise nach Monte Casino fort, wo er ein herrliches Kloster baute, aber selbst hier hatte es

Legenden von Heiligen des Westens.

mit den Wundern noch kein Ende; denn Satan bezauberte die Steine, so daß es den Maurern unmöglich war, sie von der Stelle zu bewegen, bis sie durch mächtige Gebete losgelöst wurden. Ein Knabe, der sich aus dem Kloster gestohlen hatte, um seine Aeltern zu besuchen, wurde für dieses Vergehen nicht nur von Gott erschlagen, sondern der geweihte Boden warf auch seinen Leichnam wieder aus, als man ihn zu begraben versuchte, und nicht eher konnte er zur Ruhe gebracht werden, bis geweihtes Brot darauf gelegt wurde. Zwei plapperhafte Nonnen, welche von St. Benedict ihres verkehrten Geschwätzes halber excommunicirt waren, lagen zufällig in der Kirche begraben. Bei der nächsten Austheilung des Sacraments, als der Diaconus alle diejenigen, welche nicht communicirten, hinausgehen hieß, standen die Leichname aus ihren Gräbern auf und verließen die Kirche.

Der Charakter dieser Wunder.

Man könnte Bände mit solchen Wundern füllen, welche die Frommen Jahrhunderte lang erbauten, unbedingten Glauben erheischten und in gleichem Ansehen, wie die Wunder der heiligen Schrift standen.

Entstehung und Fortschritt der Mönchsorden.

Obgleich das Mönchsleben auf dem Grundsatze geselliger Abschwörung beruhte, so enthielt es doch in sonderbarem Gegensatze dazu das Princip der Organisation in sich. Bereits 370 n. Ch. verleibte St. Basil, Bischof von Cäsarea, die Eremiten und Cönobiten seines Sprengels einem Orden ein, welcher nach ihm der Basilische genannt wurde. Hundertundfunfzig Jahre später organisirte St. Benedict unter milderem Scepter den unter seinem Namen hervorgegangenen und fand passende Beschäftigung für denselben in geistigen und mechanischen Arbeiten. Im neunten Jahrhundert unterwarf ein anderer Benedict die Ordensregel einer Revision und verschärfte sie. Bald tauchten Nebenzweige auf, wie die Clugnis, 900 n. Ch., die Karthäuser, 1084 n. Ch., die Cistercienser, 1098 n. Ch. Da literarische Arbeiten ihre Lieblingsbeschäftigung waren, so führten sie große Verbesserungen im Copiren von Handschriften ein, und im Illuminiren und Illustriren, welches sie betrieben, lagen die Keime zur Wiederherstellung der Malerei, sowie die Erfindung der Cursivschrift. St. Benedict hielt seinen Orden dazu an, Bücher zu sammeln. Man hat die glückliche Bemerkung gemacht, daß er vergaß, Etwas über die Natur derselben zu sagen in der Voraussetzung, daß sie sämmtlich religiösen Inhalts sein müßten. Der Augustinerorden wurde im eilften Jahrhundert gestiftet. Sie behaupteten jedoch, eine Erneuerung der vor Jahrhunderten vom heil. Augustin gegründeten Gesellschaft zu sein.

Die Benedictiner.

Der Einfluß, welchen das Mönchthum erlangte, kann nach der Berühmung der Benedictiner bemessen werden, daß „Papst Johann XXII., welcher 1334 starb, nach genauer Untersuchung

fand, daß seit dem ersten Entstehen des Ordens aus ihm 24 Päpste, nahe an 200 Kardinäle, 7000 Erzbischöfe, 15,000 Bischöfe, 15,000 Aebte von Ruf, über 4000 Heilige und über 37,000 Klöster hervorgegangen waren. Diesem Orden gehörten ferner 20 Kaiser und 10 Kaiserinnen, 47 Könige und über 50 Königinnen, 20 Söhne von Kaisern und 48 Söhne von Königen, etwa 100 Prinzessinnen, Töchter von Königen und Kaisern, außerdem zahllose Herzöge, Marquis, Grafen, Gräfinnen ꝛc. an. Der Orden hat eine ungeheure Anzahl von Schriftstellern und anderen gelehrten Männern hervorgebracht. Ihr Rabanus errichtete die deutsche Schule. Ihr Alkuin gründete die Universität von Paris. Ihr Dionysius Exiguus vervollkommnete das kirchliche Rechnungswesen. Ihr Guido erfand die musikalische Scala, ihr Sylvester die Orgel. Sie rühmen sich, Anselm, Ildefonsus und den ehrwürdigen Beda hervorgebracht zu haben.

Civilisation Europas durch die Mönche.

Nur zu oft datirt man die Christianisirung eines Gemeinwesens von der Bekehrung seines Herrschers; allein es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß dies auch die Herzen der Menschen änderte. Was nützt es, wenn ein barbarischer Häuptling eine Heerde von Wilden durch die Gewässer eines Flusses jagt, um aus dem Stegreif eine schleunige Taufe mit ihnen vorzunehmen? Solche äußere Formen sind von geringem Werthe; hauptsächlich durch die Klöster ward der ländlichen Klasse der Bevölkerung Europas der Weg zur Civilisation gewiesen. Die Andachtsübungen und milden Werke, die Sittenstrenge der Brüder, ihr enthaltsames Mahl, ihre dürftige Kleidung, die billigste im Lande, wo sie lebten, ihr geschorenes Haupt und die Kutte, welche den Anblick sündiger Gegenstände ausschloß, der lange Wanderstab, die nackten Füße und Lenden, das Antreten ihrer Reisen zu Zweien, Jeder als Wächter seines Bruders, das Verbot, außerhalb der Klostermauern zu essen, in welchen sich eine eigene Mühle, ein eigenes Backhaus sowie Alles, was in einem genügsamen Haushalte vonnöthen war, befand, ihre stillschweigende Gastfreundschaft gegen Wanderer, welche in einem besonderen Gemache erfrischt wurden, die Ländereien um die Gebäude her, aus einer Wildniß in einen Garten verwandelt, und vor Allem die Arbeit, welche unter ihren heiligen Händen gehoben und veredelt wurde, endlich das Cölibat, in den Augen des großen Haufens für immer ein Beweis der Absonderung von der Welt und ein dem Himmel dargebrachtes Opfer — dies waren die Dinge, welche die Aufmerksamkeit der Barbaren Europas auf sich lenkten und sie zur Civilisation führten.

Ihr späterer intellectueller Einfluß.

In unserem materiellen Zeitalter haben die Anwälte der Klöster klagend gefragt: Wo ist jetzt noch ein Asyl für den der Welt überdrüssigen Sünder — für beschauliche und bejahrte Leute oder für Staatsmänner, welche der Geschäfte satt und müde sind, zu finden? Durch die Muße, welche sie sich vermöge ihres

Reichthums zu verschaffen wußten, haben die Klöster so viele Pfleger der Wissenschaft hervorgebracht und uns die literarischen Ueberreste der Vorzeit überliefert. Es war ein glücklicher Tag, als sich der Mönch vom Mattenflechten dem Copiren von Handschriften zuwandte — ein glücklicher Tag, als er jene erhabenen Hymnen und Melodien zu componiren begann, welche ewig leben werden. Aus dem „dies irae“ klingt uns großartige Poesie selbst im Mönchslatein entgegen. Die immerwährenden Bewegungen der Mönchsorden verliehen der Kirche Leben. Der Protestant gesteht zu, daß einem entschlossenen Mönche die Reformation zu danken ist.

Ihre Materialisirung der Religion.

Neben diesen hervorragenden Verdiensten hatte das mönchische Institut jedoch auch seine Uebel; durch dasselbe wurde jene entsetzliche Materialisirung der Religion verbreitet, welche so viele Jahrhunderte hindurch heilige Dinge in den Staub zog, jene schlimmer als heidnische Vergötterung, welche zur Anbetung — denn das war sie wirklich — verstorbener Menschen führte; durch dasselbe wurde der Glaube an Reliquien, Lügenmirakel und Betrügereien aufrecht erhalten, welche so maßlos sind, daß sie dem gesunden Menschenverstande zur Schande gereichen. Die Apostel und Martyrer früherer Zeiten waren vergessen, ja der Gottesdienst selbst wurde verlassen, um Schreinen anzuhängen, welche jede Krankheit heilen, und Reliquien, welche Todte erwecken konnten. Durch dasselbe wurde jene Alles durchdringende Selbstsucht entwickelt, welche vor keinen Opfern, gegenwärtigen oder zukünftigen, so weit dies Leben dabei in Betracht kam, zurückschreckte, um sich persönliche Glückseligkeit im Jenseits dafür zu sichern — eine Selbstsucht, welche bei der Täuschung der damaligen Zeiten unter dem Namen von Frömmigkeit auftrat, so daß der Grad, bis zu welchem die menschliche Würde entartet war, als Maßstab für das Verdienst eines Mönches galt.

# Inhalt des ersten Bandes.

## Erstes Kapitel.

### Die Natur wird durch Gesetze regiert.



## Zweites Kapitel.

### Europa. Seine Topographie und Ethnologie. Seine anfängliche Art zu denken und die fortschreitenden Veränderungen desselben, wie sie sich im griechischen Zeitalter der Leichtgläubigkeit zu erkennen geben.

## Drittes Kapitel.

### Seitenblick auf die hindostanische Theologie und die ägyptische Civilisation.



## Viertes Kapitel.

### Griechisches Zeitalter des Forschens. Aufschwung und Verfall physikalischer Speculation.

## Fünftes Kapitel.

### Griechisches Zeitalter des Glaubens. Aufschwung und Verfall der ethischen Philosophie.

## Sechstes Kapitel.

### Griechisches Zeitalter der Vernunft. Aufschwung der Wissenschaft.



## Siebentes Kapitel.

### Griechisches Zeitalter des geistigen Verfalles. Erlöschen griechischer Philosophie.

## Achtes Kapitel.

**Seitenblick auf die Geschichte und die philosophischen Einflüsse Roms. Vorbereitung zur Wiederaufnahme der Untersuchung über den intellectuellen Fortschritt Europas.**



## Neuntes Kapitel.

**Das europäische Zeitalter des Forschens. Die zunehmende Abweichung der Meinungen durch Einsetzung von Concilien und die Concentrirung der Macht in einem Papste geschlossen. — Entstehen, frühzeitige Abweichungen, Kämpfe und schließliche Einführung des Christenthums.**

## Zehntes Kapitel.

### Das europäische Zeitalter des Glaubens. Zeitalter des Glaubens im Osten.

## Eilftes Kapitel.

### Verfrühtes Ende des Glaubenszeitalters im Osten. Die drei Angriffe der Vandalen, Perser und Araber.



## Zwölftes Kapitel.

### Das Zeitalter des Glaubens im Westen.

## Dreizehntes Kapitel.

### Seitenblick auf den Uebergang der Araber zu ihrem Zeitalter der Vernunft. Einfluß medicinischer Ideen durch die Nestorianer und Juden.



## Vierzehntes Kapitel.

### Das Zeitalter des Glaubens im Westen.

(Fortsetzung.)

### Bilderdienst und Mönche.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.